Ein Jahr in Italien.

Von

Adolf Stahr.

II.

Luft, Freude, Theilnahme an den Dingen iſt das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt. Alles andere iſt eitel und vereitelt nur!

Goethe.

Oldenburg, 1848.

Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung.

(W. Berndt.)

Seinem Freunde

Ludwig Mosle

Großherzogl. Oldenburg. Obersten und Regimentskommandeur, Ritter ꝛc.

widmet

diese Erinnerungen an das schönste Jahr seines Lebens, im Gedenken an zahlreiche Beweise treuester Lebenstheilnahme, voll dankbarer Freundschaft

Adolf Stahr.

Inhalt.

		Seite
I.	Villeggiatur in Sorrent. (Schluß.)	1
	Ein neapolitanisches Schulbuch	22
II.	Vierzehn Tage in Sizilien	75
III.	Letzte Tage in Neapel	151
	Das Piedigrottenfest	159
	Das pompejanische Mosaikgemälde der Alexanderschlacht	171
	Luigia Sanfelice	189
IV.	Ein Winter in Rom	205
	Ein Oktoberfestabend in Rom	214
	Der letzte Aufstand in der Romagna und das Journal des Debats	232
	Architektonische Physiognomie des heutigen Roms	264
	Die Farnesina	319
	Klima und Luft von Rom	337
	Ein römisches Volksbuch	375
	Das Lottospiel im Kirchenstaate	383
	Die Landschaftsmalerei der Alten	410
	Atelierwanderungen	420
	Moderne Landschaftsmalerei	453
	Das römische Karneval von 1846	479

I.

Villegiatur in Sorrent.

(Schluß.)

Sorrent, den 13. August.

Gestern haben wir Capri besucht. Das schönste Wetter begünstigte unsere Fahrt, und es war noch früh am Morgen, als unsere kleine bunte Barke an der Marine der Insel landete. Die blaue Grotte empfing uns bei hellem Himmel und ruhigem Meere mit dem ganzen Zauber ihrer oft beschriebenen Schönheit, welche doch von der Wirklichkeit noch übertroffen wird. Ein kleiner platter Nachen führte uns durch die runde schmale Oeffnung, die den Eingang in dieses Heiligthum der Farbenmagie bildet. Freund Mayer hat die Wunder dieses Orts in seinem „Neapel" so sorgfältig beschrieben, daß ich mich jeder Schilderung enthalten darf. Für die Intensität dieses flammenleuchtenden Azurs hat ohnehin die Sprache ebensowenig Ausdruck, als die Kunst des Malers hinreicht, um auch nur ein schwaches Bild davon wiederzugeben. Unsagbar schön war die Wirkung, als einer der Ruderer, ein Bursche von achtzehn Jahren, nackt in das Wasser tauchte, und die schöne Körpergestalt wie von Brillantfeuer umflossen in dem azurnen Elemente dahin schwamm. Wir konnten uns Glück wünschen, es mit unserer Tour so gut getroffen zu haben, denn nur bei hellstem Wetter und stiller See, und zwar Morgens, zeigt sich die Grotte in aller ihrer Schönheit. Bei bewegtem Meere ist ohnehin der Eingang nicht möglich.

Die Ruinen des Palazzo del Timberio, wie sie das Volk nennt, liegen auf der Südwestspitze der Insel, wohl tausend Fuß über dem Meere. Die hier aufgefundenen kostbaren Säulen, Statuen, Mosaiken, Gemmen sind in die Museen, Kirchen und Paläste Neapels verwendet. Wir sahen nur noch die aufgedeckten Gewölbe, Kammern und Bilder des Erdgeschosses mit ihrem Marmor- und Mosaikfußboden, und mit Spuren alter Malerei. Auf der Höhe dieser meerumbrandeten Einsamkeit, von wo der Blick die Golfe von Salerno, Neapel und Gaeta und das offene Mittelmeer beherrscht, verlebte der räthselhafteste Tyrann, der drei und zwanzig Jahre lang, wie eine verderbenschwangere Wolke über der römischen Menschheit lastete, die letzten Jahre seines gräuelvollen Daseins, im Schooße aller Lüste, von dem Bewußtsein eines Etwas gepeinigt, welches allein im Stande ist, den Genius der Menschheit mit der Möglichkeit einer solchen Erscheinung zu versöhnen.

In einem der Gemächer von Weingerank und Feigenbäumen umwuchert, führten ein Paar bunt geputzte Mädchen, unter Aufsicht einer weinschenkenden Alten die Tarantella auf, trotz der ungeheuren Mittagsgluth, welche die Augustsonne auf unsere Scheitel herabsendete.

Anacapri, der östliche Theil der Insel, ist rauh und unfruchtbar. Auf einem beschwerlichen Treppenwege, von etwa vierhundert Stufen, steigt man zu dem kleinen Neste empor, welches oben auf dem unwirthbaren Felsen horstet. Die Aussicht ist jedoch minder schön, als die von den tiberischen Ruinen. Weinbau, Fischerei und der Wachtelfang, welcher in einigen Wochen beginnt, sind die Hauptnahrungszweige der Bewohner Capris, neben den Fremden, welche hier, wie überall in Italien eine stehende Rente bilden. Der weiße Capriwein ist angenehm und feurig, und bewies an den Gefährten seine begeisternde Kraft, als wir, des Umhersteigens müde, in dem Giuseppo's Albergo uns zur wohlbesetzten Tafel niederließen. Hier ist das Hauptquartier der wandernden Maler, und schwerlich giebt

es in ganz Italien einen Ort, der mehr geeignet wäre, zum behaglichen Weilen einzuladen, als diese reizende Villa mit ihren Palmen, über deren Häupter der Blick nach allen Seiten das schönste Meer der Welt überschaut. Erst spät gedachten wir der Heimfahrt, und da wir wegen völliger Windstille den ganzen Heimweg rudernd zurücklegen mußten, ward es fast Mitternacht, ehe wir an der Marine von Sorrent landeten. Nur kurze Zeit blieb die Luft warm nach Sonnenuntergang; dann stellte sich ein Nebel ein, dessen nasse Kälte mich die Wohlthat eines mitgenommenen Mantels segnen ließ.

Die Einnahme von Capri im Jahre 1808, ist eine der glänzendsten Waffenthaten meines Lieblings Colletta, in dessen Geschichte Neapels ich sie heute mit großem Vergnügen wieder gelesen habe, nachdem ich gestern den Schauplatz desselben selbst in Augenschein genommen habe. Die Engländer hatten sie im Jahre 1806, nach schwachem Widerstande erobert, und dem berüchtigten Sir Hudson Lowe ihre Behauptung übertragen, der indessen bei dieser Gelegenheit bewies, daß er zwar ein guter Polizeiknecht, aber ein schlechter Soldat sei. Der ungestüme Mürat konnte die Schmach nicht ertragen, von der Loggia seines Palastes das englische Banner auf seiner Insel flattern zu sehen. Zweimal hatte sein Vorgänger, König Giuseppe, sie wiederzunehmen versucht, und beide male war das Unternehmen schmählich mißglückt. Mürat vertraute dasselbe dem kühnen und unternehmenden Colletta, dem fähigsten Offizier des neapolitanischen Heeres, der den Plan entwarf, und ihn unter Lamarques Oberbefehle mit eben soviel Geschicklichkeit als Unerschrockenheit ausführte. Zwei Scheinangriffe mit Kanonenböten auf den Hafen und die Marine, maskirten einen dritten gegen die Felshöhen von Anacapri gerichteten Hauptangriff. Hier erstiegen auf zusammen gebundenen Leitern nach und nach fünfhundert kühne Männer unter dem jungen Colletta einen Theil des jähen Felsenabsturzes, und obschon ein sich erhebender heftiger Sturmwind

weitere Landungen und Verstärkungen zunächst unmöglich machte, und das feindliche Feuer von der Höhe herab, den vierten Theil der kleinen Schaar tödete oder verwundete, gelang es den übrigen doch in der Nacht, die Höhe des Felsenkammes zu erreichen. Sie schlugen die ihnen entgegen geschickten Truppen, eroberten das Fort von Anacapri, und machten doppelt soviel Gefangene, als ihre Anzahl betrug; und trotz der zu Hülfe eilenden englischen Kriegsschiffe, vollendeten sie in den nächsten Tagen die Eroberung der ganzen Insel. Es ist ein antiker Zug in Colletta's Schilderung, dieser kühnen und glänzenden Waffenthat, welche ihm den Weg zu den höchsten Ehren und Würden bahnte, daß er seiner selbst nicht dabei erwähnt, und seine Theilnahme nur durch das einfache „wir" der Erzählung andeutet. Nur durch die nach seinem Tode von den Herausgebern des Werks demselben beigegebene biographische Skizze des ausgezeichneten Mannes erfährt man, daß er die Seele der ganzen Unternehmung war, wie er von da an mit den wichtigsten Kriegs- und Friedensunternehmungen von dem dankbaren Könige betraut wurde.

Den 14. August.

Seit heute Morgen bin ich ganz einsam in Sorrent. Zwei meiner Reisegenossen sind schon früher nach Neapel zurückgegangen, und heute ist ihnen auch der Bildhauer A. Wolf gefolgt. Als ich diesen grundedlen, reinen und liebevollen Menschen zum letzten Abschiede die breiten Stufen zur Marine hinabbegleitete, wo die Barke seiner harrte, lief es mir heißzuckend über das Herz.

Dies italische Reiseleben, wo fast jeder Tag Erlebnisse und Erfahrungen eines Monats zusammenhäuft, wo man mit neuen Bekannten gemeinsam die wunderbarsten Umwandlungen früher gehegter Vorstellungen und Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen

erlebt, wo täglich an die Stelle bisheriger Abstraktionen lebendige Wirklichkeiten treten — solch ein Stück gemeinsamen Lebensweges verbindet schneller, inniger, und wie ich hoffe, dauernder als ein Menschenalter gleichgültigen Nebeneinanderhintrottens im gleichförmigen Gange des Alltagslebens. Die Offenheit und Naivetät, die Fülle des Characteristischen und Individuellen in den Menschen, ihrem Leben und Treiben um uns her, das Unverhüllte, Nackte der geistigen nicht minder so vieler körperlichen Erscheinungen — das Alles hilft auch uns zur Ueberwindung der uns künstlich anerzogenen Schranken, zum Abwerfen all' des getünchten künstlichen Vorputzes hohler Formen und falscher Rücksichten. Die Luft der Freiheit giebt den Muth der Freiheit. Unsere Vergangenheit reicht für den neuen Genossen der neuen Gegenwart nicht über das Gestern hinaus. Wir haben ihre Kette abgestreift, und vergessen fröhlich, daß sie, um den Pfahl gewickelt, des Rückkehrenden harrt. Eine Art von Urzustand, ein Urverhältniß zu Menschen beginnt. Man stößt das Widerwärtige, Unzusagende rückhaltloser, schärfer, aufrichtiger ab, während man sich dem Gemäßen und Zusagenden dafür um so offner, wärmer und freier hingiebt. So ist mir das kurze Zusammenleben mit dieser schönen, reinen, von keiner modernen theoretischen Kultur berührten, nur durch das Leben, durch Anschauung und Nachbildung des Schönen gebildeten Künstlernatur wie ein klarer Spiegel gewesen, aus welchem mir jede Erscheinung und Gestalt des Menschlichen und Schönen, das wir zusammen schauten und genossen, rein und klar wiederstrahlte. Nun ist er fort, und ich habe ihm nachgesehen, bis die Barke, die ihn nach Neapel führte, nur noch als ein Punkt auf der azurnen Fläche erschien. Da er direkt nach Rom geht, nimmt er meine letzten Tagebuchbriefe für Dich mit, denn hier in Sorrent ist es mit dem Postwesen trübselig bestellt. Es existirt nämlich gar kein Postbureau, sondern man vertraut seine Briefe irgend einem Marinar an, der mit der Marktbarke nach Neapel fährt. Da seine Brieftasche das Hemd oder die Schärpe ist, so

sind die Briefschaften nicht allzu sicher verwahrt, auch wenn er sonst ehrlich oder weniger vergeßlich, als die meisten seiner Landsleute dieselben in Neapel richtig an den Banquier oder an die Post befördert Versäumt er z. B. sich von der Post die Quittung geben zu lassen, welche man für jeden Brief erhält, so stecken die Postbeamten das Porto ein, und unterschlagen den Brief gefahrlos. Briefe hierher, kann ich gleichfalls nur so erhalten, daß ich täglich den Marinar mit einer schriftlichen Anfrage an meinen Banquier Menricoffre nach Neapel sende. Das Alles ist langwierig und unsicher. Das Briefpostwesen ist überhaupt in Neapel, wie in ganz Italien in der schmählichsten Verfassung. So kann z. B. jeder sich auf der Post, ohne alle Legitimation jeden beliebigen Brief abfordern, wenn er nur das Porto bezahlt, und in Rom und Florenz ist es nicht anders. In Florenz werden die Briefe gar nicht einmal ausgetragen, sondern es muß sie jeder selbst holen. In Rom, wohin die meisten Briefe an das Café Greco, oder delle belle arti adressirt werden, liegen deren täglich Dutzende in einer Büchse, aus der sich gegen Portozahlung an den Bottega, jeder seinen oder eines andern Brief herausnehmen kann. Ist Romandichtern als Motiv zu allerhand Intriguen und Verwickelungen zu empfehlen. Von Neapel erzählt man, daß früher auf der Post die nicht abgeforderten Briefe zur Deckung des Porto an Neugierige meistbietend verkauft wurden, was, so fabelhaft es klingt, mir doch gar nicht unglaublich vorkommt.

Den 16. August.

Nachmittags war ich zu einem großen Feste der Mutter von von der Gnaden nach Massa hinübergeritten. Es war denn wirklich una bellissima festa im italienischen Sinne. Massa liegt im Abhange einer üppig angebauten Felsschlucht, jenseits des Gebirgs-

rückens, welcher Sorrent südlich umschließt. Die Gärten und Häuser des Städtchens sind von engen steilab, nach dem Meere zulaufenden, hie und da getreppten Gassen durchschnitten. Nicht weit von dem immer noch mehrere hundert Fuß über dem Meere sich erhebenden Felsenrande liegt das Franziskanerkloster mit der Kirche der Madonna. In den Gassen wogte es lebhaft auf und ab. Die Bewohner der ganzen Umgegend, vom Gebirge von St. Avata Sorrento, von Capri, Gragnano her, waren im höchsten Feststaate zu schauen. Die Weiber, alte und junge, hübsche und häßliche, alle Finger der dicken braunen Hände mit halben Dutzenden von goldnen Ringen bis an und über die Knöchel besteckt, Kopf, Hals und Brust mit goldenen Ketten und Schaumünzen, Spangen und Busennadeln, und sonstigem Geschmeide gezieret. Das Volk hat eine wahre Manie für Schmuck von Silber, Gold und Edelsteinen. Ich sah Ohrgehänge von getriebenem Goldblech, mit Perlen dicht besetzt, und mit rothen, blauen und grünen Steinen geziert, ziemlich eine Hand breit und nicht minder lang. Selbst solche, deren übriger Aufzug Armuth verrieth, trugen doch wenigstens ein oder das andere Stück solchen Geschmeides an sich, das zu dem lumpigen geflickten Anzuge einen wunderlichen Kontrast bildete. Was es besitzt, will dies Volk an sich tragen und sich daran erfreun. Diese Vorliebe für das Gleißende fand ich auch bei den Weibern im Kirchenstaate. Die Gesichtsbildung fand ich fast durchgehends unschön, schwarzbraune Farbe, stumpfe unregelmäßige Gesichtszüge, kein Vergleich gegen die schlanken, hohen, stattlichen Schönheiten des Albanergebirges. Nur eine Calabresin machte eine Ausnahme. Kleine Füße in gelbumschnürten Sandalenschuhen, hochgeschürzter Rock mit bunten Falbeln, das Kopftuch schimmernd weiß über dem braunem Gesichte mit dem rabenschwarzen Haare, über der schön geformten Oberlippe der bläuliche Flaumenanflug, der die Frauen des Südens auszeichnet, so schritt sie rasch und nervig an mir vorüber, ganz das Bild eines ächten Räuberweibes, die selbst wohl

die lange Flinte zu handhaben weiß, wenn die Carabinieri den Mann verfolgen, in die Schlupfwinkel des wilden Gebirgs. Und der ihr so stattlich zur Seite schritt, mit dem kostbar verzierten albanesischen Gewehr auf der Schulter, das Messer in der bunten Schärpe, war mir auch hier auf dem Feste zu Massa lieber, als auf der waldigen Höhe des Monte Sant Angelo oder auf der öden Ebene von Pästum.

Vor der Kirche, von derem First herab die gewaltige Festfahne mit dem Bilde der Madonna wehte, welche der heilige Franziskus anbetet, ging es indessen lustig zu. Eis- und Limonadenverkäufer, welche dicht vor den Kirchthüren ihren kühlen Kram aufgeschlagen hatten, Kuchen- und Fruchthändler deren Buden unmittelbar daneben standen, überschrieen einander im Anpreisen ihrer Waare, und wurden noch überboten von ein Paar schwarzen Kerlen, mit ächten Schmugglerphysiognomien, welche bunte Tücher und strahlendbunte Gewandstoffe feil boten, denn mit dem Feste der Heiligen war wie gewöhnlich ein Jahrmarkt verbunden, und allerlei Kram an Geschirr und Hausrath, Schmuck und Tand und Kinderspielzeug luden die Gläubigen zum Kaufen ein. Unmittelbar neben diesem schreienden und lärmenden Weltwesen, durchdröhnt von dem Brausen des Tamburin, und von dem Jauchzen angetrunkner Marinari, lag in der Kirche selbst eine große Schaar von den Gläubigen im Gebet auf den Knieen, andere hatten auf Stühlen Platz genommen welche für Rechnung der Madonna um ein Paar Gran vermiethet wurden, andere schlenderten in der wie ein Tanzsalon bunt geschmückten Kirche umher. Auch Hunde fehlten nicht, die zuweilen im Gedränge getreten, oder mit einander in Streit gerathend, ein kleines Zwischenspiel aufführten, um das sich aber Niemand sonderlich kümmerte. Alle Altäre waren mit Kleinodien reich geschmückt, wächserne Votivglieder, und farbige Votivbilder bedeckten die Wände der Kapellen. Zu einer derselben strömte der Hauptzug der Menge; dort theilte ein Bruder Franziskaner das Bild der heiligen Mutter

Gottes von Massa in schlechtem Steindruck aus. Plötzlich erscholl von draußen her lustige Marschmusik, und eine uniformirte Musikbande zog unter dem Jubel der Menge mit klingendem Spiele in die Kirche ein, nahm Platz auf einer Tribüne, und begleitete von dort herab sehr muntere Gesangstücke, welche von einem Quartett von Sängern vorgetragen wurden. Es war ein äußerst heiterer Anblick, und die Franziskaner in ihren braunen Kutten mit den weißen Strickgürteln sahen ganz behaglich und glückselig darein.

Draußen wurden unterdessen die Anstalten zum Feuerwerke getroffen, mit welchem jedes Kirchenfest in Italien verherrlicht zu werden pflegt, und in dessen Ausführung sich die verschiedenen Kirchen und Brüderschaften einander zu überbieten trachten. Denn von dem Ausfalle des Feuerwerkes hängt hauptsächlich der Ruf des Festes ihrer Heiligen ab. Ich ging in eine der vielen Massarien (Baumgärten), in denen auf rohen Holztischen rothe Wassermelonen, Limonen, Orangen, Trauben, Feigen und andere Früchte feilgeboten wurden. Zechende Gruppen saßen in den offenen Vorhallen der Häuser oder im Schatten der Lauben. Fern ab von dem Getreibe auf einem Platze mit der freien Aussicht auf das Meer ließ ich mir einen Becher Sorbetto bringen, und gab meinen Gedanken Audienz. Eine tiefe Traurigkeit kam über mich mitten in der bunten Umgebung dieses Festes. Ich sah nur die völligste Geistesleerheit, den rohesten Fetischismus die Stelle der geistvollsten Religion einnehmen. Es war mir nicht möglich, dieses Volk und sein Behaben nur als bunte Puppen für mein romantisches Vergnügen zu betrachten, wenn ich bedachte, daß dieses Vergnügen doch nur in Folge des größten Egoismus genossen werden kann. Ich konnte mich an einer Wirklichkeit von Zuständen nicht erfreuen, deren Rückführung über mein Volk, an welcher die Trierer Rockmänner so tapfer arbeiten, ich als das größte Unglück ansehen mußte.

Was dieses neapolitanische Volk und den Verkehr mit ihm uns Fremden so angenehm und interessant macht, ist das heiter

Menschliche und höflich Zuthunliche, dessen Schein es vor dem unsrigen voraus hat. Aber man vergesse nur nicht, daß dieser Vorzug zum guten Theil auf der Schwäche des Südländers; das Rauhe, Abstoßende unseres Volkes auf der Stärke desselben beruht. Hier bei dem gemeinen Neapolitaner ist jede Widerstandskraft fast völlig gebrochen, die wesentliche Erniedrigung, in welcher er lebt, fühlt er nicht. Blinder Sklave seiner Götter, d. h. seiner Priester, widerstandsloser Sklave seiner Regierung, schützen ihn doch sein milder Himmel und die Fruchtbarkeit seines Landes und Meeres vor derjenigen Noth, welche mit geballter Faust und geschwungnem Schwerte beten lehrt. Wo diese äußerste Noth etwa an den Einzelnen; den Armen, Alten, den Schwachen und Krüppel kommt, da gewähren die religiösen Institute in ihrem eignen Interesse wenigstens einige Aushülfe durch Almosen. So hat das niedere Volk hier nicht das verbitterte, neiderfüllte, verbissene Gefühl, mit dem wohl ein großer Theil unserer Proletarier zu dem Wohlhabenderen, Reicheren und Vornehmeren finster aufschielt. Zudem ist auch die geistig trennende Kluft zwischen den Ständen weit geringer. Aber der Stahl ist aus dem Blute dieses Volkes verschwunden, und die Dumpfheit seiner Geistesknechtschaft, die tiefe Entwürdigung des religiösen und sittlichen Bewußtseins, der völlige Mangel an aller Innerlichkeit, an allem geistig Gehaltvollen wird doch für den Beobachter um so peinlicher, je hoffnungsloser diese Zustände und je unabsehbarer die Zeit erscheint, wo dieser äußerlich beglückteste und begabteste Theil der Menschheit zu seiner menschlichen Bestimmung zurückgeführt sein wird. Die große Weltbewegung der französischen Revolution hat einmal einen Ruck gethan, um mit dem Hebel der Idee die Bergeslast der Roheit und des Materialismus hinwegzuwälzen. Aber es war eben nur ein Ruck, und jetzt übergrünt schon wieder das Moos die Stelle, wo der Felsblock ein wenig aufgelüftet wurde. Da liegt vor mir eine Kupfermünze, die mir der Wirth der Bottega herausgegeben; darauf ein Stab-

bündel mit dem Richtbeile, gekrönt von einer Freiheitsmütze, und die Umschrift lautet: Republica Napoletana! Republick Neapel! O Himmel, welch ein Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlt! Und wann ist sie geprägt? Anno settimo della liberta (1799)!

Und doch soll man nicht verzweifeln. Einer der edelsten Söhne Italiens, der Römer Mariotti, seit einigen Jahren in London als Flüchtling lebend, sagt in seiner Charakteristik der Neapolitaner *): Doch darf man nicht vergessen, das dieses campanische Paradies das Land der Erdbeben und Vulkane ist, daß wir auf der Asche halbverloschener Feuer stehen, die plötzlich wieder aufleben und sich entflammen können. Was den Neapolitanern an Erziehung und Bildung fehlt, ersetzen sie durch angebornen Geist und Scharfsinn. Was in andern Ländern die Frucht langer Erfahrungen und langen Studiums ist, ist bei ihnen das Erzeugniß plötzlicher Kraftanstrengung. So entwickelten in den letzten Verschwörungen der Carbonari die untersten Klassen eine Schnelligkeit des Begreifens, eine Klugheit und eine Kraft, die nur besser geleitet zu werden brauchten, um zu den glücklichsten Erfolgen zu gelangen. Denn in den römischen und neapolitanischen Staaten steht die Masse physisch und moralisch über den vornehmen Klassen, weil diese Trasteveriner und Lazaroni das sind, was sie zu sein scheinen, die ächten Nachkommen der Griechen und Römer, während der Adel von Normannen und andern fremden Völkern abstammt, die, in ein milderes Klima versetzt, entarteten, und ihre ursprüngliche Kraft verloren.

*) L. Mariotti: Italien in seiner politischen und literarischen Entwickelung und in seinen gegenwärtigen Zuständen. Deutsch von B. Seybt. Leipzig 1846.

Den 17. August.

In meinen Wirthsleuten lerne ich das hiesige Volk von der liebenswürdigsten Seite kennen. Aufmerksam, liebevoll gastlich, naiv wie die Wilden, thun sie mir alles, was sie mir an den Augen absehen können, und dabei ohne eine Spur von Eigennutz und Habgier. Merken sie, daß ich in meiner Einsamkeit traurig bin, so kommt Alles zu mir herauf, mich zu erheitern. Es wird der Tamburro gespielt, Tarantella getanzt und Volkslieder gesungen, die ich freilich nur halb verstehe, weil sie durchaus im neapolitanischen Dialekte sind. Und wäre ich zehnmal reicher als ich arm bin, ich möchte nicht in einem der großen Gasthöfe leben, wo man eben nur das überall Gewohnte wiederfindet. Auf meiner Loggia ist es so schön, daß ich gar nicht ausgehen mag. Schon aus meinem Zimmer habe ich die freieste Aussicht, und der Vesuv guckt mir beim Schreiben immer zum Fenster hinein. Trete ich dann aus der Thüre, so bin ich auf der zimmerbreiten Loggia, und über meinem Zimmer bildet das platte Dach gleichfalls eine solche. Ich sehe über die endlose Breite der Orangengärten hinweg geradeaus aufs Meer, auf den Vesuv und seinen Städtekranz, auf Neapel, Procida, Kap Misene, Ischia. Heute ist das freilich Alles von Dunst umflort, wie denn überhaupt seit den letzten Tagen das Wetter sich ungünstig zeigt. Die Luft, obschon etwas bewegt, doch schwer und nervenbelastend, die Farben gebrochen, das Meer oft grau und bleifarben, Vesuv und Somma in Wolkenkappen — es ist ein bruttissimo Scirocco! Ein Paar Regengüsse Nachts haben nicht erfrischt, obschon das Wasser stromweise durch die engen Weinbergsgassen schoß. Am andern Morgen war alles wieder Staub.

Vorgestern in Massa habe ich die ersten Trauben gegessen, große Muskateller, aber noch nicht ganz reif. Melonen, Pfirsich, Birnen, Feigen täglich. Honig, den mein Handbuch von Sorrent rühmt, habe ich noch nicht auftreiben können. Meine Wirthsleute

verſtanden komiſcher Weiſe nicht einmal die Ausdrücke (mele, Honig, fave, api pecchie, Honigwaben, Bienen), mit denen ich ihnen mein Verlangen deutlich zu machen ſuchte. Erſt ein neuangekommener Gaſt des Hauſes, ein neapolitaniſcher Advokat, half ihnen auf die Sprünge. Aber ſie wußten von ihren Bekannten Niemand, der Bienenzucht treibe, und jener ſagte mir, daß dieſe „bella industria“ wohl in Calabrien, aber nicht in Sorrent zu Hauſe ſei. Jungs haben aber doch in ihrer Cocumella durch ihren Mulattiero eine Honigquelle ausfindig gemacht, und mich in den Stand geſetzt, Dir zu melden, daß der Honig von Sorrent vortrefflich und an würziger Süße unvergleichlich iſt. Reisſuppe, Maccaroni, Fiſche, Fritto, Milch und Obſt, Abends vortrefflicher Lattuga; da haſt Du meinen täglichen Küchenzettel, den ich alle Tage ſelbſt machen muß. Denn jeden Morgen weckt mich Antonio, der dreizehnjährige Sohn der Signora Roſa la Magra, mit ſeinem: Signor 'cellenza! dice Mama: che volete pranzare? Wenn ich nicht beſtimme, ſind ſie unglücklich und klagen, daß es mir nicht bei ihnen gefalle. Dieſer Antonio iſt der geſcheuteſte, ſanfteſte, anſtändigſte Knabe, und mein Diener, Begleiter, Führer, Rathgeber und Freund auf allen meinen Wegen und Stegen, zuverläſſig, treu, beſcheiden, uneigennützig und von unglaublicher Dienſtfreudigkeit. Er iſt leider kränklich und wird wohl einmal Mönch werden, wie die Mutter meint. Der Vater iſt apparatore, d. h. Kirchenausſchmücker bei den zahlreichen Feſten, und der älteſte Sohn hilft ihm in dieſem Geſchäfte. Sie ſind oft halbe Wochen lang abweſend, da ihre Geſchicklichkeit auch in der Umgegend ſehr geſucht iſt.

Geſtern Abend von einem Spaziergange heimkehrend fand ich in dem Treppenhauſe vor dem Bilde der Madonna alle Hausbewohner groß und klein verſammelt, um der Madonna den Roſario zu ſingen. Die Mutter, welche mich wegen lange ausbleibender Briefe bekümmert geſehen, trat zu mir heran und ſagte: „Signor, wir wollen heute der Madonna den Roſario für Euch ſingen, daß

sie Euch bald gute Nachrichten von den Eurigen schenke. Seid gewiß, sie wird gnädig sein.“ Als ich wieder hinabkam, fand ich den kleinen Altarsims vor dem Bilde der Madonna, die ihnen ein deutscher Maler al Fresco in die Nische gemalt hatte, mit bunten Papierlaternchen erleuchtet und mit Blumensträußen, Flittergold und Kränzen geschmückt. Als die geweihte Kerze angezündet war, begannen sie den Gesang. Die im Hause wohnende Gevatterin machte den Vorsprecher und Vorsänger, indem sie die sämmtlichen Mysterien hersagte, wo denn zwischen inne gewisse Refrains unzählige Male wiederholt abgesungen wurden, in welchen Gesang Groß und Klein in der schreienden, hellstimmigen Weise unserer Kindergesänge einfiel:

O Santa Maria,
Madre di Dia,
Prega per noi peccatori
Adesso e al ora
Della nostra morte!

Es war ein köstliches Genrebild, wie sie da alle, Treppenstufen füllend, Groß und Klein, durcheinander saßen, die Vorsängerin oben an, der Hausvater in der Thüre lehnend, die jüngsten Kinder im eifrigsten Singen mit dem Kätzchen spielend, die älteren Mädchen aus der Andacht oft plötzlich mit dem heitersten Gesichte zu mir aufblickend. Durch die offenen Wölbungen der kleinen Halle, deren Inneres einer Kapelle glich, floß das Licht des vollen Mondes, dufteten die Orangen- und Citronenbäume im Abendwinde, der zuweilen die bunten Laternchen vor dem Bilde der Gnadenmutter leise hin und herschwanken ließ. Das stets sich Wiederholende der Responsorien, von dem Gesangrefrain: O bella Maria! o caro mio Gesù! unterbrochen, das Eintönige der Gebete hatte etwas in den Schlaf Wiegendes, wie das Plätschern einer Fontaine, oder wie fernes Bienengesumme am Sommernachmittage, und bald lagen die Kleinen in Schlaf gewiegt auf den Treppenstufen, während der Säugling an der Brust der Mutter schlief. Die lateinischen Gebete

verſtandlos mit barbariſcher Ausſprache hergeſagt oder geſungen hatten etwas Fascinirendes, das wie Zauberei und Beſchwörung klang. Das Ganze dauerte ziemlich eine Stunde, dann brannten die Kinder ein Spielfeuerwerk zu Ehren der Madonna ab, ganz wie bei einem großen Kirchenfeſte. Und nun das Beſte zum Schluſſe: heute Nachmittag ſtürzt die ganze Familie mit lautem Jubelgeſchrei zu mir herauf: una lettera pel Signore! una lettera. Richtig! der Marinar bringt das langerſehnte Briefpaket von Meuricoffre, welches ſchon einmal vergebens den Weg nach Sorrent gemacht hatte. Das Mirakel iſt geſchehen, die Familie entzückt und die Madonna wird dafür heute Abend einen neuen Roſario dargebracht erhalten, wozu ich eine Kerze ſpende. Nun ſage mir Eins, man ſoll kein Wunder glauben.

Den 18. Auguſt.

Taſſos Geburtshaus iſt jetzt ein prächtiger Gaſthof. Unfern davon liegt ein anderer, die Syrene genannt, und neben dieſer bezeichnenden Nachbarſchaft erhebt ſich das ſtolzprangende Kloſter der Jeſuiten gelbſchimmernd auf der Felſenhöhe am Meere. Als ich heute Abend mit dem Michelet (du prêtre, de la femme et de la famille) in der Hand auf der Steinterraſſe vor demſelben ſaß, zogen ein Dutzend ſeiner Bewohner, meiſt jugendliche Geſtalten mit feinen, blaſſen Geſichtern unter den breiten, ſchwarzen Hüten, die Arme in ihre weiten, ſchwarzen Roben gewickelt, an mir vorüber, Paarweiſe, doch ohne mit einander zu ſprechen, obſchon ſie die Lippen bewegten. Es waren Gebetübungen, die ſie in ſich hineinmurmelten, als hätten ſie geahndet, welch ein Zauberbuch zur Beſchwörung dieſes finſteren Nachtſpuks der Foreſtiere in ſeiner Hand hielt. Wenn man in Italien lebt, und die ungeheuren Anſtrengungen, die unglaubliche Fülle der Mittel, die Macht und den Einfluß dieſer Jünger Loyola's unverhüllt zu ſchauen Gelegenheit

hat, so begreift man die Wichtigkeit der französischen Kämpfe und den Werth einer solchen Schrift, deren Lectüre mich in diesen Tagen lebhaft beschäftigt hat. Die Jesuiten und ihr Schicksal sind der politische Barometer für Neapels Geschichte. Unter Karl I., oder vielmehr unter seinem Minister Tanucci, der den Staat aus der Knechtschaft der Kirche zu emanzipiren strebte, wurden sie zuerst in ihren Vorrechten beschränkt (1741); dann ein Vierteljahrhundert später aus dem Reiche gejagt. Portugal, Spanien und England waren vorangegangen, Neapel folgte. Die Maßregeln waren so gut getroffen, daß in einer einzigen Nacht, vom 3. zum 4. November 1767, alle Klöster und Kollegien im Umfange des ganzen Reiches von Militair besetzt, und der gesammte Orden, selbst die Schüler und dienenden Brüder, auf bereitgehaltene Schiffe gebracht und nach Terracina im Kirchenstaate geführt wurden. Die Gesellschaft Jesu ward im Reiche beider Sizilien durch königliches Edikt für ewig aufgehoben erklärt, ihr Vermögen konfiscirt und ihre Güter eingezogen. „Diese Vertreibung," sagt Coletta, „erregte Trauer bei allen Heuchlern und Schelmen, Freude bei allen Einsichtsvollen, Gleichgültigkeit bei der Masse und Jubel bei der übrigen, längst auf die Jesuiten neidischen Geistlichkeit*)." Mit einem Theile des gewonnenen Geldes wurden öffentliche Schulen gegründet, Freischulen für die Armen, Waisenanstalten, Handwerksschulen und Arbeitshäuser errichtet, und andere nützliche und wohlthätige Einrichtungen begründet. Dennoch war es den Vertriebenen gelungen, große Summen und viele Kostbarkeiten zu retten. Nach der kurzen Revolution von 1799 stellte Ferdinand die vertriebenen Bundesgenossen des Despotismus wieder her**), und Pius VII. bestätigte in einem Breve („per secondare i desiderii di S. M. Fernando") ihre Klöster und Kollegien. Unter der französischen Regierung konnten

*) Storia del reame di Napoli I., S. 87—89 der Pariser Ausgabe.
**) Coletta a. a. O. I., S. 278 ff.

sie nicht aufkommen; und ihre vollständige Restitution geschah erst im Jahre 1821, als der meineidige Ferdinand nach Unterdrückung der konstitutionellen Bewegung in sein Reich zurückkehrte. Seine erste Handlung war, daß er den Jesuiten alle ihre alten Sitze, Güter und Reichthümer wiedergab, und den Unterricht wieder in ihre und des Klerus Hände legte. Jetzt sind beide wieder allmächtig in Neapel. Der König ist ganz in den Händen seines Beichtvaters, der ihm täglich Beichte hört. Was ich von gutunterrichteten Leuten über die Zustände der inneren Verwaltung Neapels erfuhr, ist trostlos. Betrug und Bestechlichkeit gehen durch alle Zweige bis zu den höchsten Stellen. Die Subalternen sind ohnehin durch ganz erbärmliche Besoldung sämmtlich auf dergleichen angewiesen. Einmal ward dem Könige denunzirt, daß der Director der großen Waisenanstalt die Kinder fast verhungern lasse. Er überzeugte sich und jagte den Spitzbuben fort. Allein dieser wußte mit großen Opfern den Beichtvater des Königs zu gewinnen, der dem letzteren die Zerknirschung des Beungnadeten so wirksam schilderte, daß bald darauf die Wiedereinsetzung des Betrügers erfolgte, der jetzt seine Sache eben so schamlos weiter fortsetzte. Auf demselben Wege ist es neulich gelungen, den Beichtvater der Königin zu stürzen, der auf ihren Befehl derselben wahrheitgemäß grobe Mißbräuche berichtet hatte, welche in einer wohlthätigen Anstalt herrschten, deren Beschützerin die Königin ist. Den Jammer und die Gräuel der Findelhäuser, aus dem sich jedermann ein Kind holen kann, hat neulich ein junger Neapolitaner in einem Romane geschildert. Aber dieser wurde sofort konfiscirt, und der Verfasser schmachtet im Gefängnisse. Das Schulwesen ist im allerkläglichsten Zustande, doch das ist ein Gegenstand, über den ich später im Zusammenhange berichten will. Die goldene Zeit des Unterrichtswesens in Neapel war unter der Regierung Tanucci's in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo Staatsmänner wie Caracciolo, Palmieri, de Gennaro Galliani, und Gelehrte wie Filangieri,

Pagano Galanti, Conforti und Antonio Genovesi im Sinne der Bildung und Aufklärung wirkten. Es ist Thatsache, daß Neapel gegenwärtig in diesem Bezuge weit hinter jener Zeit zurücksteht. Die Vertreibung der Jesuiten gab den Reformatoren die Mittel zu ihrer Wirksamkeit. In allen Gemeinden wurden Volksschulen errichtet, in jeder Provinz eine Erziehungsanstalt für die Vornehmeren, deren Lectionsplan unter zwölf Vorlesungen nur zwei für Religion, alle übrigen für Sprachen und Wissenschaften festsetzte. In allen größeren und kleineren Städten wurden ähnliche Anstalten gegründet. Der Unterricht war öffentlich. Die Professoren mußten ein Staatsexamen bestehen. Die Bischöfe wurden auf die Direktion ihrer geistlichen Seminarien unter Oberaufsicht des Staats beschränkt, und ihnen jeder Einfluß auf den öffentlichen Unterricht entzogen, versuchte Eingriffe streng zurückgewiesen. Ein Bischof denunzirte einmal beim Ministerium mehrere Professoren wegen nicht gehöriger Beobachtung der Vorschriften des katholischen Glaubens. Er erhielt zur Antwort: für die Lehrer an öffentlichen Schulen sei im Betreff der Religion das einzige Erforderniß, daß sie Christen seien. Ein anderer Bischof verlangte die Schließung mehrerer Lehrstühle in seiner Diözese, weil sie ohne seine Erlaubniß und gegen gewisse päpstliche Bullen erlassen seien. Der König, d. h. sein Minister Tanucci erwiederte: die bischöfliche Erlaubniß sei unnöthig, die Forderung strafbar, und kassirte für immer die Bullen, auf welche sich der Bischof berufen hatte. So begegnete man damals den Uebergriffen der Hierarchie in Italien*)! Die Universität von Neapel, eine Stiftung Friedrich II., welche unter der Wirthschaft der Vizekönige fast völlig zu Grunde gegangen war, blühte unter Tanucci neu empor, und bildete bald einen Mittelpunkt aller Intelligenz des Jahrhunderts. Die Professoren wurden besser besoldet und höher

*) *Coletta*, storia del reame di Napoli Th. I., S. 93—95.

gestellt, die unnützen pfäffischen Lehrstühle aufgehoben und sieben neue im Sinne der Aufklärung gegründet, für Beredtsamkeit, Kritik der vaterländischen Geschichte, Ackerbau, Architektur, Feldmeßkunst, Naturgeschichte und Mechanik. Der Universität ward das Jesuitenconventgebäude il Salvatore zu Neapel überwiesen, woselbst auch die Akademien der Malerei, Bildhauerkunst und Architektur, sowie die öffentlichen Bibliotheken und Kunstsammlungen, ein zoologisches Museum, ein botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater, meist lauter neue oder doch völlig umgestaltete Institute ihren Sitz fanden. Man muß gestehen, daß die damals herrschende Richtung in ihrem Sinne große Thätigkeit entwickelte. Auch die Akademie der Wissenschaften ward in diesem Sinne umgestaltet, und an die Stelle eitlen Pomps trat die praktische Richtung auf die Volkswohlfahrt. Coletta zählt eine ganze Reihe berühmter Namen auf, welche damals an diesen Schulen und Akademien wirkten oder aus ihnen hervorgingen. Ein Maria Pagano lehrte Staatskunde an der Universität, und unterschied zwischen Rechten der Unterthanen und des Herrschers, und Filangieri schrieb sein berühmtes Buch über Gesetzgebung, welches funfzehn Jahre später durch Henkershand verbrannt wurde. Die Ungunst des Geschicks gönnte diesen Bestrebungen nicht die Zeit, im Volke Wurzel zu fassen, und nur zu bald kamen Zeiten, wo, was damals Verdienst war, in den Augen der Herrscher todeswürdiges Verbrechen wurde. Die Furcht vor der französischen Revolution, der kurze republikanische Aufstand in Neapel selbst führte Verfolgung aller Wissenschaft und Bildung, und Auflösung fast aller Anstalten für Volksunterricht und Aufklärung durch die despotische Reaktion herbei. Erst Joseph Napoleons kurze Regierung (1806) versuchte jene Anstalten wieder ins Leben zu rufen und zu verbessern. So ward z. B. aller Unterschied der öffentlichen Unterrichtsanstalten nach Stand und Rang aufgehoben. Vieles Gute blieb jedoch auf dem Papiere, da der unruhige Zustand des Reichs

die Ausführung hinderte. Diese erfolgte erfolgte erst unter Mürats Regierung. Coletta, der strenge Beurtheiler dieses Herrschers, der keine seiner Schwächen verschweigt, sagt doch von ihm, daß er fast als der Begründer des öffentlichen Unterrichts in seinem Reiche angesehen werden könne. Was später geschah, ist bekannt. Seit 1821 ist das ganze Unterrichtswesen wieder in den Händen der Pfaffen, und damit thatsächlich um achtzig Jahre zurückgeschroben.

Sorrent, 20. August.

Ein neapolitanisches Schulbuch.

In Sorrent ist für die älteren Schüler der Gemeindeschule der eigentlichen Stadt als Schulbuch im Gebrauch ein sogenanntes: Compendio di tutte le scienze ad uso de' fanciulli, welches, wie der Titel sagt, eine Uebersetzung des bekannten französischen Schulbuchs des Signore Formey*) ist. Das Buch enthält in zehn Kapiteln auf etwa dritthalb hundert groß gedruckten Seiten ein buntes Allerhand aus der biblischen Historie, Naturgeschichte, Physik, Himmelskunde, Geographie, Geschichte (die auf drei Seiten abgefertigt ist), Mythologie, Mathematik u. s. f. und giebt in Form von Fragen und Antworten über tausend und ein Dinge und Begriffe Definitionen wie folgende über die Metaphysik: Che cosa è la Metafisica? Antwort: Una scienza all di sopra della fisica, und dazu weiter: La Metafisica ha per oggetto la contemplazione di *Dio* degli *Angioli,* e delle cose spirituali, di cui non giudica, se non in astratto, ed indipendemente dalle cose materiali etc.

Am ausführlichsten sind zwei Dinge behandelt. Zuerst die Heraldik und Kunde der verschiedenen europäischen Orden.

---

*) Abrégé des Lontes les sciences. Berlin 1794.

Der rothe Adlerorden, dieser wahrhafte rothe Magister ubique unter den europäischen Orden, fehlt hier freilich durch eine gröbliche Nachlässigkeit, aber er kann sich damit trösten, daß er mit dem Orden der Ehrenlegion gleich behandelt ist, der auch nicht bei den französischen Orden genannt wird. Das zweite Hauptstück dieses Schulbuchs ist die Wissenschaft von den Staaten und regierenden Häuptern Europa's. Von diesem Abschnitte will ich etwas berichten, was für die Sorgfalt, mit der hier zu Lande solche Bücher redigirt werden, bezeichnend ist. Die italienische Bearbeitung des Formeyschen Buchs führt die Jahreszahl 1839 und nennt sich eine neue, verbesserte, berichtigte und vermehrte Ausgabe (edizione *nuova*, migliorata, corretta, ed accresciutta sull' originale francese del Sig. *Formey*. Sie ist also vor etwa sieben Jahren in Neapel in der Druckerei des Signor Giovanni Carozza erschienen.

Wie ich nun eines schönen Tages, zur Zeit der Siesta, in diesem Handbuche alles Wissenswürdigsten im Himmel und auf Erden umherblättere, um die Minuten zwischen dem Hinträumen und dem wirklichen Einschlafen auf eine, für die Bereicherung meiner heraldischen und genealogischen Kenntnisse ersprießliche Weise nützlich auszufüllen, gerathe ich, von magischer Sympathie geleitet, auf den Artikel Deutschland. Erst in der Fremde lernt man die Heimath, erst im Auslande das Vaterland schätzen. Und so war mir es denn ordentlich als ein Freundesgruß aus der Ferne, als mir die Altmutter Germania so im italienischen Schulbuchsgewande entgegentrat. Ich war schon einer guten Siesta gewiß; aber — ach! trügerisch sind der Sterblichen Hoffnungen! Deutschland kostete mich heute in der Fremde nicht weniger als meinen Nachmittagsschlaf. Und was das sagen will, weiß nur der, welcher einen Sciroccotag auf dem grünen Felsen von Sorrento, einen ächten, weißgrauen, nebeldünstigen Sciroccotag mit vorhergegangener halbschlafloser Nacht, ohne Siesta, verlebt hat. Ich mußte nämlich bei der Lektüre des gedachten Abschnittes gleich von vorn herein so

laut und herzlich auflachen, daß sich zwar nicht die Schlafluſt, wohl aber aller Schlaf gänzlich aus den Augen verlor.

Der Studioſus in Auerbachs Keller fragt ſingend:

Das liebe heil'ge röm'ſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen!

Die neapolitaniſchen Schulbehörden ſind dieſe Tauſendkünſtler. Für das neapolitaniſche Volk nämlich lebt das heil'ge römiſche Reich deutſcher Nation, das man angeblich vor vierzig Jahren zu Grabe getragen hat, noch bis auf dieſen Tag ruhig und unangefochten fort. Das neapolitaniſche Volksbewußtſein verneint einfach die Geſchichte dieſer letzten vierzig Jahre. Seine Lehrer laſſen das liebe heil'ge römiſche Reich nicht ſterben. Auf die Frage des Schülers: „Was giebt's zu merken in Bezug auf Deutſchland?“ antwortet im Jahre 1839 der Lehrer noch wie vor funfzig Jahren: „Zwei Dinge: erſtens, daß es in neun Kreiſe getheilt iſt, und zweitens, daß ſich in demſelben eine große Anzahl freier und Reichsſtädte findet.“ — Nürnberg, Augsburg, Regensburg ſind noch immer ſolche freie und Reichsſtädte; „und alle die Wähler, die Sieben,“ nicht die Göttinger, ſondern die ſieben Kurfürſten ſind noch immer Vaſallen und Lehnsmänner von Kaiſer und Reich (S. 80—81). Der Kaiſer iſt noch immer, zwar nicht der Souverain, aber doch das Haupt der deutſchen Fürſten, und dieſe haben vor ihm nach wie vor den höchſten Reſpekt (summo riguardo) und behandeln ihn in ſo ehrerbietigen Ausdrücken, als wenn er ihr Souverain wäre. Noch immer muß der Kaiſer die Konſtitution und die kaiſerliche Kapitulation beſchwören. Noch immer iſt in Regensburg der Reichstag — „und die Angelegenheiten werden dort nach Stimmenmehrheit entſchieden.“ Noch immer werden die Kaiſer zu Frankfurt am Main gekrönt — und auf die Frage: „wer iſt jetzt (1839) der regierende Kaiſer (Chi è l'Imperatore regnante?)“ — erwiedert das Compendio di tutte le scienze noch immer: Francesco I. nato il 12. Febbraio 1768, eletto e coro-

nato agli 11. di Agosto del 1804 und zählt alsdann seine Frauen und seine Staaten auf.

Wie ehrwürdig ist diese Stabilität, dieser Konservativismus, selbst über Tod und Grab hinaus! Welch ein schöner Lohn für das thatenvolle Leben des guten Kaisers Franz, so im Bewußtsein der ganzen Jugend des Königreichs Neapel unsterblich nach dem Tode fortzuleben!

Wie freute ich mich nun auch bei der Besprechung der einzelnen Staaten, d. h. Fürstenhauser Deutschlands diesen Verjüngungsprozeß angewendet, und so z. B. in Hessen-Kassel noch den wackeren alten, durch Immermanns prächtige Geschichte von den sieben kurhessischen Zöpfen unsterblichen Kurfürsten als Regenten lebend wieder zu finden, und mit ihm so manches gute Alte, in Deutschland längst begrabene, wieder aufleben zu sehen!

Aber in dieser endlichen, mangelhaften Welt ist nichts vollendet, selbst die Dummheit nicht. Ich fand in dem spezialen Theile von Deutschland leider hier und da die gröblichsten Inconsequenzen im Verhältnisse zu dem so eben beleuchteten allgemeinen Theile. Zwar war auch hier das „jetzt" im Texte nicht immer in strenger Uebereinstimmung mit der Titeljahreszahl 1839 eingehalten, sondern bald (z. B. S. 116) durch 1823, bald durch eine andere Zahl erklärt. Aber das Herzogthum Wittemberg hatte sich doch schon in ein Königreich Würtemberg verwandelt, die Kurfürsten waren überhaupt bis auf einen verschwunden, nicht nur die weltlichen, sondern auch die geistlichen, die alle im allgemeinen Theile (S. 81) noch lebten, so wie mit ihnen die souverainen und reichsunmittelbaren Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte. Indessen wer weiß? Vielleicht verhilft auch diesen Würdigen die nächste neue Ausgabe von Deutschland, welche von unsern ultramontanen Freunden bereitet wird, bald zu einem fröhlichen Auferständniß.

Mit meiner Siesta war es doch einmal vorbei. Ich blätterte also statt Schlafens noch etwas weiter im Buche herum. In dem

Abschnitte „von der Geschichte" fand ich unter andern die ziemlich naseweise, und in manchem deutschen Staate ohne Zweifel völlig unerlaubte Schülerfrage: Ob die Alleinherrscher auch alle ein und dieselbe Machtvollkommenheit haben?

Was würde ein Geschichts-Gymnasiallehrer des Ministeriums Eichhorn auf eine solche verfängliche, ungehörige, aufregende, politische Frage anders erwiedern — wenn er etwas darauf erwiederte und nicht vielmehr den fragenden jungen „Corrosiven" einfach ins Karzer schickte — als ein seufzendes: „Leider! nein; denn in den meisten civilisirten Ländern der Erde (würde er, an die nächste Gratificationsvertheilung denkend, mit einem zweiten Seufzer hinzusetzen) außer in Rußland, Oesterreich und der Türkei ist die göttliche, unumschränkte Majestät der Herrscher durch den Zeitgeist sehr beschränkt worden, und nur in unserem glücklichen Vaterlande, dem Lande der Intelligenz und der wahren Freiheit u. s. w. u. s. w."

Wie weit unbefangener benimmt sich dagegen der Italiener. „Signor nò!" erwiedert er einfach. „Die einen sind despotische, d. h. sie machen was sie wollen (fanno che vogliono) und sind absolute Herren über Leib, Gut und Leben ihrer Unterthanen, mit einem Worte (als wenn er noch nicht klar und bündig genug gesprochen hätte, der wackere Mann!) sie haben keine andere Richtschnur ihrer Aufführung als ihren Willen. Die anderen haben eine Autorität, welche durch Gesetze beschränkt ist." — Ist das nicht ehrlich gesprochen! Für diesen einen Zug von Ehrlichkeit möchte man dem Buche gleich Absolution für alle seine anderen Sünden ertheilen.

Aber das Beste kommt noch. Der Schüler will wissen: wer denn in der Welt die unumschränkten Herrscher (i sovrani despotici) sind? Darauf wird ihm die Antwort: „der türkische Kaiser und überhaupt alle Potentaten in Asien und Afrika, in Europa aber giebt's nur zwei, die sind: der Kaiser von Rußland und — der König von Dänemark!" — Und nun komme mir noch einer

und strafe die Politiker Lügen, welche neuerdings so viel von den Sympathien Rußlands für Dänemark und vice versa gesprochen. Sollen sich nicht die beiden einzigen Träger der absoluten Gewalt, diese zwei letzten Mohikaner des governo despotico auf Erden einander lieben! Wer sollte es denn thun, wenn sie selbst es nicht thäten! — Und was wird Preußen dazu sagen, daß man es aus der Reihe der unumschränkt regierten Staaten ausgestrichen hat! — Zum Schluß des Artikels erreicht die Kühnheit, ja Verwegenheit des fragenden Discipels den höchsten, schwindelnden Gipfel. Er fragt sogar: Quad è la miglior forma di governo? — „Welches ist die beste Regierungsform?" Aber der edle Freimuth des antwortenden Neapolitaners ist fast noch größer als die Kühnheit des Fragenden. Diese Antwort lautet nämlich wörtlich: Questa quistione non è ancora decisa; ma si puo dire con fondamento, che il Governo Monarchico *sarebbe* il migliore, *se i monarchi fossero sempre tali, quali dovrebbero essere* (d. h. „diese Frage ist bis jetzt noch nicht entschieden. Aber man kann mit Grund behaupten, daß die monarchische Regierungsform die beste sein würde, wenn die Monarchen immer so beschaffen wären, wie sie sein sollten").

„Auf wen geht diese Anzüglichkeit?" würde man in Deutschland gleich von dreißig und mehr Seiten fragen, und der Antwortgeber würde sich nach eben so vielen Seiten hin zu diskulpiren haben. Glücklicherweise aber ist das Buch in dem freisinnigen Neapel gedruckt und deshalb bisher unverboten geblieben. Ob das so bleiben wird, wenn die Sache aus- und über die Apen kommt, — that is the question!

Doch ich verlasse jetzt die historisch-politischen Blätter der neapolitanischen Schulencyklopädie und wende mich zu einigen anderen Kuriositäten, welche mir beim Umherblättern in die Hände gefallen sind. Zunächst war mir darum zu thun, zu erfahren, auf welche Weise sich die neapolitanische Schulwissenschaft wohl bei

gewissen Materien benehmen möchte, wo es galt: die Resultate der Naturforschung mit gewissen Behauptungen der Kirche „zu vermitteln.“ Wie wird es z. B., dachte ich, der geistliche Schulunterricht anfangen, wenn es dem Schüler einfällt, zu fragen, ob die Sonne um die Erde geht oder umgekehrt? Das Erstere geradezu zu bejahen, ist heutzutage doch noch viel schwieriger, als das heilige römische Reich deutscher Nation mit seiner Eintheilung in die „zehen Kreis“ wieder ins Leben zu rufen. Der Wissenschaft aber geradezu Recht zu geben gegen die Bibel und die katholische Tradition geht auch nicht an. Ich schlage Seite 69 auf, und richtig! da steht sie, die verhängnißvolle Frage: Il Sole, gira, o sta sempre fisso? (Bewegt sich die Sonne oder steht sie still?) Hier ist kein Ausweg! — Dies „entweder oder“ ist nicht zu umgehen! werden Sie sagen. —

Nicht zu voreilig, lieber Freund! Die Antwort wird uns gleich beschämend beweisen, wie weit ultramontane Klugheit unsere arme Verstandesehrlichkeit übertrifft. Sie, die Antwort nämlich, ist nach beiden Seiten befriedigend. „Das wäre der —!“ Geduld! Urtheilen Sie selbst, hier ist sie: *„Sie sempre creduto che girasse* per che esso fa un corso apparente, ma *ora vi e opinione,* che sia fisso, e che la terra giri intorno il sole.“ (D. h. „Man hat immer geglaubt, daß die Sonne sich bewege, weil sie augenscheinlich einen Umlauf macht, aber jetzt meint man, daß sie still stehe, und die Erde sich um die Sonne bewege.“)

Also „jetzt“ „meint man,“ und nicht: vor so und so viel hundert Jahren ist entdeckt und bewiesen! Sie sehen, liebster Freund, Galilei ist immer nur erst halb aus dem Kirchenbann.

Ueberhaupt wird der Astronomen und Naturforscher, die beide unter den Namen filosofi zusammengefaßt werden, mit einem gewissen mitleidigen Seitenblicke gedacht. So heißt es z. B. von der „Ansicht,“ daß der Mond ein Weltkörper „mit Meeren, Seen, Flüssen, Bergen u. s. f.“ wie die Erde sei; dergleichen sei die

„verwegene Behauptung (arditamente si vuole) vieler Leute, welche selbst von den bewohnten Theilen dieser Erde nur sehr wenig wissen (che pochissimo sanno delle parti abitate di questa terra)."

Ja selbst die Bewegung der Erde ist gar nicht so ausgemacht, als wir Andern uns einbilden. Auf die dahin gehende Frage (S. 72) lautet die Antwort ganz nach dem bei der Sonne befolgten Schema, wie folgt: „Sie dreht sich, nach der Ansicht (sentimento) der Mehrzahl der heutigen Astronomen (della maggior parte de' moderni *Astronomi* [dies *Astronomi* ist im Texte mit Kursivschrift gedruckt, um den Gegensatz gegen die anderweitige Behauptung hervorzuheben]), fortwährend um die Sonne." Und bei der Beschreibung der Weise, in welcher diese Bewegung vor sich gehen sollte, wird der Zusatz: secondo i detti filosofi (nach den genannten Philosophen) nicht vergessen.

Also wohlgemerkt, nur die Mehrzahl der heutigen Astronomen, bei Weitem nicht alle diese filosofi stimmen für die Bewegung der Mutter Erde. Es ist also noch immer eine konservative Minorität vorhanden, welche treu an dem alten legitimen Princip der Stabilität festhält. Und Majorität und Minorität sind ja schwankend. Was heute noch die erstere hat, kann vielleicht schon morgen in der zweiten sein.

Was will es gegen diese und dergleichen Dinge besagen, wenn das Deutschland von 1839 noch ein heiliges römisches Reich mit Reichstagen und Kurfürsten und zehn Kreisen ist, wenn Portugal noch „die schöne Provinz Brasilien" besitzt (S. 102), obschon es auf der vorhergehenden Seite schon einen Kaiser von Brasilien giebt; wenn ferner Spanien noch den ganzen mittägigen Theil von Amerika (quasi tutta la parte meridionale dell' America) besitzt, in welchem Peru ihm noch immer seine „reichen Schätze" liefert, und wenn Griechenland, das Königreich Griechenland, noch gar nicht existirt, sondern immer noch unter dem sanften Regiment der Bastonade, unter dem Sultan steht, dessen Macht noch so gut wie

in der Zeit der Sarazenenthürme an den Golfen von Sorrent und Salerno una potenza *formidabile* ist?

Den 27. August.

Heute Abend, als ich zum Baden ins Meer fuhr, erzählte mir mein alter Marinar Vincenzo, König Gioacchino's blutiges Ende zu Pizzo. Er war dabei gewesen, als der Verräther Trenta capilli, ein Offizier, den Mürat selbst zu Ehren befördert, den Pöbel von Pizzo auf den unglücklichen Mann hetzte, der sich verzweiflungsvoll ins Meer stürzte, um schwimmend seine Barke zu erreichen. Mit lauter Stimme rief er den Capitain derselben, Barbara, einem Malteser, den er selbst früher vom Corsaren zum Fregattenkapitain befördert hatte, an das Ufer zu kommen, aber der fluchwürdige Verräther spannte die Segel auf und jagte ins Weite, um Mürat's im Schiffe befindliche Effecten an sich zu bringen. Trenta capilli mit seinen Genossen ergriff den Unglücklichen, welcher sich vergebens abmühte, eine der kleinen Barken vom Ufer loszumachen, sie rissen ihm die Juwelen vom Hute und die goldenen Schnüre von der Brust, mißhandelten ihn mit Faustschlägen, und ließen ihn tausendfachen Tod erleiden, ehe die Henker von Neapel das Todesurtheil fällten. Der alte Vincenzo hatte der Hinrichtung beigewohnt. König Gioacchino trat in den Hof des Kastells mit freiem, heiteren Blick, in der Hand hielt er die Miniaturbildnisse seiner Kinder. Er ließ sich nicht die Augen verbinden, und rief, als er sich an den angewiesenen Platz gestellt hatte, den Soldaten mit lauter Stimme zu: Salvate al viso, mirate al cuore! „Als die Schüsse knatterten, da fiel er in seine Knie, dann auf den linken Arm und wimmerte, denn er war nicht zum Tode getroffen. Da trat ein Sergeant heran, setzte ihm das Gewehr an das Ohr und drückte los, da wars zu Ende.“ Seht Eccellenza (hier tauchte

der Alte die Hand ins Wasser zur Bekräftigung seiner Worte), bei Sant Antonin, unserm Schutzpatrone (er zeigte auf dessen Bildniß, das in der Abendsonne über der Marina piccola leuchtete) so war das Ende des bravsten Königs. „Bravo Gioachino!“ setzte er mehrmals seufzend hinzu, „er war ein guter König für die povera gente, der uns mehr Dukaten zu buskiren gab, als die andern jetzt Gran.“ In der That hat Mürat viel für Neapel gethan. In seiner letzten Stunde sagte er zu dem Kapitain Stratti, dem seine Bewachung anvertraut war: „in Pizzo ist Freude über mein Unglück, und doch, was habe ich den Neapolitanern gethan, um ihren Haß zu verdienen? Ich habe für sie die Früchte einer langen Kriegslaufbahn verausgabt, und hinterlasse meine Familie arm. Alles Freisinnige in ihren Gesetzen ist mein Werk. Ich habe ihrem Heere Ruhm, der Nation Achtung unter den Mächtigen Europa's verschafft!“ Ich finde überall, daß das arme Volk eine Ahnung von dem Guten jener Zeit behalten hat, die durch all den Nebeldunst des Hasses, den seine Priester und Tyrannen über jene Jahre zu breiten versucht haben, doch immer wieder durchbricht. Wie man sonst auch urtheilen mag, das wird man dem Geschichtsschreiber Neapels einräumen müssen, daß die zehnjährige Regierung der französischen Könige für Neapel eine Zeit der Krisis gewesen ist, deren Folgen für die endliche Erhebung des Volks zur Humanität und staatlichen Freiheit wohl aufgehoben, aber nicht mehr unterdrückt werden können.

Den 28. August.

In diesen Tagen haben wir mehrere starke Gewitter gehabt, die sonst verhältnißmäßig im Sommer hier seltener sind als im Winter. Heute früh weckte mich ein schmetterndes Donnerwetter. Der ganze Himmel stand in Flammen. Es sah furchtbar aus,

wie sich dann das schwarze, graue Wolkenlaken mit dichten, dicken Regenstrahlen ins Meer hinabsenkte, und ein Paar Schiffe, die eben noch sturmgetrieben mit vollbauschigen Segeln dem Hafen von Castellamare zujagten, in finsterer Regennacht begrub, welche Berg und Meer und Städte mit ihrem undurchdringlichen Schleier bedeckte. Nachmittags war aber das Meer wieder so ruhig „come l'olio," wie mein alter Vincenzo es ausdrückte. Von dem Unwetter der Nacht haben meine Hausgenossen sehr zu leiden gehabt. Schon gestern vertrauten mir die älteren Schwestern, daß sie auf die Nacht eine Wallfahrt über das Gebirge zu einer kleinen Kirche der Madonna del Liberatore, noch hinter Massa, machen müßten, und zwar drei Stunden weit in bloßen Strümpfen, wie sie es der Madonna bei der Krankheit ihres Bruders Checco gelobt. Die Mutter hat sie begleitet, und einige andere Freundinnen haben dieselbe Bußwallfahrt im gräulichen Nachtunwetter über die halsbrechenden Gebirgspfade mit Laternen gemacht. Heute liegt nun die Mutter krank in Folge der Anstrengung, und sie können neue Gelübde thun. Als ich gestern verwundert fragte: „aber warum in Strümpfen und bei solchem Unwetter? Die Madonna ist ja so gut, was hat sie davon, daß ihr euch krank macht?" sahen sie mich alle starr an. Sie hatten mich so wenig verstanden, als wenn ich deutsch gesprochen hätte, und es war, als stiegen ihnen zum ersten Male Zweifel an meinem Christenthume auf.

Neben uns an, im Hause des Speziale (Apothekers) Don Gasparro, ist dessen jüngerer Bruder Raffaello in eine der Töchter unseres Hauses, die schwarzbraune Rosina, verliebt. Davon habe ich nun den Vortheil. Denn Raffaello, der ein Meister auf der Guitarre ist und eine vortreffliche Stimme hat, singt allabendlich auf seiner weinumschatteten Loggia, welche nahe an unsere stößt, die schönsten neapolitanischen Volkslieder. Zuweilen ist noch ein zweiter bei ihm, und dann spielen und singen sie die prächtigsten Duo's, daß es ein Entzücken ist zu hören. Dabei spinnt sich unter

meinen Augen ein vollständiger kleiner Roman ab, in welchen ich durch die darin Verwickelten bereits eingeweiht bin. Die Mutter will von dem Liebeshandel, der nun schon drei Jahre währt, nichts wissen, denn Raffaello ist ihr zu jung, hat keine Aussichten und ist auch leider nicht ganz zuverlässig. Da hat nun die arme Rosina einen bösen Stand. Die Häuser sind so nahe, daß man sich aus den Fenstern die Hände reichen und von einem Astrico auf den andern herüber und hinüber gehen kann, und doch soll sie ihn meiden, ihn nicht sehen, nicht sprechen. Dabei halten einige der Schwestern gegen sie mit der Mutter, und machen die Spione. So diene ich denn als Aushilfsmittel, indem ich sie öfters zu mir hinaufzitire, um mir von ihr Lieder und Singweisen diktiren und vorsingen zu lassen, und sie dabei laut genug rufe, daß Raffaello es hören und auf die nahe Loggia kommen kann. Um die Sache zu vervollständigen, ist auch ein von Rosina minder begünstigter, aber von den Eltern dafür desto besser aufgenommener Liebhaber in der Person des jungen Tischler Cicillo vorhanden, und hat kürzlich sehr stark merken lassen, daß der begünstigte Raffaello nichts weniger als ein treuer Liebhaber sei, sondern nebenher noch der Cameriera einer in der nahen Villa Ruggieri wohnenden neapolitanischen Principessa den Hof mache. Rosina ist darüber Feuer und Flamme, und hat dem Raffaello neulich die heftigsten Vorwürfe gemacht, der indessen alles ableugnet und für schändliche Verläumdung erklärt. Aber er hat zu viel Schelmenverschmitztheit in seinem schwarzlockigen Gesichte, als daß ihm ganz zu trauen wäre, und Rosina selbst hat mir gestanden, daß er ihr früher allerdings schon ähnlichen Kummer bereitet habe. „Wenn es aber diesmal wieder wahr ist, so ist es aus mit uns beiden," setzte sie dann entschlossen hinzu.

Den 31. August.

Und so ist es gekommen. Heute Nachmittag stürzte Rosina zu mir herauf, ein Briefzettelchen in der Hand, und bittet mich, ihr den Brief zu lesen. Ich, halb arglos, halb Böses ahnend, erfülle ihren Wunsch. Das Billet war ein Liebesbrief in aller Form, anhebend mit bitteren Klagen, daß der amato seit der Abreise der Schreiberin von Sorrent noch nicht geschrieben, und endend mit mehr Liebesworten als nöthig waren, um eine Nebenbuhlerin, auch wenn sie zufällig kein neapolitanisch Blut in ihren Adern hätte, zur Leidenschaft zu bringen. „Aber was bedeutet das?“ — Was das bedeutet! Daß Raffaello ein Schelm ist, ein zehnfacher, der so viel Lügen spricht quante minute ha l'eternita (als die Ewigkeit Minuten hat), erwiederte mir Rosina weinend. Endlich erfuhr ich den Hergang. Eine gerechte Nemesis hatte der Betrogenen diesen schriftlichen Beweis von der Falschheit ihres Don Juan in die Hände gespielt, und zwar in dem für ihn ungünstigsten und gefährlichsten Augenblicke. Denn eben gestern hatte sich Cicillo bei Rosinens Eltern geradezu als Werber um die Hand der Tochter gemeldet, da auch ihm die bekannt gewordene Treulosigkeit seines glücklicheren Nebenbuhlers Muth gemacht hatte, seine treue Liebe jetzt von Neuem auszusprechen. Dies Alles erzählte mir das Mädchen mit leidenschaftlicher Umständlichkeit. Im Sinne deutscher Blaustrumpfromantik müßte sie nun freilich den Treulosen erst recht lieben, denn dort wächst der Regel nach die Liebe der Frauen zu den Männern in dem Verhältnisse, wie die Schuftigkeit der letzteren zunimmt. Oder aber sie müßte an Gift und Dolch denken, welche bei unsern Fabrikanten italienischer Liebesromane an der Tagesordnung sind. Aber o schnöde Wirklichkeit und prosaische Vernünftigkeit! Nichts von alle dem kann ich berichten. Rosina hatte ihren Entschluß anders gefaßt. Sie hatte nämlich ihren Ungetreuen auf die Loggia berufen, ihm seine Untreue vorgehalten,

und da er auch jetzt noch zu leugnen versuchte, ihn dadurch, daß sie ihm den Inhalt des Briefes aus dem Kopfe hersagte, zu einem beschämenden Geständnisse seiner Schlechtigkeit und zu einem verzweifelten Versuche gebracht, aufs Neue ihre Verzeihung sich zu erflehen. Das Gespräch, dem ich auf ihre Bitte von meinem Zimmer aus als ungesehener Zeuge beiwohnte, endete damit, daß sie ihm sagte: „ich habe Dir Alles vergeben, was Du mir das da und da (folgte ein starkes Sündenregister) Leides gethan, allen Kummer und Verdruß, den Du mir bei der Mutter bereitet, aber daß Du auch noch leugnetest, als ich den Brief in Händen hatte, den ich in der Weste gefunden, die Du mir gestern zum Ausbessern übergabst, das macht den Schluß. Gehe hin und nimm Deine neapolitanische Cameriera! mit uns ist es aus. Cicillo hat ehrlich um mich gefreit bei Vater und Mutter, was Du noch nicht gethan, und ich habe mein Wort gegeben.“ Damit wandte sie ihm den Rücken. Am Sonntag Abend soll Verlobung sein. —

Raffaello hat sich in den folgenden Tagen weder sehen noch hören lassen. Freund Hettner und ich haben Abends seine Lieder und sein Guitarrenspiel sehr vermißt. Schaam, Reue und Verdruß haben ihn krank gemacht, und die gute Rosina ist dabei nicht unempfindlich. Sie kann ihn noch immer nicht vergessen; das beweis't, daß sie mir täglich die Geschichte seines Wankelmuths und seiner Untreue wiederholt, und dann mit Thränen hinzusetzt: „er hat es so gewollt per la sua birberia. Und da ich doch sehen müßte, daß ers nicht ehrlich meinte, so war es doch besser, daß ich ihn als daß er mich ließ. Denn das hätte mich zu Tode gekränkt!“ Im Hause ist nun Alles glücklich: Vater, Mutter, Geschwister und Sippen. Nur die älteste Schwester Teresina ist noch trauriger geworden, und wird nun wohl zum Herbst ins Kloster gehen, deren drei in Sorrent sind: zwei für die Töchter des Adels und der höheren Beamten und Grundbesitzer, beide mit reichen Einkünften, und eins für die Töchter der Armen, das keine Einkünfte hat.

Diese Nacht hat Raffaello wieder gesungen. Was ich von den Worten hören konnte, lautete folgendermaßen:

La solitaria notte,
Amica degli amanti
In queste amare piante
Lasci mi a me s'focá.

Ti voglio ben assai
Tu sol' mi fai morire
E quanto per te penai
Sol il mio cor' lo sá.

Pace trovar non posso,
Aspre le mie ferite.
O Dio l'istessa vita
La morte piacer misa.

O che non fosse nato!
Natura, che facesti?
Perche mi prote gesti?
Lasci me a me s'focá! —

Sorrent, den 3. September.

So eben bin ich mit Dr. Windscheid von einer Tour nach Pompeji zurückgekehrt. Macht es die an diesem Tage außerordentliche, in dem schattenlosen Kessel der aufgegrabenen Todtenstadt noch sehr gesteigerte Hitze, oder der überwältigende und betäubende Eindruck dieser Welt — ich fühle mich außer Stande, das Bild derselben zu fixiren. Es ist nicht die Großartigkeit, welche so überwältigend wirkt; denn Pompeji mit seinen dreißig bis vierzig Tausend Einwohnern war doch immer nur eine Provinzialstadt geringern Ranges, und seine öffentlichen Gebäude sind mit römischer Majestät gar nicht zu vergleichen. Aber dennoch erstaunte ich über diese Fülle von Genuß und Pracht einer solchen untergeordneten Stadt, die allein drei Theater, — für Tragödie, Komödie und Fechterspiele, — und unter diesen ein Amphitheater besaß, welches doch fast die Hälfte des Umfanges des römischen Koliseums erreicht. Und das Alles befindet sich in einem Fünftheile der Stadt, denn mehr ist noch nicht aufgegraben. Das Forum ist wahrhaft imposant zu nennen, und bei allen Bauten erscheint auch das geringste Material durch den Schmuck und die Zierlichkeit künstlerischer Behandlung geadelt.

Eine Frage drängte sich mir auf, die ich nirgends beantwortet gefunden: warum man nicht schon im Alterthume, bald nach dem unglückseligen Ereignisse selbst, eine Wiederaufgrabung der nur leicht verschütteten Stadt veranstaltete. An Händen fehlte es schwerlich, und leichter als jetzt mußte die Arbeit gewiß auch sein; und sich wohl auch der Mühe lohnen. Spuren früherer Nachgrabungen haben sich allerdings gefunden, wie mir ein seit langer Zeit hier lebender Deutscher erzählte, der selbst bei den unter Mürat eifrig betriebenen Aufdeckungen oft zugegen gewesen. Stieß man doch selbst in dem mit eisenharter Lava bedeckten Herkulanum auf eingehauene Gänge, deren als Spuren früherer Nachgrabungsversuche Winckelmann erwähnt. Vorzüglich um der baaren Schätze willen werden die entronnenen Bewohner dergleichen Nachgrabungen angestellt haben, woher es auch erklärlich ist, daß bisher verhältnißmäßig so wenig an edlen Metallen gefunden ist. Doch dieser Umstand kann auch andere Gründe haben, da nirgends so viel gestohlen wird wie bei den pompejanischen Ausgrabungen. Ein Antiquar in Neapel hat einen ganzen Saal von Verkaufsgegenständen dieser Art, wodurch unzähliges Alterthum in alle Welt verzettelt wird. In Pompeji waren namentlich frühzeitige Nachforschungen um so erklärlicher, da die Stadt, obschon achtzehn Fuß hoch mit Asche überschüttet, doch keineswegs ganz spurlos verschwunden war. Sannazar, ein neapolitanischer Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, läßt in seinen Gedichten einen Hirten sagen: man sehe von der verschütteten Stadt noch Häuser, Thürme, Theater und Tempel (e le torri, e le case e i teatri e i tempii si poteano *quasi integri* discernere).

Der alte Sünder, der Vesuv, blickte so behaglich, sein Morgenpfeifchen schmauchend, auf die Stätte der Verwüstung, die wir von früh acht Uhr bis gegen Mittag im Schweiße unseres Angesichts durchwanderten. Das Ganze macht überwiegend den Eindruck einer überaus reinlich aufgeräumten Brandstätte, nur daß alle

Spuren des schwärzenden Rauches fehlen. Das Ruinenhafte ist vorherrschend; was die Reisebeschreiber von der Illusion einer antiken Stadt fabeln, aus der zufällig nur die Bewohner ausgewandert, mögen sie selbst verantworten. Nichts macht diesen Eindruck des Unversehrten, ausgenommen die Gräberstraße vor dem herkulanischen Thore. Sind doch alle Häuser dachlos und nirgends ein Plafond, noch weniger Thürme oder sonstiges Holzwerk erhalten. Es stehen eben nur Wände, und selbst an diesen trifft man neben der alten überall die Spuren neuerer Zerstörung in den zahllosen Lücken, aus denen man die Wandgemälde ausgebrochen hat. Diese Beschädigungen machen auf den Beschauer bei weitem den peinlichsten Eindruck. Die Kleinheit der Privatgebäude der alten Städte ist bekannt, doch hat man auch hier übertrieben. Das Haus des Diomedes ist für einen Privatmann ansehnlich genug. Die fehlenden Stockwerke und überhaupt das Nackte der leeren Mauern und Wände trägt dazu bei, den Eindruck des Kleinen und Engen zu verstärken. Ein Zimmerleben und eine Privatgeselligkeit kannten ohnehin die Alten nicht; Forum, Theater, Thermen u. s. w. waren die Räume ihrer öffentlichen Geselligkeit in den Städten. Die Sclaven wohnten großentheils auf dem Lande. Außerhalb des städtischen Lebens waren aber auch die Privatbauten an Villen und Landhäusern bekanntlich umfangreich genug, und es ist ein großer Irrthum: athenische Verhältnisse auf römische und italische zu übertragen, und zu behaupten, daß die großen Privatbauten an Palästen und Schlössern der christlichen Zeit angehören.

Bekanntlich hat man alles, was sich an Schmuck der Häuser, Tempel, Hallen und öffentlichen Plätze fand, Statuen, Vasen, Gemälde, Mosaiken, werthvolle architektonische Verzierungen in das Museum nach Neapel geschafft. Nur sehr wenige Wandgemälde fand ich noch an ihrer alten Stelle, darunter freilich manches, was der Aufbewahrung nicht minder werth gewesen wäre. Aber am meisten ist zu beklagen, daß man jetzt diese unvergleichlichen Reste

alter Kunst, nur aus ihrer Umgebung gerissen, zusammenhanglos dicht nebeneinander gereiht in den Sälen des Museums sehen kann. Genuß und Verständniß würden unglaublich gewonnen haben, wenn es möglich gewesen wäre, sie in den alten Lokalitäten zu belassen, und durch Dächer gegen die Unbilden der Witterung zu sichern. Der Eindruck, den das Wenige, noch an Ort und Stelle befindliche macht, ist mit dem, welchen jene rohe, bilderladenartige Zusammenstellung macht, wo das Auge ruhelos von einem zum andern gerissen wird, gar nicht zu vergleichen. Unter den Wandgemälden, welche im Museo Borbonico aufgespeichert sind, befinden sich z. B. drei Darstellungen aus der Sage von der Medea, welche offenbar eine Art von Cyklus bilden. Sie sind von gleicher Höhe, und waren sicher in ein und demselben Zimmer vereinigt. Es sind drei große Hauptwandbilder und alle drei musterhaft ausgeführt. Zuerst: Medea entfliehend mit Jason, im Begriffe das Meerschiff zu besteigen. Sie führt an der Hand ihren kleinen Bruder Absyrtos, hinter ihr folgt Jason. (Die Antiquare sehen darin eine Chryseis, welche vom Odysseus auf das Schiff geleitet wird; dem widerspricht aber offenbar der Knabe an ihrer Hand.) Das zweite Bild stellt dar: Medea vom Jason tödtlich beleidigt, auf den Rachemord der Kinder sinnend. Die unschuldigen Geschöpfe sitzen fröhlich spielend auf einer Stufe des Palastes, hinter ihnen der Pädagog. Die unselige Mutter zieht langsam das Schwert, welches sie zur Seite verborgen mit der Linken hält. Mit der eigenen Waffe des Gatten will sie ihm sein Liebstes morden. Auf ihrem Gesichte lauert das Entsetzen des nahenden Wahnsinns. Sie gleicht einer mit offenen Augen Nachtwandelnden, und ich mußte unwillkürlich an Lady Macbeth denken. Im dritten Bilde sehen wir Medea nach der That. Sie steht allein! Nichts um sie her lenkt den Blick des Beschauers ab von ihrer Gestalt. In den schlaff herabhängenden, schmerzlich zusammengefalteten Händen hält sie das Werkzeug ihrer gräßlichen That. Diese ist so eben vollbracht. Die Unschuldigen sind ermordet

von den Händen derjenigen, unter derem Herzen sie geruht. Wohin richtet sich der stiere, entsetzliche Blick der Mutter, den sie links hinab zum Boden hin wirft? Liegen dort die Leichen ihrer Kinder? Daß sie der Maler nicht gemalt hat, verstärkt nur den furchtbaren Eindruck.

Die Alten stellen die Werke ihrer Malerei in deren Blütezeit dem Ruhme ihrer Plastik gleich, wenn schon diese als nähere Dienerin des Kultus früher zu selbstständiger Ausbildung gelangte. Homer kennt nur farbigen Anstrich der „rothwangigen Meerschiffe" und des elfenbeinernen Pferdeschmucks. Die ältesten Anfänge der Malerei sind die korinthischen, basreliefartigen Bemalungen von Gefäßen mit schwarzen, silhouettenartigen Figuren. Aber schon die Zeit der Perserkriege sah die Kunst der Malerei auf der ersten Stufe der Vollendung, Polygnot, der die Halle der Lesche zu Delphi mit seinen Darstellungen der Zerstörung Troja's und der Abfahrt der Griechen schmückte, und Tempel und Heiligthümer zu Athen und andern hellenischen Städten mit seinen Werken zierte, war Kimon's Zeitgenoß und Freund. Durch ihn und seine Mitstrebenden, meist Athener, sehen wir schon die höchste Gattung dieser Kunst, die historische Malerei in großen, figurenreichen Darstellungen historischer Thaten und Begebenheiten aus der Heroenzeit wie aus der nächsten Zeitgeschichte ausgebildet. Apollodor, der erste, „welcher auf die Nüanzen von Licht und Schatten ein tieferes Studium richtete," und dabei durch die Fortschritte in der Kunst der malerischen Ausschmückung der Bühne sehr gefördert wurde, beschließt diese erste Periode der vollendeten Kunst.

Zeuxis, der Maler des weiblichen Reizes und göttlich erhabener Würde, beginnt die zweite. Parrhasios, Timanthes, Pauson, Eupompos u. a. sind mit ihm die Meister der asiatischen Schule.

In der dritten bilden Pamphilos, Pausias, Euphranor, Melanthios, Nikias, denen sich eine Reihe anderer berühmter Namen anschließt, die Vorstufe, auf der sich der Rafael der alten Malerei, Apelles, der Maler der vollendeten Schönheit und Anmuth erhebt. Seine Anadyomene, noch zu August's Zeit erhalten, war die Vollendung des Ideals der Göttin der Liebe und Anmuth, wie die sixtinische Madonna das vollendete Ideal der jungfräulichen Gottesmutter darstellt. Protogenes und Theon stehen ihm zur Seite, dem würdigen Freunde und Darsteller des größten Heroen, den die griechische Welt hervorgebracht. Der Besieger des Orients wollte nur von Apelles gemalt sein, der ihn darstellte als irdischen Zeus, in der Hand den Blitzstrahl des olympischen Donnerers.

Von aller Schönheitsfülle dieser reichsten Kunstblüte ist nur eines Schattens Traum in den Umrissen einiger der vollendetsten Vasengemälde auf uns gelangt. —

Nach Alexanders Zeit beginnt die Periode der Epigonen und des Sinkens der großen historischen Kunst. Stillleben und dekorative Malerei zur Verzierung der Privatprachtgebäude treten auf. Die Schönheit wird sinnliche Ueppigkeit, die Anmuth bestechender Reiz. Karrikatur und Travestie machen sich geltend. Das Zeitalter der fabrikmäßigen Fa Presto's beginnt. Die Römer plündern und rauben, verderben und vernichten, und Rom wird Museum der Werke auch der alten Malerkunst.

In der Zeit Cäsars erscheint die Malerei noch in vorübergehender Kunstblüte. Als Gegenstände erscheinen theatralische Scenen des höchsten Pathos: ein rasender Ajas, eine kindermordende Medea. Die Staffeleimalerei wich mehr und mehr der Wandmalerei, der Dienerin des Luxus. Und doch kamen bei den Alten, wenn sie von der Kunst der Malerei sprechen, nur die Staffeleibilder in Betracht. „Nur die Maler von Staffeleibildern sind als Künstler berühmt," sagt Plinius, der die Malerei zu seiner Zeit (siebenzig nach Chr. Geb.) als eine untergehende Kunst betrachtet.

Landschaft und arabeskenartige Spielerei beginnen. Die Kunst wird immer mehr Handwerk unter den späteren Kaisern, und die meisten Maler sind Sklaven, welche „die Wände nach Lust und Laune ihrer Herren aufs Eiligste mit Bildern anzufüllen“ verstehen. Hadrian selbst, der kaiserliche Kunstfreund, unter dem die erlöschende Flamme der Kunst noch einmal aufzuckte — (Luzian stellte Altions Bild „Alexander und Roxone“ den größten, alten Meisterwerken an die Seite) — trieb Malerei und versuchte sich in Stillleben.

Die pompejanischen Wandgemälde und Mosaiken sind das Bedeutendste, was uns von dieser herrlichen Kunst der Alten die Zeit gegönnt hat. Sie sind das Entzücken aller kunstgebildeten Menschen; die Alexandersschlacht gilt als das größte Werk der historischen Malerei aller Zeit. Und doch — was sehen wir in diesen fast zweitausendjährigen Resten? Meisterwerke ersten Ranges? O nein! Nur trümmerhafte Ueberbleibsel der Kunstfertigkeit von Stubenmalern, welche für das Bedürfniß einer kleinen Landstadt arbeiteten, aus einer Zeit des völligen Verfalls der alten, wahren Kunst der Malerei. Wir dürfen so ziemlich annehmen, daß sich diese Künstler zu einem Apelles, Zeuxis und Parrhasios verhielten, wie unsere Zimmermaler zu den berühmtesten Meistern unserer Zeit. Aber dies gilt nur von der Ausführung, nicht von den Gegenständen und ihrer Komposition, die größtentheils nur als Kopien älterer Meisterwerke erscheinen. Und doch ist selbst in den bessern dieser pompejanischen Bilder auch die Ausführung von unnachahmlichem Reize und zauberhafter Schönheit. Und nun die Menge und allgemeine Verbreitung solcher Kunstwerke, diese innigste Verbindung der Kunst mit dem Leben, wie unendlich hoch steht darin selbst jene Zeit des Verfalls über der Kunstbarbarei unserer hochgepriesenen Zeit! Keine Mauer der Atrien, Peristyle und Gemächer — selbst der ärmsten Wohnungen — ist ohne Farbenschmuck, welcher in den besseren Häusern nicht selten, in den Bädern und Tempeln aber fast immer gegründeten Anspruch auf wahren Kunstwerth macht.

Und doch deckt den bei weitem größten Theil dieser Schätze noch die Erde. Ist doch das größte Kunstwerk, die Alexandersschlacht, erst vor kaum vierzehn Jahren entdeckt.

Der Hauptreiz des pompejanischen Dekorationsstyls, sagt Wiegmann, „über die Malerei der Alten," beruht in den heiteren, lebendigen Farben und der anmuthigen, phantastischen Verbindung von Menschen- und Thier-, Pflanzen- und Architekturformen. Die Wände sind meist in drei horizontale Abtheilungen getheilt: zuunterst ein meist dunkelfarbiger Sockel, dann die mittlere Abtheilung, etwa zwei Drittel der ganzen Höhe einnehmend, meist von heller Farbe: gelb, roth, blau oder grün. Die obere, welche jedoch zuweilen mit der vorigen zusammenfällt, ist die hellste in Farben, oft rein weiß. Diese Abtheilungen sind nun durch farbige Linien, dazwischen oder daneben laufende ein- oder mehrfarbige Ornamente in Felder getheilt, und bei reicheren Dekorationen durch perspektivische Architekturen und zierliches Tabernakelwerk durchbrochen. Innerhalb der mittleren Felder sieht man häufig entweder freischwebende Figuren oder durch Linien eingerahmte Bilder auf schwarzem Grunde, welche durchgehends feiner ausgeführt und wahrscheinlich von anderer Hand sind als die übrigen Ornamente. Die Bilder sind meist so verständig und klar angeordnet, die Figuren so schön und lebendig, mit so reizenden und fließenden Contouren gezeichnet und das Ganze so einfach und leicht gemalt, daß, wenn man auch nur Kopien von Werken ausgezeichneter Meister darin sehen will, man dieselben doch höchst tüchtigen Malern zuschreiben muß. Dies ist ein Beweis dafür, daß die Technik selbst bei dem Verfalle der Kunst noch lange auf einer hohen Stufe blieb, ja sie gewann in einer Zeit, wo die Allgemeinheit des Kunstfortschritts sich in die Besonderheit der einzelnen Strebungen auflöſ'te.

Dabei ist stets zu berücksichtigen, daß diese Wandbilder nicht selbstständige, für sich abgeschlossene Kunstwerke sein sollen, sondern nur Bestandtheile der organischen Gesammtdekoration eines Raums.

Als solche sind sie vortrefflich und ihre Ausführung vollendet. Alle Theile sind so harmonisch verbunden, daß jeder einzelne eben nur so viel sich geltend macht als er soll, nie aber alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wir lernen den Grundsatz daraus, daß ein dekorirtes Zimmer keine Gemäldegallerie sein soll, in welcher jene reizende Einheit bei reicher Mannigfaltigkeit, die uns in den antiken Gemächern erfreut, durchaus unmöglich sein würde.

Ueber das Kolorit der alten Malerei hat Freund Hettner allerhand feine Bemerkungen gemacht, die sehr viel zum Verständniß dieser alten Kunst beitragen.

Bekanntlich wird als der charakteristische Unterschied und Gegensatz der alten zur neueren Malerei der vorwiegend plastische Eindruck der ersteren ausgesprochen. Die Wahrheit dieser Angabe bestätigt gleich der erste Anblick eines alten Gemäldes. Die Linearperspektive ist mäßig, die Luftperspektive gar nicht angewandt, die Zeichnung hält sich streng in dem objectiven Contourenstyl der Plastik, und in den Figuren selbst herrscht plastische Typik. Eine zweite Eigenthümlichkeit der alten Gemälde ist, daß in ihnen durchgängig das Prinzip moderner Beleuchtung fehlt. In dem berühmtesten derselben, in der Alexanderschlacht, heben sich z. B. alle Figuren aus einfach weißem Grunde hervor, keine Wolke, kein Lichtreflex, nichts der Art ist angedeutet. Und unter allen pompejanischen Wandgemälden giebt es nur ein einziges Bild, das an solchen modernen Lichteffekt anstreift. Es ist das vielfach erklärte Bild, welches nach Quaranta's Deutung Zephyros und Chloris darstellt. In allen übrigen fehlt durchgängig jede Andeutung von Beleuchtung und dadurch hervorgebrachter Farbenwirkung. Immer ist der Grund eine in sich einfache Farbe, und diese ist nicht bloß, wie in der Alexanderschlacht, einfache Farblosigkeit, sondern in anderen Gemälden Roth, Grün, Blau u. s. f.

Diese Eigenthümlichkeit bedingt nun sogleich ein unserer Malerei ganz entgegengesetztes Farbensystem, ein Kolorit, welches jedem Beschauer dieser alten Bilder bei dem ersten Anblicke auffällt. Da sieht man wunderlicher Weise in den Arabesken pompejanischer Wandverzierungen auf intensiv rothem Grunde grüne Menschen- und Thiergestalten. Und selbst in größeren historisch-mythologischen Gemälden bemerkt man solche Verletzung der Naturwahrheit, die offenbar zeigt, daß hier ein anderes Gesetz als das der bloßen Naturnachahmung bestimmend einwirkt. Auf einem Bilde ist der Adler des Zeus schwarzbraun, auf einem andern erscheint er rothbraun. In zwei Repliken ein und desselben Gemäldes, das die Jo darstellt, wie sie von einem Triton nach Aegypten gebracht wird, ist auf dem einen Bilde das die Lokalität andeutende, ägyptische Krokodill dunkelgrün, während es auf dem anderen hellblau erscheint. Warum? Weil das erstere Gemälde in dunkelgrünem, das letzte in blauem Tone gehalten ist.

Dieses auffallende Verlassen der Natur- und Lokalfarben und ihre Vertauschung mit einem scheinbar ganz willkürlichen Kolorit, wie wir es in vielen alten Gemälden wahrnehmen, findet sich nur auf Wandgemälden, niemals auf Mosaiken, in denen wir reinere Nachahmungen der eigentlichen Tafelbilder vermuthen dürfen. Diese letzteren sind daher die alleinigen Anhaltpunkte zur Ermittelung des Farbengesetzes in der eigentlichen Malerei der Alten. Denn die Wandgemälde sind wesentlich Zimmerverzierungen; ihr Farbengesetz ward durch einen, von der strengen, freien Kunst der Malerei spezifisch abweichenden Dekorationsstyl bedingt.

Die Alten wurden bei der malerischen Verzierung ihrer Wohnzimmer von dem richtigen Gefühle geleitet, daß Wandgemälde der bezeichneten Art kein selbstständiges Interesse in Anspruch nehmen dürfen, weil dieselben sonst nur zerstreuend einwirken, und, wenn sie groß sind, geradezu den Begriff und das Gefühl der Wohnlichkeit aufheben. Wer sich davon überzeugen will, darf nur z. B.

die Fresken von Sodoma in einem der oberen Zimmer der Farnesina zu Rom ansehen. Deshalb nivelliren die Alten bei ihren Wandgemälden jene anspruchsvolle Selbstständigkeit, sie zeigen die Bilder von vorn herein thatsächlich als bloße Momente, als untergeordnete, dienende Glieder eines größeren, organischen Ganzen auf. Dies geschieht zum Theil schon räumlich, indem sie jenen Bildern eine verhältnißmäßig nur geringe Ausdehnung gestatten. Noch mehr aber und nachdrücklicher geschieht es durch den innigsten Wechselbezug, in welchem die Färbung des Bildes zur Farbe der Wand gestellt wird. Dies ist das Wesen des alten Dekorationsstyls: jedes Bild muß an sich selbst zeigen, daß es von einem größeren Ganzen organisch getragen wird. Es muß von Hause aus subjektiv teintirt sein.

Diese subjektive Teintirung besteht aber in nichts anderem als in dem, was die Alten τόνος nennen, d. h in der Lichteinheit, in welcher ein Gemälde gesehen wird, und in welcher die subjektive, lyrische Stimmung liegt. Dieser „Ton," wenn er mit einer farbigen Wandfläche organisch verwachsen, von ihr wesentlich bestimmt, teintirt sein soll, kann selbst nur wieder Farbe sein. Denn der Unterschied des reinen und freien vom dekorativen Style liegt nur darin, daß in dem einen reines, farbloses Licht das Medium ist, in welchem das Gemälde gesehen wird, in dem andern, dem dekorativen, aber ein Licht, das von der Farbe der Wand getrübt und wesentlich modifizirt ist, also ein selbstfarbiges Licht.

Wie wirkt aber nun die Wandfarbe ein, und wie verhält sich zu ihr der Grundton des antiken Wandgemäldes?

Das Wandgemälde hat zwei Bestimmungen. Es soll einmal die Einförmigkeit der Wandfläche beleben, also sich als selbstständig hinstellen; zweitens aber sich als dienendes Glied erweisen, also die Wandfläche in sich fortklingen lassen. Folglich muß erstens der Grundton des Wandgemäldes nothwendig heller sein als die Wand, denn nur so kann sich das Bild selbstständig von der Wand ab-

heben. Zweitens aber darf diese Helligkeit nicht absolute, sondern nur relative sein, eine Helligkeit, die modifizirt wird von der Farbenbestimmtheit der Wandfläche. Ist also z. B. die Wandfläche dunkel, so ist der Grundton des Wandbildes hellgrün; denn dies ist die Klärung von Schwarz, in der das Dunkel noch fortwirkt. Dieser hellgrüne Grundton (τόνος) bildet dann weiter den Grund aller Farbentöne, die in dem Wandbilde selbst auftreten dürfen. Während in dem eigentlichen Bilde (in dem freien Kunstwerke der Tafelmalerei) die Gegenstände durch ein reines, farbloses Licht gesehen werden, brechen sich hier im antiken Wandbilde alle Lokalfarben in einem selbstfarbigen Medium, und werden so durch dasselbe tingirt. Daher das Ueberspringen der Naturwahrheit in dem Kolorit der alten Wandgemälde. Gewöhnlich ist dieser Grundton im Hintergrunde angegeben. Die Wandgemälde sind größtentheils durch besondere Farbenränder von der Wandfläche abgegränzt, und gleichsam eingerahmt. Auch diese einrahmenden Linien sind von dieser Grundfarbe, und somit der harmonische Uebergang beider. In ihnen hat, wie Heinrich Meier einmal sagt, der Meister den Akkord angeben wollen, aus welchem sein Stück gespielt sei.

Da nun also alle Farben durch diesen Grundton bestimmt sein müssen, so darf in dem ganzen Bilde keine Farbe auftreten, welche nicht von ihm wahlverwandtschaftlich gefordert würde. Hier kommt es also an auf das Grundgesetz der physikalischen Farbenbildung. Die Griechen zeigen sich auch hier als die ächten Schüler der Natur, indem ihre unbewußte, instinktive Farbenbehandlung aufs Genaueste mit den späteren Entdeckungen der theoretischen Farbenlehre übereinstimmt. Wollen wir daher die Nothwendigkeit jener Farbenbildung in den erhaltenen Wandgemälden Schritt vor Schritt verfolgen, so müssen wir jene ersten Vorbegriffe der Farbenlehre ins Gedächtniß rufen, wie sie nach Göthe's Vorgange von Hegel (Arthetik Bd. 3. S. 66) aufgestellt sind. Diese Farbenprinzipien sind in der alten Wandmalerei überall

festgehalten, und so erscheint uns da, wo wir zuerst Willkürlichkeit und Abnormität zu erblicken glauben, zuletzt die strengste, begriffliche Nothwendigkeit. Jetzt also z. B. wissen wir, um die Arabeskenwelt voraufzuschicken, warum auf dem dunkelrothen glänzenden Stukk der pompejanischen Wände jene Arabesken ohne Rücksicht auf Naturwahrheit immer und überall grün sind. Und betrachten wir die größeren Bilder, so finden wir ganz dasselbe bestätigt. Da ist z. B. das Wandgemälde, auf welchem Orest von der Iphigenie als Bruder erkannt wird. Zur Andeutung, daß die Scene im Innern des Hauses vorgeht, dient nach der bekannten Symbolik der alten Kunst ein Vorhang. Er ist der Hintergrund des Gemäldes, und durchweg grünlich gelb. Im ganzen Bilde giebt es nun keine andere Farben als diese beiden: Grün und Gelb, nur frei und selbstständig, während sie im Vorhange gebunden sind. Die Gewänder sind sämmtlich grün. Die Karnation der Männer durchaus grünlich gelb, während sie doch sonst meist sonnenverbrannt braun zu seint pflegt. Nur die Frauengesichter sind um ein weniges heller. Der Sessel, auf dem Pylades sitzt, ist ganz in derselben Weise gefärbt. Grün ist seine Platte, dunkelgelb, etwas ins Bräunliche spielend, die Beine. Artemis hat um ihr Haupt einen Heiligenschein, selbst dieser ist grün.

Ein anderes Bild ist: Telephus, von einer Hirschkuh gesäugt, wird von seinem Vater Herkules gefunden. Eine geflügelte Göttin neben dem Herkules hat diesem den Weg gezeigt. Er schaut verwundert auf das Seltsame des Vorgangs. Adler und Löwe sitzen neben ihm. Ueber der Hirschkuh, auf einem Felsen, sitzt Tegea, die Lokalgöttin, hinter ihr steht Pan, als Zeichen des Waldes, wo die Scene vorgeht. Seitdem diese Gemälde von ihren ursprünglichen Fundorten entfernt, sich im Museo Borbonico befinden, läßt sich schwer angeben, wie hier die zugehörige Wandfläche gewesen sein mag. Wahrscheinlich war sie röthlich oder rothblau, denn der Hintergrund dieses Bildes ist dunkelgelb, die einrahmenden Linien

sind rothblau, also zwei Farben, die sich unbedingt einander fordern. Sie und ihre Schattirungen sind nun aber auch die einzigen Farben, die auf dem ganzen Bilde vorkommen. Fleisch und Gewand der Tegea ist ganz im Tone des Hintergrundes dunkelgelb, der Schattenwurf überall ins bräunlich dunkel streifende Roth. Ihr Haar ist braun; warum? weil es so erscheint, wenn seine natürliche Farbe, Schwarz, durch ein röthlich helleres Medium gesehen wird. Nur der Epheukranz auf ihrem Haupte hat seine natürliche Farbe, denn Grün steht ja mit den röthlichen Tönen des Bildes in vollkommenster Harmonie. Das Fleisch des Herkules ist sonnenverbrannt braun, ebenso wie das des Pan, jedoch bei dem letzteren noch dunkler, thierischer. Das Kind Telephus dagegen hat in seinem weichen, jugendlichen Fleische hellröthlichere Tinten. Die Hirschkuh ist gelblich, ganz wie in der Natur ins Bräunliche hineinspielend. Hier konnten überall, wie auch im Löwen die naturwahren Farben unverändert beibehalten werden, denn sie stehen innerhalb der vom Grundtone bedingten Farbenskala. Der Adler aber ist braun, ganz aus demselben Grunde wie die Haare der Tegea, denn schwarz ist zu grell für die verlangte Farbenharmonie; durch den lichteren Grundton modifizirt erscheint es als braun.

Eins der größten und schönsten Gemälde ist Herkules, Deianira und Nessus. Der Hintergrund dieses Bildes ist weiß, hellgrüne Bäume beleben ihn. Alle Farben sind hell, schwarz darf nirgends auftreten. Daher sind selbst Pferd und Biga, die wie der Hintergrund weiß, und aus ihm nur durch scharfe, bestimmte Umrisse herausgehoben sind, mit blauem Schatten modellirt. Ebenso ist das Joch des Pferdes blau, nur Gurt und Riemen sind von blassem Roth, welches hier und da bläulich teintirt ist. Nußbraun ist das Haar der hohen, stolzen Gestalt der Deianira, ein weißer Schleier schlingt sich um dasselbe. Ihr volles Gewand ist blau, das blasse Grün der Bäume im Hintergrunde lieblich verdichtend. Herkules und Nessus haben das sonnenverbrannte Braun der grie-

chischen Naturkarnation. — Eine ganz ähnliche Farbenskala befolgt das herrliche Bild von Meleager und Atalante. —

Eine andere Darstellung, wo nur Roth und Grün abwechseln, und wo daher die Modifikationen der Naturfarben noch mehr in die Augen fallend sind, ist die Erkennung des Achilleus unter den Töchtern des Lykomedes, ein vortreffliches Bild, das zu den schönsten gehört, was wir aus dem Alterthume übrig haben. Und doch sind auf dem ganzen Bilde nur zwei Farben: Grün und Roth. Grün ist der Hintergrund, grün sind die Gewänder, roth ist die Karnation, die Schilde, Helme und Waffen der homerischen Helden. Ganz in derselben Weise erscheint ein anderes Bild, die schon oben erwähnte Einschiffung der Medea. Roth ist hier das Schiff, roth die Karnation, roth die Haare, roth die Helme der geleitenden Krieger, roth endlich die im Hintergrunde angegebene Architektur. Aber die Gewänder sind grün, und ebenso scheint der Hintergrund gewesen zu sein.

Betrachten wir schließlich die Aldolrandinische Hochzeit im Vatikan zu Rom. Das Bild ist in einem Grabe gefunden, und demgemäß scheint die Wand, aus der es herausgesägt worden, schwarz gewesen zu sein. Wenigstens sind die einrahmenden Linien schwarz, ein breiter, dunkelgrüner Streifen setzt sich an sie an. Ganz damit übereinstimmend ist der Grundton des Gemäldes grün. Am reinsten tritt er, wie gewöhnlich, im Hintergrunde auf, der hier zum größten Theile aus den Architekturandeutungen des Brautgemachs gebildet wird. Aber auch da, wo diese fehlen, bei den singenden Jungfrauen, ist er grün, wenn auch etwas lichter. Dies hat manche veranlaßt, hier grüne Bäume zu sehen (Böttiger, Aldolrandinische Hochzeit S. 19). Im Originale ist aber keine Spur davon. In diesem Grundtone nun sind die reichen Decken und Tücher des Brautbetts. Ebenso sind die Gewänder der Braut und fast aller übrigen Frauen grün, jedoch durch violette Schatten belebt. Dunkelgelb ist das Gewand des citherspielenden Mädchens,

dunkelroth das des Bräutigams. Die Karnation ist in den männlichen Figuren, wie gewöhnlich, braun, in den weiblichen weiß, mit dunklem Roth unterlaufen.

Hält man alle diese Farben mit jenen Forderungen der physikalischen Farbengesetze zusammen, so ergiebt sich eine, in der Wandmalerei der Alten herrschende strenge Gesetzmäßigkeit, welche durchaus auf demselben Prinzipe beruht wie die strenge Stylistik der Plastik, die auch alle Stoffe in ihrer natürlichen Beschaffenheit andeutet, und doch durch und durch umwandelt und nach dem eignen, immanenten Lebensgesetze umschafft. Und wer je das Glück genossen, das harmonische Ineinanderspielen der Farben auf den alten Wandbildern selbst anzuschauen, der wird es begreifen, wie es gemeint sei, wenn man solche Bilder Musik aus einer Tonart nennt, und den Grundton den stimmenden Akkord derselben.

Solche Wirkung und solch ein durchgreifendes Farbenprinzip ist aber nur möglich, weil die alte Kunst die Natur zwar nachahmt, und zwar mit dem innigsten Verständnisse nachahmt, aber doch durchgehends streng von der Wirklichkeit abgegränzt, im höchsten Sinne des Wortes ideal, sich überall auf ihre eignen Füße stellt. Die neuere Kunst ist in ihrer Naturnachahmung individueller, und deshalb auch unmittelbar mehr auf natürliche Illusion ausgehend. Daß die alte Zimmerdekoration unserer heutigen Tapetenmalerei oder unserer Ausschmückung der Zimmer mit selbstständigen Oelbildern oder Farben an einfacher, beruhigender Wirkung vorzuziehen sei, empfindet jeder, der mit gesunden Augen Pompeji gesehen hat. Und wohl ist es charakteristisch, daß Rafael in der Ausschmückung seiner Villa, wo er mit seiner geliebten Fornarina lebte, zu diesem alten, aus dem eifrigen Studium des farbigen Wandschmucks der Titusthermen entlehnten Dekorationsstyle mit vollem Bewußtsein zurückkehrte.

Sorrent, September.

Immer behaglicher wird mir das Leben in dem ſtillen Sorrent. Einige Bekanntſchaften mit deutſchen Landsleuten, mit der liebenswürdigen Familie B. aus Baſel, Dr. Windſcheid aus Bonn, vor allen aber die gaſtfreundliche Aufnahme in der Familie des Herrn Hektor Marſtaller, eines angeſehenen Kaufmanns in Neapel, dem ich von Genua aus empfohlen war, und deſſen Familie gleichfalls hier die Sommervilleggiatur hält, tragen dazu bei, mir den entzückenden Genuß der Natur durch anmuthige Geſelligkeit zu verſchönern. Zudem habe ich ſeit einiger Zeit an einem jungen, deutſchen Gelehrten, Dr. Hettner, der für kunſtgeſchichtliche Forſchungen ſchon ſeit einigen Jahren in Italien lebt, den theilnehmendſten Genoſſen meiner Studien und Wanderungen. Wir denken zuſammenzubleiben und den Winter gemeinſam in Rom zu verleben. Da ich ganz ohne Bücher bin, kommt mir ſeine Reiſebibliothek ſehr zu Statten, wie mich auf unſern Ausflügen nach Neapel ſeine genaue Kenntniß der Sammlungen des Muſeo Borbonico weſentlich förderte.

Den Charakter des Volks lerne ich immer mehr kennen und ſchätzen. Wie mit dem Italiener überhaupt, ſo kommt der Fremde auch mit dem Neapolitaner am beſten aus durch ein höfliches und dabei feſtes Betragen. Im Verkehr mit ihm darf man eben ſo wenig unbedingtes Vertrauen zeigen, das er leicht für verſchwenderiſche Einfalt hält, als knickernde Kleinlichkeit, die er verachtet und auf jede Weiſe zu übervortheilen ſucht. Ich ſah, daß ein Kaufmann aus Neapel, Herr M., der ſchon achtzehn Jahre in Italien lebt, und ſeit zwölf Jahren in Neapel anſäßig iſt, hier in Sorrent einen Wagen für den nächſten Tag nach Caſtellamare miethete, und dabei mit einer Vorſicht verfuhr, als gälte es einer Reiſe von mehr Tagen als es ſich hier um Stunden handelte. Zu meinem

Erstaunen ließ er sich sogar ein Draufgeld (Caparra) geben, und da ihm die gereichte zu gering schien, forderte er ruhig das Doppelte. „Aber Eccellenza, es ist nicht nöthig! Ich bin präcis Morgen um vier Uhr mit meiner Carozza vor Eurer Villa!“ sagte der Vermiether, indem er die geforderte Caparra reichte. „Thut nichts! Besser ist besser,“ versetzte gelassen der andere. Ich bin jetzt sicher, daß Ihr mich nicht im Stiche laßt, wenn Euch etwa ein Milordo Inglese mehr bietet oder für eine größere Tour nimmt.“ Der Neapolitaner war darüber keineswegs beleidigt, sondern blieb höflich und freundlich. Als wir gingen, sagte M.: „Bei dem Italiener kommt Alles darauf an, daß man den Leuten klar macht, was man will, und ihnen vernünftige Gründe angiebt. Dafür sind sie sehr empfänglich. Jeder Italiener wird Ihnen für seine Ansprüche und Forderungen, seien sie auch noch so wunderlicher Art, immer einen scheinbaren oder wirklichen Grund anzuführen sich bemühen. Kann er das nicht, oder kommt er damit nicht durch, so giebt er leichter nach als man glaubt. Er ist nicht eigensinnig wie so oft der gemeine Mann bei uns, der sich wie ein stätisches Maulthier auf etwas capricionirt, und dann nicht davon abzubringen ist. Lassen Sie als Fremder den Italiener sehen, daß Sie kein Neuling sind, und daß Sie ihn nicht drücken wollen, so werden Sie besser bedient werden als in irgend einem Lande der Welt.“

„So ist es auch im Handel und Wandel. Weiß man des Italieners Vertrauen zu erwerben, so ist kein Mensch geneigter als er, erprobter Redlichkeit blind zu vertrauen. Gewöhnlich aber macht man's im Auslande mit dem Neapolitaner gerade umgekehrt. Man hält erstens alle Italiener von vornherein für Spitzbuben, was sie keineswegs, und zweitens für unwissend und leicht zu betrügen, was sie noch weit weniger sind. Und so schickt man ihnen denn wohl gern allen Ausschuß und verlegene Waare über den Hals, weil sie für Italien noch immer gut genug sei. Merkt nun aber

der Italiener, daß man ihn so übervortheilen will, so ist er freilich nur zu geneigt, siebenfach zu vergelten, indem er entweder dem Absender die Waare auf dem Halse läßt, oder ihn gar nicht bezahlt. Führen Sie dagegen eine Bestellung solid und reell aus, so müßte der Besteller schon der ausgemachteste Schurke sein, wenn er sich erlauben sollte, Sie zu betrügen. Mir wenigstens sind solche Fälle kaum jemals bekannt geworden."

„Aehnlich ist's auch mit den reisenden Fremden. Sie kommen nach Italien fast durchgängig voll von Vorurtheilen, behandeln (namentlich die Engländer) den Italiener als ein Wesen niederer Art, glauben nebenbei, daß hier Alles halbgeschenkt zu erhalten sei, und erleben dann nichts als Verdruß mit den Menschen. Behandeln Sie dagegen den Italiener höflich, stellen Sie sich ihm menschlich gleich, so haben Sie schon von vornherein gewonnen Spiel. Der Italiener ist sehr empfänglich für feine Behandlung, und wenn der gedrücktere und geschmeidigere Neapolitaner auch die Beleidigung scheinbar unterwürfig hinnimmt, so läßt sie doch nur einen desto tieferen Stachel zurück. Er wird Sie hassen, und bei der ersten Gelegenheit, wo er es ungestraft kann, sich zu rächen suchen."

„Neben der Höflichkeit ist größte Ruhe das zweite Haupterforderniß. Ruhige Haltung imponirt überall mehr als aufbrausende Leidenschaft, ganz besonders nothwendig ist sie aber dem Italiener gegenüber, der bei aller äußerlichen Heftigkeit und leidenschaftlichen Erregtheit innerlich sehr kalt und ruhig ist, und nie den Kopf verliert. Beobachtet man diese Vorsicht, so wird man mit keinem Volke der Welt leichter und angenehmer verkehren als mit dem Italiener. Als ich vor einem Jahre seit langen Jahren zum ersten Male wieder nach Deutschland kam, habe ich erst den Werth des neapolitanischen Volkscharakters, seine menschliche Liebenswürdigkeit, seine feine Höflichkeit und verbindliche Dienstfertigkeit, kurz seine angeborne Humanität recht schätzen lernen. Ich will gewiß meine

Landsleute nicht unterschätzen, ich weiß, in wie Vielem sie dem Italiener weit überlegen sind, aber dennoch gestehe ich frei, daß mir der Mangel jener Eigenschaften auf der Reise in Deutschland sehr fühlbar entgegengetreten ist." — Ich habe dies Alles seit dem halben Jahre, daß ich in Italien lebe, durchgängig bestätigt gefunden.

Man spricht so viel von dem „tiefen Rechtsgefühl" des deutschen Volks — obschon die Fälle vorgekommen sind, wo ein ganzer Stamm demjenigen, welcher ihm sein Recht zerrissen vor die Füße geworfen, bald darauf certatim die Hände küßte — ich aber finde daß in dem gemeinen Italiener ein natürlich freierer Rechtssinn lebt als bei unserm Volke. So oft ich bisher einem Italiener gegenüber mich im Rechte befand — und, wohl zu merken, für den Italiener ist der Fremde, besonders der Deutsche, ein Feind — so oft sah ich immer, daß mein Gegner zuletzt höflich wurde, und sich, wenn es einen Vortheil galt, aufs Bitten legte. Der Vetturin, der Führer, der Cicerone, welcher die ausgemachte Zeit oder sonst eine Bedingung nicht eingehalten hatte, und dafür zur Rede gesetzt oder gar mit empfindlichen Geldabzuge belohnt wurde, versuchte es immer erst mit Beweisen seiner Schuldlosigkeit durch Gründe, und dann legte er sich auf Entschuldigungen und Bitten; und überall, wo ich im Rechte war, selbst wenn dies Recht nicht ganz mit der Billigkeit übereinstimmte, konnte ich mir viel gegen ihn erlauben. Der Deutsche dieser Klasse wird dagegen, wenn er sich bei ähnlichen Fällen im Unrechte sieht, sehr leicht störrig, grob und brutal.

Hundertmal kam ich in den Fall, eine unbegründete Forderung oder Bitte um ein Trinkgeld, um Erhöhung des Gereichten abzuschlagen, aber niemals hörte ich in Folge einer solchen Abweisung eine beleidigende grobe Aeußerung des Mißvergnügens. In Deutschland kann man auf eine solche mit ziemlicher Sicherheit rechnen, und in Hamburg darf man nicht einmal einen Versuch der Ver-

theidigung gegen die frechste Unverschämtheit dortiger Fiaker oder Gepäckträger wagen, wenn man seine Sache nicht noch verschlimmern will. Was kalte Malice ist, kann man wohl dort, nicht aber in Italien lernen.

Sorrent, September.

Als ich zum Piedigrottafeste nach Neapel gegangen war, traf mich die Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden eines römischen Freundes, den ich vor wenigen Wochen in der Fülle der Manneskraft und blühenden Gesundheit zu Rom verlassen hatte. Anton Hallmann ist todt. Auf der Rückreise zur Heimath hat ihn zu Livorno das Fieber in jähem Tode dahingerafft, einsam und verlassen von aller pflegenden Hülfe, so nahe den zahlreichen Freunden in Rom, die seinen Tod früher als die Nachricht von seiner Krankheit erfuhren. Hallmann war Architekt, als Künstler vielleicht der genialste seiner Zeitgenossen. Seit 1833, wo er, ein einundzwanzigjähriger Jüngling, mit Wanderstab und Ränzel zu Fuße ganz Italien durchwandernd in Rom einzog, war Italien seine zweite Heimath geworden. In München vorgebildet, trieb es ihn, die berühmtesten Bauten aller Zeiten und Länder selbst kennen zu lernen. Vier Jahre verwandte er zu diesem Zwecke für Italien und Sizilien. Er vermaß und zeichnete alle normannischen Bauten Kalabriens und Siziliens für ein großes Werk, welches er mit einem Freunde herauszugeben beabsichtigte. Aber vergebens suchte er dann für eigene schöpferische Thätigkeit eine Stätte zu gewinnen. Was ihm in München nicht gelang, versuchte er im barbarischen Norden zu erreichen. Er ging nach Petersburg, von Gärtner und Klinge glänzend empfohlen. Vielleicht wäre es ihm hier gelungen, aber seine freie Seele konnte in der schweren Luft der Knechtschaft nicht

ausdauern. Man benutzte seine Pläne und Zeichnungen, während man seine Autorschaft verschwieg. Nachdem er in Moskau den altrussischen Kirchenstyl studirt hatte, ging er nach England. Eine Arbeit über den byzantinisch russischen Kirchenbau ward in London mit der Preismedaille gekrönt; in Paris ehrte man seine Zeichnungen normannischer Bauten durch eine gleiche Auszeichnung, aber weder Frankreich noch England hatten für den Ausländer einen Platz zu eigener Wirksamkeit. Da lächelte dem rastlos Strebenden plötzlich das Glück in der Heimath. Preußens König, Friedrich Wilhelm IV., dem er den Plan zu einem protestantischen Dome vorlegte, ernannte ihn zum Hofbauinspektor. Aber die preußische Büreaukratie machte sich jetzt mit der Forderung geltend, daß der bereits Angestellte sich nachträglich dem gesetzlichen Examen unterwerfen solle. Dagegen sträubte sich sein Künstlerstolz und das gerechte Selbstbewußtsein, welches sich auf seine offen vorliegenden Leistungen stützte. Er sah, leidenschaftlich wie er war, in solchem Ansinnen ein um so beleidigenderes Mißtrauen, als seine Anstellung ohne solche Bedingung schon erfolgt war, und gab lieber eine Stellung auf, die der Wunsch und das Ziel seines Lebens gewesen war. Des Königs Großmuth ließ ihm auf mehrere Jahre seinen Gehalt. So ging er nach Rom zurück, entschlossen, mit seiner Vergangenheit zu brechen, und die Laufbahn des Architekten mit der des Architekturmalers zu vertauschen. Aber mit diesem Schritte war die ungebrochene Einheit seines Wesens und Lebens zerstört. Seine kleine Schrift: „die Kunstbestrebungen der Gegenwart," welche er um diese Zeit veröffentlichte, zeigt trotz ihrer Mängel, daß dieser Mann vielleicht unter allen jüngeren Künstlern, und namentlich unter den Architekten, derjenige war, welcher ein Bewußtsein darüber hatte, wo es mit unserer Kunst hinaus müsse. Der genialste Aesthetiker Deutschlands, Fr. Vischer, gab ihm in einer Recension jener Schrift in den Jahrbüchern der Gegenwart dieses Zeugniß. In

Rom, wo ich ihn kennen lernte, ragte er um eines Hauptes Höhe über allen Künstlern durch Geist und richtiges Erfassen der gegenwärtigen Bildungsresultate hervor. Geistreich, witzig, humoristisch, genial selbst in einem gewissen Cynismus, durch langes Leben in Rom etwas verwildert, und durch Neigung und Schicksal einer kraftzersplitternden Vielseitigkeit künstlerischen Strebens zugewendet, durch den Zwiespalt mit der geniefeindlichen Gegenwart verbittert, erschien er mir als ein Gegenstand der Besorgniß. Sein letztes Werk: „eine große, verfallene Villa bei melancholischer Abendbeleuchtung," für den König von Preußen in Oel ausgeführt, nahm alle seine Kraft in Anspruch. Er arbeitete daran während der heißen Sciroccogluth des Juni und Juli oft bis zur Erschöpfung aller Kräfte mit einer fieberhaften Anstrengung. Vier Wochen nach meiner Abreise von Aricia, wo er mich zuletzt besuchte, und für die Herausgabe eines literarischen Werks über die Kunstzustände unserer Zeit, das er zum Druck vorbereitete, allerlei Nachweisungen verlangte und erhielt, verließ er Rom, um nach Deutschland zurückzukehren. Groß, stark, stattlich — ein schöner Mann in strotzender Kraftfülle, geistdurchleuchteten Angesichts, so stand er vor mir, als wir uns auf fröhlich Wiedersehen im Vaterlande im Haine der Ferentina vor Marino die Hand zum letzten Lebewohl reichten, und nun schläft er schon den ewigen Schlaf in irgend einem Kirchhofswinkel der wüsten Weltmarktstadt Livorno. Fahr wohl!

Sorrent, den 17. September.

Endlich, endlich glaubt man wieder einmal an den neapolitanischen Himmel! Einem Bräutigam, der seine Geliebte nach langer Trennung wiedersieht, und sie heiser und geschwollenen Gesichts im

Krankenzimmer findet, mag bei diesem Anblicke etwa so zu Muthe sein, wie mir diese letzten zehn Tage her gegenüber all der Schönheit des Golfs von Neapel, über welcher das abscheulichste Scirocco-wetter seinen widerwärtigen Schleier gebreitet hielt. Ohne die gute Gesellschaft meines Freundes Hettner und zufällige Unterstützung durch vortreffliche Lektüre — ein Freund des Marstallerschen Hauses hatte mir Coletta's Geschichtswerk über Neapel verschafft, eine hier im Vaterlande des Verfassers schwer verpönte Frucht — wäre es hier nicht zum Aushalten gewesen. Ueber diese Phrasen von dem „ewig heitern Himmel Italiens!" Entweder die Natur hat sich verändert, was nicht glaublich, oder die Enthusiasten haben sich und andere belogen. Von Goethe ist mir's klar genug, warum er in seiner italienischen Reise so selten diese furchtbare Landplage Italiens berührt. Er suchte sich auch in der Erinnerung gern alles Widerwärtige fern zu halten.

Nach den ungeheuren Gewittern der letzten Augusttage, die an majestätischer Pracht bei der Scene, welche mich umgab, in meiner Erinnerung ihres Gleichen nicht hatten, folgten zuerst im September einige leidliche Tage. Doch war ein Hinneigen zum Scirocco in der Atmosphäre schon bemerklich. Am 6. und 7. September versuchte ein Gewitter die Luft zu reinigen, doch ohne Erfolg, und jetzt entfaltete der Scirocco siegend seine Macht. Die Luft verdichtete sich immer mehr und mehr, die Aussichten verschwanden in Nebelschleiern, das Blau des Meeres verwandelte sich in trübe, hypochondrische Bleifarbe, der Vesuv ward Tage lang völlig unsichtbar, ja dicht um uns her an den Felsengipfeln der Bergzüge des Sant Angelo hingen und schwankten große, graue Wolkenballen. Nebelgrau war der Himmel, der mit dem Meere am nahen Horizonte so völlig zusammenwuchs, daß man in diesem wüsten Gequirle den einen von dem andern nicht mehr unterscheiden konnte. Dabei herrschte eine unerträgliche, dunstig feuchte, Leib

und Seele erschlaffende Hitze, obschon die Sonne immer nur trübe durch Nebelschleier blickte, oft halbe und ganze Tage sich gar nicht, an andern nur in der Art sehen ließ, wie sie in unserm Moordampfparadiese an der Nordsee zur schönen Maienzeit erscheint. Es fehlte nur der infernalische Gestank des Moorrauchs, um mich im Vaterlande zu glauben. In den beiden letzten Tagen war es völlig unerträglich. Unsere Nerven waren erschöpft, Spaziergänge fast unmöglich. Innere Unruhe, Nervenaufregung, trockene Hitze und abwechselnd schnell hervorbrechende Transpiration, schweres Athmen, gesteigerte Empfindlichkeit gegen einzelne kalte, durch den heißen Dunst wie scharfe Pfeile hindurchfahrende Luftzüge, brachten einen wahrhaft abscheulichen Zustand leiblichen Befindens hervor, welcher natürlich sich auch geistig zu reflektiren nicht verfehlte. Coletta's meisterhafte Schilderung des großen Erdbebens zu Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und der dabei beobachteten äußeren Symptome der Witterungsgestaltung vergrößerte noch die innere Aufregung. Das wilde, tosende Geräusch des Meeres ohne wesentliche, starke Luftbewegung, die grellen Wolkenbeleuchtungen der blutrothen Sonnenuntergänge, das Verschwinden aller Formen und Lokalfarben in der nebeldunstigen Atmosphäre brachten ein wildes, dräuendes, weltuntergangsmäßiges Ansehen hervor. Man konnte sich einer gewissen Beklommenheit, einer scheuen Bangigkeit vor irgend einem furchtbaren Naturausbruche nicht ganz erwehren. Mit wahrem Entzücken begrüßte ich daher heute zum ersten Male wieder einen ziemlich klaren Himmel. Zwar liegt der Vesuv auch jetzt noch im Nebel, aber diese Schleier sind doch nicht so düster schwarzgrau, die Sonne scheint doch wieder in der bläulich weißgrauen Luft, und das Meer hat wieder eine Farbe, der man ansieht, daß ihre Schönheit in der Genesung begriffen ist. So haben wir also beinahe zwei volle Wochen alle Naturereignisse von Neapel und Sorrent völlig verloren, und wären wir Touristen wie die

nach achttägigem Verweilen gestern über Neapel nach Rom zurückgereis'ten Heidelberger Studiosen — die Italienreiserei beginnt jetzt unter den Studenten in Süddeutschland epidemisch zu werden — wir hätten wie sie von Neapels Schönheit geradezu nichts zu sehen bekommen. Der unangenehme Eindruck solchen Sciroccowetters wird noch dadurch gesteigert, daß diese Natur eben, um ihrer Schönheit willen, eine solche Entstellung gar nicht verträgt. Wie ein schönes Gesicht durch eine verzerrende Entstellung nur um so beleidigender wird, wie Tizian's Venusbilder, wenn ein Vandale ihnen Bärte anmalte, geradezu unansehbar sein würden, so ist der landschaftliche Charakter dieses schönsten Golfs von Neapel gegen jede Entstellung äußerst empfindlich. Diese sanfte, friedliche Schönheit, diese heitere, harmonische Ruhe, diese lachende Reinheit und Klarheit der Formen und Farben von Meer und Land wird häßlich bis zum unerträglichen durch eine Verdüsterung von Gewittersturm und Meeresbrausen, Wolkendüster und Nebeldunst, welche doch unsern armen, kahlen nordischen Küsten oder den schottischen Hochlanden den Zauber einer wilden Romantik verleihen, weil sie überhaupt mit ihrem Charakter mehr in Einklange stehen. Hier aber, wo alles solcher trüben, schwermüthigen Romantik fern, nur zu Lust und Leben geschaffen erscheint, war es eine Art von Schmerz: die Königin der Schönheit, statt in Juwelenschmuck und lichtspiegelnden Atlasgewändern auf strahlendem Throne — im groben, grauen Büßergewande „trauernd in Sack und Asche" zu sehen; eine peinvolle Qual, aus der ich heute seit langen Tagen zuerst wieder mit befreiter Brust im neugebornen, rosigen Lichte aufzuathmen begann. Ich habe Euch so viel von Italiens Schönheit geschrieben, daß Ihr auch wohl diese Schilderung der Kehrseite seiner Natur hinnehmen könnt. —

Sorrent, den 1. September Abends.

Es begegnet einem wohl einmal, daß die von der dichterischen Phantasie irgend eines Poeten geschaffenen Gestalten einem im Leben plötzlich vor die Augen treten. In solch einem Falle befand ich mich heute, wo ich auf Veranlassung des Herrn v. S. einen Ritt nach Meta machte, um dort einen der wunderlichsten Sonderlinge des Jahrhunderts, den Baron Leopold von Nauendorff, kennen zu lernen. Unter Merck's Novellen befindet sich eine: Herr Oheim betitelt, in welcher der frühere Minister eines Fürsten sich nach dem Verluste der fürstlichen Gnade in die Natureinfalt der unmittelbarsten Lebenszustände zurückzieht, selbst Bauer wird und mit Weib und Kindern von seiner Hände Arbeit lebt.

Auf eine solche Erscheinung nun war ich durch die kurzen Mittheilungen des Herrn v. S. vorbereitet. Ein Mann von nicht unbeträchtlichem Vermögen, der in den größten Verhältnissen gelebt und mit allen möglichen höchsten und allerhöchsten Personen verkehrt habe, lebe, so hieß es, jetzt schon seit einem Jahre nicht nur in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt, sondern auch in der freiwilligen Entbehrung aller und jeder Genüsse und Bequemlichkeiten, welche uns die Kultur darbietet, und die den modernen Menschen zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen geworden sind. Besuch abschiednehmender Freunde unterbrach das Gespräch. Ich hatte nur eben noch Zeit, Herrn v. S. um eine Einführungskarte und um die Wohnungsangabe für den Zweck eines Besuches bei jenem Sonderlinge zu bitten, und verabschiedete mich dann, nicht eben sehr darauf rechnend, von jenen Aufzeichnungen Gebrauch zu machen. Als ich indessen heute nach Meta geritten war, um den Don Gabriele di Laiiro, dem reichsten Seidenfabrikanten des Piano, einen Besuch zu machen, fiel es mir plötzlich ein, bei dieser Gelegenheit auch gleich zu versuchen, ob es mir gelingen werde, bei

jenem Sonderlinge Einlaß zu erhalten. Denn selbst dies war mir von Hrn. v. S. als zweifelhaft dargestellt. Er ist oft sehr seltsamer Laune, fügte Fr. v. S. hinzu. Auch ist die große, vordere Gitterthür, welche zum Hause führt, stets verschlossen, weil der Regel nach seit Jahren durchaus Niemand ins Haus kommt; und dazu hat er stets ein geladenes Gewehr im Zimmer bereit stehen. Indessen just diese etwas romantischen Umstände waren es, die mich bestimmten, den Besuch und die Bekanntschaft des Sonderlings zu machen. Nach mannigfachem Umherirren in den Berggassen und Gartenwegen des Orts fand ich endlich den Palazzo del Bosco, wo der „Cavaliere Prussiano" wohnen sollte. Die bescheidgebenden Italiener machten dabei so seltsam einverständnißmäßige Gesichter, daß meine Erwartung nur noch mehr gespannt wurde. Ich ließ mein Thier und den Knaben Antonin am großen eisernen Portale, und ging um den Garten herum in den Hinterhof des Hauses, in der Ferne gefolgt von mehreren Neugierigen, die offenbar sehen wollten, wie dieser Besuch ablaufen werde. Der Hof war wüst und grasbewachsen. Der Palazzo, inmitten einer kleinen Massarie am Meere gelegen, groß genug, um darin das behagliche Leben einer zahlreichen Familie führen zu können; aber nichts war vorhanden, was auf ein solches Behagen gedeutet hätte. An einer verkommenen, schmutzigen Thüre ohne Klinke und Ring hing eine Klingelschnur, die ich zweimal anzog, ehe sich zur Seite über mir im ersten Stocke ein Fenster öffnete, aus dem ein Frauenkopf mit der Frage nach Begehr und Namen (das erste ward deutsch, das zweite französisch gefragt) zum Vorschein kam. Nach ohngefähr einer Minute hörte ich von der vorderen Seite des Hauses her jener oberen Stimme ein subito! subito! zur Antwort auf ihre Meldung geben, und bald darauf klapperten ziemlich eilige Holzpantoffeln durch den Corridor meiner Thüre zu, an deren Seite ich mich indessen, in Erinnerung der geladenen Blunderbüchse, etwas

in die Sicherheit einer Ecke gerückt hatte. Endlich sprang der Riegel zurück, und hervor trat, mit der Thüre in der Hand, eine Gestalt, die ich ohne die erhaltenen Avertissements eher für jeden anderen Christenmenschen als für einen preußischen Baron des neunzehnten Jahrhunderts gehalten haben würde. Wider Erwarten war jedoch mein Empfang ein durchaus freundlicher. Er führte mich durch das Haus in den Garten, und nahm meinen Vorschlag, auf und ab zu wandeln, um so lieber an, als auch er von der Gartenarbeit wie ich vom Ritte etwas erhitzt die Erkältung scheute. „Sie werden wohl von mir gehört haben," setzte er nach einer Entschuldigung seines Auf- und Anzugs hinzu, „sonst würden Sie nicht zu mir gekommen sein." — „Freilich!" erwiederte ich; „aus dem, was man mir erzählte, mußte ich glauben, eine Dichtung (ich nannte den Merckschen Roman) verwirklicht zu sehen." Ich zeichnete jetzt das Süjet der Merckschen Figur, weil er sie nicht kannte, mit ein Paar Strichen, und er fand allerdings die Aehnlichkeit. Während er nun so im Auf- und Abwandeln in lebhafter Weise mir seine Lebensweise und das Glück dieses patriarchalischen Urzustandes schilderte, hatte ich Muße, ihn selbst genauer zu betrachten. Eine mittelgroße, schmächtige, feingebaute Gestalt mit einem wohlgebildeten Gesichte, kleiner, schwarzbrauner Schnauzbart, Brille vor den sehr lebhaften, nur etwas zu glänzenden Augen. Seine Tracht die eines neapolitanischen Massariebauern: Hemd und kurzes Beinkleid von grober Leinwand, die Beine vom Knie abwärts nackt in Holzpantoffeln, eine grobe, weißgraue Zwillichjacke über die Achseln gehängt, Brust und Arme nackt und von der Sonne gebräunt, um den Kopf ein Leinentuch, turbanartig geschlungen — gemahnte er mich an einen im Zustande der Reconvalescenz befindlichen Bewohner eines Militairlazareths. Als ich auf seine Frage: was er mir anbieten könne? um ein Glas Wasser und eine Weintraube gebeten hatte, schleifte er eine Gartenleiter herbei und forderte mich

auf, mir die letztere aus dem Weinlaubengange selbst zu pflücken, „wenn Sie reife finden," setzte er hinzu, „denn gestern habe ich erst die reifen alle gepflückt. Es waren Leute da, die sie haben wollten." Während ich mich damit beschäftigte, ging er, um Wasser aus seiner Cisterne zu holen, und kehrte bald mit einem irdenen Schöpfgefäße und einem ganz vergelbten und verstäubten Glase zurück. „Ein Glas hat sich wirklich gefunden, aber es muß, da es lange nicht gebraucht, gereinigt werden, und das thun Sie besser selbst, da ihre Hand ohne Zweifel reiner ist als die meinige." Er erging sich sodann in der Schilderung der Vorzüge des Regen- vor dem Quellwasser, und als ich getrunken führte er mich, da es im Garten feucht war, auf den Vorplatz des Hauses zurück, der mit großen Quadern gepflastert einen trockenen Weg für unsere peripatetischen Uebungen bot. Hier hatte ich nun im wirren Durcheinander der lebhaftesten Mittheilung sein Lebensbekenntniß zu vernehmen, aus dem ich mir etwa folgende Summa abstrahirte. Ein Mann, der sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens der sogenannten höheren Gesellschaft bewegt, sich in allerlei Bestrebungen eingelassen hatte, findet sich am Ende, erschöpft an Leib und Seele, blasirt durch frühes, vorwegnehmendes Genießen, getäuscht in ehrgeizigen Plänen und Aussichten, betrogen durch fremde und eigene Schuld, in einem Zustande melancholischer Menschenfeindlichkeit. Eine weitschichtige Lektüre, das Einlassen auf Wissenschaften, Gedanken und Ideen, die seine geistigen Kräfte und die Tragfähigkeit seines Bildungsfundaments übersteigen, tragen dazu bei, die Verwirrung seines Zustandes zu vermehren. Er sehnt sich nach Zurückgezogenheit von der Welt, die ihn betrogen hat, er möchte vielleicht auch seinem Kreise den Verlust fühlbar machen, welchen sie durch sein Scheiden erleidet, und seinen Ehrgeiz befriedigen, indem er eine Existenz freiwillig wählt, die ihn von aller Kultur der Gesellschaft lostrennt. Die Mittel zur Ausführung sind ihm zur Hand,

die Energie, welche sich fast immer mit einer gewissen Bornirtheit gepaart findet, läßt ihn rasch ans Werk gehen. Er isolirt sich, er setzt mit einem Sprunge über den breiten Graben der „Gesellschaft," der Bildung, der Civilisation, und fühlt zum ersten Male eine durch nichts geschmälerte Befriedigung. Das Erstaunen, die Bewunderung, das Verwundern, Kopfschütteln, Achselzucken, Bedauern und Beklagen der Bekannten gewährt ihm Genuß, und befestigt ihn nicht nicht minder wie die Prophezeihung der Klugen: „daß das nicht lange dauern werde!" in seiner Wahl. Die Idee wächst ihm nun aber in der Ausführung über den Kopf. Aus der Verstimmung wird ein dauernder Zustand. Von der Gesellschaft, die ihn bisher im Gleise der Vernunft durch die Gewohnheit und ihre unsichtbare Macht gehalten hatte, verlassen, bricht oder knickt doch eine Stütze seines Verstandes nach der andern. Die Vorstellung von einem Naturleben wird zur fixen Idee, die mit eiserner Konsequenz ihn von einer Thorheit zur andern führt. Der einzige positive Gewin: die Kräftigung eines früher sehr geschwächten Körpers bestärkt ihn in seinem Thun, und in der Richtigkeit seiner Grundsätze, während ihm dadurch zugleich die Mittel gegeben werden, dieselben praktisch durchzuführen. Und so geht er zuletzt in nachtwandlerischer Sicherheit auf der haarscharfen Linie einher, die Vernunft und Wahnsinn scheidet, bei dem leisesten Anstoße vorbereitet, dem letzteren in die offenen Arme zu stürzen.

So ungefähr versuchte ich gestern Abend mir diese Erscheinung zurechtzulegen, welche mich länger als mir lieb war in die Nacht hinein wach erhielt. Ihm selbst gegenüber war ich jedoch weit von dieser Ruhe des Reflektirens entfernt. Schon seine Mittheilung, welche, zwar nie ohne Verbindung, aber doch stets mit einer Art Gewaltsamkeit die verschiedensten Dinge zwischen Himmel und Erde berührte, Zschokke und Platen, Sokrates und Shakspeare, Philosophie und Obstzucht, Politik und Kapaunenverfertigung, Lebensgrundsätze

und diätetische Regeln durcheinander abhandelte, hatte etwas Unfreies, Beengendes, das der ungeheure Widerspruch seiner Gesichtsbildung mit dieser äußeren Erscheinung, diese vor mir stehende leibliche Negative des gesammten modernen Lebens nicht zu verringern geeignet war. In allem, was er sprach, war ein Wahres, aber in seiner Darstellung verhielt sich dies Wahre zur Wahrheit, wie sich jene Karrikaturen zu dem Originale verhalten, die das edelste und schönste Gesicht in schrecklicher Verzerrung dennoch ähnlich zeigen, und von denen man sich mit Widerwillen, ja mit Grauen wegwendet. Seine ganze Erscheinung, die Art, wie er einen ursprünglichen, wahren Gedanken ausgeführt hatte, glich einer solchen Karrikatur. Er kam mir vor wie einer, der auf der Heerstraße schmutzig und bestäubt geworden, statt sich durch ein Bad oder Abwaschung zu reinigen, in einen Brunnen springt. Getäuschter Ehrgeiz, der vielleicht durch persönlichen Verkehr mit den großen Kleinen der Welt und manche gesellschaftliche Bevorzugung über das Maaß erhöht worden war, schien mir aus mehreren Aeußerungen hervorzuleuchten, zu denen namentlich die Phrase gehörte: „wenn ich einmal im Himmel avanzire.“ „Die Fürsten,“ sagte er wiederholt, „sollten mir eine Pension oder wenigstens einen Orden geben, dafür, daß ich sie nicht mehr molestire, statt über meine Lebensweise sich aufzuhalten. Denn was könnte ich nicht alles thun in der Welt? Ich könnte sie um Avancement, um Ehren oder mit politischen Planen turbiren, könnte gar demagogisiren und Unruhen anzetteln, und ihnen am Ende noch das Geld kosten, mich auf der Festung zu erhalten. Hier lebe ich völlig in Ruhe, und bin von der Welt so gut wie geschieden. Die wenigen Briefe, welche ich schreibe, sind nur Geschäftsbriefe, an meinen Banquier und dergl. Versehen bin ich mit Allem, was Noth thut, und kommt mir ein Pietist, so kann ich ihm die Bibel, besucht mich ein Philosoph, so kann ich ihm Seneca und Platon, kommt ein

Poet, so kann ich ihm Shakspeare und Cervantes zeigen.“ Als ich meiner Krankheit erwähnte, sagte er: „Sie dürfen nicht sprechen? Um so besser! Durch das Sprechen ist alles Unglück in der Welt entstanden, alles Mißverständniß und Uebel erzeugt, nächstdem durch das Schreiben,“ wofür er nicht unterließ, Platon's Autorität anzuführen. Von allen Philosophen wollte ihm Sokrates mit seinem Bekenntnisse: „er wisse nichts, außer daß er nichts wisse!“ am besten gefallen. Ich ging natürlich hierauf, so gut wie auf alles andere, ein, setzte aber doch hinzu, daß, um einen solchen Satz als eigenes Resultat aussprechen und nicht bloß nachsprechen zu können, denn doch ein eigenes, erforschendes Studium alles Dessen, was man so Wissenschaft nenne, vorhergegangen sein müsse; was ihm denn nach kurzem Stutzen einzuleuchten schien. Unter dieser Art von Gesprächen verschwand die Zeit sehr bald, es ward kühl, und ich verabschiedete mich mit der sehr gern angenommenen Erklärung, daß ich mir einen andern Besuch vorbehalte. Er führte mich durch den Hauptweg des Gartens zu der eisernen, hohen Gitterthüre, an der mein Pferd stand. Ueber diesen mit Lavaquadern gepflasterten Weg lag quer ein schwerer, behauener Baumast, wie ein Anfang zu einer Barrikade. „Wozu meinen Sie wohl, daß der da liegt?“ fragte er lächelnd. „Das rathen Sie schwerlich. Sehen Sie, von der Straße her warfen die Buben mir sonst mit Knitteln und Steinen die Pfirsiche und Feigen herunter, die dann auf dem abschüssigen Quadernpflaster bis an oder durch das Gatter rollten, und so ihre Beute wurden. Es gab kein Mittel, dem zu steuern. Da kam ich auf den Einfall, den rollenden Pfirsichen die Passage abzuschneiden, indem ich diesen Stamm quer über den Weg legte. Da nun die Buben merkten, daß ihnen ihr Werfen nichts half, da die Früchte ihrer Anstrengungen in meinem Bereiche verblieben, so haben sie die Jagd endlich aufgegeben.“ Mit guten Wünschen für meine Gesundheit entließ er mich, ja er ging sogar

so weit, mir für die feuchtkühle Abendluft einen Mantel anzubieten, den ich indessen dankend ablehnte.

Beim Zurückreiten hing ich meinen Gedanken über diese Ausnahme unserer Lebenserscheinungen nach, und dies Grübeln verließ mich auch noch nicht, als ich längst in mein Zimmer zurückgekehrt auf und ab wandelte. Dieser Anblick war kein wohlthätiger gewesen. Ich konnte nirgends geradezu den Wahnsinn fassen, aber doch kam mir der Mann vor wie einer, der sich freiwillig in ein eigenes Irrenhaus einsperrt. Wenn ich noch einmal hingehe, so ist es, um die Frau kennen zu lernen, welche die Aufopferung besitzt, solcher Bizarrerie zur Seite zu bleiben. Sie haben keine Dienerschaft, keine Hülfe irgend einer Art, die Frau verrichtet, wie er, alle Geschäfte selbst, ist Hausfrau und Magd zugleich. Ja, wie ich von Herrn von S. hörte, ist die unglückliche Frau schon mehrmals in dem Falle gewesen, todte Kinder zur Welt zu bringen, da er sich hartnäckig weigert, irgend wen selbst in solchen Augenblicken zu ihrem Beistande zu rufen! Ich glaube, daß solche Dinge nur hier in Neapel möglich sind, wo es sehr schwer halten dürfte, von irgend welcher Seite her ein Einschreiten gegen die Grillen eines Mannes zu bewirken, der weder gegen Staat und Kirche, noch sonst gegen die Gesetze des Landes etwas unternimmt, und der hier sein Geld verzehrt. Vielleicht erfahre ich später Näheres über das Verhältniß der Frau zu ihrem Manne. Sie leben übrigens schon Jahre lang dies Leben, sprechen wenig, und dies wenige, wie er sagte, in einer Art Mischidiom, das aus den Sprachen der verschiedensten Länder zusammengesetzt ist, in denen sie gelebt haben.

Sorrent, den 4. September.

Gestern Abend, als ich im Hofe des erzbischöflichen Palastes die eingemauerten antiken Marmorreliefs und Inschriften betrachtete,

zog mich der volle, kräftige Ton einer Stimme, welche durch die offenen Thüren zu mir herausklang, unwillkürlich in die abenddunkle, nur von wenigen Kerzen erleuchtete Kirche, in welcher der parroco von Sorrent vor einer sehr zahlreichen, namentlich aus Frauen bestehenden Zuhörerschaft seine Abendpredigt hielt. Die Fülle und Schönheit des Organs, und die hier so seltene Reinheit der Sprache zogen mich gleichmäßig an, und um den Prädikanten besser verstehen und zugleich Ausdruck, Geberden und Mienenspiel besser beobachten zu können, ging ich bis nahe zu seiner Kanzel, wo ich mich neben den dichten Reihen der Frauen und Mädchen an einen Pfeiler lehnte. Müde von einem sehr beschwerlichen Tage — ich war erst um vier Uhr von dem Besuche der Todtenstadt Pompeji zurückgekehrt — ließ ich mich in der kühlen Dämmerung von der Musik der Rede des Geistlichen um so lieber in eine Art von Halbtraum wiegen, als der Inhalt seiner Oration mit den am Tage gehabten Eindrücken in einem wunderbaren Einklange stand. Er sprach nämlich von der Vergänglichkeit alles Irdischen und vom Tode. Che cosa è la morte? (was ist der Tod?) Diese wiederholt gestellte Frage beantwortete er zunächst durch eine lebhafte, zuweilen völlig dramatische Schilderung der letzten Stunden und alles dessen, was den Sterbenden in denselben zu umgeben pflegt. Das Tröstliche wie das Schreckliche dieses Scheidens führte er mit gleichem Eifer aus. Aber auch die verschiedenen Todesarten, und namentlich solche, die den Sünder unvorbereitet seiner irdischen Laufbahn entreißen, wußte er mit den lebhaftesten Farben auszumalen, um daran sein: „Gedenke des Todes!“ für die Lebenden zu knüpfen. Gemahnten mich nun in dem ersten Theile seiner Rede Ausdruck und Bilder oft an antike Dichterklagen über das schnell entfliehende Leben, und über den Tod, der den kurzlebenden Menschen all der Schönheit und all dem Genusse der Weltgüter entführt; ja, war es mir zuweilen, als hörte ich die rührende Klage des alten Dichters:

Linquenda tellus et domus et placens
Uxor, neque harum quas colis arborum
Te, praeter invisam cypressum,
Ulla brevem dominum sequetur! —

deutlich durchklingen in den verwandten Tönen der späten Enkelsprache —: so war dagegen der zweite Theil, in welchem der Redner nach der Frage: „was läßt der Sterbende zurück?“ die andere: „was nimmt der Sterbende mit?“ beantwortete, nur ein um so schärferer und schneidenderer Ausdruck des christlichen Spiritualismus dieser Religion des Todes, in deren Nacht für den zu spät bereuenden Sünder kein Strahl der Gnade drang. Wahrhaft schauerlich war es zu hören, wie dem zu spät, auf dem Todtbette, bereuenden Sünder durch den Mund dieses beredten Priesters selbst Christus, der Erbarmungsvolle, jede Gnade und Vergebung versagte. Laut stöhnten und seufzten die Weiber um mich her bei dieser entsetzlichen Verkündigung, in welcher Jesus mit einem „Capitano“ des alten Testaments verglichen ward, den seine Mitbürger aus ihrer Stadt und aus dem Hause seiner Väter vertrieben hatten, und der dann, als sie von Kriegsnoth bedrängt ihn um Rückkehr und Rettung anflehten, die Bittenden mit eisernem Hohne von sich stieß. Dabei war die Rede voll von Erzählungen und Beispielen, theils aus eigener Erfahrung entnommen, theils aus den Berichten irgend eines „befreundeten Priesters“: wie Gott Frevler mit augenblicklichem Tode inmitten eines ausgeführten Verbrechens heimgesucht habe, oder wie weit die Verstockung verweltlichter Gemüther selbst noch im Angesichte des Todes das Herz von Gott abzuwenden vermögen. Von dieser letzteren Art nun erzählte er ein Beispiel, um dessentwillen ich des ganzen Vorganges gedenke, weil es mich, freilich in einer ganz der Absicht des Prädikanten entgegengesetzten Weise, bis zu Thränen erschütterte. Ich will versuchen, es wörtlich treu wieder zu erzählen. „In einem Orte, nicht dieser Provinz, aber doch dieses Königreichs (so erzählte

der Prädikant), lebte ein junges Mädchen, dessen Herz in leidenschaftlicher Liebe entbrannt war zu einem Jünglinge. Als nun aber Gott diesen Jüngling zu dem Entschlusse führte, der Welt und ihrer Lust, und so auch seiner Liebe zu entsagen, und in den geistlichen Stand zu treten, da wandte sich die Unglückselige (la sciagurata) ab von Gott und der heiligen Jungfrau, und gerieth in Verzweiflung und lästerte in ihrem Schmerze Gott und die Heiligen. Vergebens suchten Eltern und Geschwister, Befreundete und Geistliche sie zu bekehren, und das verirrte Schäflein (la pecora smacrita) auf den rechten Weg zurückzuleiten. Sie verfiel in Krankheit, und ihre Leiblichkeit verzehrte sich mit ihrer Seele. Als sie nun nahe am Sterben war und auf dem Todtenbette lag, verlangte sie sehnlichst, nur noch einmal den Mann ihrer Liebe zu sehen, denn nur ihm und keinem andern wollte sie sich der Beichte entladen (confessarsi). Da mußte ihr denn ihr Verlangen gewährt werden. Als nun der junge Priester eintrat und ihrem Sterbelager sich näherte, richtete sie sich auf mit der letzten Kraft und rief ihm entgegen: „„Ich weiß, daß ich sterben muß, und ich weiß auch, daß ich verdammt sein werde ewig um dessentwillen, was ich gethan, und um dessentwillen, was ich jetzt bekennen werde! Aber — und bei diesen Worten schlang sie ihre Arme um ihn, der sich zu ihr niedergebeugt hatte — „„dies Alles kümmert mich nicht so bei bei meinem Scheiden, als daß ich Dich lassen muß.““ Und mit diesen Worten sank die Unselige zurück, und athmete ihren Geist aus.“ —

Giebt es etwas Rührenderes als diese einfache Erzählung, als dieses Beispiel, wie durch all die nazarenische Verdüsterung einer, das Göttlichste im Menschen fletrirenden Religion doch dieses Urewige der Liebe siegend hervorbricht, und unter den Schauern des Todes seinen Triumph feiert?! Und dieser Verklärung des Göttlichsten, dieser, alle Schrecken eines „zeitlichen und ewigen Todes“ überwindenden Liebe gegenüber mußte der arme, verblendete Priester

das Wort der Verdammung aussprechen über solche „Herzensverstocktheit" einer sterbenden Sünderin, in deren Beispiel er wahrscheinlich die Geschichte seines eigenen gebrochenen Herzens erzählte! Denn er selbst ist noch jung, und trotz der Bewohner von Sorrent, die einen älteren Mann zu ihrem Parroco gewünscht hatten, eben wegen seiner vielen Beweise von opfernder Entsagung, von den Obern erst kürzlich aus der Fremde zu dieser Stelle herberufen. Auch erzählte er die Geschichte mit einem Ausdrucke tiefer Empfindung, der gegen das oratorische Gepräge der übrigen Rede bedeutend abstach. Seine Stimme zitterte, und bei den Worten: „daß ich Dich lassen muß" — schwankte sie zwischen thränenvollem Mitleid und jenem Abscheu, den er bei denselben zu empfinden sich durch seine Religion verpflichtet fand! Wie wahr ist es, das Göthesche:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört! —

Zum Schlusse seiner Rede wendete er sich in einem begeisterten Gebete an die, ihm zur Rechten auf einem kleinen, kerzenbeleuchteten Altare ausgestellte Madonna mit dem offenen Herzen in der zerspaltenen Brust, ihre Wirkung für die Eindringlichkeit seiner Rede, und ihre Fürbitte bei Gott für die Sünder der Gemeinde erbittend. Hier steigerte sich die Beredtsamkeit bis zur Extase, mit einer unbegreiflichen Ausdauer und Kraft der, durch die lange, angestrengte Rede, wie es mir schien, schon über das Maaß erschöpften Stimme. Der bittende Ausdruck derselben steigerte sich zu einem Flehen, dessen immer leidenschaftlicher anschwellender, immer verzweifelnder sich an die Misericordia der Madre di Dio anklammernder Gebetstrom dem Hülfsschrei eines mit dem Tode Ringenden glich. Von dieser Leidenschaft der Inbrunst, von dieser Gewaltthätigkeit des Flehens und Gebets hatte ich bisher nie eine Vorstellung gehabt. Um Schutz und Schirm vor den Anfechtungen der Welt flehten gleichfalls die wild dahinströmenden Worte des

bleichen Priesters, der, Opfer und Opferpriester zugleich, in diesem Augenblicke vielleicht unter diesen Anfechtungen und Versuchungen zum Bösen auch jene Regung des eigenen Herzens begriff, die, durch all die Wirrnisse heiliger Askese hindurch sich für jene Unglückliche erheben mochte, welche im Tode noch liebeglühend das Bekenntniß ihrer Liebe an der Schwelle des Ortes ablegte, über dessen Pforten der Dichter des christlichen Spiritualismus die Inschrift gesetzt hat:

Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!

II.

Vierzehn Tage in Sizilien.

Wohl reizend ist die Stadt Panorm
Vom Hochgebirg umsäumt,
Die Frau'n der Kypris gleich an Form,
Die Knaben schöngebräunt.

Wetteifernd stets im holden Streit
Zeigt hier sich Stadt und Flur,
Es kämpft der Menschen Lieblichkeit
Mit deinem Reiz, Natur.

Doch hinter ehrnem Wahn verschanzt
Herrscht hier allein der Pfaff,
Das Seil, auf dem so frech er tanzt,
Er hält's beständig straff. —

Platen.

An M. S.

Palermo, den 28. September.

Mit wem könnten sich meine Gedanken in den ersten Stunden, wo ich dem Meere entronnen wieder das Glück genieße, die gefestete Erde unter meinen Füßen zu haben, wohl eher und lieber beschäftigen als mit Dir, zu der sie sich während der wüsten Meeressturmfahrt der vergangenen dreißig Stunden oft genug mit manchem Stoßseufzer hingewendet haben.

Denn fast scheint es wirklich, als wolle das klassische Meer mir die Mühe ersparen, auf seinem Rücken geschaukelt die Leiden und Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus zu lesen, und mir statt dessen lieber durch eigene Erfahrung eine Anschauung von dem verschaffen, was der meerdurchirrende Held von Ithaka auf ihm erduldet. Sei dem wie ihm wolle, soviel ist gewiß: nur wer einen Sturm, wie der gestrige und vorgestrige war, selbst erlebte, vermag die Wahrheit der Homerischen Schilderungen und Meeresgleichnisse ganz zu würdigen.

Das widerwärtige Sciroccowetter Neapels in den letzten Wochen, im Verein mit dem unaufhörlichen Tosen dieser, von dem Dämon des Lärms besessenen Stadt, hatte meine Nerven dergestalt

heruntergebracht, daß ich beschloß, durch eine Meerfahrt nach Sizilien mir eine Erholung zu verschaffen. Das Meer thut mir, da ich niemals eine Anwandlung von Seekrankheit erleide, immer gut, und so schiffte ich mich denn am verwichenen Sonnabend, den 27. September, Mittags gegen ein Uhr, an Bord des Dampfers „Palermo" ein, obschon alle Wetterzeichen: ein schwerwolkiger, bleigräulicher Himmel, dumpfe Luftstöße in der schwülen Atmosphäre und eine eigenthümliche, mattweiße Helle einzelner Wolken Schlimmes fürchten ließen. In der That entschlossen sich im Laufe der zwei Stunden, welche wir in langweiligster Art über die angesetzte Abfahrtzeit hinaus wegen allerhand polizeilicher Scherereien vertrödeln mußten, gegen zwanzig Personen, ihre schon bezahlten Plätze aufzugeben und an das Land zurückzukehren. Auch ich hätte lieber den Abend in der musikalischen Soirée des gastfreundlichen M.'schen Hauses zugebracht, denn das Wetter wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher. Aber die bezahlten Ducati, die glücklich überwundenen Abreisemühen, der eigensinnige Widerwille gegen das schwüle Neapel und endlich die Sehnsucht, Sizilien und die Perle seiner Städte, Palermo, zu sehen, siegten über alle Bedenklichkeiten und Befürchtungen. Hatte doch Göthe noch zu dieser Fahrt fast fünf volle Tage und Nächte gebraucht, die ich jetzt bei nicht allzu ungünstigem Wetter in wenig mehr als zwanzig Stunden zurückzulegen hoffen durfte. Dazu gesellte sich noch die heimliche Hoffnung, daß sich das Wetter wie immer gegen Abend mehr aufhellen und so eine leidliche Fahrt möglich machen werde: eine Hoffnung, an der ich nach menschlicher Weise um so hartnäckiger hing, je weniger ich im Stande war, für dieselbe irgend einen vernünftigen Grund anzugeben.

Endlich ertönte die Abfahrtsglocke. Der letzte Abschied von theilnehmenden Freunden ward um mich her genommen, hundert gute Wünsche wurden uns aus den zur Stadt zurückschaukelnden Böoten zugerufen, während der „Palermo" seine gewaltigen Schau-

felräder langsam in Bewegung setzte, und sich durch das wüste Gewirr der auf dem unruhigen Wasser hin und her schwankenden größeren und kleineren Schiffe aus dem Bassin hinaus dem Golfe zuwendete, aus welchem so eben noch einige Fahrzeuge in fliegender Eile vor dem dräuenden Unwetter uns entgegenkamen, eifrig dem Schutz und Schirm des Hafens zustrebend, den wir so eben waghalsig verlassen hatten.

Stadt und Gebirge erschienen in düsterem Nebellichte; Capri's scharfe, kühne Umrisse waren kaum noch zu unterscheiden. Nur der Vesuv lag in schwarzer Deutlichkeit zu unserer Linken. Aber der ungeheure Dampfstrom seines Schlundes stieg nicht aufrecht wirbelnd zum Himmel empor, sondern wand sich wie ein kriechender Drache in Schlangenwindungen niederwärts den Bergrücken hinab nach Neapel zu. Das Meer des Golfes war in ungewöhnlicher Bewegung, wie ich es seit zwei Monaten nie gesehen. Seine Farbe, ein dunkelschwarzliches Grau, aus dem die einzelnen weißen Wellenkämme gespenstisch aufzuckten. Unter den Passagieren befand sich ein neapolitanischer Flottenkapitain, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte. Auf meine Frage, was er zu dem Wetter meine, erwiederte er mit dem signifikanten Achselzucken: „Eh! Wenn es ein Sturm wird, so wird er schlimm, denn es ist der erste in dieser Jahreszeit, und diese haben immer die meiste Kraft!" Aber wann wird sich's entscheiden! „Um Sonnenuntergang!" Schlechte Aussicht das! „Nun, der Palermo ist das beste von allen Dampfschiffen, die von Neapel nach Sizilien gehen, darum kann er auch allein die Fahrt unter solchen Umständen wagen!" Das war doch ein Trost, und nur zu bald sollte ich in den Fall kommen, ihn zu brauchen.

Capri war noch nicht erreicht, als der zunehmende Regen schon Alles in die Kajüten hinabtrieb, wo sehr bald eine schwüle Beklommenheit das allgemeine Unbehagen vermehrte. Gegen fünf Uhr ward ein Versuch gemacht, das Diner zu serviren. Aber,

obschon dasselbe in dem Preise der Ueberfahrt mit inbegriffen war, stellten sich doch nur wenige zu demselben ein, und auch von diesen wenigen hielten außer mir nur die beiden Kapitaine und ein russischer Obrist einige Zeit Stand. Ich hatte zu Neapel über den Zingaro'schen Fresken im Klosterhofe von San Severino zu frühstücken vergessen, und war von Freund H. auf die vortreffliche Tafel des Dampfboots vertröstet worden. Man speise, hieß es, auf die angenehmste Weise im Freien unter dem Verdeckzelte; Weine und Speisen seien ausgesucht und eine wahre Erquickung nach der schlechten Küche der neapolitanischen Trattorien. Aber diesmal war es anders. Freilich war das Wenige, was in der Hast gereicht wurde, dem Lobe entsprechend. Aber die auf dem Tische tanzenden Teller und Gläser, die umherschwankenden Kellner, und vor allem das rings umher auf den Divans und in den Schlafkajüten beginnende Stöhnen und Aechzen nebst begleitenden Ausbrüchen anderer, schlimmerer Art machten allem Appetite ein jähes Ende. Ich wagte mich noch einmal aufs Verdeck. Der Nebel qualmte immer dichter um die letzten Küstenspitzen, der beginnende Sturmwind wühlte immer wilder in den Wellen, und der Regen, welcher die Dunkelheit noch vermehrte, ließ mir keine Wahl. Ich balancirte zurück in die Kajüte, erkletterte meine Schlafstelle, unterhalb deren, auf dem rings um den Salon laufenden, gleichfalls zu Schlafplätzen bestimmten Divan bereits ein sizilischer Duca stöhnend lag, streckte mich angekleidet aus, und erwartete so in stummer Ergebung mein Schicksal. Es war schrecklich genug. In der Kajüte befanden sich etwa einige zwanzig Passagiere, alle ohne Ausnahme auf ihren Lagerstätten mit der Seekrankheit ringend. Die Nacht war schon vor Sonnenuntergang eingebrochen. Die große Gaslampe ward angezündet, und beleuchtete nun zwölf Stunden lang diesen Ort des Schreckens. Bald nach Sonnenuntergang brach der Sturm mit voller Wuthgewalt über uns. Das Schiff war schwer beladen. Hundert und neun

Passagiere, zwölf Pferde, eine Menge Güter und Effekten verschiedenster Art, zum Theil zur Meublirung des für die Kaiserin von Rußland gemietheten Palastes in Palermo bestimmt, bildeten seine Ladung, mit der es jetzt gegen die Gewalt von Sturm und Wellen ankämpfte. Denn beide kamen in kontrairer Richtung, aus Südwesten, gerade auf unsere rechte Flanke, und brachten jenes furchtbare Schwanken des Schiffes von einer Seite zur andern hervor, welches für den menschlichen Organismus die allerunerträglichste Bewegung ist. Dennoch blieb ich allein aus der ganzen Gesellschaft der ersten Kajüte von der Seekrankheit frei, und hatte so Zeit und Muße in Ueberfluß, alle Vorgänge dieser Nacht zu beobachten, und über unsere Aussichten die unerbaulichsten Betrachtungen anzustellen. Das Heulen des Sturmes, das Brüllen der gegen die Wandstelle, an der mein Haupt ruhte, anprallenden Wellen, das geradezu menschliche Aechzen und Stöhnen des in allen seinen Fugen krachenden Schiffs, das sich bald wie ein scheues Roß steil aufbäumte, bald mit verzweifeltem Sprunge sich kopfüber in die Tiefe stürzte, das Hin- und Herrollen der umstürzenden Tische und Bänke, das Klirren zerschmetternder Gläser, Flaschen und Geschirre, das tolle Getrampel und Gestöhn der in ihren eisenbeschlagenen Holzkäfigen hin und her geschleuderten Pferde bildete ein Conzert, welches verbunden mit dem ächzenden Jammer um uns her, mit dem Gekreisch der Kinder und Frauen in den Seitencabinen wohl für einen musikalischen Höllenbreughel erster Sorte gelten konnte. Dazu waren wir augenscheinlich in Gefahr. Das Schiff konnte seine hundertfünfzig Pferdekraft wegen des ungeheuren Wellenganges so gut wie gar nicht gebrauchen, da die eine Radseite immer, statt im Wasser, in der Luft arbeitete. Ein kleines Segel, das der Kapitain beizusetzen wagte, brachte nur eben so viel Wirkung hervor, daß das Schiff noch dem Steuer gehorchte.

Eigenthümlich grausenhaft war mir in dieser Nacht der furchtbare Kontrast unserer Umgebung in der Kajüte mit der außerhalb

derselben spielenden Scene. Jene bot mit ihrem Roccocoschnitzwerk, ihrem vergoldeten Täfelwerk, Spiegeln und Divans, allen Luxus einer sicheren Festlandswohnung dar, während das entfesselte Element da draußen doch in jedem Augenblicke das grausete Verderben in diesen Raum bringen konnte. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber ich empfand eine Art von Empörung darüber, daß der rohen Naturgewalt solche spottende Macht über den Menschen, der sich ihren Herrn rühmt, gegeben sein könne. Daneben schweiften meine Gedanken aber auch in die Heimath und zu den Meinen. Zuletzt blieben sie mit wunderlicher Beharrlichkeit an dem versäumten heutigen Musikabende im Palazzo del Buono auf dem Toledo zu Neapel haften; und die Betrachtung: wie wohl es mir thun würde, statt des oben geschilderten Conzerts den lieblichen Tönen und Klängen im behaglichen Saale bei Eis und Champagner zu lauschen, gewann in meiner Phantasie eine solche Lebendigkeit, daß ich auf Augenblicke die Gegenwart ganz darüber vergaß. Endlich machte ein kurzer, fieberhafter Schlaf, den ich durch das mechanische Abstraktionsmittel des Zählens herbeiführte, allen Gedanken ein Ende. Als ich erwachte, glaubte ich, es sei Morgen. Es war aber erst zehn Uhr desselben Abends. Ich hatte vergessen, daß ich schon um halb sechs Uhr meine Nacht begonnen hatte. Von da an gelang es mir nicht mehr, die wohlthätige Betäubung eines Halbschlummers zu gewinnen, und ich brachte eine Nacht zu, die ich für die längste meines Lebens hielt. Zum Glück war das Gitter meiner Schlafkabine ein Schutz gegen das Hinunterfallen, welches sonst bei dem wilden Schwanken des Schiffes eben so leicht möglich als für meinen Hals gefährlich hätte werden mögen. Von den auf der Divanrunde liegenden Unglücklichen rollte immer einer nach dem andern zum Boden hinab, und nur die wenigsten hatten Fähigkeit, sich wieder aufzurichten. Es war eine wahrhaft diabolische Verwirrung. Die Flüche meines Nachbarn, eines jungen Franzosen, begleiteten die Stoßgebete zweier höheren sizilianischen Geistlichen,

welche nebenher die Versammlung der Scienziati, die sie nach Neapel gelockt hatte, in den Abgrund verwünschten.

Endlich, endlich brach der Morgen an, d. h. eine Art ungewisser Dämmerschein, der dafür gelten sollte. Mit Gefahr, Arm und Bein zu brechen, oder die unter mir Liegenden und sich auf dem Boden Windenden zu verletzen, kletterte ich aus meiner Schlafkoje hinunter, und gelangte nach allerhand Irrfahrten endlich an die Thür der Kajüte. Noch immer raſete das Unwetter, aber ich wollte doch mit eigenen Augen sehen, wie es stehe, und wenn es zum Aergsten käme, mindestens nicht in der Kajüte ertrinken. Auf der Treppe begegnete mir der russische Oberst M., der meinen Gedanken gleichfalls gehabt und ausgeführt hatte. Ists auszuhalten oben? fragte ich. „Es sieht furchtbar aus!“ war seine einzige Antwort, mit der er an mir vorbei in die Kajüte hinab balancirte. Und furchtbar allerdings war der Anblick. Bisher kannte ich die vom Sturme himmelangethürmten Wogenberge und die dazwischen gähnenden, schwarzen Abgründe nur aus Reisebeschreibungen, wo man sie auf dem Sopha liegend wie Delikatessen genießt. Aber ich kann Dich versichern, daß ich hier, wo ich diese Dinge zum ersten Male in der Wirklichkeit um mich her sah, völlig andere Empfindungen verspürte. Es war mir zuweilen, als lege sich ein feuchter Flor über meine Augen, und nun erst verstand ich, was Horaz in seiner Ode an das Schiff, welches seinen Virgil nach Griechenland tragen sollte, mit seinem „siccis oculis“ so vortrefflich bezeichnet hat. Die Tintenschwärze der ungeheuren Massen, welche sich wie wandelnde Festungswälle auf das Schiff stürzten, stach furchtbar ab gegen den weißen Gischt, welcher Drachenkämmen gleich ihre Häupter krönte. Nur ein blaugrüner Streifen bezeichnete den Gang des schwer arbeitenden Schiffes, dessen Verdeck einmal über das andere die Wasserströme überflutheten.

Und der Himmel! Hier konnte man verlernen, an ihn zu glauben, so wenig war davon zu sehen. Von einem Horizonte

war auch nicht zu reden, denn Himmel und Meer giſchten und qualmten ineinander. Auf dem Deck war außer dem Kapitain und der dienſtthuenden Schiffsmannſchaft Niemand zu ſehen. „Wie geht das Schiff?“ Der Kapitain gab dem logauswerfenden Manne, welcher mir eben meine Frage mit der Zahl von wenigen Miglien, wie ich ſpäter erfuhr, beantworten wollte — (es war ein deutſcher Matroſe) — einen Wink zu ſchweigen. Camina poco! Signor, camina poco*)! war Alles, was er mir auf meine Frage, ob wir wohl Hoffnung hätten, heute Palermo zu erreichen, erwiederte.

Von den zwölf Pferden waren zwei in der Nacht krepirt, ſie wurden ſpäter ins Meer gewälzt, den Haifiſchen willkommene Beute. Viele der übrigen waren durch Quetſchungen jammervoll zugerichtet.

Erſt gegen ein Uhr Mittags begann der Sturm ſich etwas zu legen. Bis dahin waren ich und der Ruſſe die einzigen Paſſagiere auf dem Deck. Wir hatten uns in der Nähe des einen Maſtes eine Stätte bereitet, auf der wir uns an Tauen feſthielten, entſchloſſen, das Aeußerſte des Unwetters zu dulden, ehe wir wieder in den Höllenbrodem der Kajüte zurückkehrten. Gegen die Seekrankheit blieb ich nach wie vor gefeſtet, und das war kein geringer Vortheil.

Gegen drei Uhr Nachmittags zeigten ſich die erſten dämmernden Umriſſe Siziliens in der Form von ſtarken Wolkenbänken. Allgemach ließ ſich auch die Sonne blicken, und ihre erſten Strahlen fielen mir ordentlich tröſtlich ins Herz. Es war mir, als ob vor dem goldenen Glanze des heiligen Tagesgeſtirnes der wüſte Gräuel des Sturmes nicht beſtehen könne. Das Meer arbeitete zwar noch fort, aber die eigentliche Gefahr ſchien vorüber, und ſtatt der gießenden Regenſtröme hatte man höchſtens noch mit einigem Spritzwaſſer zu kämpfen. Als ich ſo mit beruhigtem Gemüthe auf die ſchwarzblaue

*) Es — das Schiff — kommt wenig vorwärts!

Furche zurückblickte, welche das Schiff in seinem Laufe hinter sich ließ, war es mir doch ein eigenthümliches Gefühl, daß Italien, welches bisher die südlichste Gränze für meine Reisephantasie gebildet hatte, jetzt um so viele Meilen hinter mir lag. Die Weltgänger von Profession werden den Neuling belächeln, aber ich empfand mich plötzlich gleichsam doppelt weit von der lieben Heimath geschieden, und eine unbezwingliche Sehnsucht kam über mich.

Da klopfte mir Jemand auf die Schulter. Der Kapitain stand hinter mir. Ihr seid brav gewesen, Signor, diese Nacht und diesen Morgen! In zwei bis dritthalb Stunden ist's überstanden. Jetzt seht Ihr aber, fuhr er fort, was der „Palermo" für ein Schiff ist. In dieser Nacht hat er sein Meisterstück gemacht. Volete? setzte er hinzu, indem er mir eine Handvoll roher Kastanien präsentirte. Ich nahm davon dankend, obschon es mir nicht gelingen wollte, den Appetit zu theilen, mit welchem er die seinen verspeis'te. Das bronzebraune, zuversichtliche Gesicht dieses, wie ich in Neapel und Palermo später hörte, ausgezeichneten Seemannes war mir eigentlich ein Haupttrost gewesen. Der russische Oberst gestand mir, daß es ihm eben so gegangen. Eines Scherzes muß ich dabei gedenken, den mir der letztere erzählte. Ein anderer Russe fragte gestern Abend kurz vor dem Ausbruche des Sturmes den alten Kapitain etwas ängstlich: was er von dem Aussehen der See halte? Don Stefano Trisiletti erwiederte halb scherzend, halb ärgerlich: „Eh! hier oben auf sieht es schon ganz gut aus, aber da unten wird's schlimmer aussehen!" Das erschreckte den Moskowiten dermaßen, daß er augenblicklich seekrank wurde, und jeden Augenblick den sicheren Untergang des Schiffes erwartete.

Endlich lag Palermo vor uns. Ein ungeheures Gebirgshufeisen, dessen rechter Ausläufer, der wunderbar gezackte, vielgipflige Monte Pellegrino, sich mit kühnem Schwunge fast steilab in die See senkt, während auf der entgegengesetzten Seite Capo Zafferrano mit seinen zahlreichen Felshäuptern sich wie ein Speer lang hin in

die blauen Fluthen streckt — umschließt die meilenbreite, lachende Ebene, wohl mit Recht Conca d'oro genannt, in welcher die Stadt von Osten nach Westen hingestreckt aus den Orangenwäldern, die sie umgeben, ihre prachtvollen Kuppeln, Thürme und Zinnen in die Luft erhebt. Bald umwimmelte uns ein strudelndes Gedränge von Booten und Barken aller Art, aus denen sich eine wahre Stromfluth habgieriger Polizeisoldaten, Facchini, Gasthofsdiener und dergleichen Gesindel über das Schiff ergoß. Nirgends, selbst nicht in Livorno, erlebte ich so arge Scenen. Es war vollständig, als sei das Schiff von Piraten geentert. Noch jetzt weiß ich kaum, wie ich mit meinen Habseligkeiten nicht zehnmal ins Wasser geschoben und gestoßen worden bin, zumal da ich mich vor Schwindel kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Endlich war auch dies überstanden. Ein kleines Segelboot führte mich in einer starken Viertelstunde an den Kai. Durch das berühmte, ungeschlossene Thor, die Porta Felice, in die Stadt gelangt, fand ich in der Citta di Londra an der Piazza Marina bei Don Lorenzo Tomaselli den ersehnten Ruheplatz. —

Kaum ein wenig umgekleidet trieb es mich wieder hinaus an das Meer. Die Sonne war eben im Begriffe, sich hinter den Kranz der westlichen Gebirge zu senken. Auf der Marina, dem prachtvollen Kai, welcher sich fast in der halben Länge der Stadt von der Hafenbucht bis an das zweite Thor hinstreckt, wogte die schöne und vornehme Welt in brillanten Equipagen, untermischt mit Reitern auf schönen Pferden und flinken Eseln auf und ab. Ich aber hatte nur Sinn für das Meer, welches jetzt unter der reinsten Himmelsbläue, bei völliger Luftstille doch noch immer seine wildbewegten Fluthen in gewaltigen Wellenzügen schäumend gegen die hohen Mauern des Kais schmetterte, daß der Wassergischt oft haushoch über denselben emporbrauf'te. An einigen Stellen ergossen sich einzelne Wasserstürze oft im Bogenschwunge hoch über den Fußgängern auf dem breiten, quadergepflasterten Trottoir hinweg

bis in den Fahrweg, von wo sie dann in selbstgegrabenen Rinnsalen wieder durch die unterirdischen Abzugsröhren des Kais ins Meer zurückflossen. An einer der Bogenweitungen, welche von etwa hundert zu hundert Schritten die gerade Linie des Kais unterbrechen, und auf Marmorsitzen zum Ausruhen einladen, stand eine dichte Menschenmenge versammelt. Ein schöner Jagdhund war aus einem Boote ins Meer gefallen, und ward schwimmend von den Wellen gegen das Ufer getrieben. Aber hier erwartete ihn der grausamste Tod. Denn in dem Augenblicke, als das arme Thier einen Felsblock erreicht und erklommen hatte, deren eine Menge aus dem Wasser ragen, riß ihn eine neue Welle hinab und schleuderte ihn wieder und immer wieder gegen die Felszacken und gegen die Mauer hin und her. Ich fühlte einen leisen Schauder bei dem Gedanken, wie leicht das auch unser Schicksal hätte sein mögen, und wendete meine Augen von dem grausamen Schauspiele ab.

Ueber den Monte Pellegrino hatte sich unterdessen die letzte Gluth des südlichen Sonnenuntergangs gelagert, in deren Scheine sich seine zackigen Gipfel und fein geschwungenen Linien wunderbar gegen das tiefe Blau des Himmels abhoben. Ueber den Häuptern der südwestlichen Gebirge im Rücken der Stadt ballten sich einzelne Wolkenmassen dunkel empor, die Bergkuppen gleichsam nach einander in den Aether hinauf fortsetzend. Nach der Seite des Cap Zafferano hin entdeckte ich mit bewaffnetem Auge den Gipfel des Monte Gibello. Gebirgsformen, Farben, Luft und Licht, die Menschen und ihre Physiognomien und Trachten, Hafen, Schiffe und Barken, die Architektur der mit ihren schimmernden Marmorfronten dem breiten Strandwege zugekehrten Paläste und Thore, die Vegetation in den anstoßenden Gärten und Terrassen, alles schien mir einen neuen, fremdartigen, orientalischen Charakter zu tragen. Und der weite, durch nichts als durch den feinen Saum der Horizontlinie des Meeres begränzte Ausblick vollendete ein Bild,

dem nichts, was ich auf dieser Reise gesehen, selbst Neapel nicht, an die Seite gestellt werden mag.

Den 29. September.

Die Stadt ist ins Kreuz gebaut. Zwei lange, schnurgerade Straßen, der Cassaro oder Toledo, vom Meere herwärts sanft gegen das Gebirge zu aufsteigend, und die Via Macquedo, durchschneiden sich ohngefähr auf der Hälfte ihrer Länge im rechten Winkel. Der Punkt, wo sie zusammentreffen, heißt Piazza di Quattro Cantoni. Von der Mitte dieses achteckigen Platzes aus, welchen vier Brunnen und eben so viele Statuen spanischer Beherrscher Siziliens schmücken, sieht man die vier Hauptthore der Stadt; östlich das Meer und nach den übrigen Seiten zu das Gebirge. In diesen beiden Straßen, vor allem im Cassaro (der Name Toledo wird nicht gern gehört), wogt das bunteste Leben, erheben sich die stattlichsten Paläste, vereinigt sich in Bazars und Gewölben der größte Luxus. Dagegen fand ich die meisten Nebenstraßen Palermo's kaum weniger krumm und winklicht, unreinlich und schlecht gehalten wie die meisten Stadttheile Neapels, in dessen Preis ich, wie Du schon weißt, keineswegs mit dem großen Schwarme der Touristen einstimme. Palermo gebe ich, selbst was die Schönheit der Lage anlangt, jedenfalls den Vorzug. Palermo gleicht einer Fürstin, Neapel einer Maitresse. Jenes voll Adel, Charakter und Hoheit, dieses überladen mit Schmuck, kokett und würdelos. Das ganze neapolitanische Wesen und Treiben entbehrt überhaupt gar zu sehr alles ernsten Hintergrundes. Es ist durch und durch possenhaft, ein stets unruhiger, mit Armen und Beinen zappelnder Pagliasso. Dazu der unerträgliche, nervenzerrüttende Lärm der ewig von einem vulkanischen Menschengetose durchbrauf'ten Stadt, und außer dem Posilipp und Capo di Monte für Spazier-

gang oder Fahrt gar keine Flucht aus diesem unerträglichen Getose möglich. Denn alle die Ortschaften bis Castellamare hinaus sind eben nur endlos fortgesetzte Vorstädte Neapels, deren Ausdehnung Auge und Phantasie ermüdet.

Palermo dagegen hat den Vorzug der schönsten Begränzung durch ein Gebirge, dessen malerische Formen vielleicht durch nichts in der Welt übertroffen werden, während zugleich sein Golf, nicht wie der neapolitanische durch Inseln geschlossen, die unbegränzte Aussicht auf die Unendlichkeit des Meeres bietet. Die Umgebung der Stadt, das ganze breite, leise ansteigende Thal, in dessen Schooße sie hingestreckt liegt, ist ein großer Garten. Schattige Kühle, Ruhe und ländlicher Frieden bald von jedem Theile der Stadt aus erreichbar.

Ich habe für heute mich erst im Allgemeinen zu orientiren gesucht. In der Stadt steht Kirche an Kirche, Kloster an Kloster. Man rechnet die Anzahl geistlicher Personen beiderlei Geschlechts gegen vierzig Tausend. Da Palermo etwa hundertfunfzig Tausend Einwohner hat, so käme etwa je auf drei weltliche Seelen eine geistliche. Die Angabe mag übertrieben sein, auch weiß ich dafür keinen andern Gewährsmann als Förster anzuführen. Soviel aber ist gewiß: von den erwachsenen Männern, die ich auf der Straße sehe, sind immer ein Drittel Pfaffen oder Mönche. In der Trattoria, wo ich heute zu Mittag speis'te, waren sogar die Mehrzahl Pfaffen, lauter feistes, wohlgemuthes, behagliches Volk. Sizilien ist das Pfaffenparadies. Hier leben sie unangefochtener von allen Bewegungen der Zeit, als das selbst in Rom möglich ist; denn hierher bringt noch nicht der leiseste Wellenschlag des Zeitstromes. Die Nonnen dürfen bekanntlich ihre Klöster, welche hier ungemein zahlreich sind, nicht verlassen. Dafür liegen aber diese entweder selbst an den Hauptstraßen und Plätzen, oder stehen durch bedeckte Gänge in Verbindung mit Palästen und Häusern am Cassaro und an den Promenaden, welche entweder ganz oder theilweise, namentlich

die oberen Stockwerke, Eigenthum der Klöster, und an den bauchigen Eisengittern ihrer obern Gallerien und Fenster kenntlich sind. In diesen hohen, vergitterten Gallerien ergehen sich die frommen Schwestern, und nehmen ihren Antheil an Luft, Licht, Leben und Freiheit der Welt da unten durch die Eisenstäbe ihrer Kerker zu sich. Als ich heute langsam den Cassaro auf und nieder schlenderte, sah ich überall die schwarz und weiß verschleierten Gestalten hinter diesen vergitterten Balkonen sich bewegen, und verwundert meinem breiten, grauen Sonnenhute nachschauen, der ihnen inmitten der fashionablesten Straße und zur Zeit der Promenade auffallen mochte.

Was ich von der Bauart gesehen, hat bei weitem mehr Würde, Charakter und historische Physiognomie als in Neapel. Byzantinische und normannisch-maurische Architekturformen treten vielfach entgegen. Nur von dem griechisch-römischen Alterthume ist jede Spur verschwunden. Dafür bot mir aber das Museum der Skulpturen Ersatz, welchem ich meinen ersten Gang heute Morgen zuwendete. Es befindet sich in dem Universitätsgebäude, in welchem auch die Gemäldegallerie aufgestellt ist. Nach einer flüchtigen Durchmusterung der letzteren, die keine bedeutende Ausbeute gewährte, ließ ich mir sogleich den Saal aufschließen, in welchem die berühmteste aller antiken Bronzegruppen: der Herkules, welcher den Hirsch erjagt hat (gefunden zu Pompeji) ihren Platz gefunden hat. Sie verdient ihren Ruhm, und ist wirklich die Krone aller gleichartigen Kunstüberreste, welche ich in dem in seiner Art einzigen Museum der antiken Bronzen zu Neapel gesehen habe.

Der Hirsch ist so eben gestürzt. Herkules, welcher ihn niedergejagt hat, drückt mit seinem linken Knie, das er dem Thiere zwischen Rücken und rechtes Hüftblatt des auf der linken Hüftseite liegenden Hinterleibes gestemmt hat, den Hirsch gegen den Boden, während er mit den gewaltigen Händen die beiden Hörner desselben erfassend, ihm Kopf und Hals gewaltsam nach der rechten Seite aufwärts biegt. Das Erste, was den Beschauer dieser köstlichen

Gruppe wunderbar ergreift, ist der Ausdruck von Schmerz und Todesangst in Mienen und Augen des bewältigten Thieres. In der Lage des Leibes ist das völlig Ueberwältigte, gänzlich Widerstandlose vortrefflich ausgesprochen. Der linke Hinterlauf derjenigen Seite, auf der die Last des niedergeworfenen Hinterleibes ruht, ist lang am Boden hin zurückgestreckt. Der rechte zuckt zusammengebogen in der Luft, gegen den Leib auf. Die Bewegung der Vorderläufe ist gleichsam das schwache Nachzucken des letzten Sprunges, bei welchem ihn der Gewaltige erhaschte. Nicht minder vortrefflich ist die Gestalt des Herkules. In ihm sehen wir die höchste Stärke der menschlichen Bildung, die unwiderstehliche Kraft des göttergleichen Heroenleibes, als federkräftige Gewandtheit erscheinend. Es ist der letzte Sprung des windschnellen Läufers, mit welchem er das flüchtigste der Thiere des Waldes erreicht hat. Sein rechter Fuß streckt sich frei und kräftig zurück, während der linke Hinterlauf des Thieres unter der Wucht seines Ueberwältigers regungslos gelähmt am Boden geheftet ist. Mein freundlicher Begleiter, ein Sizilianer, der Genremaler Tripi aus Palermo, machte die Bemerkung, daß die Läufe des Thieres gegen den Leib desselben fast zu schwach erschienen. Das sind sie auch, rein naturalistisch betrachtet, in der That. Bald aber fand ich, daß dieser Fehler — wenn man ihn so nennen darf — künstlerische Absicht sei. Leib und Hals sind nämlich von der übermäßigen Anstrengung des Laufes und von der schwer athmenden Todesangst des Thieres über ihr Maaß aufgetrieben, und die gewaltsame Lage des am Haupte zurückgebogenen und hinten festgehaltenen Leibes trägt dazu bei, diesen Ausdruck übermäßiger Anschwellung zu verstärken, durch welchen somit der Leib, gegen die Beine gehalten, unverhältnißmäßig stark erscheint. Dasselbe Thier im freien Laufe gesehen, würde mit denselben Gliedern durchaus als harmonische Bildung erscheinen. Also auch hier derselbe wunderbare Natursinn der Alten! — Die ganze Gruppe ist nur etwa zwei Fuß hoch. Aber dennoch

erscheint dieser Herkules in höchster Elastizität der Bewegung so herkulisch, wie es der ruhende Farnesische in Neapel nur irgend sein kann. Besonders in Kopf und Hals ist die heroische Kraft ausgedrückt. Und welches feine, schwungvolle Muskelspiel an diesem göttlichen Leibe! Seit ich diese Gruppe und die neapolitanischen Bronzen gesehen, begreife ich, wie die Alten dazu kamen, die Bronzekunstarbeit selbst dem Marmor vorzuziehen. Denn kein Marmor erreicht freilich dieses feine Leben, welches auf der dunklen Bronze in den wunderbarsten Lichttönen und Reflexen spielt.

Vor der Gruppe steht ein länglich viereckes Marmorbecken, das zusammen mit derselben in Pompeji gefunden ward, und in welches aus dem Munde des Hirsches durch eine kleine Metallröhre das Wasser eines Gartenspringbrunnens strömte. Wie aber ist dieses pompejanische Alterthum nebst noch einigen andern, minder bedeutenden hierher nach Palermo gerathen, da es doch in die neapolitanische Sammlung des Museo Borbonico gehört? Der Custode erzählte so. Der verstorbene König Francesco, welcher sich für Kunst sehr interessirte, habe diese Bronzen nebst den Abgüssen der schönsten antiken Statuen in seine Privatsammlung aufgenommen, die ihn auch, wenn er Palermo besuchte, stets begleitete. Bei seinem Tode befand sie sich in Palermo. Sein Nachfolger, welcher die Transportkosten sparen wollte, verordnete, daß sie dort verbleiben solle, und schenkte sie der Universität.

In den unteren Stockwerken des Universitätgebäudes befinden sich die unschätzbaren Reste griechischer Kunst aus der Zeit vor Phidias, die sogenannten selinuntischen Reliefs: Skulpturen zur Verzierung der Außenseiten dreier griechischen Tempel der Stadt Selinus in Sizilien, aus sehr verschiedenen Zeiten. Auch einige antike Statuen, die in Sizilien gefunden worden, sind dort aufbewahrt, so wie das Frontispiz eines kleinen Tempels der Fortuna

zu Selinus, an dessen Fries noch die bunte Bemalung in schönen (blau und rothen) Farben sichtbar ist.

Bei den Reliefs ward es mir recht klar, wie auch bei den Hellenen die Kunst nur sehr allmälig und nicht ohne harten Kampf sich von der rohen Starrheit des religiös Typischen zur Schönheit befreit hat. Die ältesten Skulpturen sind nämlich noch außerordentlich roh und barbarisch, und doch gehören sie einer Zeit an, wo die Kunst in der Architektur schon so weit zur Schönheit vorgeschritten war. Freilich war sie in der Architektur nicht wie in der Skulptur gefesselt und gehemmt durch den leidigen, götzendienerischen Aberglauben, dessen religiöser Fanatismus die plastische Kunst zwang, an dem einmal Hergebrachten und durch Alter Geheiligten in Bildung und Gestalt der Kultbilder von Göttern und Heroen festzuhalten, so sehr die Fratzenhaftigkeit derselben auch allem Schönheitsgefühl widerstreben mochte. Denn das credo quia absurdum est gilt auch für die Kunst, wo sie es mit der religiösen Bornirtheit zu thun hat. Je absurder und alterthümlicher eine solche Gestalt der Tradition sich darstellt, für um so bedeutungsvoller, wirksamer und göttlicher gilt sie dem religiösen Bewußtsein der Masse, welche immer das Alte verehrt, weil es alt ist. Ja, es ist nur eine nothwendige Konsequenz, wenn der religiöse Fanatismus so weit geht, daß die gemäßeste, die allein würdige Form, in welcher das Göttliche sinnlich erscheinen kann, die Form der Schönheit ihm für Versündigung an seinem Götzen gilt. Und ist es denn im Gebiete der religiösen Erkenntniß nicht ebenso? Der Christus, welcher als Zauberer mit Jongleurkünsten auftritt, Wasser in Wein, Meer in Land, Todte in Lebendige verwandelt, dieser gespenstische Magier ist „der wahre Gott.“ Aber der Mensch, der das Ideal seiner Gattung an sich verwirklicht, welcher sich für die Idee der Humanität opfert, der ist eine Ausgeburt frevelnder Philosophie! —

Hier in Italien sehe ich erst, wie denn doch auch im griechi-

schen Alterthume das Fratzenthum in der bildenden Kunst — das religiös Dogmatische nämlich — stets neben der Kunst göttlicher Menschenbildung, selbst in der Zeit ihrer höchsten Blüte, fortgewuchert hat. Doch zuletzt nur vorzugsweise in kleineren Fabrikarbeiten. Die dogmatische Religion hat es niemals ehrlich mit der Kunst und Schönheit gemeint. Denn Schönheit und Kunst haben ein befreiendes Element in sich, dessen Menschlichkeit allem transzendenten Uebermenschlichen feindlich sein muß. König Ludwig von Baiern mag die schönsten Madonnen und Heilige in seine Kirchen malen lassen, die Pfaffen wissen recht gut, warum sie unter und neben sie ihre alten oder neuen Holzpuppen in Sammt, Seide und Zindel gekleidet auf die Altäre stellen, und diese Fratzen, nicht jene schönen Kunstgestalten von ihren Gläubigen anbeten lassen.

Die alten selinuntischen Tempelreliefs magst Du Dir etwa in der Weise unserer alten Holzschnittbilder in den alten Bibeln und Volksbüchern denken. Sie sind Ueberbleibsel von drei verschiedenen Tempeln, und sämmtlich in Tuffstein gearbeitet. Nur bei denen des dritten Tempels finden sich Hände und Füße von Marmor angesetzt.

Die Reliefs des ältesten Tempels sind: 1) Herkules Melampygos mit den besiegten Kerkopen. 2) Perseus, wie er in Gegenwart der Athene die Medusa mit abgewandtem Gesichte beim Schopfe ergreift und tödtet. In diesen ältesten Darstellungen griechischer Plastik ist Alles noch durchaus roh und von der Schönheit entfernt. An dem Herkules sind die unteren Theile der Beine ganz unverhältnißmäßig schwach gegen die Oberschenkel, welche dagegen, so wie die ganze Partie gegen die Weichen hin, zu übertrieben stark erscheinen. Auch die Brust des Heroen ist von vollen, an das Weibliche gränzenden Formen. Das Schwert, welches er, gegen alle Ueberlieferung, trägt, hängt auch wunderlich horizontal über den oberen Theil des Rückens. Die beiden besiegten Kerkopen hat er an einem Stabe über der linken Schulter hangen. Bei Nr. 2.

ist die Medusa eine ganz abenteuerliche Holzschnittfratze, der Kopf, wie ihn Kinder auf die Schiefertafel malen. Die Augen sind bei allen übrigen Figuren geschlossen, aber stark vorquellend. Die Haare auffallend an ägyptische Bildung erinnernd. Die Kleidung besteht bei der Minerva in der bekannten, starr konventionell gefältelten Gewandung, bei dem Perseus in einem leichten Schurz, und in einer rohen Andeutung der Schienen an den Beinen. Der Ausdruck hat bei allen diesen Figuren etwas Erstarrtes, wie von Schlafenden oder Schlafenwollenden. Es ist, als ob die ersten Werke der Kunst auch, wie gewisse Thierarten, blind geboren würden.

Ein drittes Relief desselben Tempels zeigt eine Biga, mit je einem Reiter zu beiden Seiten, wodurch sie auf den ersten Blick das Ansehen einer Quadriga erhält. Wagen und Pferde sind meist gut erhalten, die lenkende Figur aber am Obertheil bis auf den Kopf und eine Hand zerstört. Die Arbeit ist hier auffallend besser. Die Pferde in kühner Verkürzung gerade auf den Beschauer zuschreitend, lassen doch alle vier Füße sehen. Die Füße, Hufe ꝛc. sind sehr sorgfältig behandelt, die Köpfe klein, und der ganze Bau der Leiber Beweis von bedeutendem Naturstudium.

Reste eines zweiten Tempels sind zwei Reliefs, siegreiche Amazonen darstellend. Beide haben ihre Gegner niedergeworfen. In dem einem dieser Reliefs liegt der verwundete Krieger auf dem rechten Knie, und stützt sich, wie im Fallen begriffen, mit der linken Hand, deren erste Finger ausgestreckt sind, gegen die Erde. Der andere, abgebrochene Arm wird abwehrend erhoben gewesen sein. Beide Reliefs sind nämlich in der Mitte durchgebrochen, und von den Amazonen ist nur der untere Theil bis zum Gürtel erhalten. Aber trotz dieser Verstümmelung ist doch ein eigenthümlich kühner Schwung in Haltung und Bewegung erkenntlich, der gegen die steife Ungelenkheit und den an das grotesk Komische streifenden Ausdruck jener früheren vortheilhaft absticht. Die Amazone in dem andern (vierten) Relief setzt dem gefallenen Krieger den Fuß auf

den Leib. Ihre Gewandung ist vortrefflich, und mit einer Freiheit und Feinheit der Motivirung behandelt, welche sich in keinem der übrigen Reliefs in solchem Maaße wiederfindet. Die Formen des zurückstehenden, linken Oberschenkels schimmern in voller Klarheit durch das durchsichtige, hier nur in leisen Wellenlinien von ein Paar Querfalten zurückfließende Gewand. Die stärkeren Gewandungsfalten sind nicht minder wahr und gefühlt, voll Bewegung und Leben. Konventionelle Faltung erscheint nur an den Obergewändern.

Bei den Figuren der besiegten Krieger treten die Geschlechtstheile merkwürdig absichtlich hervor und unter der Bekleidung heraus. Der in Nr. 4. liegt rücklings auf den linken Arm gestützt, indem er mit der Rechten den Todesstreich abwehrt. Sein Haupt, dem der Helm entgleitet, hängt rücklings über. Das Gesicht, in welchem sich der Ausdruck des Angstschreis bemerklich macht, ist spitzbärtig wie bei den Troern unter den Aegineten. Auffallend war mir die verschiedene Behandlung der Füße. Bei der weiblichen Figur in Nr. 4. ist der Fuß mit besonders langen Zehen unschön. Wie er auf den Leib des niedergestürzten Gegners gestemmt ist, scheint er denselben gleichsam mit den Zehen festzuhalten. Dagegen ist der Fuß der Amazone in Nr. 3. wahrhaft schön geformt, mit hohem Spann und schöngeschwungener Wölbung der Sohle in der Mitte. Ich weiß keine Erklärung für diese Verschiedenheit der Behandlung.

Von dem dritten Tempel sind einige Reliefs der Metopen erhalten. Der Triglyph ist mannshoch, polychrom, roth vorherrschend. Das erste Relief: Minerva, die einen Krieger niederstreckt. Der letztere ist fallend dargestellt. Das Gewand ist typisch starr. Das zweite Relief: Diana straft den Aktäon. Der Akt ist vortrefflich dargestellt. Aktäon, auf den Wink der Göttin von seinen eigenen Hunden mörderisch angefallen, ist in verzweifelter Abwehr begriffen. Mit der linken Hand hat er eine der Bestien aufgehoben, und hält

die nach seinem Halse schnappende in der Höhe seines Kopfes würgend am Halse, während ihn von unten her die andern wüthend anfallen. Seine Verwandlung in einen Hirsch ist nur durch einen Hirschkopf mit langem Geweih angedeutet, der sich über seinem Haupte befindet. Drittes Relief: Juno entschleiert ihre Schönheit dem Zeus, der sie mit verliebten Blicken betrachtet, und sie an dem linken Arme faßt, um sie sanft zu sich auf seinen Sitz niederzuziehen. Andere sehen in der Gruppe Jupiter und Semele, oder Herkules und Hebe. Vortrefflich ist das vierte Relief: Herkules und die Amazone.

In diesen Reliefs der drei Tempel finden die Archäologen mit Recht Ueberreste von drei verschiedenen Perioden der hellenischen Plastik vor Phidias. Kugler in seiner Kunstgeschichte nennt die Bewegung dieser letzteren Gestalten „noch etwas schüchtern," was von der Gruppe des Aktäon schwerlich gelten kann, in welcher sich die heftigste Bewegung in wahrhaft grandioser Kühnheit ausdrückt. Neben diesen Reliefs sind noch einige andere Reste alter Plastik der Aufmerksamkeit würdig. So die zwei herrlichen, zu Selinus gefundenen Kandelaber, welche zur Seite des sitzenden Jupiter von Solunt aufgestellt sind, deren Figuren von schönster Arbeit; ein stehender kolossaler Jupiter aus Tindaro; drei Kaiserstatuen: Nero und Trajan sitzend, Mark Aurel stehend; der marmorne Faun aus Pompeji, Wasser aus einer Schale gießend, u. a. m.

Nachmittags wanderte ich in Begleitung einiger Herren aus Palermo, unter welchen zwei Professoren, nach der Ziſa. Dies ist ein an die tausend Jahr altes, aber noch wohl erhaltenes, arabisches Schloß, nordwestlich vor der Stadt. Denn die Araber waren über dritthalb hundert Jahre Herren auf Sizilien, ehe der kühne Normannenkönig Roger sie gegen das Ende des eilften Jahrhunderts vertrieb, und Palermo war just der Mittelpunkt ihrer

Macht. Die Zisa ist ein hoher, gewaltiger Würfel, zu dessen beiden Seiten ein langer, thurmartiger Vorsprung viereckt hervortritt. Außen spitzbögig überwölbte Fenster. Die Fensteröffnungen selbst sind wohl neueren Datums. In der Mitte des Innern eine reich dekorirte Halle. Unten eine Brunnenhalle mit Säulen, Mosaiken und arabischen Inschriften. Eine Fürstin Sciarra bewohnt einen Theil des mittleren Geschosses. Oben auf dem platten, von Zinnen gekrönten Dache genoß ich der entzückendsten Aussicht über Gebirge, Stadt und Meer, die in schönster Abendbeleuchtung vor uns lagen. Herrliche Wolkenformen hingen wieder über den Häuptern der stolzen Bergriesen im Rücken der Stadt. Rings umher unübersehliche Oelpflanzungen, Wein- und Orangengärten. Einzelne Palmen erhoben sich aus den Lustgärten der Großen. An der Zisa selbst steigt eine Pinie empor, deren Krone dicht an die Zinnen des Schlosses reicht. Das giebt von unten gesehen ein reizendes Bild.

Außer der Zisa ist nur noch ein einziger arabischer Palast vorhanden, die Cuba, zur linken Seite des Weges, der nach Monreale führt. Ich sah sie später und fand sie ganz verwüstet. Sie dient gegenwärtig als Kaserne und Hospital.

Unser Rückweg führte uns durch das Olivuzzo, eine Art Gartenvorstadt, wo gerade Korso gehalten ward. Eine große Menge Arbeiter waren eifrig beschäftigt, Fahrweg und Wandelgänge der Alleen in einen etwas weniger verwilderten Zustand zu setzen, zu Ehren der russischen Kaiserin, welche von Tage zu Tage hier erwartet wird. Sie wird in dem hier gelegenen Sommerschlosse der Fürstin Butéra wohnen, welche, eine geborne Russin, der Kaiserin Palast und Garten zur Verfügung gestellt hat. Unmittelbar an beide stößt der Garten und Palast des um die Erforschung von Siziliens Alterthümern sehr verdienten Duca Serra di Falco, den ich, sobald er von Neapel zurückgekehrt sein wird, aufsuchen werde, da ich ihm durch die Güte des Herrn Kestner, hannoverschen Ministers zu Rom, empfohlen bin.

Im Gespräche mit meinen Begleitern, den freundlichen Palermitanern, passirte ich übrigens als ein Professor aus Edinburgh und Landsmann della famosa regina Maria Stuarda, wie der eine alte Herr mit Emphase hinzusetzte. Das kommt davon, wenn man in Sizilien ein oldenburger Patriot sein, und ihnen begreiflich machen will, daß es ein Oldenburg in der Welt giebt. Nach einigen vergeblichen Versuchen, die Identität von Edinburgh und Oldenburg im Gehör und Bewußtsein meiner Freunde aufzuheben, ergab ich mich in mein Schicksal, die oldenburgische Nationalität für die Dauer meines palermitanischen Aufenthalts mit der schottischen vertauschen zu müssen. Gewöhnlich treffe ich sonst den Ausweg, mein Vaterland Germania zu nennen. Fragten sie dann spezieller, so war ich ein Prussiano und nannte Berlin. Denn das sind doch bei den Gebildeten zuweilen schon bekanntere Klänge, obschon auch bei solchen mir hie und da die naive Meinung begegnete, daß die Preußen (Purziani statt Prussiani sagen sie hier in Sizilien) eine eigene, von der deutschen verschiedene „prussianische" Sprache hätten. Und bei Lichte betrachtet ist das freilich so ganz unrichtig nicht.

Palermo, den 30. September.

Zwanzig und einige Grad Hitze schon Morgens neun Uhr im Schatten und dabei Merkwürdigkeiten besehen ist keine Kleinigkeit. So gab's denn heute einen schweren Tag. Zuerst kamen drei Kirchen daran: die Martorana, der Dom und die Capella Palatina im Schlosse.

Ueber die Kirchen Palermo's hat Goethe sehr obenhin abgesprochen, und hier muß man dem großen Manne wirklich nachsagen, daß es ihm diesen Kunstbauten gegenüber an Kunsteinsicht und Gefühl mangelt. Er findet sie in Pausch und Bogen alle

ohngefähr auf derselben Stufe der Geschmacklosigkeit wie die übrigen öffentlichen Monumente, namentlich die Brunnen. Ja, den Dom von Monreale, diesen Wunderbau, der in seiner Art wohl auf der Welt ohne Gleichen ist, hat er nicht eines Worts gewürdigt, obschon er ihn doch gesehen haben muß, da er in Monreale gewesen ist. Ueber die Kirchen Palermo's aber kann man nicht geringschätziger sprechen als er es thut. Diese Bauten, die wunderbarsten Denkmäler eines Architekturstyls, in welchem sich antike, griechisch-römische und byzantinische mit arabischen und normannisch-germanischen Elementen zu einem wundersamen Ganzen verbinden, dessen Eindruck in seiner Art einzig und völlig mit dem Kultus, welchem diese Gebäude dienen, in Harmonie ist, fertigt er mit einer einzigen Bemerkung ab, die obenein durchaus falsch ist.

Alle diese Kirchen gehören dem zwölften Jahrhunderte an. Araber und Griechen waren die Baumeister, deren sich die Normannenkönige bedienten, die Maler und Mosaikarbeiter, welche diese Räume mit einer dauernden Pracht schmückten, deren Erhabenheit noch jetzt den Betrachter mit Ehrfurcht vor solchem Idealismus erfüllt, selbst wenn ihm für den Inhalt desselben keine Sympathie mehr lebendig ist.

Zuerst in die Martorana, auch Santa Maria del Ammiraglio genannt, nach ihrem Erbauer, dem Großadmiral König Rogers. Sie hat Basilikenform, aber in der Mitte eine Kuppel über vier Marmorsäulen. Die acht korinthischen Säulen des Chors tragen die schön geschwungenen Spitzbogen. An einzelnen Säulen finden sich noch arabische Inschriften. Die Wände, die Bögen, die Kuppeln und Nischen, alles ist mit byzantinischen Mosaikgemälden bedeckt. Erst hier in Palermo kann man die byzantinische Kunst, die Mutter der italischen, kennen lernen und die Einsicht gewinnen, daß die gewöhnlichen Phrasen und Stichworte, mit denen man dieselbe so oft abfertigt, nicht ausreichen. Ich erinnere mich nicht, daß Goethe auch dieser Werke gedacht hätte. Und doch, welcher

Adel, welche Hoheit ist schon in diesen Köpfen und Gestalten, wie großartig die Ruhe ihrer Haltung auch da, wo sie in einer Art von Bewegung erscheinen. Mehr wie die männlichen zeigen die weiblichen Figuren einen festen, starren Typus mit der stets nach einer Seite übergeneigten Haltung des Hauptes, dem breiten Ober- und dem spitzen Unterkopfe, der leise gekrümmten, scharflinigen Nase und der strengen Geschlossenheit des Mundes. Ein Bild: „Christus die Madonna vom Sterbebette gen Himmel geleitend," zeigte eine ganz reliefartige Behandlung, wie ich sie später auch in andern Mosaikbildern derselben Periode wiederfand. Um die gedoppelte Handlung auszudrücken, war die Madonna auf ein und demselben Bilde zweimal dargestellt. Ebenso Saulus in dem Bilde der Palatina, welches seine Bekehrung darstellt. Am meisten typisch roh und ohne Rücksicht auf die Natur sind die Füße aller Figuren.

Von da zum Dome der heiligen Rosalia. Er ist leider zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Innern restaurirt, und an Wänden und Pfeilern noch ganz nackt und kahl, da das Geld zur Marmorbekleidung ausging. Das Aeußere ist ein Prachtwerk der normannischen Zeit, von dem man nur die Kuppel, als die Harmonie im Charakter des Ganzen störend, wegwünschen möchte. Im Innern sind einzelne Kapellen und Altäre, wie z. B. die Custodia, ganz mit Platten von Lapis Lazuli bedeckt. In einer solchen Platte zeigte mir mein Führer den versteinerten Abdruck eines Krokodills, dabei vergaß er nicht zu erzählen, daß irgend ein gekröntes Haupt, ich glaube König Victor Amadeus von Sardinien, beim Anblick des hier verschwendeten edlen Steins seine eigene Tabatière von Lapis Lazuli, die er bisher als ein Prachtstück geführt, von sich geworfen habe. In einer der Seitenkapellen stehen die rothbraunen Marmorsärge der Kaiser Heinrich IV. und Friedrich II. In der Gruftkirche unter dem Dome ruhen auch allerhand Kaiser und Könige neben geistlichen Fürsten und Heiligen. Ihre

Sarkophage schienen mir zum Theil von antiker Arbeit mit schönen heidnischen Reliefs.

Nicht weit vom Dome, auf einem großen freien, mäßig ansteigenden Platze erhebt sich das Schloß, die Königsburg des Normannen Roger, einst Festung, auch jetzt noch auf beiden Seiten mit steinernen Bastionen flankirt, auf denen viel Rothröcke zwischen den zahlreich niederdräuenden Kanonen umherspazierten. Es ist ein gewaltiger Bau, der sich in mächtiger Breite über den Platz hinstreckt. Ein Theil des letzteren ist mit Gartenanlagen eingefaßt. Vor dem Schlosse ein zopfiges Standbild Philipp's V. Durch das Portal tritt man in einen viereckten Hof, in welchem sich drei Reihen Colonnaden im Spitzbogenstyl übereinander erheben, von denen die mittlere die höchste ist. Das ist ein prächtiger, Seele und Auge füllender Anblick.

Zur rechten Hand im zweiten Stockwerke befindet sich die berühmte Capella Palatina mit den schönsten alten, nur hier und da restaurirten Mosaikgemälden. Wie der ganze Palast sarazenischen Ursprungs sein soll, so hat auch die Architektur dieser Kirche entschieden arabischen Charakter, arabische Spitzbögen, arabische Inschriften der Säulen, arabische Formen des Schmucks der mosaikbedeckten Wände, Altäre u. s. f. Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente in fortlaufenden Cyklen schmücken alle Wände, Bögen und Gewölbe. Es ist gleichsam eine vollständige Bibel in Stein und Farben. Marmorbekleidung und Mosaik bedecken jeden Punkt vom Fußboden bis zur Decke. Der ganze Bau erscheint als eine vollständige dreischiffige Basilika mit einer Kuppel über dem Chorraume.

Eine ganze Reihe von Mosaikbildern stellt die Schöpfungsgeschichte und die Schicksale Adam's und Eva's in ihren nächsten Nachkommen dar. Diese Gemälde sind voll der lieblichsten naiven Züge. Besonders reizend behandelt ist Eva im Sündenfalle, namentlich in dem einen Bilde, wo sie aus dem Paradiese vertrieben

hinter dem im Schweiße seines Angesichts die Erde bebauenden Adam unthätig weinend auf einem Steinblocke sitzt. Die Formen ihres Leibes sind viel weicher, schlanker, schwungvoller als man sie gewöhnlich der byzantinischen Kunst zutraut. Hier sah ich recht, daß auch innerhalb derselben das Trockene und Magere, das typisch Starre und Todte immer nur da vortritt, wo größte Heiligkeit und vorherrschend aszetische Richtung dargestellt werden soll. So gleich in derselben Kirche bei dem predigenden Johannes in der Wüste und in einem Bilde des Erlösers, beides fleischlose, gerippartige Gestalten, ächte Negationen aller Sinnlichkeit, Ueberwinder der Welt des Fleisches und ihrer Lust, von denen man sich mit Unbehagen abwendet. Durchaus anmuthig sind dagegen die vorhergehenden Bilder aus der Schöpfungs- und Sündenfallsgeschichte. Wie lieblich und reizend steigt Eva dort aus der Seite des schlafenden Adam empor, mit dem Ausdrucke liebevoller Dankbarkeit zu dem erschaffenden Gott-Vater vor ihr aufblickend! Wie schmerzlich entschuldigend zeigt sie in der Verhörsscene über den verhängnißvollen Apfelschmaus auf die sich unten im Vorgrunde ringelnde Schlange, als die eigentliche Urheberin des Vergehens! Die in den byzantinischen Bildern typisch gewordene Neigung des Hauptes bei den weiblichen Figuren tritt in dieser Darstellung der Eva zuerst vor. Ich vermuthe daher, daß diese ganze Haltung des Kopfes dem Ausdrucke der Trauer und des Seelenschmerzes dienen sollte, daher sie sich denn auch besonders bei der Madonna findet. Im nächsten Bilde wandert das verurtheilte Ehepaar, mit bunten Papagenoröcken angethan, traurig aus dem Paradiese.

Außer diesen Gemälden strahlt die ganze Kirche von Gold- und Farbenpracht der buntesten, phantasievollsten Formen. Nirgends findet sich in den letzteren eintönige Wiederholung, stets Neuheit, kaleidoskopischer Wechsel. All dieser farbenstrahlende Schmuck, der sich in reichster Fülle an die Wandflächen legt, über Bogen und Zwischenwände breitet, hebt nun auf eine, dem Auge und Gemüth

wohlthuende Weise die Starrheit des angewandten Baustyles auf, und, indem er das hier und da mangelnde architektonische Leben ersetzt, läßt er den südlichen Menschen die Farbenpracht und den Formenreichthum seiner Naturumgebung, die Wärme seiner Luft, und den Zauber ihrer Färbungen auch in dem Hause seines Gottes wiederfinden. Wie unerträglich hier im Süden die frostzitternde Kälte und Kahlheit unserer weißen oder stumpfgrauen Kirchenwände auf das Auge wirkt, kann man recht an dem Dome der heiligen Rosalia sehen, dessen Inneres, wie ich vorher bemerkte, man bei der Erneuerung des Baues aus Geldnoth weiß und kahl gelassen hat.

Im Schlosse waren sehr viele Räume wegen allerhand Neubauten, die eben — (man sagte, wegen der erwarteten russischen Herrschaften) — vorgenommen wurden, der Besichtigung entzogen. Zum Glück für mich; denn meine sehr gefälligen Begleiter würden mir sonst keinen Saal erlassen haben. Mein Herz und Sinn strebte aber vor allen Dingen den berühmten syrakusanischen Bronzewiddern zu. Was sind das für Prachtgeschöpfe, wie edel der Gesichtsausdruck, wie intelligent die ganzen Köpfe dieser würdigen Nachkommen der Zucht des Polyphemos ungeschlachten Andenkens! Gewiß, dies ist der höchste Ausdruck, zu dem die Kunst diese Thiergestalt zu bringen vermag. Gegen gar viele Mönchsgesichter hier zu Lande nehmen sich diese herrlichen Geschöpfe ordentlich wie Wesen höheren Ranges aus. Sie sind in liegender Stellung, eine Pfote nach vorn vorgestreckt, als könnten sie im nächsten Augenblicke sich erheben. Das Haar fließt gleichsam in großen, weichen Zotteln sanft den Leib hinab. Die Behandlung desselben ist höchst einfach, frei von aller Künstelei späterer Zeit, und daher eben macht es den Eindruck der höchsten Wahrheit. Hier kann man lernen, was großartige Naturbehandlung in der Plastik ist. Aber den Alten kam in diesem göttlichen Lande auch ihre Natur wunderbar zu Hülfe. Ich sah bei Genzano am Nemisee einen lebendigen Widder, der an Gestalt noch kolossaler, diesen Werken der Kunst an Adel

der Bildung und Schönheit der Formen nichts nachgab. Und was sind nicht die hiesigen Rinder mit ihren zwei bis drei Fuß langen Hörnern für Prachtstücke! Seit ich diese Thiere kenne, finde ich die Liebhaberei des alten Helios ganz natürlich.

Im oberen Stockwerke sah ich das Zimmer des alten Normannenkönigs Roger mit schönen Wand- und Deckmosaiken, Löwen und sonstigen allegorischen Thierfiguren. Ein Adler, der einen Hasen in seinen Fängen hält, versinnlicht symbolisch Rogers Sieg und Unterwerfung der Araber auf Sizilien. Man verzeiht dem tapfern Normannenhelden dieses stolze Symbol seines Sieges, wenn man bedenkt, daß es die Wahrheit ausspricht. Die Thaten Rogers und seiner Normannen gegen die Sarazenen auf Sizilien gränzen ans Fabelhafte. So schlug er bei Enna mit siebenhundert Mann ein Heer von funfzehn Tausend Sarazenen. Die Mosaiken des Fußbodens sind erneut. Denn im Schosse selbst besteht seit König Rogers Zeit noch heute eine Mosaikschule und Fabrik, welche sehr gute Arbeiten liefert.

Aber welch eine Aussicht hatten diese alten normannischen Adler von diesem stolzen Horste aus über Stadt und Meer! Das ist nicht zu beschreiben! —

Im obersten Gestock des Schlosses ist die Sternwarte, auf welcher vor fünf und vierzig Jahren Piazzi die Ceres entdeckte. Ein junger Professor, dem mich meine beiden Begleiter vorstellten, zeigte und erklärte bereitwillig alle Instrumente. Mich interessirte besonders eins derselben, welches dazu dient, bei den hier so häufigen Erdbeben die Richtung der Erdstöße zu bestimmen. Auf dem massiven Unterbau einer verschlossenen Mauernische ruht nämlich eine mit Quecksilber gefüllte, runde, oben verschlossene Schaale. Sie ist rings umgeben von kleinen, offenen Bechern, in welche sofort bei einem Erdstoße, in der Richtung, von welcher derselbe herkommt, das Quecksilber durch einzelne, in der Schaale befindliche Oeffnungen einfließt.

Der Schluß meines heutigen Tagewerks war zugleich die Krone desselben: eine Umschau von dem platten Dache der Königsburg auf Gebirge, Ebene und Meer, groß, unvergleichlich.

Das Spedale grande ist gleichfalls ein maurisch-normannischer Bogenbau von ungeheurem Umfange, aber sehr entstellt und durch Vernachlässigung verunstaltet. Ein mächtiger Baron, so erzählte mir ein alter Palermitaner, baute dies Schloß zweien seiner Verwandten zum Trotz, welche sich gegen ihn rühmten, die größten Paläste in Palermo zu besitzen. „Ich will Euch ein Schloß bauen, in welchem Eure beiden stehen können," sagte er und hielt Wort. An einer der Außenwände fiel mir ein kolossales Freskobild in die Augen. Es ist das Werk eines palermitanischen Malers, Antonio Crescenzio, und stellt den Triumph des Todes dar. Der Tod auf entfleischtem Rosse gespenstisch daherjagend hält in der Linken den Bogen, von welchem er so eben einen seiner tödtlichen Pfeile entsendet hat, dem er mit dem Grinsen höllischer Freude nachschaut, ein grausenhafter „Ferntreffer Apollon." Rings um ihn her liegen seine Opfer aus allen Altern und Ständen. Zur Rechten in anmuthigster Gartenumgebung sitzt eine ächt boccazische Gesellschaft schöner Frauen und ritterlicher Männer, die Freuden der Villeggiatur genießend. Auf sie sprengt das wüste Riesenphantom an, um Tod und Verderben in die Räume der Freude und Lust zu bringen. Als ich später zu Rom Cornelius großen Carton zu dem einen seiner Wandbilder des Berliner Campo Santo sah, mußte ich bei dem Anblick des einen pfeilschießenden Todesgottes unter den vier gespenstischen Reitern dieses wunderbar großartigen Werkes unwillkürlich an jenes Bild in Palermo zurückdenken.

Meine Begleiter und Führer waren ein Maler Don Tommaso Riolo und ein anderer junger Mann, Don Giuseppe Amenta, Dichter, Schriftsteller und Schöngeist (was alles auf sizilisch ratio-

nale heißt), denen sich noch ein Mosaicista anschloß. Die beiden ersteren traf ich in der Martorana, und die einfache Frage nach dem nächsten Wege zum Dome und Schlosse bewog beide Herren, nicht nur mich dort hinzuführen, sondern mich auch gegen vier Stunden lang überall als Ciceroni zu begleiten. Man rühmt die Freundlichkeit der Palermitaner gegen Fremde, und ich muß gestehen, daß ich nirgends eine ähnliche Zuvorkommenheit gefunden habe, als in diesen Paar Tagen zu Palermo. Diese glückseligen Südländer haben aber auch weit mehr Zeit als wir andern von Jugend auf nach dem Stundenschlage abgehetzten, zeitarmen und daher zeitgeizigen Nordmenschen. Unser einer plagt sich selbst mitten in der Muße ab, weil er verlernt oder vielmehr nie gelernt hat, sie sorglos zu genießen.

Abends auf der wunderschönen Terrasse an der Marina unter blühenden Orangenbäumen im Homer gelesen, wie der scheiternde Odysseus an der Phäakeninsel landet. Die Wellen schlugen rauschend den Takt dazu. Als die Korsofahrt begann stieg ich hinab an das Meer, und sah von einem der Steinsitze die Schönheiten Palermo's an mir vorüberziehen. Mir gegenüber, auf einem der beiden riesigen Thurmpfeiler, welche die Porta Felice bilden, standen zwei jugendlich schöne Gestalten an das Eisengitter des Balkons gelehnt. Ihre gelbseidenen Gewänder leuchteten wie fließendes Gold. Sie winkten von ihrer Höhe herab mit den Fächern zweien Reitern, die auf schönen Pferden auf- und niedersprengten, Grüße zu.

Palermo, den 1. October.

Den ganzen Vormittag verwandte ich zu einer Rekapitulation des gestern in der Martorana und in der Capella Palatina Gesehenen, so wie zum Besuche einiger anderen Kirchen. Nachmittags fuhr ich nach Monreale hinaus, um den Dom und den Klosterhof

zu sehen. Doch von diesem Ausfluge erzähle ich ein andermal, denn ich habe mir fest vorgenommen, ihn zu wiederholen, ehe ich Palermo verlasse. In Monreale traf ich den Maler Rund aus Königsberg, der im Auftrage des Königs von Preußen das Innere des Doms malt. Das Wetter ist wunderschön, nur am Tage sehr heiß. Doch habe ich von dem schauderhaften Scirocco, dieser Plage Neapels, hier noch keine Spur bemerkt.

Den 2. October.

Mein gewöhnlicher Frühgang war auch heute bald nach Sonnenaufgang an die Marina, um die erfrischende Meerluft einzuathmen. Der Tag ward so heiß, daß ich ihn bis gegen fünf Uhr in meinem Zimmer zubrachte. Dann ritt ich hinaus östlich am Meeresgestade entlang, und dann weiter abwärts durch Gärten und Felder nach Santa Maria di Gesu. Dies ist ein Franziskanerkloster mit wunderschöner Aussicht von einer Terrasse seines Gartens über das ganze Thal der conca d'oro, über Palermo, die Gebirge und den Monte Pellegrino, dessen Schönheit von hier aus gesehen gar nicht mit Worten zu beschreiben ist. Ich kann den feinen Schwung seiner Umrisse nur mit den feinen, zierlich geschwungenen Linien im Takelwerk eines Kriegsschiffes vergleichen. Das Kloster selbst liegt behaglich hingebreitet am Fuße des Felsgebirges, vom Meere aus gesehen an der linken Seite des Gebirgshalbmondes, welcher Palermo's Thal schützend umschließt. Ein Trupp junger Jesuiten, die ich schon unterwegs im Vorbeireiten begrüßt hatte, wo ich sie über gewisse Sätze aus Cicero's Schrift de finibus bonorum et malorum eifrig disputiren hörte, holten mich bald ein, als ich eben die Terrasse erreicht hatte. Neugierig, wie die Sizilianer sind, hatte ich ein Examen über das wer? woher? wohin? u. s. f. zu bestehen. Einer von ihnen, der etwas Französisch sprach

und diese Kenntniß vor seinen Gefährten leuchten zu lassen strebte, begann sofort einen Bekehrungsversuch mit dem Ketzer. Doch brachte ihn bald die feine Bemerkung eines älteren Begleiters, daß es nicht schicklich sei, den Fremden hier in seinem Naturgenusse zu stören, davon ab. Mir war der Anblick dieses jungen, glaubenseifrigen Fanatikers interessant, der mit sichtbarem Widerstreben das ihm so zusagende Thema fallen ließ. Seine Augen leuchteten und seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung, als er mir beim Abschiede sagte: wie sehr es ihn schmerze, mich nicht in der wahren Religion zu sehen. Die andern waren meist feine, aufgeweckte junge Männer, so viel ich in einem halbstündigen Gespräche wahrnehmen konnte, wohlunterrichtet, in Geschichte und Geographie bewandert, des Lateinischen ziemlich mächtig, vom Griechischen wußten sie, wie sie selbst gestanden, nur pochissimo. Sie luden mich auf's freundlichste ein, sie in ihrem Sommerkloster, wo sie Villeggiatur hielten, zu besuchen. Es liege jenseits des Monte Pellegrino in einer überaus reizenden Gegend. Der älteste, wie es schien, der Aufseher der übrigen, mochte etwa zwischen sechs und zwanzig bis acht und zwanzig Jahre alt sein. Das geistvollste, edelste Gesicht, mit einem Zuge tiefer Melancholie, der ihm mein ganzes Herz gewann. Der Ton seiner Stimme war sanft und lieblich wie Guitarrenklang in einer südlichen Mondnacht. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich bei irgend einer Wendung des Gesprächs die Stelle aus Homer in der Ursprache rezitirte, in welcher der göttliche Sauhirt sagt:

Ἡμίσυ γάρ ἀρετῆς ἀποαίνυται εὐρύοπα Ζεὺς
Ἄνερος εὖτ' ἄν μιν κάτα δούλιον ἦμαρ ἕλῃσιν.

(Denn die Hälfte des Werths entzieht der allwaltende Zeus gleich Einem Manne, sobald ihn der Tag der Knechtschaft umfänget!)

Ich mußte ihm die Worte italienisch übersetzen. „Ich habe die Stelle im Ugo Foscolo gelesen," sagte er, und mir kam es vor, als seufze er dabei leise und tief.

Als sie gegangen waren, blieb ich noch einige Zeit lang allein, versunken in die Schönheit der wunderbar herrlichen Aussicht.

Nicht wahr, der Blick von hieraus ist schön? rief mir Freund Wedekind zu, der mich in meinem Gasthofe aufgesucht hatte, und mir hierher nachgefahren war.

Wir fuhren zusammen in die Stadt zurück, wo ich im W.'schen Hause einen sehr heiteren Abend verlebte. Hr. W., der schon seit einer langen Reihe von Jahren in Sizilien und gegenwärtig als königl. hannoverscher Konsul in Palermo lebt, ist ein sehr liebenswürdiger Mann, dessen Freundlichkeit ich mit vielen der ihm empfohlenen Deutschen zu rühmen habe. In seiner anmuthigen, unweit des botanischen Gartens gelegenen Wohnung brachte ich einen Theil meiner palermitanischen Abende auf die angenehmste Weise zu, und erfreute mich des lange entbehrten Behagens an deutscher Häuslichkeit. Auf den Genuß einer solchen sind aber auch die hier lebenden Deutschen, bei dem absoluten Entbehren alles geistigen Verkehrs nach Außen, fast allein angewiesen. Vortreffliche Gemälde neuerer deutscher Künstler schmücken eine artige Zimmerreihe in dem ersten Stockwerke eines artigen anmuthig gelegenen Hauses, von dessen hinteren Räumen aus man die schönste Aussicht auf Thal und Gebirg genießt. Ein besonderes Zimmer ist der Kümmelschen Marmorstatue: „der Angler" angewiesen, einem trefflichen Werke, das in feiner, graziöser Behandlung des Motivs sich dem Steinhäuserschen Angler, im Besitze unsers Großherzogs, an die Seite stellt.

Es war unter allerlei Gesprächen über die Heimath spät geworden, und ich schickte mich eben zum Fortgehen an, als mein Bleiben auf die anmuthigste Weise verlängert wurde. Von der Straße her erklangen nämlich plötzlich die nervendurchzitternden Silbertöne einer Mandoline durch die Nacht, begleitet von den dunkleren, träumerisch unbestimmten Klängen einer Guitarre. Zwischen beiden zuckten in abgemessenen Pausen die Schläge eines Triangels wie Tonblitze auf. Nach kurzem Präludiren der Me-

lodie erhob sich nun zu dieser Begleitung eine helle, umfangreiche Männerstimme, und ließ die klagende Weise eines sizilianischen Volksliedes mit ihren unendlich rührenden Molltönen durch die stille Nacht erklingen. Nie in meinem Leben habe ich ähnlich Schönes gehört. Das Charakteristische der Melodie und des Gesanges — von dem ich die Worte leider nur einzeln verstand — war die arabeskenartige Freiheit und scheinbar völlige Ungebundenheit, mit der sich die quintolen- und sextolenartigen Läufe und Wendungen auf und niederwogend durcheinander verschlangen. Keine Wendung war ganz die von meinem Ohre erwartete; fast jede neu, eigenthümlich überraschend, mit größter Kühnheit oft sich bis nahe an die Gränzen der Dissonanz schwingend. Davon läßt sich nun freilich schwer mit Worten eine Vorstellung geben. Die Melodie blieb für jede Strophe dieselbe, aber sie schien im Vortrage mit jeder Strophe immer neue Modifikationen zu erfahren. Ich versuchte mit Anstrengung aller meiner musikalischen Hör- und Gedächtnißkraft mir ihre Gänge einzuprägen. Es war mir aber unmöglich, dieses wunderbarste Auf und Nieder in der Tonfolge dieser höchst merkwürdig eingetheilten Läufe und Gänge später auf dem Flügel wiederzugeben, deren melodisches Hin und Her in dem Käfige der streng regelrechten und taktmäßigen Instrumentalbegleitung wie ein scheuer Vogel auf und niederflatterte. Nur die eine Wendung, welche stets neu und überraschend für uns das orientalische Moll der Melodie in das hellere Dur übergehen ließ, um dann sogleich wieder in den Strom der träumerisch dahinfluthenden Klage zu versinken, klingt mir noch immer in der Erinnerung wieder. Auffallend war mir auch, daß das Einsetzen des Sängers an den bestimmten Anfängen der Zeile fast nie mit meinem Taktzählen zusammentraf, sondern immer in eigenthümlicher Unregelmäßigkeit bald zu frühe, bald zu spät erfolgte. Die Stimmen selbst waren stark, kühn, schwungvoll. Sie sangen und spielten noch mehrere solcher Lieder, eins immer entzückender als das andere. Leider ist

es mir nicht gelungen, diese Sachen aufzutreiben. Das Meiste davon soll überhaupt nicht geschrieben existiren, sondern sich durch Abhören fortpflanzen. Canzone di entrate nennt man hier diese Lieder, weil sie vor den Thüren und Eingängen der Häuser gesungen werden.

Merkwürdig ist es mir, daß Goethe dieser schönsten Lebensäußerung des italischen und sizilischen Volksgesanges fast gar nicht erwähnt. Ich glaube, er hatte kein rechtes Ohr dafür. Das Ritornell und die venetianischen Tassosänger bespricht er wohl und zum Theil sogar ausführlich, aber was sind diese musikalischen Rohheiten gegen das wahre Volkslied mit seinen zauberischen Melodien! In diese Lieder und Melodien hat das Volk des Südens das innerste Heiligthum seiner, der Schönheit und edlen Menschlichkeit natürlich zugewendeten Seele hinübergerettet. Erzogen in einem fratzenhaften Fetischdienste, in gröbster Unwissenheit künstlich erhalten, ohne tiefere Lehren der Moral und Sittlichkeit, ohne Staatsleben und freies Bürgerthum, ohne Wissenschaft und Kunst, verwildert, verlassen, aufgegeben: von der Kultur des Auslandes wenig mehr als deren Gift empfangend, in seinen höheren Ständen faul und welk vor der Reife, ist dem Kerne des niederen Volkes nur sein Lied geblieben, in welchem es frei und schöpferisch gestaltend das Göttliche in seiner Seele, die Liebe und ihre Leiden und Freuden, und was sonst sein Herz bewegt, im Elemente der Musik zu erklingender Schönheit verklärt.

Den 3. October.

W.'s klagen sehr über geistige Vereinsamung. Und in der That kann man sich die Lage der wenigen hier lebenden Deutschen, wenn sie geistige Bedürfnisse haben, nicht anders als untröstlich und herzbeklemmend denken. Bücher und literarische Erscheinungen aus

dem Vaterlande kommen hier so gut wie gar keine her. Nur die Augsburger Allgemeine bildet das geistige Hungertuch, an welchem die nach Theilnahme an dem Leben und der Bewegung des fernen Vaterlandes sich Sehnenden nagen, und selbst diese ist nur mit großen Geldopfern zu erhalten. Ich wunderte mich, in einem Buchladen die Mystères de Paris in einer lieferungsweise erscheinenden italienischen Uebersetzung anzutreffen, hörte aber bald von dem Besitzer des Ladens selbst, daß dieselbe „von allem Anstößigen gereinigt" sei. Jetzt lassen W.'s den Juif errant in einer Lederrolle verpackt für sich kommen, und sind erwartungsvoll, ob er durchschlüpfen wird. Ein geistiges Zusammenleben mit den Eingebornen ist hier noch weniger als im übrigen Italien möglich. Sie haben keinerlei geistige allgemeine Interessen, und verstehen die unsrigen nicht. Die jungen Nobili's sitzen von Morgen bis Abend in und vor den zahlreichen Café's am Cassaro, sehen und lassen sich sehen. Zeitungen und Journale, außer der unter aller Kritik elenden Zeitung delle due Sicilie, habe ich nirgends aufliegend gefunden. So ohne allgemeine geistige Interessen, ohne allen idealen Lebensinhalt in Wissenschaft und Kunst, in Recht und Staat, doppelte Sklaven des krassesten Pfaffen- und Despotenthums, oder in religiösen Dingen, wenn's hoch kommt, frivole Indifferentisten, bleibt sein einzelnes Ich für jeden der alleinige Gegenstand des Interesses. Daher die unglaubliche kindische Eitelkeit, welche sich in Allem und Jedem zeigt: in ihren Bauten und Denkmälern, ihren Akademien, ihrer Schriftstellerei und ihren Lebensgewohnheiten, die fast alle auf den alleräußerlichsten Schein, auf Luxus und Putz berechnet sind. Der Luxus, welcher z. B. in Palermo herrscht, ist um so auffallender, wenn man weiß, wie wenig Wohlhabenheit hier zu finden ist. Ich bin seit acht Tagen auf der Straße, und sah doch z. B. fast nie eine Dame oder ein irgend anständig gekleidetes Mädchen anders als in carrozza. Lieber hungern sie als daß sie keine Equipage hielten oder mietheten, um Abends Korso zu fahren. Die Frauenzimmer

der mittleren Stände oder die Vornehmen, welche keine Equipage bezahlen können, verzichten lieber außer dem Kirchgange auf den Genuß der Natur durch Spazierengehen, und suchen dann einmal an irgend einem Feste sich durch eine Fahrt in carozza gütlich zu thun. Und die Miethwagen, deren es hier nicht wie in Neapel Einspänner giebt, sind eben so theuer, ja zum Theil noch theurer als in Rom während der lebhaftesten Fremdenzeit.

Dieselbe Eitelkeit zeigt sich auch in der Erziehung wirksam. Die vielen, durchgängig von Pfaffen, meist Jesuiten, geleiteten Erziehungs- oder Abrichtungsanstalten haben alle ihre besonderen Uniformen für die Zöglinge, und suchen sich im Glanze derselben, in Ordensbändern, Kreuzchen und dergleichen Spielwerk zu überbieten, um Zöglinge anzulocken. Da heißt es denn sehr häufig bei Knaben vornehmer oder begüterter Familien: in die Anstalt mag ich nicht, denn die Uniform gefällt mir nicht! Kein Knabe einer vornehmen Familie ist von frühester Kindheit an je ohne Begleitung eines Pfaffen. Aufstrebende Geister werden in dieser Erziehung auf jede Weise gebrochen oder geknickt, und sollte man sie auch physisch und moralisch ruiniren. Eitelkeit und Eigennutz sind die Haupttriebfedern, welche man in Bewegung zu setzen weiß.

Dieser eitle Egoismus, diese engherzige Beschränkung auf das partikularste Interesse des Individuums ist so vorwaltend, daß W., ein warmherziger Mann, einmal ausrief: wenn man Landsleute wie Sie hier sieht und reden hört, so glaubt man wieder, daß es noch Menschen giebt, die sich für das Allgemeine, für die Interessen der Menschheit mit Theilnahme bethätigen.

Von der ungeheuren Anzahl, der Macht, dem Reichthume, dem Einflusse und der Sittenlosigkeit der hiesigen Pfaffen hört man die erstaunlichsten Dinge, welche ich für übertrieben halten möchte, wenn nicht Einzelnes, was ich und andere Freunde selbst gesehen und erlebt haben, damit völlig übereinstimmte. Hier in Sizilien sind sie nie in ihrer Ruhe gestört worden. Der Sturm der fran-

zösischen Revolution und Napoleons, welcher reinigend durch ganz Europa sauf'te, hat Sizilien allein, Dank Englands Politik, mit keinem verjüngenden Hauche berührt. Der Volkscharakter aber ist, um so mehr er den neapolitanischen an Energie und Kraft übertrifft, nur um so schlimmer verwildert. Sie sind eben so schlau und ohne Moralboden wie die Neapolitaner, aber ungleich verwegener. Man wird unwillkürlich daran erinnert, daß Sizilien und Palermo das Vaterland der Abenteurer, der „Chevaliers" des achtzehnten Jahrhunderts, der Cagliostro's ist. Zwar ist das Volk in ganz Italien mehr oder weniger sittlich verwildert, nirgends aber so sehr wie in Sizilien und namentlich in Palermo. W.'s, die doch so lange Jahre hier leben, haben sich mit großen Opfern Dienstleute aus Deutschland kommen lassen, weil es für einen Deutschen unmöglich sei, es mit Eingebornen auszuhalten. Die Unehrlichkeit ist ihnen zur zweiten Natur geworden. Das Sprichwort sagt: „Nimm einen Sizilianer ins Haus, und Du hast zwar keinen Diener an ihm, wohl aber einen Dieb," und es redet wahr. Auch durch Wohlthaten und reichliche Anerkennung ihrer Leistungen sind sie nicht zu gewinnen oder zu bessern. Sie glauben dann eher, daß sie über die Gebühr sich bemüht haben, und lassen selbst in dem wenigen Guten nach. Aufhetzereien der Pfaffen gegen fremde „ketzerische" Herrschaften verderben vollends Alles.

Den 3. October.

Heute Nachmittag habe ich den Palast und Garten des Herzogs Serra di Falco und die daranstoßende Villa der Fürstin Butera besucht, wo die Kaiserin von Rußland wohnen wird. Entzückenderes als diese Gartenpracht giebt es nicht. Aus diesen Palmen mit ihren goldgelben Früchten, diesen Papyrusstauden und riesigen Aloestacheln, aus dieser unendlichen Fülle der üppigsten

Vegetation mit ihren seltsam gestalteten, farbenstrahlenden Blüten, ihrem berauschenden Duftmeere, wehte es mich an wie ein Hauch des Morgenlandes. Denke Dir alle Gewächshäuser Deutschlands auf einen Platz versammelt und zu einem Garten vereint, und dazu diesen Himmel, diese Luft, diese Farbengluth! Es ist paradiesisch.

Den 4. October.

Als ich heute Abend von Monreale zurückkehrend durch den Cassaro fuhr, begegnete mir ein Zug, den ich eher für alles andere als für einen Leichenzug gehalten haben würde, hätte mein Begleiter mich nicht ganz besonders darauf aufmerksam gemacht. Voran zwei Sänften, in deren erster ein Priester mit dem Allerheiligsten, in der zweiten der administrirende Chorknabe. Ihnen folgte in einer dritten die Leiche selbst. Der Todte, wahrscheinlich von Bänderwerk gehalten, saß aufrecht in derselben. Hinter ihm her trugen vier Facchini einen Sarg, über welchen eine reich mit Gold gestickte Sammetdecke gebreitet war. In der Kirche, wohin man die Leiche bringt, verrichtet dann der Geistliche die letzten religiösen Ceremonien, worauf er sich entfernt und die Träger die Leiche in den Kasten legen und an dem für sie bestimmten Orte beisetzen. Verwandte folgen nicht zur Leiche, vielmehr ist es Sitte, daß nach einem Todesfalle die nächsten Familienangehörigen Haus und Stadt verlassen, indem sie die Leiche den Priestern überlassen.

Die Hitze ist noch immer so groß wie bei uns in Deutschland in den heißesten Hundstagen. Man merkt denn doch, daß dies Sizilien schon nach Afrika und dem Oriente hinüberweis't, wohin es denn auch mit seinen Menschen und Bauwerken, wie mit seiner Pflanzenkultur gehört. Ich befinde mich hier wie in einer neuen Welt, und obgleich ich mir bei meinem körperlichen Zustande die Rundreise um die Insel versagen muß, da eine solche nach dem

einstimmigen Zeugnisse meiner Freunde mit sehr großen Strapazen verbunden ist, so schätze ich mich doch glücklich, wenigstens die Hauptstadt und den unstreitig schönsten Küstenstrich dieser herrlichen Insel kennen gelernt zu haben.

Seit vier Wochen habe ich heute wieder die ersten deutschen Zeitungen gelesen. Die Augsburger Allgemeine hat ihren Feldzug gegen den Fürsten von Reuß wieder eröffnet. Geschieht ihm schon Recht! warum ist er nicht Selbstherrscher aller Reußen, da würde es der Allgemeinen wohl vergehen, sich an ihm zu reiben. Aber das Leipziger Blutbad! Gräßlich! gerechter Gott! Zehn Menschenleben um einen, offenbar herausgeforderten Gassentumult! Wenn so etwas in England oder Frankreich geschähe. Und die Leipziger Stadtverordneten erlassen eine Adresse, in der sie um Verzeihung bitten! —

Den 5. October.

Heute früh, als ich vor Sonnenaufgang meinen Spaziergang an der Marina machte, und mein Auge an dem wundervollen Farbenspiel der Lufttinten und Bergschatten entzückte, traf ich mit zweien meiner palermitanischen Bekannten zusammen. Beide waren ganz entzückt über einen Brief, den mein Landsmann, der berühmte Signor Mittermaier, an den italienischen Uebersetzer seines Buchs: „Italienische Zustände“ publizirt habe. Sie nannten diesen Brief una bellissima, una divina lettera, wegen des darin ausgesprochenen Lobes und der guten Hoffnungen für Italien. Als ich nun äußerte, daß ich zwar in der Liebe für Italien, keineswegs aber in dem Lobe seiner gegenwärtigen Zustände und eben so wenig in den daran geknüpften Hoffnungen mit dem gedachten Enkomiasten übereinstimme, mußten sie mir freilich Recht geben und seufzend eingestehen, daß jene Lobsprüche der Regierungen meist unverdiente,

seine Hoffnungen „Utopien" und überhaupt die italienischen Zustände nur allzusehr durch die rosenrothe Brille betrachtet seien. Und dennoch waren die Leute entzückt über Herrn M.'s Buch und Brief! Aber so sind die Italiener! Sie gleichen dem unheilbar Kranken, der mit begierigem Ohre die trügerischen Schmeichelworte besuchender guter Freunde über sein Wohlbefinden, sein gutes Aussehen, seine kräftige Sprache u. s. f. einsaugt, ob ihm schon Verstand und Empfindung laut genug das Gegentheil sagen. So überlassen sich auch die Italiener in ihrer krankhaften Eitelkeit gar zu gern dem schmeichelnden Eindrucke solcher lobhudelnden, breiweichen, alles zum Besten kehrenden Darstellungen ihrer Zustände aus dem Munde eines Fremden, und selbst die Einsichtsvollen unter ihnen geben sich, wenn sie dergleichen lesen, wenigstens für einen Augenblick einer freundlichen Illusion, einem Hoffnungstraume hin, aus denen sie doch nur allzubald die rauhe Wirklichkeit um sie her wieder erweckt. Zu Neapel sagte mir Jemand auf meine Frage, wie es nur möglich sei, daß man den Verfasser der „Italienischen Zustände" so feiern könne, da man doch hier an Ort und Stelle am Besten wisse, wie es mit der Wahrheit der überall von ihm gerühmten Fortschritte stehe: „Ma che volete! Es haben so viele über uns geschrieben und unser Elend aufgedeckt und gescholten, sollen wir jetzt den desavouiren, der einmal Gutes von uns sagt?"

Gegen dieses Mittermaiersche Buch, welches in Sprache und Behandlung salopp, in einem widerlich süßen Lob- und Huldigungstone geschrieben ist, in Italien überall einen „Fortschritt" sieht, „welcher, wenn auch noch nicht durchaus ꝛc., so doch in vieler Hinsicht ꝛc." kann man sich eines widerlichen Gefühls nicht erwehren. Trotz seines Anstrichs von aktenmäßiger Darstellung und tabellarischer Gründlichkeit ist es doch im höchsten Grade oberflächlich, sobald es darauf ankommt, den eigentlichen Grund und die Wurzel alles Elends in Italien bloßzulegen. Diese zum Besten kehrende Weise, welche für Alles eine Beschönigung hat, ja, welche

selbst die verwerflichsten Grundsätze (so z. B., daß eine Regierung nicht berechtigt und verpflichtet sei, von den Eltern zu verlangen, daß sie ihre Kinder nicht wie das Vieh aufwachsen lassen, sondern sie in die Schule schicken) als wohlberechtigte, von „sehr würdigen Männern“ (römischen Pfaffen) vertretene Ansichten hinzustellen wagt, muß jeden unbefangenen Beobachter gegen sich einnehmen. Dies Buch verdiente eine gründliche Kritik schon aus dem Grunde, weil sein Verfasser einen Namen, hohen Rang und viele Orden trägt. In Italien habe ich unter den vielen, dort lebenden Deutschen, die ich kennen gelernt, bisher nicht einen gefunden, der nicht mit mir über dasselbe gleich dächte. Aber dafür ist es auch von keiner italienischen Regierung verboten, und sein Verfasser überall mit Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Schon dieser Umstand allein reicht hin, das Buch zu charakterisiren. Soviel ich überblicken mag, ist es Sünde, in den meisten italienischen Staaten, in Staaten wie Sardinien, Modena, Neapel und dem Kirchenstaate von Fortschritt zu reden, wo gerade das Gegentheil wahr ist. Ja, ich getraue mich zu erweisen, daß selbst zu Goethe's italienischer Zeit Italien verhältnißmäßig weiter, d. h. weniger hinter der allgemeinen europäischen Kultur zurück, war als gegenwärtig. Seit jener Zeit ist die Entwicklung Europa's mit Riesenschritten vorwärts gegangen, während in Italien — wenn man die kurze Zeit der französischen Occupation abrechnet — alle Kraft und Macht der religiösen und weltlichen Despotie angewendet worden ist, um jeden Fortschritt, jede Entwicklung zur Freiheit in Leben und Wissenschaft, Staat und Kirche nieder zu halten oder im Keime zu ersticken. Ich weiß so gewiß als daß ich lebe, daß z. B. die öffentliche Moral zu Goethe's Zeit in Italien nicht so tief gesunken war als sie es jetzt ist, wo die offenbare Bestechlichkeit und Verkäuflichkeit, die gemeinste Immoralität alles, was zur Regierungsmaschine gehört, in Staaten wie Neapel und Rom durchdringt. Vor der Revolution war eine literarische Erscheinung wie der Ritter

Filangieri in Neapel doch möglich. Jetzt würde er dort eine Unmöglichkeit sein. Und diese reißende Verschlechterung, dieser stürzende Verfall erscheint fast tröstlich, weil er zeigt, daß das jetzt herrschende System der Despotie, unter dem diese schönsten Länder der Erde zu Grunde gegangen sind, wirklich schlecht ist, und daß es endlich mit ihm zu einem Ende mit Schrecken kommen muß.

Mein Sizilianer, ein gescheidter Arzt, gab mir zu meiner eben ausgesprochenen Ansicht, als er einmal im Zuge war, die reichlichsten Belege.

Das Schrecklichste von allen ist der tödtliche Haß (un odio tremendo nannte er ihn) und die erbitterte Eifersucht, mit welcher z. B. jede Stadt Siziliens die andere verfolgt. Als Palermo vor zehn Jahren von der Cholera heimgesucht allen Schreckniſſen dieser entsetzlichen Pest zur Beute wurde, da jubelte man in Messina über dieses Unglück, über diese Demüthigung der Schwesterstadt. So haßt Messina Palermo, Catania Messina, und selbst das kleine Monreale, kaum anderthalb Stunden weit von Palermo gelegen, nimmt für sich eine Art Supremat über die größte Stadt Siziliens in Anspruch, indem es sich auf seine historischen Traditionen stützt. Diese Städte haben alle den Bettelstolz herabgekommener Edelleute, welche in ihrer faulen Bettelarmuth den stolzen Mantel der Größe ihrer Ahnen um die eigenen Lumpen schlagen, und sich damit wer weiß wie drapiren. „Und unser verf.. Governo drüben," fuhr der Mann fort, „unterhält diesen Neid und Haß geflissentlich, denn das: Eintracht giebt Macht, gilt nur für die Freiheit, aber: theile, damit du herrschest, ist der Wahlspruch der Tyrannei." Und der Mann belegte seine Behauptung mit Beispielen und Fakten, die ich auch von anderen Seiten bestätigen hörte.

Nicht minder furchtbar schilderten meine Begleiter die Immoralität der Justiz und Polizei. So sind binnen kurzer Zeit, einige Wochen vor meiner Ankunft, drei Mordthaten vorgekommen, aber schon nach acht Tagen sah man die Thäter, weil sie guten Einfluß

hatten, wieder frei auf der Straße wandeln. Einer davon war der ehemalige Chef einer Räuberbande, den man begnadigt und zum Polizeiinspektor gemacht hatte. Er erschlug in einem Anfalle alter Wuth einen Collegen. Aber er blieb im Amte, „denn," setzte der Erzähler hinzu, „er ist sehr brauchbar." Bei einem andern Polizeibeamten fand man eine ganze Niederlage gestohlener Waaren, die er, wie er behauptete, Dieben abgejagt und für sich behalten hatte. Auch er blieb aus demselben Grunde in seinem Amte. Da in Neapel alle Stellen der Verwaltung für Sizilien bei den Machthabern käuflich sind, welche sich nicht scheuen, den Bewerber geradezu um den Preis der Summe zu fragen, die sie aufzuwenden geneigt seien, so werdet Ihr es (schloß mein Doktor) erklärlich finden, daß so selten Ehrenmänner, und fast nur Schurken (assassini, ladri, birboni) sich in den Staatsämtern finden, welche es denn auch darnach treiben. Ja, setzte er nach einer Pause mit einem tiefen Seufzer hinzu: „unser Zustand ist heillos!"

Signor Mittermaiers lettera divina war rein vergessen.

König Roger, sagte mir derselbe wackere Mann ein andermal, s'era fatto due grandissime braccie, mit denen er die Insel unterwarf: die Barone und die Geistlichen. Von jenen sind die meisten seit Aufhebung der Erstgeburtsfideicommisse mehr und mehr verarmt und vermehren nur noch das Elend des Landes. Die andern aber, die Pfaffen (i pretacci) sitzen noch im Fette. Uebrigens wimmelt es in Palermo von Duca's, Principe's, Marchesen und Grafen, die meist alle durch eitle, unsinnige Verschwendung tief herabgekommen sind, aber alle Ansprüche ihres Ranges und Adels reserviren, so lange es irgend gehen will. Die Equipage ist das letzte, was so ein ruinirter Großer aufgiebt.

Palermo, den 4. October.

Heute Nachmittag bin ich zum zweiten Male in Monreale gewesen, und will jetzt versuchen, einen schwachen Abglanz der dortigen Kunstherrlichkeit für die Erinnerung festzuhalten.

Die Stadt liegt etwa eine gute Stunde südlich bergaufwärts von Palermo entfernt, auf der Straße, welche nach Alcamo und Trapani führt. Die bequem ansteigende Straße zieht sich durch eine lange Vorstadt, bei dem alten arabischen Schlosse der Kuba, das jetzt eine Reiterkaserne ist, vorbei, langsam in sachten Windungen aufwärts zum Gebirge hin, dessen steile Felsgehänge überall mit der indianischen Feige bedeckt sind. Dieses abenteuerlich gestaltete Gewächs, dessen Stamm, Aeste und Zweige nichts anderes als Blätter sind, welche eins aus dem andern hervorwachsend, zolldick, fußlang, fleischig, saftерfüllt zuletzt ihre goldgelben, eiförmigen Früchte wie Warzen hervortreiben, findet man in der ganzen Umgegend Palermo's meilenweit fast überall nicht nur an hohen, felsigen, anderer Kultur unzugänglichen Orten, sondern auch an Plätzen, die zu Wein- und Getraidebau wohl geeignet sind. Ganze Zaunhecken werden durch dieses Gewächs gebildet, das in seiner Frucht nicht nur ein allgemein beliebtes Nahrungsmittel abgiebt, sondern zugleich, wie mir Freund Wedekind erzählte, den Ackerbau erleichtert, indem es mit seinen pflugschaargleichen Wurzelblättern die Erde umwühlt. Die Schaale der Frucht ist mit den feinsten, elastischen Stachelhaaren bedeckt, welche jedem, der nicht die Hornhaut des Nibelungenhelden besitzt, auf schmerzhafte Weise in Haut und Fleisch dringen. Das Innere besteht aus einem festen, süßen, hochgelben, mit vielen Saamenkörnern gefülltem Marke, dem ich, weil es zu süß war, wenig Geschmack abgewinnen konnte. Die Verkäufer wissen mit einem raschen Kreuzschnitte im Nu die Schaale abzulösen, und reichen dann auf der Messerspitze den rothgelben, butterartigen Kern dar, der immer noch die Größe eines Hühner-

oder Gänseeies hat. Seume erzählt, daß er diese Frucht mit einem Gulden das Stück im Frühlinge bezahlt habe. Sie werden den braven Burschen, wie auch sonst oft, betrogen haben; denn man bezahlt das Stück kaum mit einem oder zwei Pfennigen. Bei diesem Gewächse fiel mir unwillkürlich ein gutes Wort aus der kleinen Schrift von Curtius ein, die ich neulich wieder einmal in Neapel gelesen, daß die üppige Naturkraft tropischer Vegetation, welche den Menschen Nahrung reicht, ohne Arbeit zu fordern, ein Hinderniß geistiger Kultur und geeignet ist, die Menschen auf niederer Stufe zurückzuhalten, während diejenigen Bäume und Gewächse, welche nur der treuen Pflege und ernsten Arbeit den verdienten Lohn ihres Ertrages spenden, die wahren Wohlthäter des Menschen sind, dem sie den Boden lieb und werth machen, den sie Achtung vor dem Eigenthume lehren und zu höherer Gesittung anleiten. — Die prachtvoll angelegte, mit Steinsitzen, Belvedere's und Springbrunnen, freilich im schlechtesten Geschmack der Schnörkel- und Zopfzeit verzierte Straße verdanken die Bewohner beider Städte einem patriotischen Bischofe oder Erzbischofe von Monreale, der auf ihre Erbauung alle seine Geldmittel verwendete. Auch das große Hospital, welches sich etwas prahlerisch hart an der Straße vor Monreale erhebt, ist sein Werk.

Die Sonne brannte mir heiß ins Gesicht, als ich gegen halb vier Uhr auf meinem Esel des Weges zog. Ich war genöthigt, meine Kleidung bis auf das unentbehrlichste der Unaussprechlichen zu beschränken, während ich doch zum Schutze gegen die Abendkühle einen Mantel aufgeschnallt hatte.

Je höher, desto entzückender wurde die Aussicht. Zurück Palermo und darüber hin die unendliche blaue Meeresweite. Dann der Halbkreis der Gebirge in den wunderbar schönen Linien und Schwingungen aufsteigend; tief unten im Thale der ungeheure Garten der Conca d'oro mit seinen mannigfaltigen Schattirungen der reichsten Kulturvegetation und der südlichen Bäume. Auf den

erhöhten Ruheplätzen und Belvedere's an der Straße Mönche und Geistliche neben den schwarzlockigen Jägern mit halbaufgekremptem Hute in schwarzer Sammetjacke, kurzer Hose, Ledergamaschen, die bunte Schärpe um die Hüften, das Pulverhorn um die Schulter, Räubern nicht unähnlich, auch wohl gelegentlich selbst vom Handwerke. Wo man hinsah, gab es ein Genrebild.

Endlich gelangt man durch die engen, schmutzigen Gassen von Monreale auf den freien Platz, dessen eine Seite der Dom ausfüllt. Schon von außen, namentlich vom Wege vor der Stadt her gesehen hoch und stattlich ragend, in schmuckloser Einfachheit minder zierlich erscheinend als sein Bruder in Palermo, übertrifft er im Innern Alles, was ich bisher in dieser Art christlicher Baukunst gesehen.

Es ist die alte Basilikenform. Wie die griechisch-römische Baukunst, d. h. die Baukunst, wie sie sich bei den Römern unter ihren Kaisern durch griechischen Einfluß ausgebildet hatte, als die Mutter aller christlichen Architektur des ersten Mittelalters angesehen werden muß, so ist auch diese älteste Form christlicher Tempelbauten ihr entsprungen.

Basilika, d. h. Königshalle, war der Name des Justizpalastes zu Athen, wo der Archon Basileus zu Gericht saß. Diese Basiliken entnahmen die Römer von den Griechen, und aus der römischen Baukunst wählte die christliche Welt diese Gebäudeform zum Tempel des neuen Königs von Zion, des neuen Archon Basileus, der denn auch hier als zu Gericht sitzend von der Kunst dargestellt und von den Gläubigen verehrt wurde. Der Grundtypus der Form war und blieb: ein länglich viereckter Raum, welcher der Länge nach durch zwei Säulenstellungen sich in drei Abtheilungen (Schiffe) theilte. Das mittlere von diesen, das Hauptschiff, hat die größte Breite, und findet seinen Abschluß am oberen Ende in der sogenannten Tribune, der Nische des Altars. Es überragt zugleich an Höhe die Seitenschiffe.

Ueber einen großen, viereckten Platz, auf dem sich, wie vor den meisten sizilischen Basiliken, ein Brunnen befindet, tritt man durch eine Halle in das Portal des Domes selbst ein. Jener Brunnen ist wohl arabischen Ursprungs, wie so vieles in den sizilischen Kirchenbauten. Die Halle ist schmucklos bis auf die Bronzethüren von ungleicher Arbeit, deren eine von Barisanus (inschriftlich beglaubigt), die andere von Bonannus aus Pisa 1186 verfertigt ist. Die Darstellungen, wie gewöhnlich biblischer Geschichte, sind besonders auf der Thüre des letztgenannten Meisters durch eine gewisse, malerisch landschaftliche Behandlung ausgezeichnet.

So geschichtlich eingeführt betritt man das Innere des mächtigen Gebäudes. Zunächst empfängt uns der für die Gemeinde der Andächtigen bestimmte Raum, welcher die erste und größte Abtheilung des ganzen Gebäudes bildet. Wir sind im Hauptschiffe. Auf jeder Seite desselben erheben sich acht Säulen vom schönsten polirten Granit oder buntem Marmor, mit korinthischen und jonischen Kapitälen von weißem Marmor. Auf den letzteren befinden sich viereckte, oben breit ausgehende Aufsätze, auf denen sich in der Form spitzzulaufender Hufeisen die Bogen erheben, welche statt des antiken Architravs die Säulen unter einander verbinden. In dieser Bogenform liegt ein spezifisch arabisches Element. Die Säulen selbst sind alle antik, aus alten hellenischen Göttertempeln zusammengeschleppt, daher denn auf sehr vielen Kapitälen noch das wunderschöne Reliefbildniß der Diana mit dem Köcher auf der Schulter verwundert und ernst auf die christlichen Beter und plärrenden Pfaffen herabblickt.

Der Abstand der einzelnen Säulen von einander beträgt etwa siebzehn bis achtzehn Fuß meines Maaßes. Die ganze Länge des der Gemeine bestimmten Raumes durchmaß ich mit zweiundsechszig meiner Schritte.

Erhebt sich der Blick aufwärts über die Säulen, so begegnet er einer fortlaufenden Reihe bildlicher Mosaikdarstellungen, welche,

wie jene Bronzethüren, den ganzen Reichthum der heiligen Geschichte, — auf einer Seite des alten, auf der andern Seite des neuen Testaments, — gleichsam eine vorkirchliche Kirchengeschichte, vor der versammelten Gemeinde entfalten.

Aus dem Raume der Gemeinde führen fünf Stufen zu dem Chore, d. h. zu demjenigen Raume, in welchem sich, gesondert vom Volke der Laien, die Geistlichkeit befindet. In den ältesten Zeiten war der Chor so eingerichtet, daß die Geistlichen vom Volke gar nicht gesehen wurden. Dieser Chor ist der Raum, wo das Querschiff die drei Langschiffe durchschneidet. Zwei Eingänge von jeder Seite des Querschiffes führen in den Chor, sie sind für die Geistlichen bestimmt.

Da, wo das Langschiff in den Chor übergeht, spannt sich ein Bogen — der Triumphbogen — über den Eingang, und über dem gesammten Chorraume erhebt sich die Wölbung der Kuppel, ursprünglich bestimmt, die Stätte zu bezeichnen, wo die heiligen Reste der Märtyrer begraben liegen, zu deren Gedenken die Basilika errichtet ward.

Im Chor ist links der Thronsitz des Königs von Sizilien, rechts, ihm gegenüber, der des Bischofs von Monreale, etwas niedriger; beide durch drei Stufen über dem Chorraume erhöht. Die Mosaikgemälde dieses Raumes stellen die Märtyrer und Blutzeugen der christlichen Kirche dar. Ueber dem Königsthrone ist ein Mosaikgemälde, darstellend, wie König Wilhelm von Christus selbst gekrönt wird. Ein gleiches Bild befindet sich auch in der Martorana zu Palermo. Gegenüber, auf der andern Seite des Bogens, der sich gleichsam als ein zweiter Triumphbogen über den Sitzen der beiden höchsten weltlichen und geistlichen Personen in die Höhe schwingt und so den Chorraum abschließt, ist ein Mosaik mit der Darstellung des frommen Königs Wilhelm, wie er der heiligen Madonna den Dom, dessen Modell er in der Hand trägt, weihend überreicht.

An den Chor schließt sich nun die große Altarnische, die Tribune, zu welcher auf's Neue drei Stufen führen. Hier steht, durch vier neue Stufen erhöht, der Altar des Sanctuariums, dessen Heiligkeit und Erhebung über den ganzen übrigen Raum so durch diese Folge von Stufen sinnbildlich ausgedrückt ist. Die ganze, leise gewölbt aufsteigende Hinterwand dieser Altarnische wird nun ausgefüllt durch das kolossalste aller Mosaikbilder, durch die riesige Gestalt des sitzenden Christus (achtzehn Fuß hoch), welcher in strengem byzantinischen Typus hier im Allerheiligsten, umgeben von Darstellungen mystischer Personen und Vorgänge der christlichen Religion, gleichsam als höchster König und Richter der Welt in seiner Herrlichkeit, den Blicken aller in seinem Hause Versammelten sichtbar, thronet.

Die Länge des ganzen Innern, vom Portale bis zur Mitte der Wand der Chornische, durchmaß ich mit hundertachtundzwanzig Schritten, von denen zweiundsechszig auf den Raum der Gemeinde, fünfunddreißig auf den Chor und einunddreißig auf die Tribune kamen. —

Dieser Prachtbau, von König Wilhelm dem Guten 1170 bis 1176 errichtet, verdankt nach dem unglücklichen Brande, der ihn 1811 betraf, seine Wiederherstellung in dem unveränderten alten Style der fürsorglichen Theilnahme König Ludwigs von Bayern, dafür ihm Dank und Ehre gebührt.

Die Pracht der Mosaikbilder in dem Monrealeser Dome, so wie in den kleineren Basiliken zu Palermo, ist nicht zufällig und willkührlich entstanden. Es war das Bedürfniß, die leeren, breiten Flächen, die nackten und kahlen Wölbungen für das Auge zu füllen und für den Mangel an Leben, für die fehlende organische Gliederung dieser ganzen Bauweise einen Ersatz zu geben. Die spätere sogenannte gothische Architektur bedurfte dieses Schmucks nicht, weil

in ihr die organische Einheit des Ganzen sich lebendig in dem Detail der Gliederung ausdrückte, und schon an und durch sich selbst befriedigte.

Diese alten Mosaiken sind die letzten Ausläufe altgriechischer Kunst der Malerei. Und selbst aus ihnen läßt sich schließen, wie groß eine Kunst gewesen sein muß, die selbst im tiefsten Verfall, den just ein neues Princip, das Christenthum, mit herbeiführen half, solche Werke hervorbringen konnte. In diesen Gemälden sehen wir den Styl der Malerei zu jenen Uranfängen zurückgekehrt, wie sie sich in den Vasenbildern der beiden ältesten Epochen des ägyptisirenden und des strengen Styls, und in der ältesten religiösen Plastik der Tempelreliefs von Selinunt zeigen. Es galt das Nichtmenschliche (d. h. das Uebermenschliche) in menschlicher Gestalt zu zeigen, den Widerspruch zu verkörpern. Das Streben nach übermenschlicher Hoheit, nach dem Ausdruck des neuen transcendenten Inhalts, führte von selbst zu jenem ältesten und frühesten religiösen Styl zurück, der sich bekanntlich wie die neusten Entdeckungen in den Vasenbildern gezeigt haben, durch die ganze Blütezeit griechischer Kunst hindurch, und neben ihren Werken herlaufend, zum religiösen Gebrauche, und für religiöse Zwecke des eigentlichen Familien- und Volksleben immer erhalten hatte. Und so sehen wir auch in dieser Welt des Kunstlebens und seiner organischen Entwicklung Kindheit und Greisenalter einander ähnlich. Der Greis neigt sein Haupt, um im Enkel zu neuer Jugend zu erwachen, und eben so gab es einen Punkt in der Geschichte, wo auch das Leben der kindgewordenen Greisin Kunst erlosch, um herrlicher erneut, zu frischer Jugend wiederaufzustehen.

An den Dom von Monreale gränzt das Kloster der Benedictiner. Es war der Abend herangekommen und die Wipfel der Cypressen wiegten ihre schlanke Bildung bereits im Abendsonnengolde, als ich mit meinen Begleiter in den berühmten Klosterhof von Monreale trat. In Gestalt und Anlage gleichartig,

nur weit umfangreicher, großartiger und prächtiger als der Kloſterhof von Arles, in Südfrankreich, oder der von San Paolo fuori le mura zu Rom, iſt es der zauberhafteſte Peripatos, einer in behaglicher Beſchaulichkeit zuſammenlebenden frommen Brüderſchaft. Vier rechtwinklig an einander ſtoßende, an der äußeren Seite von Säulenpaaren getragene Bogenhallen, umſchließen einen großen viereckten Gartenraum voll blühender Roſen und ſüdlicher Gewächſe, deſſen anmuthige Verwilderung ganz zu der öden Stille und Vernachläſſigung des Ganzen paßt, und einen Anflug von Melancholi über daſſelbe verbreitet. Die äußere Anordnung dieſer Hallen iſt folgende. Je zwei und zwei zierlich ſchlanke, etwa fünf Fuß hohe, dicht neben einander ſtehende Paare von Marmorſäulen, tragen immer je zwei, eng durch eine Art Spitzbogen mit einander verbundene Kapitäle, welche aus einem Stück Marmor gearbeitet, und deren vier Seiten mit den reizendſten Reliefs in feinſter Ausführung bedeckt ſind.

Die Säulenſchäfte ſelbſt, welche ſich auf einer gemauerten Unterlage erheben, ſind, um jede Spur ermüdender Einförmigkeit zu vermeiden, bald glatt polirt, bald, wie die Kapitäle, mit feinſter halberhobener Arbeit geſchmückt. Von letzterer Art ſind namentlich die an den vier Ecken zuſammengeſtellten vier Säulen, deren Kapitäle dann ebenfalls ein Ganzes bilden. Von dieſen dicht bei einander ſtehenden vier Säulen, ſind ſtets die zwei im Schatten ſtehenden mit ganz vertiefter, dagegen die beiden im Lichte ſtehenden mit ganz flacher Arbeit bedeckt. Mit ſolcher Umſicht iſt jede Feinheit der Wirkung von dem Meiſter berückſichtigt. Dabei iſt die Arbeit ſelbſt ſo ſauber und zierlich, wie in Bronze ausgeführt, und kann ſich wohl mit der ſchönſten antiken Arbeit dieſer Gattung meſſen. Auch in den Moſaikverzierungen, herrſcht die höchſte Mannigfaltigkeit der Muſter, bei der größten Zierlichkeit der Ausführung.

Leider hat die Barbarei der Menſchen in dieſem verwilderten Lande auch hier mit einem wahren Vandalismus gehauſet. Faſt

überall sind die Mosaikbekleidungen ganz oder theilweise beschädigt und zerstört. Man erzählte mir: ein spanisches Regiment, das einst hier in Quartier gelegen, habe diesen Schmuck der Mosaiken ausgebrochen, um sich des Goldes zu bemächtigen, wofür sie die goldschimmernden Mosaikplättchen hielten. Aber es bedarf dieser Sage nicht, um die Zerstörung zu erklären. Bei dem gänzlichen Mangel an aller Aufsicht, und bei der Andenkenwuth der reisenden „rothhaarigen Barbaren" schreitet das Werk solcher Zerstörung noch täglich fort, und ein deutscher Maler, der hier Monate lang lebte, um das Innere des Doms zu malen, erzählte mir, daß er oft genug Buben, die für Fremde solche Mosaiken ausbrachen, verjagt habe.

In den Bildhauerarbeiten dieser Säulen und ihrer Kapitäle, zeigt sich eine Innigkeit des Fleißes, ein liebevolles Sichversenken der Künstler in ihre Aufgabe, eine künstlerische Freiheit der Behandlung, des Einzelnen, die man immer aufs Neue bewundern muß. Man sieht hier so recht, wie der Meister, der diesen Kunstbau leitete, über eine große Schaar begabter und geschickter Kunstgesellen zu verfügen hatte, unter die er die unendliche Fülle dieser Arbeit so vertheilte, daß er nur das Allgemeinste bestimmte, aber in Entwurf, Behandlung und Ausführung des Einzelnen einem Jeden freien Raum zur Entfaltung des ihm eigenthümlichen Talents vergönnte. Die Aufgabe war für jeden: ein solches Doppelkapitäl herzustellen, an welchem sich die Darstellung irgend eines bedeutenden Ereignisses der biblischen Geschichte in Reliefgestaltung zeige. So ist nun auf dieser langen Reihe von Säulenkapitälen fast die ganze heilige Schrift, in ihren historischen Hauptmomenten und plastischen Scenen dem Marmor eingemeißelt worden. Man könnte Wochen und Monate lang daran studiren, und würde immer neue originelle Züge und Feinheiten der Behandlung entdecken. Denn diese letztere selbst ist, wie gesagt, von individuellster Mannigfaltigkeit, und zeigt nirgends einen handwerksmäßigen Typus, oder schablonenhafte Fabrikmäßigkeit. Auch an humoristischen Zügen

fehlt es diesen Arbeiten eben so wenig, wie den ähnlichen deutscher Steinmetzen und Bildschnitzer, bei den gothischen Domen und Thürmen unserer Heimath. Plärrende Pfaffen mit Papageienköpfen, oder als Füchse gestaltet nach Weintrauben haschend, erinnerten mich an Aehnliches, was ich von solcher steinernen Satire vor Jahren am Domthurme zu Heilbronn gesehen.

Am Eingange steht ein Springbrunnen, mit marmornen Ruhesitzen. Hier saß der gute König Wilhelm oft im frommen Gespräche mit seinem Bischof von Monreale, während der Wasserspruder hoch oben tönend in das Bassin zu seinen Füßen hinabrauschte. Den Knauf der Säule, aus welcher das Wasser hervorsprüht, umgeben Figuren, die sich zu einem Reigentanze um den Wasserstrahl verschlingen, — die Nixen des kühlen Borns.

Unter der Fläche des ganzen Gartenhofes streckt sich, wie mein Begleiter behauptete, ein tiefes Gewölbe, vielleicht ein gemauerter Teich, eine Piscina aus antiker Zeit.

In der Einsamkeit dieser Hallen, unter dem leisen, melancholischen Rauschen dieses Brunnens, umduftetet von Rosen, gedachte ich der Geliebten in der fernen Heimath; aber nicht mit dem Schmerze der unruhigen Sehnsucht, sondern mit jener beglückenden Zuversicht, zu ihnen als ein durch ein neues Leben, durch so viel Schönes und Großes Geläuterter, und ihrer würdigerer zurückzukehren.

Abends suchte ich im Goethe nach seiner Schilderung des Doms und Klosterhofs von Monreale. — Er hat beide, obschon er Monreale besucht hat, mit keinem Worte erwähnt! Und doch ist sonst in Monreale nichts zu sehen.

Den 8. October.

Vor etwa einer Stunde bin ich von einer Fahrt nach der Bagaria zurückgekehrt. Von Tag zu Tag hatte ich diesen Ausflug verschoben, und so kam denn der letzte heran, den ich auf dieser wunderbaren Insel noch ganz zubringe. Denn Morgen Nachmittag muß ich zurück nach Neapel. So frei ich bin auf dieser Reise, bin ich doch jetzt gebunden, durch meinen in Neapel zurückgebliebenen Gefährten, der mich bestimmt zur gemeinsamen Rückreise nach Rom erwartet. Ja, genau genommen, durch etwas unendlich Geringfügigeres, durch einen Mantel, den er mir mitgegeben, da ich den meinen in Rom gelassen! So macht der Mensch sich abhängig!

Mein Freund, Don Cicillo, dem ich früh Morgens auf der Passeggiata an der Marina meine Noth klagte über die unverschämten Forderungen der Miethkutscher, bot mir sogleich seine Hülfe bei dem Geschäfte des Miethens an. Du mußt nämlich wissen, daß die erwartete Ankunft der Kaiserin von Rußland schon jetzt, drei bis vier Wochen vorher, alle Preise gesteigert hat. Dies klingt fabelhaft, ist aber auch nur bei einem Volke von so kindischen Begriffen und mährchenhaften Vorstellungen denkbar. Die Paar hundert Menschen höchstens, welche die erwartete Ankunft der Kaiserin nach Palermo bringen wird, können gewiß auf die Steigerung der Preise der ersten Lebensmittel: Brod, Fleisch, Fische, Gemüse ꝛc. in einer Stadt von mehr als hundertfunfzig Tausend Einwohnern keinerlei wirklichen Einfluß üben. Und doch sind dieselben wirklich schon jetzt, Wochen lang vorher, gestiegen. Selbst die Miethkutscher haben ihre Forderungen ums Doppelte erhöht, und jeder giebt mir, wenn ich mich unwillig erstaunt zeige, dieselbe Antwort: L'Imperatrice di Russia! so gestern selbst ein Handschuhverkäufer. Sie machen sich von dieser nordischen Majestät die abenteuerlichsten Vorstellungen, und ich wette, daß in ganz Palermo nicht ein lebendiger Mensch

ist, welcher nicht durch diesen unerhörten Glücksfall, der ihnen freilich, die solcher Besuche ungewohnt sind, mährchenhaft erscheinen muß, etwas für sich zu gewinnen hofft. Mein alter braver Freund (derselbe, welcher mich zum Professore di Edinburgho und compatriota della famosa Maria Stuarda gemacht hat) handelte nun für mich mit den betrügerischen Kutschern, und es war eine Pracht zu sehen, wie der alte Herr bei ihren Forderungen ganz wild wurde und ihnen die stärksten Dinge sagte. Auf Piazza Marina nicht Handels eins geworden, gingen wir den langen Cassaro hinauf bis zu dem Platze Quattro Cantoni, um dort, wo die Straße Macquedo den Cassaro rechtwinklig durchschneidet, bei den Carozzajo's dieses Stadttheils unser Glück zu versuchen. Aber ach! in dem Augenblicke, wo ich zufällig einen Blick rückwärts warf, bemerkte ich auch schon, daß ein dienstbarer Geist unseres Kutschers von Piazza Marina, welcher uns unbemerkt auf dem Fuße gefolgt war, den Kollegen auf den Kutschböcken durch die Fingersprache genauen Bericht von dem Stande unserer Angelegenheit gab. Hier ist nichts zu machen, sagte mein Palermitaner. Gehen wir in den Laden des Librajo, und thun wir, als hätten wir die ganze Fahrt aufgegeben. Diese Kriegslist half, und nach langen Unterhandlungen — denn solche Art Geschäft ist für diese Südländer eine genußvolle Arbeit, und oft die einzige — mit dem Kutscher, mit seinem Mittelsmanne, der hinten aufsteht und den Fahrenden, sowie den Kutscher selbst, bedient, alles in Erwartung von einigen Gran, kam ich denn endlich in den Besitz einer leidlichen Chaise mit zwei guten Pferden, und rollte den Cassaro hinab, zum Thore hinaus, rechts, östlich am Gestade des Meeres entlang, der Gegend zu, wo sich die östliche Seite des Gebirgsbogens, welcher die conca d'oro umschließt, in dem Capo Zafferano wie eine Lanzenspitze ins Meer hineinstreckt.

Der Weg war mir bekannt, ich hatte ihn auf meinem Abendritte neulich in der verschiedensten Beleuchtung von Land und Meer

gemacht. Jetzt war es heller, sonniger Morgen. Meine Augen konnten sich nicht sättigen an der Bläue des unbegränzten Meeres zu meiner Linken, dessen Anblick mir nur selten durch eine kleine Schlucht zwischen Weinpflanzungen und Feigenbäumen entzogen wurde. Rechts die wundervollen Bergformen, hinter mir Palermo und der Monte Pellegrino. Ich war allein und genoß alles ungestört, bald meinen Sitz im Fond mit dem Rücksitz vertauschend, wie ein Panoramabild. In den haushohen Rohrpflanzungen flüsterte ein kühler Morgenwind, der aber nur zu bald mir seine Labung entzog, je höher die Sonne emporstieg.

Durch Hecken indianischer Feigen und blühenden Oleanders fahrend passirte ich die zwei Dörfer, welche zwischen Palermo und Bagaria liegen. Verfallene, burgartige Bauten geben ihnen ein mittelalterliches Ansehen. Bald hinter dem letzten führt über die Brücke eines Waldbaches hinweg die Straße zu den Palästen und Lustschlössern von Bagaria, deren verfallender Zustand mir einen reichen Kommentar zu den Mittheilungen meines Konsuls über die Verarmung gab, in welche der einst so reiche und mächtige Adel des Landes immer tiefer versinkt. Auf dem Balkone eines solchen Lust- und Prachtschlosses, an welchem wir vorüberfuhren, saßen ärmlich gekleidete Frauen, deren eine mein Vetturin zwar mit eccellenza, aber sehr vertraulich anredete. Es war die verwittwete Principessa, die Besitzerin dieses Schlosses, welche aber in größter Dürftigkeit lebt.

Wenn man diese zahlreichen Prachtschlösser mit ihren Parkgärten im Glanze der südlichen Sonne schimmernd daliegen sieht, glaubt man sich in eine fabelhafte Mährchen- und Feenwelt versetzt. Vor einem Wirthshause des Städtchens ließ ich den Kutscher halten, und ging zu Fuße nach der Villa Valguarnera, welche mir als die am schönsten gelegene bezeichnet worden war. Ein Portal führt zwischen langen Mauern hindurch auf den Hof des Schlosses, das breit und bequem auf dem Berge hingelagert und von einem Prachtgarten umgeben ist, von dessen breiten Terrassen

man die freieste Aussicht auf das Meer und die Ebene genießt. Steinerne Balustraden umschließen die Terrassen. Unter Mandel-, Citronen- und Orangenbäumen schimmern zahlreiche Marmorstatuen in blendender Weiße zwischen dem Grün hervor. Blühende Rosen und Oleanderbüsche und eine Fülle tropischer Gewächse füllten die Luft mit Wohlgeruch. Vor der Gartenfronte des Schlosses breitete sich eine große, mit farbigen Fliesen getäfelte Estrade aus. Aber nirgends eine Spur von Leben und Pflege aller dieser Herrlichkeit. Die Statuen und Marmorgruppen meist verstümmelt, die Springbrunnen und Becken wasserleer. Ich schritt langsam durch die verwildernden Gänge bergan dem Belvedere zu, welches, auf dem höchsten Felsen gelegen, die gesammte Gegend beherrscht. Die Sonne brannte heiß, ich mußte selbst den leichten Rock abthun. Endlich war ich oben. Aber hier vergeht mir die Beschreibung.

Man ist auf dem Sattel eines sich langsam thalab weit in das Meer hinein streckenden Vorgebirges, und übersieht zunächst zwei Golfe, den von Palermo und den Meerbusen von Cefalu, welche das gedachte Vorgebirge von einander scheidet. Von der Aussicht auf das unbegränzte Meer vor mir rückkehrend, ließ ich meine Blicke langsam die Rundschau machen, vom Westen an, wo sich der Monte Pellegrino als Scheidewand über Palermo emporbaut, immer an der Küste entlang, bei dem Cap Zafferano vorbei, bis das Auge ostwärts gewendet die Küstenbuchten des östlichen Golfs mit den Städten Salunt, Termini und Cefalu an der äußersten Spitze verfolgte. Dann rings umher die unsagbar feingeschwungenen Gebirgslinien von Südosten nach Westen hinter mir, mit ihren scharfen Zackenstufen und schroffen Wänden. Unter mir die ganze Pracht der Bagarie mit ihren Gartenschlössern, in einer Farbenharmonie, wie sie ein nordisches Auge nicht zu träumen vermag. Den Grundton bildet ein röthliches Braun der Erde, in feinster Nüancirung auf- und absteigend durch eine ganze Skala von Farbentönen. Zu diesem Grundtone stimmt wunderbar die

ähnliche Färbung der Paläste, Schlösser, Gartenhäuser und Ummauerungen der Villen. Dazwischen nun schimmert das sanfte Silbergraugrün der Olivenwäldchen, das Gelbgrün der Weinpflanzungen, schon leise vom Herbste angehaucht, das saftige, fettere Grün der überall an Berghängen und Klippen auf und ab wurzelnden indianischen Cactusfeigen, und in tiefem Schattengrün heben sich Gruppen von Cypressen spitz emporsteigend scharf ab gegen die blaue, krystallklare, alles umwebende Himmelsluft. Und all dieser Zauber der Farben, diese Mannigfaltigkeit der Formen geht zusammen — wie die Maler das ausdrücken — zu einem Ganzen, dessen Schönheit ich fortan als ewiges Besitzthum in mir trage, ohne doch nur eines Schattens Traum davon Euch mittheilen zu können.

Hoch oben auf der Spitze des Felsens ist eine Grotte in den Felsen gehauen, auf deren Stukkbekleidung sich Reste von einem Freskogemälde befanden, Aeneas und Dido darstellend in der Scene des Virgilischen Speluncam Dido dux et Trojanus eandem. Ein marmorner Amor zeigt schalkhaft den Weg dahinein. Dreißig bis vierzig Stufen höher ist das eigentliche Belvedere. Eine mit Fliesen bunt ausgelegte Fläche umschließt eine zierlich gearbeitete Steinbalustrade im Rokokkostyl. In der Mitte steht eine Marmorstatue der Venus Urania, theilweise zertrümmert. Und um nun hier auf dem Gipfel die namenlose Wüstheit des Verfalls, in den jetzt alle diese Pracht eines so genußliebenden Jahrhunderts versunken ist, gleichsam in epigrammatischer Pointe abzuschließen, war auf diesem zauberischen Punkte ein Theil des Fußbodens aufgebrochen, zwei schräge Pfähle eingerammt, welche gegen die Balustrade hin eine rohrbedeckte Hütte bildeten, zum Schutz für den Wächter der Feldfrüchte errichtet, der hier sein Nachtlager hat. So standen Adamitischer Urbau und die höchste Ueberkultur des Rokokkostyls der Architektur in und nebeneinander! Waldmenschenhafte Verwilderung unkrautete wuchernd empor über der noch lebenden Pracht eines Daseins der raffinirtesten Ueberkultur.

Ich aber ließ mich diese Gedanken wenig anfechten in dem stillen Genießen eines Glücks, das hier am äußersten Ziele meiner Reise wohl seinen Gipfel erreichte. In völliger Einsamkeit mit mir selbst verträumte ich hier im Anschauen der höchsten Naturschönheit glückselige Stunden, eingewiegt von dem fernherzitternden Luftgeräusche der Meeresfluth, welche dieses glückselige Eiland umblaut, durchsonnt von der schon herbstlich gemäßigten Gluth des Sonnengottes, nicht vorwärts denkend, nicht zurück, sondern pflanzengleich an dem Punkte des gegenwärtigen Daseins haftend, ohne Sehnsucht, ohne Verlangen. Wenn es einen Zustand giebt, der diesem gleich, dauernd zu denken wäre, so müßte ein solcher die Paradiesesseligkeit sein, von der die Traumwünsche des Kindesalters der Menschheit in ihren religiösen Mährchen erzählen. Glückselig, wem, wie mir, die Mährchenwelt dieser poetischen Träume wenigstens ein Mal in seinem Leben auf kurze Stunden verwirklicht erscheint.

Den 6. October.

Heute Morgen ritt ich nach Villa Belmonte, welche am Monte Pellegrino gelegen eine weite Aussicht über Meer und Land bietet. Dann den Monte Pellegrino hinauf zum Kloster und Kirche der heiligen Rosalia. Ihr mögt die Beschreibung im Goethe nachlesen. Trotz der schönen, mit großen Kosten angelegten Kunststraße, die auf vielen Bogen ruhend in dem Zickzack unendlicher Windungen auf die Höhe führt, welche sich gegen zwei Tausend Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, ist die Tour doch höchst beschwerlich, und die Aussicht kann sich nach meinem Geschmacke nicht mit der von Villa Valguarnera in der Bagaria messen, schon darum nicht, weil ihr die schönste Zierde jeder palermitanischen An- und Aussicht, der Monte Pellegrino selbst, fehlt.

Abends donnerten die Kanonen zu Ehren des Geburtsfestes des Kronprinzen, doch sah ich nirgends unter der Bevölkerung den geringsten Antheil an dem Feste.

Gestern ist der Vicekönig angekommen und diesmal ausnahmsweise mit allen seinem Range gebührenden Ehren empfangen worden, weil man ihm der Kaiserin gegenüber, bei deren Ankunft er repräsentiren soll, eine Art Relief geben will. Diese erwartete Ankunft der russischen Majestät hat dem Volke von Palermo förmlich die Köpfe verrückt. Sie träumen von Nichts als von dem goldenen Regen, den sie ihnen bringen wird. Schon jetzt sind alle Lebensmittel im Preise gestiegen. Es ist, als ob ein Heer von zwanzig Tausend Mann im Anzuge sei.

Als ich neulich Abends etwa gegen zehn Uhr von einem Ritte nach Bagaria zurückkehrte, hatte ich unterwegs einen eigenthümlich reizenden Anblick. Ein großer Theil des Meerbusens von Capo Zafferrano bis zur Stadt hin war mit Flammen bedeckt, welche auf dem glatten Spiegel hin und her zu tanzen schienen. Es waren Fischer, welche mit Fackelschein die Bewohner der feuchten Tiefe in ihre Netze lockten. An diesem Nachmittage sah ich auch den Aetna (Monte Gibello nennen sie ihn hier) ganz klarhäuptig über die ihn umgebende Gebirgswelt sich erheben. Der Abend war entzückend schön. Kein Lüftchen bewegte die haushohen Rohrpflanzungen, mit denen, so wie mit Cactus, indianischen Feigen, Oleander und Feigenbäumen der Weg eingefaßt ist. Hier und da schimmerte durch Wein- und Fruchtgärten zu meiner Linken das Meer. Die Gegend ist einsam und öde, die Dörfer, welche ich passirte, armselig. Wüßte man es nicht, es würde einem nicht einfallen, daß man in der nächsten Nähe einer Stadt von hundertfunfzig Tausend Einwohnern sich befinde. Außer einigen Eseltreibern bemerkte ich auf dem ganzen Wege nicht den geringsten Verkehr.

Bei W.'s ward ich wegen meines so späten einsamen Ritts freundlich ausgescholten. Das sei eine Verwegenheit, die mir hätte

übel bekommen mögen. Denn nirgends in Sizilien sei es jetzt so unsicher als in und um Palermo. Die Zahl der Verbrechen gegen das Eigenthum, der Raubanfälle und gewaltsamen Einbrüche ist seit der Cholerazeit außerordentlich gestiegen, und W. gestand mir, daß er, besonders in der schlimmen Zeit im Winter, nie unbewaffnet Abends ausgehe, und auch keine Ausfahrt in die Umgegend ohne Waffen unternehme. Auch läßt er mich nie Abends unbegleitet nach meinem Gasthofe zurückgehen. Die Polizei ist von einer unglaublichen Nachlässigkeit, nicht selten im Einverständnisse mit den Dieben, oder doch in ihrer Verfolgung höchst lässig. Neulich wurden W.'s am hellen Tage, kurz vor Sonnenuntergang, durch Einbruch bestohlen. Die Diebe mußten mittelst einer Leiter in das, eine Treppe hoch liegende Gestock einsteigen. W. beging die Unvorsichtigkeit, Anzeige bei der Polizei zu machen und deren Hülfe zu fordern. Man kam ein Paar Tage später, hielt Haussuchung bei den Dienstleuten der Familie selbst, und sperrte, um doch etwas zu thun, einen armen Schuhmacher, der unten im Hause wohnt und als Aufwärter und Portier bei W.'s fungirt, ohne alle zureichenden Verdachtsgründe, und obschon W.'s sich selbst für seine Unschuld verbürgten, ins Gefängniß, aus welchem ihn der Konsul erst durch vielfache Bemühungen wieder zu befreien vermochte. Seit der Zeit ist W. entschlossen, um keinen Preis wieder die Hülfe der Polizei in ähnlichen Fällen anzusprechen. Statt dessen aber hat er seine Wohnung zu einer Art Festung gemacht, und starke Thüren, schwere Riegel, eiserne Traillen vor den nach dem Garten führenden Fenstern erinnern einen sehr lebhaft daran, daß man sich in einem Lande und in einer Stadt befindet, wo die geringe Zahl der Besitzenden mit der ungeheuren Anzahl der Nichtsbesitzenden auf offenem Kriegsfuße lebt.

Im Cassaro brachen neulich die Diebe durch die Röhren der Wasserleitungen von unten auf in die Gewölbe der Kaufleute ein und raubten sie aus. Vergebens baten die letzteren um die Vergün-

stigung, nächtliche Patrouillen auf ihre Kosten zum Schutze ihres Eigenthums zu halten. Es ward ihnen abgeschlagen. Endlich halfen sie sich, indem sie die Fußböden mit starken Eisengittern belegen ließen.

Die Diebe führen nicht selten ihre Räubereien in ganz imposanter Anzahl aus. Vor Kurzem drangen zwölf solcher Gesellen in Mänteln und Masken in ein Kloster ein, wo sie zwei Tausend Unzen*), welche sie dort vorhanden wußten, forderten und erhielten. Einem höheren Geistlichen ward auf ähnliche Weise sein Gehalt am Tage des Empfanges abgenommen, doch ließ man ihm den zwölften Theil desselben, als welcher, wie die vortrefflichen Gesellen meinten, zum Lebensunterhalte ausreiche. Als der Geistliche bei ihrem Erscheinen in Ohnmacht fiel, brachten sie ihn mit rühmenswerther Sorgfalt auf hydropathischem Wege wieder zum Bewußtsein, und erklärten ihm sehr höflich, daß es keineswegs auf sein Leben, sondern nur auf seine „überflüssigen" Unzen abgesehen sei. Man glaubt denn auch, daß keineswegs alle diese palermitanischen Rinaldi's aus dem Pöbel seien.

Die schlechte Besoldung der neapolitanischen Beamten ist weltbekannt, und findet nur in Rußland ihres Gleichen. Hier sind die Gehalte der niederen Polizeibeamten so gering (zwei, drei und vier Tari täglich, wobei aber noch Abzüge gemacht werden), daß sie mit dem Doppelten, zumal da sie meist Familienväter sind, nicht leben könnten. Die Folgen davon ergeben sich leicht. Sie sind gezwungen, auf eine oder die andere Weise ihre Stellung zu mißbrauchen!

Kurz vor meiner Ankunft war eine Geldsendung des Hauses Rothschild aus Neapel im Betrage von dreißig Tausend Ducati Silber hier von der Post gestohlen und auf einem Wagen weggefahren worden. So bequem hatten sich's die Diebe

*) Eine Unze ist etwa drei Thaler vier Silbergroschen.

gemacht, denn vor der Post stand nicht einmal eine Schildwache. Wäre solch ein Fall einem Hause von geringen Mitteln passirt, es hätte falliren müssen. Denn kein Mensch im Publikum würde geglaubt haben, daß die Regierung, in deren Auftrage das Geld gesendet und in deren Postanstalt es gestohlen war, irgend sich zu einem Ersatze verstehen würde. Dies war in Neapel und Palermo die allgemeine Ansicht aller, welche ich über den Vorfall reden hörte. Diesmal aber war es Rothschild, und da wurde, wiewohl auch nicht ohne Schwierigkeiten, eine Ausnahme gemacht. In Neapel hat man darauf zu verzichten, bei dem Governo die allereinfachsten Begriffe von Ehrenhaftigkeit in Geldsachen anzutreffen.

In der Nähe meines Gasthofes liegt die Hauptwache, welche zugleich als Polizeigefängniß dient. Aus ihrem Innern hörte ich oft jämmerliches Klagegeheul erschallen. Auf meine Frage hieß es ganz unbefangen: hanno fame! Man rechnet darauf, daß die Verwandten und Angehörigen diesen Eingefangenen zu essen bringen. Es klingt unglaublich, ist aber buchstäbliche Wahrheit. Wo ein Fenster ist, betteln sie aus dem Gefängnisse um un pezzo di pane bei den Vorübergehenden.

Der Haß gegen Neapel, König und Regierung ist allgemein. Die Sizilianer verachten tief den Neapolitaner und hassen ihr Governo. In der Cholerazeit war der Glaube: die neapolitanische Regierung habe die Brunnen und die Luft vergiftet, allgemein verbreitet. Selbst unter den gebildeten Klassen der Advokaten, Geistlichen u. s. w. theilten viele diesen Wahnsinn des Volks, der sich bekanntlich in den furchtbarsten Excessen Luft machte. Zwischen dreißig bis vierzig Tausend Menschen sollen in jener Pestzeit umgekommen sein. Leider waren die beiden Hauptschriften über diese Schreckenszeit Palermo's, die descrizione del cholera von Giuseppe Borghi, und eine andere von Filippo Parlatori als verbotene nicht aufzutreiben, und die Schilderung von Vincenzo Linares, in seinen raconti popolari, ist zu romanhaft. Es ist in Italien und besonders

in Neapel und dem Kirchenstaate in Betreff der historischen Literatur immer die alte Geschichte: was wahr und tüchtig ist, das ist verboten und geächtet, und das erlaubte ist unwahr und schlecht. So konnte ich in ganz Palermo Coletta's storia del reame delle due Sicilie nicht auftreiben, dies Prachtbuch, aus dem einem der ächt antike Hauch der lebendigsten Historie entgegenweht. Die Männer, welche ich in Palermo kennen lernte, waren, als sie erst über mich etwas sicherer sein zu können glaubten, dreist genug, ihre Kenntniß dieses vortrefflichsten aller neueren italienischen Geschichtswerke zu verrathen. Aber mir ein Exemplar zu schaffen, wagte doch keiner, obschon sie es ohne Zweifel gekonnt hätten. E troppo pericolo, sagte der Buchhändler, und vertröstete mich auf Neapel, wo es eher möglich sei, ein so streng verfehmtes Buch zu erhalten.

Noch eine Eigenthümlichkeit hiesiger Lebenszustände will ich hier bemerken. Die Kutscher der Advokaten und Aerzte finden sich zu gewissen Zeiten, z. B. die der Aerzte jedesmal am Tage, nachdem ihr Herr in ein Haus gerufen worden, bei den Patienten und Clienten ihrer Herrschaft ein, um ein sehr bedeutendes Trinkgeld zu erheben. Von dem Ertrage desselben haben sie die Equipage und die Erleuchtung im Hause ihrer Herren zu unterhalten.

Ein anderer mir erzählter Zug ist charakteristisch für das orientalische Element, welches sich hier noch erhalten hat. Aeußert nämlich ein Gast in einem Hause sein Wohlgefallen an irgend einem beweglichen Besitzstücke, so lautet die übliche Höflichkeitsformel der Entgegnung: restate servito (es steht zu Diensten), und nicht selten schickt man solch einen bewunderten Gegenstand dem Besucher am andern Tage ins Haus.

Den 7. und 8. October.

Die Goethesche Schilderung von Palermo und seinen Umgebungen ist sehr mangelhaft und giebt durchaus kein genügendes Bild dieser einzigen Stadt. Zunächst fällt es unangenehm auf, wenn man sieht, wie er gerade die einzelnen monumentalen Vertraktheiten, z. B. den abenteuerlichen Brunnen mit seiner Menagerie von Amphibienköpfen auf Piazza Bologni ausführlich beschreibt, während er von den herrlichen Bauten der Martorana, der Capella Palatina und des, wenigstens in seinen antiken, äußeren Theilen vortrefflichen Doms mit dem prachtvollen Platze, so wie von dem Reichthume der Mosaikgemälde fast nichts zu melden hat. Schon sein Gesammturtheil über die Bauart Palermo's im Ganzen, welche er der von Neapel gleich nennt, ist durchaus unrichtig. Wo muß er nur die klugen Augen gehabt haben. Von der, in ihrer Art einzigen, arabischen Burg der Zisa sagt er auch nur Ungenügendes, ja Falsches. Er erzählt, daß er nach Monreale gefahren sei, und erwähnt die albernen Rokokkobrunnen auf der dahin führenden Straße, und von dem Wunderwerk der majestätischen Kathedrale mit ihren kolossalen antiken Prachtsäulen, ihren riesigen Mosaiken, ihren kühnen Bögen, ihren kunstvollen Erzthüren, endlich von der mährchenhaften Schönheit des wundervollen Klosterhofes, in dessen Säulenhallen eine ganze Welt altchristlicher Kunst lebt, sagt er nicht einmal, daß er sie gesehen. Er fährt nach der Bagaria, wo vom Gipfel des Aussichtspunkts in der Villa Valguarnera sich ein Panorama aufthut, dessen Pracht und Reichthum an unendlicher Schönheit die Krone Siziliens zu heißen verdient, und — er verwendet den ganzen Tag zur Verzweiflung seines treuen Kniep dazu, die wahnschaffnen Ausgeburten eines verrückten Hirns, die Abgeschmacktheiten einer tollgewordenen christlichen Bigotterie zu betrachten, zu schematisiren, zu klassifiziren, um von dem Unsinn einen Begriff zu geben

Hier ist der philisterhafte Punkt, jenes irrationale Frankfurter Etwas in dem Olympier. Diese Phidiasgestalt trägt doch noch den Zopf. Aber er tagebuchte auch mit für neugierige Leser, für Hof- und Weltmenschen, die bei aller Kultur doch eben diese Neugier für die Wahrzeichen des Handwerksburschenintereſſes nicht überwunden hatten. Schon in früheſter Zeit flößte mir dieſe detaillirte Beſchreibung der Pallagoniaſchen ſteinernen Verrücktheiten ein Unbehagen, einen Widerwillen ein. Ich begriff nicht, wie ein Menſch von wahrem Kunſtgefühl, von tiefem Sinne für Schönheit bildender Kunſt es über ſich gewinnen könne, Zeit und Mühe an ſo etwas zu wenden. Jetzt, nachdem ich dieſes Tollhaus ſelbſt geſehen, begreife ich es noch weniger. Goethe ſelbſt geſteht, daß „der Künſtlerſinn“ ſeines Begleiters innerhalb dieſer Fratzengallerie „zur Verzweiflung getrieben worden.“ Dies Geſtändniß iſt verrätheriſch. —

Goethe ſagt, daß jener Marmorbrunnen zu Palermo unter die Vorfahren der Pallagoniaſchen Raſerei gehöre. Mir erzählte man, daß urſprünglich ein Principe denſelben beſtellt habe. Als dieſer aber aus irgend einem Grunde das Werk nicht habe auslöſen können, ſei die Stadt eingetreten, und habe es für den Preis von vierzig Tauſend Scudi an ſich gebracht. Vielleicht war jener erſte Beſteller der Principe Pallagonia ſelbſt.

Ein zweiter Pallagonia war der Duca Caravita in Neapel, von welchem Winckelmann erzählt, daß er in ſeinem Garten die ungereimten Schnirkel der Kupferſtecher, mit denen ſie ihre Stiche einfaßten, viele Ellen hoch längs den Gängen in Marmor ausführen ließ *).

Mir begegnete in der Villa Pallagonia ein beſonderer Glücksumſtand. Man hatte mir bei meiner Abfahrt von Palermo, auf

*) Winckelmann Werke I., S. 425.

die Seele gebunden, diese Herrlichkeit ja nicht zu versäumen, und da ich kein Permesso hatte, half ein alter Herr, der Buchhändler von der Via Macquedo, in dessen Laden ich mit meinem Vetturin kontrahirte, durch eine schriftliche Empfehlung an den Kastellan des Pallagoniaschen Schlosses aus. Als ich nun eben durch die „Spießruthen des Wahnsinns" in Vorhalle, Eingang und Schloßhof mit schwindelndem Kopfe hindurchpassirt war, und der Custode sich einstellte, um mich in das Innere des Schlosses zu führen, bemerkte er bei Vorzeigung meines Empfehlungsbillets: daß dies „eigentlich" nicht genüge, sondern ein vom Fürsten selbst unterzeichneter Permesso erforderlich sei. Wer war froher als ich, bei dieser, auf ein höheres Trinkgeld spekulirenden Gewissenhaftigkeit des würdigen Custoden! Wäre mein Papier in Ordnung gewesen, so hätte ich mich wahrscheinlich, trotz des unbehaglichen Gefühls von ästhetischer Seekrankheit, aus einer Art blöder Unbeholfenheit von dem Menschen durch all die übrige Fratzenwirthschaft, die wie zur absichtlichen Verhöhnung, mitten in die höchste Schönheit der Natur hineingestellt ist, hindurchschleppen lassen. So aber erfaßte ich begierig den Rettungsanker, welchen er mir sehr gegen seinen Willen zuwarf, und erklärte, daß ich unter so bewandten Umständen auf die Besichtigung des Schlosses verzichte. Das gab nun eine höchst spaßhafte Komödie. Der Castellan im höchsten Grade bestürzt, war anfangs unfähig, an den Ernst meines Vorsatzes zu glauben. Kein Signore Forestiere, der nach Palermo komme, lasse dies miracolo del mondo, unbesehen und unbewundert. „Wenn Ihr den Palazzo nicht gesehen habt, Signor, habt Ihr nichts gesehen!" — „Thut mir leid, aber ich will Eurem Pflichtgefühl nicht zu nahe treten, da Ihr erklärt habt, daß Ihr ohne die Unterschrift des Principe das Schloß nicht zeigen dürft." Zu spät erkannte der Mann jetzt seinen Fehler, und suchte ihn durch alle möglichen Anerbietungen wieder gut zu machen. Es gelang ihm nicht, über meine

Tugend zu siegen, und ich verließ ihn trostlos über die entgangne Mancia, seinem Zorne in Verwünschungen Luft machend.

Daß ich während dieser ganzen Reise fortwährend auf Goethe zurückblicke, ist wohl natürlich genug. Muß man doch eingestehen, daß für alle, die es nicht selbst sahen, Italien doch hauptsächlich in der Götheschen Darstellung lebt. Und will man gerecht sein, und Goethes Standpunkt als den seinen gelten lassen, so ist auch seine Schilderung, Alles in Allem genommen, noch immer das Beste, was über Italien geschrieben worden ist. Aber freilich sein Standpunkt selbst, ist ein zu beschränkter, für unsre Zeit vollends nicht mehr ausreichender. Selten oder nie fällt ein Blick auf das staatliche, bürgerliche, das soziale und sittliche Leben der Menschen, das sich vor seinen Blicken entfaltet. Bei Sizilien ist mir das besonders auffallend. Ueber das Verhältniß des Landes zur Regierung, über Bildung und Besitz der verschiedenen Stände, über Rechtspflege, Polizei u. s. f. nichts! Höchstens ein Scherz, über die schmutzigen Straßen und kleine dahin einschlagende Polizeimißbräuche, mit behaglicher Wendung. Ueberhaupt sind ihm alle Dinge auf der Reise nur für die Förderung seiner schönen, persönlichen Zwecke da, er reist, um sich zu bilden, und es ist stark aber wahr, was Niebuhr nach dem ersten Eindrucke der Lektüre dieser Italienischen Reise vor dreißig Jahren aus Rom schrieb: es komme ihm vor, als betrachte Goethe das ganze Land und die ganze Nation nur als eine Erzötzung für sich. Aber es ist falsch und ungerecht, wenn derselbe Niebuhr, aus jener Darstellungsweise den Schluß zieht: „Göthe habe ohne Liebe gesehen."

Der klaffende Widerstreit in Ton und Styl der Darstellung, die Fugen und Spalten zwischen den einzelnen Theilen der Italienischen Reise, sind mir nie so lebhaft wie jetzt vor die Augen getreten. Wie naiv, wie sachlich frisch und voll plastischer

Anschaulichkeit, wie körperlich körnig ist Alles, was aus den unmittelbaren Briefergüssen der Reisezeit selbst stammt. Wie lebt da zuweilen der alte Götzisch Wertherische Ton, der Ton der Jugendbriefe an Merck und Lavater und andere Freunde auf. Dies Geradeheraus mit der Sprache, diese gewichtigen Kern- und Schlagworte, die immer den Nagel auf den Kopf treffen und ihn mit einem Streiche durch das dicke Brett des Vorurtheils und der Beschränktheit hindurchtreiben, — wie kontrastirt das Alles mit den störend dazwischen tretenden geheimderäthlichen Einschaltungen, mit den ministerialen Wendungen wunderlichster Wundersamkeit, mit jenem betrübten Dictirstyle, durch den er sich immer mehr in die abgemessene Feierlichkeit und Kanzleiförmlichkeit hineindictirte! diese Gewohnheit des Dictirens ward überhaupt Goethes Style verderblich. Denn es war unvermeidlich, daß schon die Gegenwart des schreibenden Individuums, das denn doch am Ende immer ein lebendiger Mensch und keine Maschine, und dazu ein unterthänigst dienender war, ihn in eine Steifheit hineinnöthigte, die keinen Augenblick vergaß, daß sie nicht allein war. Dies ganze dictirende Produziren war wohl mit die Ursache all des kanzleimäßigen, bescheidenden, erlaßartigen, kurz jener ganzen Grünentischsprache in seinen späteren Sachen, und so auch in den späteren Reductionszusätzen und Einschaltungen zur Italienischen Reise. Nur ein geborner Fürst und Regent, ein Blutaristokrat, kann sich vielleicht dictirend von jener Gêne frei halten, nicht aber ein bürgerlicher, vornehm gewordener Poet.

Wer die Originalbriefe lesen dürfte an Herder, an den Herzog und die Herzogin, an Wieland, und ihre Antworten! Das halten nun die Weimaraner Alles unter dem Siegel, wie die Kestnersche Familie jene herrlichen Jugendbriefe Goethe's, bis es — zu spät ist.

Palermo, den 8. October.

Heute erzählte man mir in einer Gesellschaft die Geschichte eines armen deutschen Handwerkers, der durch die Bosheit eines ganz untergeordneten, von ihm durch Verweigerung einer buona mano beleidigten Polizeibedienten in langwierige Gefangenschaft und Verlust gerathen war, ohne daß ihm weder sein Konsul noch sein in Neapel residirender Gesandte Hülfe und Genugthuung zu schaffen wußten. Leider darf ich die näheren Umstände nicht mittheilen. Aber sie sind empörend für jedes Nationalgefühl. Der Engländer, der Franzose, ja selbst — ach leider! selbst der Russe, sie alle haben im Auslande erst recht den Genuß der Weltbedeutung ihrer Nation. Der Deutsche, für den ja freilich im eigenen Vaterlande bei jeder nächsten Gränze der sechs und dreißig deutschen Territorien das Ausland beginnt, hat diesen Genuß höchstens in seiner Studirstube. Aber draußen, und zumal im wirklichen Auslande, fühlt er zentnerschwer die politische Ohnmacht seines Volks. Und dies Volk ist ein Volk von vierzig Millionen! Oder auf welchen Schutz und Schirm darf z. B. hier in Sizilien ein herzoglich koburgscher oder meiningscher, ja selbst ein königlich bayerischer oder preußischer Deutscher rechnen, wenn er etwa ohne seine Schuld mit der neapolitanischen Polizei in Conflikt geräth? Das Hoffmannsche Wort:

Und gern zahlt Michel und ist bereit,
Als Deutscher, Gott zu danken,
Wenn der preußische Konsul den Paß visirt
Für vier französische Franken!

könnte Stoff zu einer langen Jeremiade geben.

Die Deutschen haben so oft dies Italien mit eisernem Fußtritte zerstampft, aber außer einem tiefen Hasse gegen die Tedeschi, d. h. die Oesterreicher, ist in dem heutigen Italien von uns Deutschen als Nation gar nicht die Rede. Inglesi oder Francesi, unter dieser Bezeichnung laufen wir so mit, so zahlreich auch die deutschen

Reisenden in Italien sind. Alle Gasthofschilder können dafür Zeugniß ablegen. Nur hie und da in irgend einem Winkelschenkchen, wie in der Casa Fiorentino zu Sorrent, haben die deutschen Künstler das Wort Künstlerkneipe auf einem Aushängeschilde hervorgerufen, welches die Eingebornen befremdet ob der barbarischen Laute anstarren. Auch die italienischen Zeitungen können bezeugen, wie man Deutschland hier zu Lande betrachtet, da sie von deutschem Leben nicht mehr und nicht anderes ihren Lesern berichten als etwa von der Türkei, und selbst da möchte der Vergleich noch zu Gunsten der letzteren ausfallen.

Gestern Abend ließ ich mich zu guter Letzt noch einmal aufs Meer hinausrudern, und genoß den Anblick der herrlichen Stadt in der Beleuchtung des schönsten Sonnenunterganges. Bei einbrechender Nacht erhoben sich einzelne Feuer auf den Bergen. Das Meer lag ruhig und glatt wie ein Spiegel da. Von dem russischen Kriegsdampfer her erscholl lustige Musik und Gesang aus den ihn umgebenden Böten, in welchen sizilianische Musikanten den russischen Offizieren aufspielten. Ich ließ mich heranrudern, um den schwarzen Dampfriesen in der Nähe zu betrachten, welcher finster und dräuend aus der ihn umgebenden Schaar leichter und schlanker sizilianischer Felukken mit seinen Schlotten und Masten emporstarrte. Das Schiffsvolk lehnte an den Borden, breite, stumpfe Gesichter, deren Physiognomien einen grellen Abstich bildeten gegen die feinen, scharfgeschnittenen, ausdrucksvollen Züge der neugierigen Betrachter, welche in den zierlich geschnäbelten Barken den fremden nordischen Gast umschwärmten. Das Schiff hat einen Theil der Effekten für den Winteraufenthalt der Kaiserin gebracht, unter denen man selbst für bequeme Oefen gesorgt und auch des Rockens nicht vergessen hatte, aus welchem eine eigene Art Brod bereitet werden sollte, an welches die Kaiserin selbst, wie man sagte, oder ein Theil ihrer Umgebung gewöhnt sei.

Am Bord des Palermo, den 9. October.

Nachmittags gegen zwei Uhr schiffte ich mich auf dem Palermo ein, der eine Stunde darauf die Anker lichtete. Aber fast schien es, als sollte ich wieder zurückgeführt werden an das mit schwerem Herzen verlassene Eiland. Wir hatten schon die Spitze des Monte Pellegrino erreicht, als ich plötzlich zu meinem Erstaunen bemerkte, daß der Palermo einen gewaltigen Bogen beschrieb, und im vollen Räderschwunge dem so eben verlassenen Hafen zueilte. Ein Paar arme Schelme unter den Passagieren der zweiten Kajüte hatten Gott weiß welche Paßformalität unvollzogen gelassen. Ein Boot mit Polizeimannschaft war nachgesetzt, Signale hatten den Palermo zurückgerufen, und so wurden sie mit ihren Habseligkeiten unter tausend Verwünschungen des über den verursachten Aufenthalt erbitterten Kapitains aus dem Schiffe in das unterdeß angelangte Boot transportirt. Der eine dieser armen Teufel war ein Deutscher. Sein Jammern um das verlorne Ueberfahrtgeld schnitt mir durchs Herz. Die beiden andern waren Italiener, und sie ergaben sich schweigend in ihr Geschick. Bekanntlich muß man den Paß in dem Büreau der Dampfschiffe vorzeigen, ehe man eingeschrieben werden kann. Auch war unser Schiff vor der Abreise von der Polizei visitirt worden. Wie war es also möglich, daß dennoch erst jetzt eine Paßunregelmäßigkeit entdeckt werden konnte? fragte ich den Kapitain Don Stefano Trifiletti, meinen Freund von jener Sturmnacht her. Eh! eh! Chi lo sa! war die Antwort, vuol' vivere la polizia.

III.

Letzte Tage in Neapel.

Das Land der Reize, Luft und Wunderfülle
Bringt ähnlich die Bewohner auch hervor.

Taſſo.

An der Südspitze des Quartiers della Stella, eingefaßt von dem Largo delle Pigne und der Strada nuova, welche als Fortsetzung des Toledo in leiser Biegung aufwärts nach Capo di Monte führt, liegt der berühmte Palast des Museo Borbonico, gewöhnlich gli Studj genannt, zunächst dem Vatikan wohl die großartigste Kunstsammlung der Welt, an Vielseitigkeit der darin aufbewahrten Kunstschätze mit keiner anderen zu vergleichen. Der Umstand, daß hier seit den letzten fünfzig Jahren, besonders seit Mürats Regierung, alle sonst in den verschiedenen königlichen Schlössern zerstreuten Kunstwerke alter und neuerer Zeit sich vereint finden, ist für den Fremden äußerst erleichternd.

Das Gebäude, früher Sitz der Universität, umschließt in seinen gewaltigen Räumen nicht nur die Sammlung aller alten, aus den drei verschütteten Städten gezogenen Wandmalereien, Mosaiken, Bronzen und Bronzestatuen, Gemmen, Münzen, Gläser, Küchen-, Haus- und Tempelgeräthschaften, ferner die Sammlungen der Papyrusrollen, der Vasen, der etruskischen, ägyptischen und osciſchen Alterthümer, sondern auch die gesammten Schätze plastischer Kunstwerke, welche Neapel besitzt, und unter denen die Farnesischen den ersten Rang einnehmen. Daran reihen sich die Säle, welche die Gallerie neuerer Gemälde enthalten, die Bibliothek mit ihren

hundertfunfzig Tausend Bänden und drei Tausend Handschriften, die Sammlungen der alten Inschriften u. s. w. Es ist eine Welt voll überschwenglichen Reichthums, in die man sich, ohne auszulernen, Jahre lang versenken könnte. Der Besuch ist, wie überhaupt, so namentlich in diesen Tagen, wo man wegen des, ganz Neapel in Bewegung setzenden Gelehrtenkongresses noch besondere Vergünstigungen gewährt hat, den Fremden weit mehr als in Rom erleichtert, und mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mögt Ihr mich alle Vormittagsstunden immer in diesen Räumen mit Euren Gedanken suchen.

Unter den Werken der Plastik sind der Herkules Farnese, die Flora und die Gruppe des Toro Farnese die berühmtesten. Sie wurden sämmtlich aus den Thermen des Caracalla zu Rom, und zwar verstümmelt, aufgegraben. Der Herkules, dessen Gypsabguß ich schon in München sah, und den die Inschrift an der Keule als Werk des Atheners Glykon bezeichnet, ist Nachbildung eines Werks des Lysippos. Der hellenische Nationalheros, in welchem die durch Anstrengung gestählte und durch gewaltige Kämpfe bewährte Leibeskraft symbolisirt erscheint, steht hier vor uns, auf seine Keule gelehnt, nachdenklich ausruhend von seiner unendlichen Arbeit. Ein Ausdruck tiefer Traurigkeit liegt über dem zur Erde niederblickenden Gesichte verbreitet. Es ist, als fände er trotz seiner Riesenkräfte, die ihm auferlegt sind, das Leben doch ein ungeheuer schweres Stück Arbeit; und das ist es ja auch immer und alle Zeit für den Starken, der nicht unterliegen darf. Wie er so dasteht, mit dem sinnenden Haupte, welches gegen den riesigen Körper fast unverhältnißmäßig klein erscheint, mit den ernst in sich zusammengedrängten Gesichtszügen, den mächtigen Schultern und Armen, dem breiten Rücken, der hochgewölbten Brust, den gewaltigen Schenkeln und der, von der vorhergegangenen Anstrengung hochaufgetriebenen, und wie das Meer nach dem Sturme noch gewaltsam aufgeregten Wellenbewegung der Muskulatur des ganzen

nackten Leibes — da erschien er mir immer als der Typus und Repräsentant der ganzen, zum harten Dienste der Arbeit verdammten Proletariermenschheit, und es wollte mich bedünken, als sänne er darüber nach, ob er die goldenen Aepfel, welche er in seiner Rechten auf dem Rücken hält, denn wirklich seinem feigen Zwingherrn abliefern, oder den Lohn seiner Arbeit für sich behalten solle. Das Störende und die Harmonie des Totaleindrucks Beeinträchtigende, welches in der allzustarken Ausführung des Einzelnen, in der Behandlung der Muskeln und der wie von aufgeregtem Blute hochaufgequollenen Adern liegt, muß man sich durch eine erhöhte Aufstellung gemildert denken.

Die Flora ist das entsprechende Gegenbild seiner nackten Riesengestalt, so recht ein Weib würdig des Göttersohnes nach seiner Verklärung auf dem Oeta, kolossal wie der Herkules, wohl gegen zwölf Fuß hoch; der Kopf, obschon antik, ist doch wie die Extremitäten und Attribute ergänzt. Wie eine dämmernde Nebelhülle, welche nicht verdeckt und kaum verschleiert, fließt das nasse Gewand an den göttlichen Gliedern des schönsten Leibes hernieder. Der Marmor scheint zur Durchsichtigkeit verklärt. Die jetzige Ergänzung läßt sie als Frühlingsgöttin erscheinen, welche dem bittend nahenden Verehrer in anmuthig feierlicher Bewegung mit dem blüthenschweren Füllhorne in der Linken gleichsam gewährend entgegenschwebt.

Minder als beide verdient ihren Ruhm die berühmte Gruppe des Toro Farnese, ein Effektstück, unbefriedigend in der Wahl des Gegenstandes wie in der mit Figuren überladenen Komposition. Man bereitet einen Abguß des Werks für das Berliner Museum, dessen Kosten auf sechs Tausend Scudi angegeben wurden. Unter den übrigen Sculpturwerken ziehen mich immer aufs Neue an: die vortreffliche Portraitstatue des Aristides, die Venus von Capua mit dem Amor, die Psyche, auch in ihrer Verstümmelung noch einer der herrlichsten Reste seelenvoller, hellenischer Schönheit. Unter den

Reliefs gebe ich den Preis unbedenklich demjenigen, welches nach der mir am meisten zusagenden Deutung Wiedersehen und Trennung des Orpheus und der Eurydice darstellt. Der trostlose Gatte ist in den Hades hinabgestiegen, sein Saitenspiel hat die Herzen der Unterweltgottheiten gerührt, er darf die verlorne Gattin zurückführen zum goldenen Lichte der Oberwelt, doch ein strenges Gebot warnt ihn, auf dem Wege dahin sich umzuschauen nach der Geliebten. Schon dem Ziele nahe übermannt ihn die Sehnsucht, er fleht die Geliebte an, ihm den Anblick der langentbehrten Züge zu vergönnen. Von Liebe hingerissen erfüllt sie endlich, während er sich zu ihr umwendet, den Schleier hebend seinen Wunsch. Dies ist der von dem griechischen Künstler zu seiner Darstellung gewählte Moment. Mit dem Ausdruck der innigsten Liebe blickt die Gattin auf den in ihren Anblick selig versunkenen Gatten, aber zugleich mischt sich in diesen Ausdruck schon der des erneuten, ewigen Abschiedsschmerzes. Denn schon hat Hermes, der leitende Gott, ihre Hand ergriffen, um sie wieder zurückzuführen in das Reich der Schatten. Aber selbst auf seinem göttlichen Antlitze erscheint ein Zug trauernden Mitgefühls über das harte Geschick, welches hier aus höchster Liebe tiefstes Leid entspringen läßt. Weder an Tiefe und Zartheit der Empfindung noch an Schönheit der Ausführung weiß ich diesem Relief irgend ein anderes zu vergleichen. Griechische Beischrift giebt die Namen der dargestellten Figuren an, während in einer Wiederholung der Gruppe in der Villa Albani zu Rom dieselben durch eine lateinische Beischrift unrichtig als Amphion, Zethos und Antiope bezeichnet werden.

In einem eigenen Kabinette befindet sich unter anderen Darstellungen der Liebesgöttin auch die der Venus Kallipygos, ohne Zweifel ein Werk später Zeit, in welcher die Plastik nicht mehr dem keuschen Dienste der göttlichen Schönheit, sondern dem raffinirten Sinnenkitzel hingegeben war. Stellung, Haltung, Behandlung der üppigen, überweichen Formen, alles erscheint auf diesen

groben Sinnenreiz berechnet, ein Abfall von der Idee der reinen, ihrer selbst bewußten, unschuldigen Schönheit, kein Götter-, sondern ein Hetairenbild. —

Am Eingange des Saales der Bronzen, die fast alle aus den verschütteten Städten ans Licht gezogen sind, erfreuen den Eintretenden die beiden Rehe, welche vor unserm Nahen gleichsam erschreckt zusammenschauern. Es ist die plastische Darstellung der reizenden Schilderung in dem Horazischen Bilde des scheuen Rehes, dem er die Geliebte vergleicht:

Nam seu mobilibus veris inhorruit
Adventus foliis, seu virides rubum
Dimovere lacertae,
Et corde et genibus tremit.

Ueberaus herrlich ist ferner der sitzende Hermes, ausruhend gedacht auf einem seiner Botenflüge, aber nur für einen Augenblick; denn Haltung und Ausdruck des vorgebogenen Oberleibes und der langschenklichten Füße deuten darauf hin, daß er im Augenblicke der Rast schon wieder im Begriffe ist, sich aufzuschwingen. Die Aufgabe: im Moment der Ruhe selbst schon die folgende Bewegung anzudeuten, ist hier auf das glücklichste gelöset. Der berühmte tanzende Faun hat in einer bronzenen Venusstatuette von gleicher Größe, die erst ganz neuerlich aufgefunden worden ist, eine gefährliche Nebenbuhlerin erhalten. Sie ist ohne Zweifel eine der vollendetsten griechischen Darstellungen des Aphroditenideals. Außerdem sind zwei Faungestalten, der eine trunken auf einer Haut ausgestreckt, den geliebten Weinschlauch neben sich, der andere ermüdet auf einem Felssitze eingeschlafen, ferner ein kleines Pferd mit Silberschmuck, ein kolossales Roßhaupt von vortrefflicher Arbeit, mehrere Büsten, wie der Berenice, des Commodus, Seneka, Scipio Afrikanus u. a. als Meisterwerke zu nennen.

Die Hauptmasse der Sammlung ist aus Herkulanum, das wir gestern besucht haben. Mayer hat in seinem Neapel die dortigen

Aufgrabungen sehr genau beschrieben. Die alte Stadt, im Vergleich zu Pompeji von einer ungleich höheren und dabei steinharten vulkanischen Masse überdeckt, in welche man nur durch Stollen wie bei einem Bergwerke eindringen konnte, liegt begraben unter den Städten Resina und Portici. Nur der Raum von ein Paar Gebäuden ist bloßgelegt, ein Theil davon ist in einen Wein- und Rosengarten verwandelt. Einen eigenthümlichen Eindruck gewähren die bei dem Einhauen der Stollen durchschnittenen Mauern und Wände von Gebäuden, welche wie farbige Adern in der vulkanischen Masse erscheinen. Zu dem Theater steigt man einige achtzig Fuß tief hinab, um bei dem schwachen Scheine einiger Fackeln so viel zu sehen, als man in einem ungeheuren, völlig dunklen Kellerraume — die Höhe des Theaters beträgt etwa sechszig Fuß — wahrnehmen kann.

Coletta erzählt einen schönen Zug vom Könige Karl III., unter dessen Regierung die ersten Nachgrabungen in Herkulanum geschahen. Der König, welcher denselben viel Interesse schenkte und ihnen oft selbst beiwohnte, fand einmal in einem zusammengeballten Klumpen, mit dessen Zerschlagung er sich eifrigst beschäftigte, neben mehreren alten Münzen einen schönverzierten, goldenen Siegelring, welchen er seit dieser Zeit beständig am Finger trug. Als er funfzehn Jahre später Neapel verließ, um den spanischen Thron zu besteigen, nahm er von allen jenen ihm liebgewordenen Schätzen nicht nur nichts mit sich, sondern er zog am Tage der Abreise selbst diesen Ring vom Finger, den er, wie er sagte, als Lohn seiner Arbeit bisher getragen hatte, und ließ ihn, weil er Staatseigenthum sei, in das Verzeichniß der Sammlungen eintragen. Darum zeigt man, setzt der Historiker hinzu, ihn noch heutzutage im Museum den Fremden, nicht seiner Kostbarkeit wegen, ma in documento della modestia di Carlo.

Das Piedigrottenfest.

Ich habe vergessen, Euch von der Feier des Piedigrottenfestes in Neapel zu erzählen, das ich von Sorrent aus besuchte. Dies Fest der S. Maria di piè di grotta, welche die Ehrenstelle eines Generalissimus der neapolitanischen Armee bekleidet, ist ein religiös militairisches, vom König Karl III. aus Dankbarkeit für die Hülfe der Madonna gegen die Oestreicher, denen er seine Krone abkämpfen mußte, gestiftet. Unter dem jetzigen Könige wird es mit besonderer Pracht gefeiert, und alles Militair des Königreichs — mit Ausnahme des in Sizilien befindlichen — zur Verherrlichung desselben nach Neapel zusammengezogen. So waren denn auch diesmal über fünfundzwanzig Tausend Mann aller Waffengattungen zur großen Parade versammelt. Als wir von Sorrent nach Castellamare kamen, kündeten schon die vollen Eisenbahnzüge, welche am Morgen noch in endlosen Wagenreihen einige verspätete Truppenabtheilungen nach Neapel führten, das Schauspiel an. In Neapel selbst wimmelten alle Hauptstraßen von bunten Uniformen, die in Caleſſen und Wagen aller Art ihren verschiedenen Aufstellungsplätzen zueilten. Selbst gemeine Soldaten benutzten diese Aushülfe, um ihre Kräfte zu sparen, welche sie freilich auch nöthig genug haben mochten. Denn es galt für die armen Teufel nichts Geringeres, als von Morgens zehn bis Abends gegen sieben Uhr, mit Waffen und Gepäck belastet und eingeschnürt in den engen Uniformen, sich in der heftigsten Sciroccogluth eines neapolitanischen Sommertages (es war der 8. September) auf den Beinen zu erhalten. Schon am frühen Morgen fanden wir alle Plätze in der Nähe des Toledo dichtgedrängt von schaulustigen Menschenmassen, und gegen eilf Uhr begann das Straßenmarschiren der Truppen die unabsehbar lange Toledostraße hinab und hinauf. Das eigentliche Festschauspiel aber entfaltete sich erst Nachmittags gegen zwei Uhr. Von dem Balkone unserer Wohnung in Santa Lucia sahen wir über zwei

Stunden lang die gesammte neapolitanische Heeresmacht zu Roß und zu Fuß abwärts von der Höhe, auf welcher das prächtige Hotel de Rome liegt, verlängs des breiten Kais durch die dichtgedrängten Menschenschaaren an uns vorüberziehen. Die grün und rothe Nationalgarde hatte zu beiden Seiten ein mehrere Mann hohes Spalier gebildet, zwischen dem nun der Schlangenzug der Regimenter sich einherbewegte. Das Material der Ausrüstung, Kleidung, Waffen und Pferde fanden den Beifall selbst einiger preußischen Offiziere in unserer Nähe. Auch die Leute selbst sahen gut aus. Und für den gänzlichen Mangel an aller kriegerischen Haltung, für die unglaubliche Ungeschicklichkeit, mit der die einfachsten Bewegungen unter dem tollsten Schreien, Schimpfen und Lärmen der kommandirenden Offiziere ausgeführt wurden, gewährte der kindisch bunte Flitterglanz der überladenen Uniformen, die fabelhaft aufgeputzten Tambourmajors mit ihren ungarischen Pelzstiefelchen und Husarenuniformen, die himmelansteigenden Bärenmützen (bei neunundzwanzig Grad Sciroccohitze kein übles Schweißmittel!) den Augen der Neapolitaner reichlichen Ersatz. Die Uniformirung erschien als ein buntes Gemisch des früheren preußischen und des napoleonisch französischen Wesens, voll puppenhafter Zierlichkeit und kindischer Zweckwidrigkeit, die Czako's aller Art gaben Hinterkopf, Augen und Stirn allen Unbilden des Wetters, Regen, Staub und Sonnenstrahlen, und nebenbei den feindlichen Hieben Preis. Ich erinnerte mich dabei an das große Hospital für viele hunderte von zum Theil ganz jungen, erblindeten Soldaten, welches ich in Massa bei Sorrent gesehen. Die Farben der Bekleidung und Ausrüstung der verschiedenen Truppengattungen boten die seltsamsten Kombinationen. Oft sah es aus, als marschire eine Heerde orientalischer Papagoien vorüber. Welch eine geistige Impotenz gehört dazu, an dieser Art soldatischer Paradespielerei Vergnügen zu finden, deren Anblick auf einen vernünftigen Menschen nur Schwindel und Kopfweh erregend wirkt. Dazu kam, daß hier diese bunte Nürnberger

Spielzeugsoldateska auch nicht einmal eine Spur von ernster, historischer Tradition, sondern fast nur eine lächerliche und schmähliche zum Hintergrunde hat. Diese Neapolitaner, trotz ihrer markirten Physiognomien, ihrer braunen, schwarzumbarteten Gesichter, diese schlanken und schmucken Reiter, welche ihre schönen Pferde so schlecht in der Gewalt hatten, sie sind und waren nie Soldaten, so wenig es ihre Väter je gewesen sind. Die neapolitanische Feigheit ist das Stichwort ihrer ganzen Kriegsgeschichte, welche fast nur von Flucht und Unterwerfung vor dem Kampfe zu berichten weiß. Durch diese Feigheit ist der tapferste Krieger, der Sieger in hundert Schlachten und Gefechten, der kühne Reiterkönig Mürat, verlassen und verrathen zu Grunde gegangen, und ein glorioses Leben zu schimpflichem Ende gebracht. Und während jetzt alle Kräfte des Landes für dieses kindische Soldatenspielwerk erschöpft werden, ziehen dort mitten unter ihnen als Zeichen ihrer Schmach und Nutzlosigkeit fünf Tausend Schweizerföldner einher, welche die alleinige Stütze dieses innerlich verfaulten Despotismus bilden. Hier in dieser, aus Abenteurern aller Länder zusammengeworbenen Truppe zeigte sich dafür auch allein eine soldatische Haltung, eine Art von Landsknechtsbewußtsein in dem festen, erderschütternden Tritt dieser breiten, rothen Kriegerreihen. In diesen kurzstirnigen, breiten, theils unbeweglichen, theils frech und trotzig ausschauenden Physiognomien, welche zu den unruhig beweglichen, gutmüthig schalkhaften Neapolitanergesichtern einen seltsamen Gegensatz bildeten, las man deutlich, daß an ihnen die Gewalt unwankende, maschinengehorsame Vollstrecker ihres Willens besitzt, als welche sie im Volke so gefürchtet sind.

Endlich waren auch die letzten Geschwader vorübergezogen, und Alles harrte nun des großen Augenblicks, wo der „goldene Wagen" mit dem königlichen Paare erscheinen sollte, um die Parade und die damit verbundene kirchliche Feier zu verherrlichen. In dieser Zwischenzeit nun belebte sich die Einförmigkeit des militairischen Aufzugs durch allerhand kleine, ächt neapolitanische Genre-

bilder, zu denen Ihr Euch nur das von Schiffen und Barken groß und klein wimmelnde Meer und den rauchenden Vesuv als Hintergrund denken müßt. In den als Spalier aufgestellten Truppen und Nationalgarden riß nämlich jetzt Insubordination ein. Cigarren wurden angezündet, erst heimlich in den hinteren Gliedern, dann öffentlich auch in den ersten, zuletzt auch von einzelnen Offizieren. Andere suchten die Zwischenzeit zum Habhaftwerden irgend einer Erfrischung zu benutzen, sie desertirten in die zahlreichen nahgelegenen Café's, Eis- und Limonadebuden, Obstboutiquen und Weinschenken, trotz des lauten Geschreis der hin- und hersprengenden Oberoffiziere. Plötzlich erdröhnte der Donner des ersten Kanonenschusses von dem nahen Castell Ovo, und rollte in zehnfachem Widerhall längs der Gebirgsküste hin, die Ausfahrt der königlichen Familie aus dem Schlosse verkündend. Jetzt galt es, die Deserteure mit Bitten und Beschwörungen, guten und schlimmen Worten, bei denen es hier und da auch an flachen Klingenhieben der Oberoffiziere nicht fehlte, aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuholen, was denn endlich nach großen Anstrengungen gelang. Während hunderte von Lazaroni's groß und klein im Gedränge die hastig weggeworfenen Glimmstengel zwischen den Füßen der Krieger auflasen, erdonnerten neue Kanonenschüsse, und Trommelwirbel und Janitscharenmusik der aufgestellten Regimenter, an denen der königliche Aufzug vorüberpassirte, rasselten und dröhnten immer näher zu uns heran. Reiter vorauf, dann Hofbediente, dann zwei leere achtspännige Wagen, die Kasten ganz mit Goldblech überzogen, ihnen folgend ein dritter, noch prächtigerer Goldwagen, oben Federbüsche und die goldene Königskrone, das ganze Wagengehäuse von Krystallglas und Gold, bespannt mit acht arabischen Pferden, geführt von goldstrotzenden Stallbedienten zu Fuß, sechs Läufer vorauf, an den Seiten Hofbediente höheren Grades. Im Wagen König und Königin, wegen der kolossalen Glaswände des fahrenden Hauses ganz und von allen Seiten dem Volke sichtbar. Der König, ein etwas korpulenter, gutaussehender

Vierziger (obschon er noch in den Dreißigen steht), bourbonische Physiognomie mit sinnlich gutmüthigem, etwas beschränktem Ausdruck, überall hinlorgnettirend und freundlich grüßend. Ihm zur Seite die Königin, ein feines, fürstliches Gesicht, etwas leidend Stolzes in den blassen Zügen, unaufhörlich mit festgefrorner Freundlichkeit nach links und rechts mit dem Kopfe grüßend. Als sie nach ein Paar Stunden zurückkamen, grüßte sie noch, aber die Freundlichkeit war verschwunden, der Kopf bewegte sich nur noch pagodenhaft mechanisch nach beiden Seiten hin. Sie befand sich sichtbar in einem der Ohnmacht nahen Zustande der Erschöpfung, und doch nickte sie immer fort, während sie sicher die tausende von Köpfen verwünschen mußte, um derentwillen der ihrige diese Pein litt. Das Volk war auffallend still bei allen diesen mechanischen Huldbezeugungen, ich hörte nirgends ein Jubelgeschrei oder Vivatrufen. —

Die Pracht des Zuges war ungeheuer. Es folgte noch ein halb Dutzend ähnlich glänzender Wagen mit den königlichen Kindern und den andern Gliedern der königlichen Familie. Die kleinen Prinzchen kopfnickten von ihren hohen Sitzkissen herab gleichfalls wie Wendehälse zum Zeichen des Grüßens nach beiden Seiten hin. Sobald sie einmal inne hielten gab ihnen der gegenübersitzende Gouverneur ein Zeichen, auf welches sie dann ihre Arbeit wieder auf's Neue begannen. Die armen Kinder sahen dabei, weil ihre Augen oft in entgegengesetzter Richtung mit ihrer Kopfbewegung waren, wie kleine Blödsinnige aus. Die orientalische Pracht dieses Aufzuges, welcher dem Volke den Glauben an seine Erdengötter als Wesen höherer Art sinnlich stärken soll, bildete einen scharfen Kontrast gegen die affektirte Schlichtheit, mit welcher vor just dreißig Jahren diese Bourbons ihren Wiedereinzug in die von dem glänzenden Mürat verlassene Hauptstadt hielten.

Als der Kanonen- und Musikspektakel zu Ende war fuhren wir nach Villa Reale hinaus, wo wir indessen nichts von der

gepriesenen Festlust des neapolitanischen Volks an diesem Tage bemerkten. Was überhaupt von dem malerischen Anblick der buntesten Volkstrachten, welchen dieses Fest bieten soll, in Reisehandbüchern und sonst erzählt wird, ist gegenwärtig keine Wahrheit mehr. Diese Dinge sind überall in Italien und selbst in Neapel sehr im Abnehmen, und leben jetzt mehr in der Tradition der Guiden und Touristen als in der Wirklichkeit. Dies berühmte neapolitanische Volksfest bot weniger Nationales, Volksthümliches, Charakteristisches als irgend ein Fest in einer andern großen europäischen Stadt. Die Villa Reale, welche an diesem Tage allem Volke ohne Unterschied geöffnet ist, war den ganzen Abend hindurch fast völlig leer. In der Stadt selbst fand ich das Leben nicht anders als an den früheren Tagen. Und so blieb uns von dem ganzen Feste nichts als der wüste Eindruck eines hohlen, gleißenden Scheingepränges, Kopfschmerz und das Bedauern, um diesen Preis unser stilles, duftiges Sorrent für vierundzwanzig Stunden verlassen zu haben.

Auf der Rückfahrt nach Sorrent begegnete uns etwas, das ich hier anführen will, weil es für neapolitanische Zustände charakteristisch ist. Als wir mit unserm Currikel an dem hohen, steinernen Gefängnisse der Galeerensklaven zu Castellamare vorüberfuhren, schrie mir der hintenaufsitzende Kutscher, welcher mir die Zügel überlassen hatte, zu, Schritt zu fahren, und ein dazutretender Gensdarm verstärkte die Mahnung durch gebieterischen Zuruf. „Aber warum?“ Das Haus hat in Folge eines Erdbebens so starke Risse, daß es seit Jahren den Einsturz droht, und dieser grauenvollen Gefahr überläßt die neapolitanische Regierung nun schon seit langer Zeit hunderte von Menschenleben, ohne an Ausbesserung oder Neubau zu denken.

Dazu stimmt es denn auch vollkommen, daß gegenwärtig das Governo mit einem sehr unternehmenden Bandenchef, L'Alarigo, der sich an der Spitze von einer Masse Unzufriedenen befindet, in

offenem Kriege lebt, den es trotz seiner großen Heeresmacht noch immer nicht glücklich zu beenden vermocht hat. L'Alarigo, welcher sein Hauptquartier in der Nähe von Cosenza hat, betrachtet und verhält sich keineswegs als Räuber. Er ist ein Mann von guter Herkunft und von klassischer Bildung, und hat seine Leute militairisch in Abtheilungen getheilt, welche die altrömischen Namen Cohorten und Manipeln führen. Der Silawald bildet den Centralpunkt, von dem ihre Unternehmungen ausgehen. Sie respektiren allen Privatbesitz, plündern nur Gouvernementseigenthum, und vom Volke begünstigt ist bisher ihr Häuptling allen Angriffen und Nachstellungen unüberwindlich gewesen. Als neulich der Minister des Innern, Marchese del Carretto, sechs Tausend Piaster auf seinen Kopf setzte, ging Alarigo an demselben Tage, wo das Plakat in Cosenza anlangte, dort, nur von einem Adjutanten begleitet, ins Theater, und erwiederte die Bekanntmachung durch eine andere, in welcher er zwanzig Tausend Piaster auf den Kopf des Ministers setzte. Ihr seht, es ist immer noch genug Romantik in Italien vorhanden, und wenn man die elende Wirthschaft der neapolitanischen Regierung ansieht, findet man sich mit seiner Theilnahme fast unwillkürlich auf der Seite des kühnen Häuptlings, und wünscht ihm, daß sein endliches Geschick, wenn er sich, wie es jetzt heißt, zu Unterhandlungen versteht *), glücklicher ausfallen möge als dasjenige, welches die wortbrüchige Treulosigkeit der Regierung vor etwa siebenundzwanzig Jahren seinen Vorgängern, den Vardarelli, bereitete. Diese Bande, welche den Namen von ihrem Häuptlinge Gaetano Vardarelli führte, hörte ich öfter, wenn von L'Alarigo und

*) Späteren Nachrichten zufolge hat sich die neapolitanische Regierung genöthigt gesehen, dem L'Alarigo eine ehrenvolle Kapitulation zu gewähren, in Folge deren er mit einigen seiner Offiziere nach Lipari gebracht wurde, um dort mit einem Jahrgehalte in anständigem Exile zu leben. Wie es mit seinen Leuten gehalten worden, ist mir nicht erinnerlich, ich denke, man wird sie alle amnestirt haben.

seinen Thaten die Rede war, erwähnen, und dem letzteren das Schicksal derselben prophezeien, wenn er sich wie jene zu einem Friedensschlusse verstehen sollte. Was man mir in Sorrent und Neapel von dem früheren, gegen die Vardarelli begangenen Treubruche der Regierung erzählte, schien mir lange unglaublich, bis ich später die ganze Sache durch das Zeugniß des vortrefflichen Coletta bestätigt fand. Ich erzähle Euch den Hergang mit den eigenen Worten des ausgezeichneten Geschichtsschreibers, dem an strenger Wahrheitsliebe, Hoheit und Adel der Gesinnung und klassischer Darstellungsgabe wenige Schriftsteller seiner Nation an die Seite gesetzt werden können.

Gaetano Vardarelli, von geringer Herkunft, erst Soldat unter Mürat, desertirte und entfloh nach Sizilien. Von dort wegen neuer Vergehen flüchtig geworden, kehrte er ins Königreich zurück, das er mit mehreren Gesellen als Räuber durchzog. Seine Thaten im Kampfe gegen die französische Regierung Neapels erwarben ihm, als er sich zuletzt genöthigt sah, nach Sizilien zurückzufliehen, dort Verzeihung. Man stellte ihn als Sergeanten bei der Garde des Königs an, und so erschien er im Jahre 1815 wieder in Neapel.

Allein eine so untergeordnete Stellung genügte seinem unternehmenden Geiste nicht. Unzufrieden desertirte er noch in demselben Jahre und begann sein Räuberhandwerk von Neuem. Sein Wahlspruch war: Krieg den Palästen, Friede den Hütten. Zwei seiner Brüder, drei Verwandte und einige vierzig bis fünfzig andere verwegene Bursche schlossen sich bald an ihn an. Haupt und Tyrann dieser Bande, hielt er die strengste Disciplin, ahndete jedes Vergehen mit den härtesten Strafen, Feigheit mit dem Tode. Alle waren trefflich beritten, und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, zufolge deren sie gleichsam zu ein und derselben Zeit an den entferntesten Orten sich zeigten, machten sie, trotz aller gegen sie ausgesandten neapolitanischen und deutschen Truppen, unüberwindlich. Vardarelli erwarb sich solchen Ruf der Tapferkeit und des Glücks, daß bald

das Volk, seine schlimmen Thaten über jene Eigenschaften vergessend, ihn bewunderte, zumal da er sich, vielleicht nicht grundlos, rühmte, Mitglied der Carbonari zu sein.

Die neapolitanische Regierung wußte bald nicht mehr aus noch ein. Sie hielt es für unmöglich, daß eine Schaar von Räubern sich ohne bedeutende Unterstützung der Carbonari gegen alle ihre Streitkräfte halten könne. Sie zu vernichten oder zu gewinnen schien höchste Nothwendigkeit, und da zu dem ersteren die Kraft fehlte, entschloß man sich, mit dieser Bande wie mit einer gleichberechtigten Macht zu unterhandeln. Die Bedingungen des schmählichen Vertrages der Regierung mit den Räubern lauteten nach dem von Coletta mitgetheilten Aktenstücke wörtlich wie folgt:

Artikel 1. „Vollständige Amnestie für alle Vergehungen und Verbrechen der Vardarelli und ihrer Häupter."

Artikel 2. „Die Geleitschaar (la comitiva, verschönernder Ausdruck im Neapolitanischen für „Räuberbande!") wird zu einer Schwadron von Polizeigensdarmen erhoben, und zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit der Provinz verwendet."

Artikel 3. „Der Sold des Hauptmannes Gaetano Vardarelli wird auf monatlich neunzig neapolitanische Dukaten (etwas über hundert Thaler Preußisch), der eines jeden seiner drei Lieutenants auf fünfundvierzig, der eines jeden ihrer Leute auf dreißig Dukaten festgesetzt, welche monatlich vorausbezahlt werden." Coletta bemerkt dazu, daß dies die Soldgehalte der Oberstlieutenants und Kapitäne in der Armee waren.

Artikel 4. „Die gedachte Schwadron schwört dem Könige Treue in die Hand eines königlichen Kommissars, gehorcht den jedesmal in der Provinz kommandirenden Generalen, und wird zur Verfolgung der öffentlichen Uebelthäter in allen Provinzen des Reichs verwendet."

Neapel, den 6. Juli 1817.

Die Vardarelli leisteten den Eid, hielten ihren Vertrag redlich und säuberten bald die Provinz Capitanata von allem Raubgesindel. Da sie aber der Regierung nicht trauten, ließen sie sich nur auf freiem Felde mustern, kamen nie, selbst wenn sie befehligt wurden, in eine Stadt, lagerten immer in neuen Quartieren und zwar so, daß ein Theil der Schaar die Ruhe des andern mit den Waffen in der Hand bewachte. In der That war ihr Verdacht gegründet, denn die Regierung, welche sich allmälig des abgeschlossenen Vertrags zu schämen begann, dachte unablässig darauf, ihnen durch List beizukommen. Endlich gelang es ihr zum Theil. Die Vardarelli kamen oft nach Ururi, einem kleinen Orte von Apulien, wo sie sich wegen ihrer dort wohnenden zahlreichen Freunde und Verwandten sicher wußten. Aber eben unter diesen fand die Regierung einen, der den Mordauftrag gegen sie übernahm. Eines Tages lagerte die Schaar sorglos auf dem Marktplatze, als plötzlich von den nächst umgebenden Häusern eine große Anzahl Schüsse auf sie fielen, welche den Gaetano nebst seinen beiden Brüdern und sechs seiner besten Genossen todt zu Boden streckten. Die Uebrigen entflohen in wilder Eile. Unter den Mördern befand sich ein übel berüchtigter Mensch aus Porto-Cannone, ein Todtfeind der Vardarelli, weil einer derselben einst seine Schwester entehrt hatte. Dieser Mensch stürzte sich auf die Leichen, tauchte seine Hände in ihr Blut und, indem er mit demselben sein Gesicht wusch, schrie er dem versammelten Volke im Gedenken der alten Beleidigung zu, indem er mit dem Finger auf sein Gesicht zeigte: jetzt habe ich's gereinigt!

Die Regierung verhieß Rache für diesen Mord. Der General Amato, welcher in der Provinz kommandirte, schickte den flüchtigen Vardarelli's (denn so nannten sie sich, dem Namen ihres Häuptlings zu Ehren, auch ferner) Boten und Briefe nach, in denen er ihnen die Bestrafung der Mordthaten von Ururi, so wie die fernere treue Haltung des Vertrags vom 6. Juli zusicherte, und sie

aufforderte, einen andern Chef zu wählen. Der Uebriggebliebenen waren etwa noch gegen vierzig. Verschüchtert und zerstreut, die einen gläubig, die andern zuversichtlich, einige auch nach der ersten Stelle strebend, hielten sie sich ruhig, aber noch mehr als früher auf ihrer Huth. Eine Truppenabtheilung rückte in Ururi ein; von den Meuchelmördern wurden einige gefänglich eingezogen, andere entflohen. Man setzte ein Gericht nieder und gab demselben allen Anschein strengen Verfahrens. Als man sie so sicher gemacht, berief der General Amato die Vardarelli zur Musterung nach Foggia, um nach ihrem Wunsche den Hauptmann und die Unterhauptleute ihrer Schaar zu erwählen. Nach langen Berathungen begaben sie sich, bis auf acht, welche dem Befehle des Generals nicht Folge leisteten, in die Stadt.

Es war gerade ein Festtag. Der zur Musterung bestimmte Marktplatz war von Schaaren Neugieriger bedeckt, als die Vardarelli unter lautem Viva il re! in ihrem bestem Waffenschmuck auf prächtigen Rossen einritten. Der General winkte ihnen heiter vom Balkone seines Quartiers Beifall zu, und der Oberst Sivo vollzog, nachdem er die einunddreißig hatte in einer Reihe aufmarschiren lassen, die Musterung, und, indem er die Schönheit und gute Haltung der Mannschaft und ihrer Pferde lobte, stellte er Fragen und schrieb Notizen auf. Auch der General unterhielt sich von seinem Balkone herab mit ihnen, bis der Oberst, angeblich wegen der Wahl der neuen Häuptlinge, sich zu ihm hinauf begab. Die Vardarelli waren abgestiegen, und standen jeder vor seinem Pferde. Zwei Stunden lang wurden sie so mit der Musterung aufgehalten. Während dieser Zeit umstellten die in der Nähe verborgen gehaltenen neapolitanischen Truppen heimlich und ohne daß es die Verrathenen gewahren konnten, den Platz, und erwarteten das bestimmte Signal zum Vorbrechen.

Endlich gab der General Amato das Zeichen, indem er sein Haupt entblößte, und im Nu drangen die Kolonnen aus den Sei-

tengassen im Sturmschritte vor, unter dem Rufe: „Ergebt Euch!“ Eilig schwingen sich die Vardarelli auf ihre Pferde, aber in diesem Augenblicke trifft sie eine Salve des ersten Gliedes der Truppen. Neun stürzen todt zur Erde. Zwei machen sich Bahn durch die Reihen und sprengen davon. Die zwanzig übrigen lassen ihre Pferde im Stiche und erreichen in wilder Flucht ein hinter ihnen liegendes altes, festes Gebäude. Der Ruf ihres Muthes und ihre verzweifelte Lage hielten längere Zeit die Truppen ab, ihnen dahin zu folgen. Endlich wagen sie es. Verwundert erblicken sie bei ihrem Eintritte keine Spur der Flüchtlinge, sie durchsuchen Alles, ohne etwas zu entdecken. Da plötzlich fällt aus dem Luftloche eines unterirdischen Gewölbes ein Schuß gegen die Decke. Ein Soldat, der sich dem Orte nähert, wird von einem zweiten Schusse getödtet. Die Vardarelli hatten sich in dies Gewölbe zurückgezogen. Da warfen die Soldaten brennbare Stoffe aller Art in dasselbe, zündeten sie an und harrten des Ausgangs. Lange vernahm man keinen Laut, keinen Seufzer. Feuer und Rauch wurden stärker. Da plötzlich fielen zu gleicher Zeit zwei Schüsse. Es waren, wie man später erfuhr, zwei Brüder, welche sich nach letzter Umarmung gegenseitig den Tod gaben. Die andern siebzehn ergaben sich. Einer fand den freiwilligen Tod in den Flammen. Die siebzehn Gefangenen wurden sofort auf Befehl der Regierung vor ein Kriegsgericht gestellt, weil sie die Konvention vom 6. Juli verletzt hätten, und an einem Tage des Monats Mai 1818 wurden sie von einem Militairtribunal verurtheilt und hingerichtet. Die letzten zehn noch auf flüchtigem Fuße befindlichen wurden auf verschiedene Weise und zu verschiedenen Zeiten aufgerieben.

So vernichtete, setzt der brave Coletta hinzu, die Regierung von Neapel jene kühne Schaar Verwegener, nicht in ehrlichem Kampfe, wo sie so oft Sieger geblieben waren, sondern durch List und Verrath, daher denn auch noch jetzt (1830) ihre Namen im Volke mit Bewunderung und Verehrung gefeiert werden.

Die Verbrecher von Ururi wurden jetzt aus dem Gefängnisse entlassen und belohnt. So rächte die Unthaten der Vardarelli eine andere große Unthat, welche die Regierung mit öffentlicher Schmach bedeckte." — Noch jetzt sind die Vardarelli in Neapel nicht vergessen, und mein alter Marinar Vincenzo von Salerno, der mir zuerst die Geschichte dieser „Helden" ziemlich gleichlautend mit der so eben gegebenen Darstellung erzählte, verfehlte nicht, am Schlusse hinzuzusetzen: „der arme Gaetano! (er hatte ihn persönlich gekannt), hätte er gelebt, es wäre nicht geschehen, denn er kannte das Governo!"

Das pompejanische Mosaikgemälde der Alexanderschlacht.

Neapel, October.

Schon lange vor meiner Abreise nach Italien hatte ich viel und mancherlei von dem großen Mosaikgemälde der Alexanderschlacht gehört, welches vor etwa funfzehn Jahren in Pompeji aufgefunden, alle bisherigen Vorstellungen und Begriffe von der Malerei der Alten, wie es hieß, wesentlich umgestaltet habe. Nichts von dem bisher an Wandgemälden aus den beiden großen Städtegräbern Herkulanum und Pompeji an das Licht Geförderten sei diesem Werke an Schönheit und Bedeutung auch nur entfernt zu vergleichen, — darin stimmten so ziemlich alle überein. Auch darin waren die Aesthetiker einverstanden, daß Hegel in seiner Aesthetik, wenn ihr Schöpfer diese Entdeckung noch erlebt hätte — das Bild wurde am 24. Oktober des Jahres 1831 in der Casa di Fauno aufgefunden — das Kapitel von der Malerei der Alten umgearbeitet haben würde. Die Archäologen von Profession, welche eben darum auch die Kunstbetrachtung zu ihrem Handwerke gehörig halten, bemächtigten sich gleichfalls des neuen Fundes, welchen sie zu ihren

Zwecken eifrigst auszubeuten wußten. Zwar über das eigentliche wie und was des Kunstwerks, über seine künstlerische und dramatische Komposition und deren Gliederung bis ins Feinste und Kleinste, über die einzelnen Motive und Schönheiten der Ausführung, über Behandlungsart und Darstellungsweise ließ kaum einer von ihnen etwas verlauten. Dagegen aber stürzten sie sich mit um so größerer Kühnheit auf die Frage: welche von Alexanders Schlachten wohl das Bild vorstelle. Hier erschöpfte sich der archäologische Scharfsinn und die philologische Erudition in den gründlichsten Beantwortungen, welche alle das Eigenthümliche hatten, daß eine immer die andere Lügen strafte. Der Eine behauptete, das Bild stelle die Schlacht am Granikos dar, und bewies seine Meinung mit unumstößlichen Gründen, die aber sofort wieder ein Anderer umstieß, der unwidersprechlich darthat, es sei die Schlacht von Arbela. „Ihr irrt Euch alle Beide," sagte eine dritte Partei, „der Maler hat die Schlacht bei Issos gemalt!" „Warum nicht gar!" rief ein Vierter; „seht Ihr Leute dem Alexander dort nicht an der Nase an, daß er hier wegen des Bucephalos die Marder in die Pfanne haut?" Seit funfzehn Jahren haben sich die braven Leute darüber noch keineswegs geeinigt, ja die Frage ist nur noch verwickelter geworden. Man hat die Alexanderschlacht als Sujet schon seit den ersten Jahren nach der Entdeckung überhaupt in Abrede gestellt, und in diesen Tagen verkauften die Custoden des Museo Borbonico zu Neapel als Kommissionaire des Verfassers die Schrift eines Gelehrtenkongreßmitgliedes, irre ich nicht eines lombardischen Advokaten, in welcher derselbe mit großem Aufwande von philologisch-archäologischer Gelehrsamkeit bewiesen hatte, daß seine gelehrten Vorgänger allesammt auf den schlimmsten Holzwegen gewandelt, und daß hier auf dem Bilde nicht Alexander und Darius, Macedonier und Perser, sondern Timoleon, der Held von Syrakus, im siegreichen Kampfe gegen die Karthager dargestellt, und zwar, wenn ich nicht irre, von einem großgriechenländischen Maler dargestellt sei. Ich

habe den Namen des Ehrenmannes vergessen und auch seine Schrift nur flüchtig eingesehen, da ich den unverschämten Preis von fünf oder sechs Carlini für diese Scharteke nicht zahlen wollte, und als gegen das Ende des Kongresses eine bedeutende Preisermäßigung von den Custoden angezeigt wurde, aus Vergeßlichkeit die Anschaffung des Curiosums unterließ. Aber mehr wie sechs Carlin hätte ich darum gegeben, die Vertreter all der verschiedenen Schlachten gegen einander ihre Ansichten verfechten zu hören.

Daß diese Leute nicht einsehen, wie die Frage, mit der sie sich abquälen, eigentlich etwas kindisch Rohes hat. Daß hier Hellenen und Barbaren kämpfen, lehrt der Augenschein. Daß die zwei Hauptgestalten Alexander und Darius sind, ist wohl nicht minder gewiß. Daß endlich die einzelne Kampfscene, welche der Maler vor uns aufgerollt hat, den Moment der letzten Entscheidung energisch vor die Seele führt, sieht jeder, der nicht blos Augen, sondern auch seine Augen zum Sehen von Kunstwerken gebildet hat. Was kann nun also noch die Frage nach der wirklichen Schlacht bedeuten? Doch wohl nur: ob vielleicht der Künstler durch mündliche oder schriftliche Tradition die Kunde von irgend einem solchen persönlichen Zusammentreffen beider Gegner vor sich hatte? Denn selbst dabei ist er doch nicht gewesen? Und was verschlägt es in aller Welt, ob ein solches Zusammentreffen — wenn es überall statt fand — sich bei Arbela oder am Granikos, bei Gaugamela oder bei Issos ereignete! Der entscheidende Sieg des Hellenenfürsten und die hoffnungslose, zermalmende Niederlage des asiatischen Großkönigs in irgend einer, vielleicht der vorletzten, von Alexanders großen Perserschlachten, das ist die Aufgabe gewesen, welche der Künstler sich gestellt, und die er in einer Weise gelöst hat, wie kein Künstler eine ähnliche Aufgabe nach ihm zu lösen vermocht hat. Und es ist ihm gelungen, weil er eine Schlacht in dem gewöhnlichen Sinne überhaupt gar nicht gemalt, sondern mit bewundernswürdiger Einsicht

in einem einzelnen Momente, in einer beschränkten Scene den Kern und die Summe, die Wirkung und den Erfolg des in der Natur weitschichtigen und zersplitterten Schlachtdrama's gleichsam in eine epigrammatische Spitze zusammengedrängt, weil er das Problem gelöst hat, in einem Symbolischen zugleich die Sache selbst zu geben, und ein Werk, das nothwendig über sich hinausweist, doch so konkret zu behandeln und so vollständig in sich auszurunden und abzuschließen, daß der Beschauer nichts zu vollständiger Befriedigung entbehrt.

Wer nun hier noch ein Interesse für die reale Spezialität des wirklichen Schlachtfeldes übrig behält, wer durchaus seinen Kopf darauf setzt, herauszubringen: ob der Baumstamm, welcher mit seinen nackten Aesten das Gemälde gleichsam in zwei Theile scheidet, auf dem Stadtgebiete von Arbela oder Issus, am Granikos oder im Lande der Marder gestanden hat, — dem ist nicht zu helfen. Sein Interesse steht nicht ganz fern von demjenigen, welches die Stabsänger auf unsern Jahrmärkten bei den Beschauern der von ihnen ausgebeuteten Mord- und Brandgemälde befriedigen. Verhehlen aber dürfen wir es uns nicht, so hart es klingen mag, dieser realistische Tic ist weiter verbreitet in unserer Zeit als man glaubt, und mehr noch als die bildende hat die redende Kunst, hat die Poesie in Epos und Drama davon zu sagen und zu klagen. Denn um es mit einem Worte zu sagen: Unsere Bildung ist in diesen Bereichen immer noch die Verstandesbildung des Barbarenthums, welche, der Idealität des Kunstwerks gegenüber, ihr überwiegendes Interesse vergleichend an die ihm zu Grunde liegende, seine Voraussetzung bildende Realität heftet, und sich in dem Maaße befriedigt fühlt, in welchem sie in der freien Textur des Kunstwerks jene Verstandesrealität wiederfindet. Mag sie sich's gestehen oder nicht, es ist so: der van der Veldesche Wallenstein, welcher „die Bestie hängen läßt," ist ihr Mann.

Der Geist der hellenischen Bildung erfreute sich dagegen um-

gekehrt an dem Dichter, welcher die gewaltige Naturroheit seiner heerdenraubenden und küstenplündernden Väter zu der marmornen Idealität und göttlichen Größe heroischer Gestalten verklärte. Und nur dem geschärften Auge zeigen sich in den Homerischen Kunstwerken und in den Sophokleischen Tragödien die Spuren jener Textur der rohen Realität, welche die Aufzugsfäden des feinen Kunstgewebes bilden.

In diesem Sinne darf man es aussprechen, daß der Geist der hellenischen Bildung sich zu der barbarischen, d. h. zu unserer ästhetischen Durchschnittsbildung, verhält, wie das *gewordene* organische Ganze zu einem äußerlich *gemachten* Theil.

Ich habe oben nicht etwa aus Spottlust übertrieben. Die italienische Literatur der archäologischen Expectorationen, von der ich einen Theil durgesehen habe, muß einen vernünftigen Menschen mit Ekel und Verdruß erfüllen. Außer den vier großen Alexanderschlachten haben noch eine Menge anderer herhalten müssen, so die Schlacht bei Platää (Bonucci), bei Marathon (Marchand), die Niederlage der Gallier bei Delphi (Vescovali), der Sieg des Drusus über die Gallier bei Lion (de Romanis), die Schlacht Cäsars bei Alexandria (Ponticelli), der Tod des Sarpedon u. s. f. Ein Narr, welcher alle diese Ansichten widerlegen wollte. Der Bibliothekar des Königs von Neapel, Giuseppe Sanchez, findet sogar kein Bedenken, hier Hektors Tod durch Achill bei dem bekannten trojanischen Feigenbaume zu sehen. Man hat von diesem wissenschaftlichen und ästhetischen Kretinismus keinen Begriff. Während meines etwa vierwöchentlichen Aufenthalts in Neapel habe ich fast täglich einen Theil der dem Museo Borbonico gewidmeten Zeit vor dem Bilde zugebracht, und zuweilen stundenlang mich in die Betrachtung des Ganzen und Einzelnen vertieft. Immer und immer wieder zog es mich und meinen Begleiter dorthin zurück, und in ganz Neapel war nichts, von dem mir beim Scheiden das Herz schwerer geworden wäre als dieses einzige Werk, das meine Augen wohl nie

wieder sehen werden. Denn von allem andern Kunstgebilde in Marmor und Farbe haben wir auch jenseits der Alpen wenigstens Einzelnes, was als Auffrischung der Erinnerung dienen kann. Aber von diesem Werke, wie von den antiken Gemälden überhaupt, durfte ich auf solchen Trost nicht hoffen. Und alle Nachbildungen, die sich in Neapel selbst feil geboten fanden, boten einen so ungeheuren Abfall, ja eine so unergründliche Erbärmlichkeit dar, daß man den Blick von ihnen wegwendete, um sich das Bild in der Phantasie nicht zu verunreinigen.

Ich habe den Gegenstand des Bildes, die Aufgabe, welche sich der Künstler gestellt hat, bereits ausgesprochen. Es ist der entscheidende Sieg des Hellenenfürsten und die hoffnungslose, zermalmende Niederlage des asiatischen Großkönigs in irgend einer, vielleicht der letzten Perserschlachten Alexanders. Mit gänzlicher Beseitigung aller Rücksicht auf die historische Realität, auf das Material der vorhandenen Nachrichten, erlaube ich mir, vorläufig bloß die beiden Hauptfiguren mit den geläufigen Namen zu bezeichnen. Alles Uebrige in dem Bilde hat sich aus der folgenden Darstellung selbst zu erklären. Ich bemerke hier nur noch, daß die Figuren halb lebensgroß sind, und das Mosaik nebst dem als Rahmen dienenden Rande gegen funfzehn rheinl. Fuß lang und etwa halb so hoch ist.

Dieser Raum ist ziemlich gleich vertheilt zwischen den beiden kämpfenden Parteien. Doch dieser Ausdruck ist unrichtig. Was hier vor sich geht, ist kaum noch ein Kampf mehr zu nennen.

Die Hauptschlacht ist entschieden, die Flucht hat im übrigen Heere schon begonnen. Nur um die Stelle, wo auf hohem Streitwagen Darius hält, wogt noch das Kampfgetümmel. Es gilt jetzt nur noch: das heilige Haupt des Perserreiches zu retten, sein Leben zu schirmen, seine Flucht zu sichern. Um seinen Streitwagen haben sich daher die edelsten seiner Kriegsfürsten, die Blüthe seines ritterlichen Adels, die Reste des Geschwaders der Unsterblichen geschaart. Da brauset der Sieger selbst, an der Spitze seiner

Sariſſenreiter heran, mit unwiderſtehlicher Gewalt Alles vor ſich niederwerfend. Die letzten Reiter des verfolgten Zuges, von denen in dieſer vielfach zerſtörten Partie des Bildes nur noch einzelne Köpfe zu erkennen ſind, ſtürzen mit zerſpaltenem Haupte oder von macedoniſchen Langſpeeren durchbohrt unter die Roſſe der feindlichen Reiter, deren königlicher Führer auf ſeinem gewaltigen Schlachtroſſe, Alles überragend, alles Uebrige nicht beachtend, geradenweges auf den Wagen ſeines Gegners zuſtürmt. In dem wilden Kampfgetümmel iſt ihm der Helm entfallen; ein feindlicher Lanzenſtoß hat ihn entführt, oder die Anſpannung der Muskeln hat das haltende Band zerſprengt. So baarhaupt und doch über allen hervorragend ſtürmt er daher.

Unmittelbar hinter dem Wagen des Perſerkönigs, als Führer der ſchirmenden Nachhut, befinden ſich zwei der edelſten Kriegsfürſten des Perſerheeres. Das Roß des Einen, von einem Speerwurfe im Bauche tödtlich verwundet, iſt ſo eben zuſammengeſtürzt. In dem Augenblicke, wo es röchelnd verendet, iſt einer der ihm zur Seite befindlichen perſiſchen Speerreiter vom eigenen Roſſe geſprungen, um es dem geſtürzten Feldherrn anzubieten. Denn dieſer iſt die letzte Hoffnung des geſchlagenen Heeres, die letzte Stütze des verlaſſenen Königs, und darum auch vom Künſtler zum Mittelpunkte des Bildes gemacht, auf den ſich die ganze Handlung bezieht, und auf den aller Ausdruck der Geſichtszüge und Bewegungen der übrigen Figuren, wie Radien nach dem Brennpunkte hin, verſammelt werden. Es iſt der Augenblick, wo er von dem verröchelnden Roſſe ſich losmachen will. Das rechte Bein dem Beſchauer zuwärts gegen die Erde geſtemmt, das linke über den Hals des geſtürzten Thieres weghebend, iſt er eben im Begriffe, ganz den feſten Boden zu gewinnen. Noch ein Moment und er iſt gerettet durch den Treuen, der ihm das eigene Roß, das ſich ſcheuend und ſchnaubend in kühnſter Verkürzung gleichſam aus dem

Bilde herausdrängt, zuzuführen im Begriffe ist. Aber in eben diesem Augenblicke hat ihn schon das Todesgeschick erreicht. Mitten durch die Weiche des Leibes, an der andern Seite weit hervordringend, fährt ihm das Speereisen Alexanders. Der Stoß ist furchtbar, rettungslos, tödtlich, und doch — wie bewundernswürdig wahr empfunden! — wendet der tödtlich getroffene Mann, während er mit der Rechten den Schaft des seinen Leib durchbohrenden Eisens umkrampft, die über das Haupt gelegte Linke wie zu schützender Abwehr einem zweiten Lanzenstoße entgegen, den der Reiter mit dem lorbeerumkränzten Helme dicht hinter Alexander (Hephästion mag es sein) auf ihn zückt.

Die Wirkung dieses Falles des ersten der Heerführer ist ungeheuer, und sie wird noch um vieles verstärkt, wenn man sich denkt, daß hier in dem Feldherrn zugleich ein Prinz des königlichen Hauses, der Bruder seines Königs (jener Oxathres, der historisch in der Schlacht bei Issos fiel) zu den Füßen und unter den Augen desselben erschlagen wird. Der furchtbare Stoß des todbringenden Speeres trifft gleichsam die ganze Umgebung. Auf dem Antlitze aller der Scene zugewandten, oder sich ihr bei dem allgemeinen Aufschrei des Jammers und Entsetzens zuwendenden spiegelt sich derselbe Eindruck, hier als tiefes Mitleid, dort als starres Entsetzen, hier sich im wilden Aufschrei, dort im schmerzlichen Klageruf, bei anderen im Zusammenzucken der Gesichtsmuskeln, oder in unwillkürlichen Bewegungen der Arme kund gebend. Sieh dort den vom Rosse gesprungenen Getreuen, der das Pferd hart am Gebisse beim Zügel zurückdrängt, damit der Feldherr sogleich sich hinaufschwingen könne, und in demselben Augenblicke die Vergeblichkeit seines Opfers, den furchtbaren Tod des Feldherrn und die auf ihn selbst herandringende Gefahr gewahrt. Inmitten dieser widerstreitendsten Empfindungen steht er vor Entsetzen wie gefesselt. In seiner hochaufzuckenden Oberlippe, in den weit aufgerissenen Augen, in der Blässe, die sich ober- und und unterhalb der Augenwölbung auf

Stirn und Wange verbreitet hat, spiegelt sich zu gleicher Zeit der Reflex des wahrgenommenen physischen Gräßlichen, der schmerzhaften und schaudervollen Todeswunde des Getroffenen, und das erstarrende Entsetzen über die Folgen dieses Falles. Alles Furchtbare, das in unsere unmittelbarste Nähe rückt, hat etwas dämonisch Verzauberndes, klapperschlangenartig Festbannendes. Er möchte sich wieder hinaufschwingen auf das in Folge jenes Sturzes und des ihn begleitenden Aufschreies scheuende, und mit dem nach der Hauptscene hingewandten Kopfe schnaubend sich hebende Roß. Aber er vermag es nicht, weil das Entsetzen seine Glieder lähmt.

Zur linken Seite des Gestürzten ritt ein anderer Führer. Er versucht in dem Augenblick des Sturzes, das Schwert in der Faust, sein Roß herumzuwerfen, und seine wilde Flucht zu hemmen. Sein Blick fällt auf den Gefürchteten, auf Alexander selbst! Aber statt dem Rosse wieder die Ferse in die Flanken zu drücken, ist er vielmehr im Begriff, abzuspringen, um mit seinem Leibe den tödtlich Getroffenen zu decken. Es ist eines der edelsten Gesichter, das dieses ritterlich getreuen Helden. Die Lippen sind wie zum Ruf um Schonung des königlichen Blutes geöffnet. Aber schon ist die Bitte eine vergebliche, und sich zur Hülfe hinabschwingend wird er nur noch sein Blut dem seines Fürsten und Heerführers zugesellen können. Als ganz vortrefflicher Gegensatz dienen zwei andere Gestalten hinter ihm, in der Tiefe des Bildes. Es sind geringere Reiter, in eilender Flucht bemüht, das arme Leben zu retten. Nur scheu wendet der eine, doch ohne seine Flucht zu hemmen, das Haupt der Scene zu, an welcher ihn die Angst des Todes hinter ihm vorbeihetzt.

So sieht es im Mittelpunkte des Bildes im Nachtrabe, *hinter* dem enteilenden Wagen des Königs aus. Von diesem selbst sprechen wir noch nicht. Sehen wir jetzt, welche Wirkung das Ereigniß bei denjenigen Reitern hervorbringt, welche *vor* dem Wagen des Königs, rechts am äußersten Ende des Bildes gruppirt

sind. Sie haben den Zusammenstoß der Verfolger mit den Verfolgten und den furchtbaren Aufschrei vernommen, der den Fall des Feldherrn begleitete. Den König in Gefahr glaubend, haben sie ihre Rosse herumgeworfen. So fällt ihr Blick auf das furchtbare Schauspiel, welches im Vorgrunde sich darbietet. Der eine, das unbändige Roß scharf zurückreißend, breitet die waffenlose, rechte Hand über den Kopf, mit dem Ausdrucke eines Menschen, der den schrecklichen Tod des Nächsten gleichsam über dem eigenen Haupte schwebend empfindet. Diese Geberde ist von ergreifender Wahrheit. Sie drückt zugleich den verzweiflungsvollen Schmerz über einen eben so plötzlichen als unersetzlichen Verlust, über ein großes, auf uns hereinstürzendes Unglück, lebhaft aus. Um diesen Reiter ist ein wirres und wildes Durcheinander von Gestalten. Links von ihm, zunächst dem Wagen, befindet sich eine Figur, die mit einem anderen Reiter, zur Rechten des vorher geschilderten, Zeichen wechselt. Erhobenen Armes deutet sie mit Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand vorwärts in die Weite, den Weg der Flucht dem vorderen Reiterführer an. Dieser, um sich der Richtung zu vergewissern, weis't noch einmal mit dem Daumen der zusammengepreßten Rechten in derselben Richtung hinter sich. „Also da hinaus?" Er hat sein Roß halb zurückgewendet, um Ruf und Zeichen zu vernehmen. Zwischen beiden befindet sich der Bannerträger, das Gesicht noch halb dem Feinde entgegengewendet. Auch auf seinem Gesichte, dessen Mund zu lautem Aufschrei geöffnet ist, malt sich das grausende Entsetzen über den Fall des Heerführers.

Alle diese Kriegergestalten sind durch Adel der Bildung, durch Tracht, Waffenschmuck und kriegerische Haltung als Edle und Anführer charakterisirt. Alle wenden sich, bis auf einen, zurück und dem Schauplatze des Zusammenstoßes der verfolgenden Feindesschaar mit dem fliehenden Könige zu. Aber nicht als solche, welche in den Kampf zurückstürzen, dessen Erneuerung überall nirgends im Bilde angedeutet ist.

Denn die Speere, welche sich inmitten des Bildes über dem Wagen des Königs hervor in schräger Richtung in die Luft heben, machen zwar auf den ersten Anblick den Eindruck, als würden sie zum Schutze des bedrängten Königs den anstürmenden Macedoniern sich entgegen senken. Aber sieht man tiefer in das Ganze hinein, so bemerkt man nur zu bald, daß dieser Wald von Lanzen zum Theil nur ein neues Zeichen der Flucht ist, daß sie Reitern angehören, welche ihre Speere auf der Flucht hinter sich zurückgelehnt halten. Einige wenige nur scheinen den beiden Feldherren vorne Hülfe bringen zu wollen. Es ist eben ein wirres, wildes Durcheinander. Man sieht nur den Lanzenwald, aber keinen der geringen Reiter, welche sie führen. Ja! die ganze thätige Aktion des Kampfs und der Schlacht im eigentlichen Sinne ist zusammengedrängt in den einen einzigen Lanzenstoß, mit welchem Alexander den feindlichen Feldherrn durchbohrt. Wir erblicken zwar einzelne Verwundete und Sterbende unter den Hufen der Rosse und unter den Rädern des Wagens, aber nur auf den einzigen Gegner Alexanders sind alle die zum wirklichen Stoße geführten Speere, drei an der Zahl, gerichtet. Und gerade durch diese unglaubliche Sparsamkeit und Beschränkung gewinnt die Darstellung den Eindruck des wildesten Gemetzels, den die berühmtesten neueren Schlachtgemälde nicht von fern erreichen. Denn eben weil sie, um ihn zu erreichen, das hier einfach in Anwendung Gebrachte vervielfachen, schwächen sie die Wirkung, weil die Phantasie des Betrachters zwischen den vielen Einzelkampfscenen hin- und hergerissen nicht Ruhe und Kraft zu eigener Thätigkeit behält. —

Doch es wird Zeit, daß wir uns nach dem Könige umsehen, der inmitten dieses Mordgewühles auf reichem Streitwagen, alle überragend, in dem Augenblicke dargestellt ist, wie er, rückwärts gewendet, den treuen Feldherrn von der Lanze seines erbarmungslosen Siegers erreicht sieht. Den Oberleib weit über den Sesselrand

vorgebeugt, den rechten Arm in der Weise eines, der helfen will und doch seine Ohnmacht fühlt, ausstreckend, Hand und Finger weit geöffnet, die Augen vorstarrend, den Mund zum Rufe weniger des Schreckens als der Hülfe, des Mitleids, des Erbarmens geöffnet, scheint er vergebens den einstürmenden Gegner um Schonung für den Getreuen anflehen zu wollen. Er vergißt über dem schrecklichen Anblicke des niedergestreckten, für ihn sich opfernden, sei es Bruders oder Dieners und Freundes, die eigene Gefahr, das eigene drohende Geschick, den Verlust von Reich und Krone und Leben. Seine Linke hält den ungespannten Bogen. Und wie er selbst den Kampf aufgegeben hat, so sehen wir auch von keinem einzigen Perser einen zum Kampf aufgehobenen Arm, einen zum Angriff gezuckten Speer oder ein zur Vertheidigung geschwungenes Schwert. Es ist etwas Uebermenschliches, Gewaltiges, Dämonisches, ein gottgesendetes Entsetzen, das vor der Halbgottsgestalt des hellenischen Reiterkönigs einhergeht und seine Gegner betäubt und ihr Blut erstarren macht. Alle Aktion, alle Angriffs- und Kampfesthätigkeit ist nur auf der hellenischen Seite. Auf der entgegengesetzten nur passiver Widerstand der leidenden Aufopferung, zagendes Wollen und nicht Können, oder sinnbethörte Flucht. So auch Darius. Auch in ihm tritt uns nur die edle Selbstvergessenheit in dem Entsetzen und dem Schmerze über das Todesgeschick eines der Seinen herzbewegend entgegen. Wir sehen, wie der Herrscher mit diesem Gefühl gleichsam die selbstaufopfernde Treue und Hingebung vergilt. Er bemerkt es nicht, daß auf den Zuruf der vor dem Wagen befindlichen Getreuen sein Wagenlenker in wildester Hast mit hochgeschwungener Geißel das Viergespann der schnaubenden und scheuenden Hengste seines Wagens zu rasender Flucht über stürzende und am Boden liegende Krieger antreibt, indem er zugleich mit gellendem Anrufe die Kraft der Geißel verstärkt. So willenlos fortgerissen auf dem mechanischen Baue, welcher ihn trägt, bildet er zugleich den eindruckvollsten Gegensatz

zu dem Macedonierkönige, der mit seinem edlen Rosse wie zusammengewachsen in voller Freiheit der Bewegung daherstürmt. Wie in diesem alle Schnelligkeit des siegreichen Vordringens in jeder Bewegung des Leibes, in dem Ausdrucke des Gesichts, in dem unbedeckt flatternden Haupthaar sich ausdrückt, so ist in Haltung und Gesichtsausdruck des Wagenlenkers die Windeseile der scheuen Flucht gleichsam verkörpert. Man glaubt den Klang der flatternden Geißel zu vernehmen, und das lautgellende Hui des Mundes zu hören, mit dem er die Thiere zur Flucht hetzt *).

Und nun inmitten beider, wie wundervoll gefühlt, wie sinnvoll und bedeutend ist da dem Perserkönige der Ausdruck des Bleibenwollens, des Verharrens an dem Orte der Entscheidung gegeben! Wie fein und tief empfunden ist dieser Zug! wie wird dadurch die edle Gestalt des unglücklichen, besiegten Herrschers so von allem Schmählichem und Feigen, das sich immer mit dem Begriffe und der Anschauung der Flucht verbindet, befreit und rein erhalten! Wider seinen Willen, ja wider sein Wissen entführt ihn die besorgte Treue der Seinen aus der unvermeidlichen Gefahr **). Erst so, erst dadurch, daß wir sehen, wie er diese Gefahr selbst in Bezug auf sich gar nicht achtet, daß er menschlich edel und schön nur die

---

*) Um nur einen Begriff von der allen Glauben übersteigenden Rohheit und Gefühllosigkeit mancher italienischen Ausleger zu geben, erwähne ich hier, daß einer derselben in diesem Darius einen Mann sieht: „der sich selbst in Gefahr sehend, seine Krieger zur Ausdauer auffordert;“ ein Anderer solcher edlen Selbstvergessenheit einer wahrhaft menschlich großen Seele gegenüber von „gemeiner Feigheit“ u. s. f. spricht. Und solche Leute sind die Vorsteher von unschätzbaren Kunstsammlungen!

**) Und doch konnte ein italienischer Erklärer, Herr Fea, die Barbarei begehen, zu behaupten: Darius, alles verloren sehend, „da tosto cenno all auriga, che gli sto dietro, di voltare e fuggire!“ Diese Barbarei ist zugleich eine Albernheit, denn sie setzt voraus, daß derselbe Darius vom Maler in zwei völlig entgegengesetzten Aktionen dargestellt sei.

Gefahr der Seinigen sieht, erst dadurch wird er ein Alexanders und zugleich unserer Theilnahme würdiger Gegner seines Besiegers.

Fast über zwei Drittheile der Breite des Bildes sind der Darstellung der Perser bestimmt. Nur etwa ein Drittheil, das ungleich weniger Figuren enthält, den Macedoniern, auf deren Seite eigentlich nur Alexanders ganze Gestalt auf seinem Bukephalos mächtig hervortritt. Auch hierin zeigt sich die künstlerische Weisheit dieser unvergleichlichen Komposition. Zunächst nämlich wird durch diese geringe Anzahl der Sieger das Hauptgewicht auf Alexander und die geistige Ueberlegenheit gelegt, welche gegen die ungeheuerste Uebermacht historisch den Sieg errang. Dann aber tritt auch noch ein anderes Motiv hervor. Der Maler bedurfte auf dieser Seite nur weniger Figuren, weil die Physiognomie des einen Alexander schon genügend und zwar in höchster Spannung den Ausdruck der Kampfesgluth und Siegeslust abspiegelte. Dieses bei der siegenden Partei vorherrschende Gefühl ist aber seiner Natur nach einfacherer und geringerer Abstufung und Schattirung fähig, als die Empfindungen und Gefühle, welche auf der entgegengesetzten Seite bei den Besiegten darzustellen waren. Dort allgemeines, begeistertes, stürmisch freudiges Vordringen: hier Flucht und Umkehr zum Kampf, wirres Schwanken zwischen beiden, Todesangst, Verzweiflung, Schreck, Jammer, Mitleid, Sorge und Furcht. Bei den Siegern Einheit in Aktion und Wollen, bei den Besiegten Alles in die individuellste Zersplitterung von Empfindung und Aeußerung, Wollen und Handeln auseinanderfahrend, daher hier bei weitem größere Ausbreitung von der Natur der Sache gefordert.

Alle Angabe landschaftlicher Natur in diesem Schlachtgemälde ist auf einen einzigen Baum beschränkt, der seine nackten Blätter und zweiglosen, knorrigen Aeste über dem Getümmel regungslos in die Lüfte streckt.

Die Antiquare von Fach, deren Schriften über unser Kunstwerk Legion sind, haben sich weidlich umhergetummelt, ob dieser

nackte Baumstamm die winterliche Jahreszeit der historischen Schlacht bei Issus (wo mir recht ist, wurde sie im Januar geliefert) oder was weiß ich sonst andeuten solle. Einer der kurzweiligsten, ein Italiener, hat gar darin den Feigenbaum vor dem skäischen Thore von Troja entdeckt. Lassen wir die Guten in ihrem Berufe arbeiten, und suchen wir die künstlerische Bedeutung des fraglichen Gegenstandes zu ermitteln.

Dieser knorrige, alte Stamm, der stumm und leblos über dem wilden Mordgetümmel um ihn her in starrer Ruhe sich erhebt, und so gleichsam den Gegensatz der Natur zu dem Menschentreiben darstellt, steht genau an der Stelle des Bildes, wo er die beiden hier zusammenstoßenden Parteien von einander scheidet. In dieser Stellung erfüllte er, wenn wir anders die Absicht des Künstlers getroffen haben, einen doppelten Zweck: zunächst dem Auge in diesem wild bewegten Durcheinander einen ruhigen Anhalt zu geben. Dann aber haben solche Naturgegenstände an solchen Orten und bei solchen Vorkommnissen auch eine tief poetische Bedeutung und künstlerische Wirkung. Bei dieser alten Eiche geschieht das letzte Entscheidende; hier an ihrem Stamme fällt der persische Heerführer von Alexanders Speer. Der Felsblock, Stein, Hügel, Baum, das Wässerchen, wo irgend solch ein Bedeutendes geschehen, lebt ja auch in der Sage fort, und wie dergleichen in der Realität der Oertlichkeit selbst für die Phantasie einen Halt und Stützpunkt gewährt, so wird es auch im Kunstwerke eine ähnliche Wirkung hervorbringen.

Betrachten wir zum Schlusse noch einmal die Gestalt Alexanders. Mit der Rechten hält er am äußersten Ende des Schafts die lange Lanze, deren Eisen den Perserfeldherrn durchbohrt hat. Um den Nachdruck und die Wucht des Stoßes noch zu vermehren, hat er sich auf dem Rücken des Thieres zur rechten Seite hin etwas herumgewendet. Der Ausdruck seiner Züge stimmt mit keinem einzigen der antiken Köpfe, die ich sonst gesehen. Er hat

in dem Bilde etwas Grasses, Stieres, Wildes, das sogar hinter dem Adel der meisten Perserphysiognomien zurückbleibt. Hierüber kann man sich nur absichtlich verblenden wollen. Italienische Gelehrte, wie Quaranta, meinen: der Grund liege darin, daß hier Alexanders unidealisirtes Portrait erhalten sei, während ihn die Münzen und Büsten meistens idealisirt darstellen. Das mag immer etwas für sich haben. Aber daneben scheint noch ein anderer Umstand zu berücksichtigen. Der Künstler ist offenbar darauf ausgegangen, das löwenartig Wilde des Alexander in der Schlacht auszudrücken, wovon die alten Ueberlieferungen sprechen. Dieser Ausdruck nun erscheint in der Mosaik etwas übertrieben durch minder feine Arbeit des Mosaicisten, dem dieser Theil der Arbeit anvertraut war. Denn sicher haben an einer so großen Tafel mehrere Arbeiter zugleich gearbeitet. Ferner: das Gemälde hat auf dieser Seite die größten Beschädigungen erlitten. Es fehlen fast mehr als zwei Drittheile. Man schreibt diese Zerstörung dem Erdbeben zu, welches der Verschüttung der Stadt um mehrere Jahre vorherging. Ja, man hat Grund anzunehmen, daß nach jenem Erdbeben an dem Bilde Restaurationen begonnen sind. Diese sind an einigen anderen Stellen durch geringere Feinheit der Arbeit kenntlich. Leicht möglich also, daß auch der Kopf Alexanders ganz oder theilweise einer restaurirenden Hand angehört.

So weit über die Hauptzüge der Komposition im Ganzen und Großen. Jetzt noch über einige Einzelheiten der Ausführung. Bei jedem Blicke entdeckt man neue Schönheiten, bewundert man im scheinbar Zufälligsten und Geringfügigsten die Kunsteinsicht des Malers. Es ist wahr, was der Beschreiber im Museo Borbonico — Niccolini, der bei weitem verständigste unter den mir zu Gesichte gekommenen italienischen Erklärern — sagt, daß man auf die Hauptscene des Mittelpunkts nicht lange den Blick richten könne. Aber trotz des Schauders, welcher uns überrieselt, kehrt das Auge doch immer wieder zu dem grausenvollen Anblicke zurück. Man kann

sagen, daß kein Maler die Schreckniß des gewaltsamen Todes in der Schlacht mit so geringen Mitteln so energisch darzustellen vermocht hat. Hier ist kein aufbäumendes Ueberschlagen des Rosses, kein verrenktes Hinabstürzen des tödtlich verwundeten Reiters, wodurch solche Scenen in modernen Schlachtgemälden hervorgehoben werden. Das Roß liegt zusammengestürzt am Boden. Stehend, von ihm halb gestützt und halb noch getragen, empfängt sein Reiter den Todesstoß. Diese Stellung giebt dem Ganzen etwas von jener grandiosen Einfachheit, von demjenigen, was man in aller antiken Kunst mit dem wohlverstandenen Namen Ruhe bezeichnen darf, mit welchem sonst seit Winckelmann so großer Mißbrauch getrieben worden ist.

Sieht man bloß auf die Pferde, so muß man bekennen, daß der antike Künstler auch hierin keinem der größten Thiermaler aller Zeiten nachsteht. Etwas Schöneres als das tödtlich verwundete, unter dem durchstochenen Reiter zusammengestürzte, schwarze Streitroß ist nicht zu denken. Der Ausdruck des Todesschmerzes in dem Gesichte des edlen Thieres, das matte Aufsetzen des von dem Zügel umstrickten linken Vorderfußes, als wolle es sich noch wieder aufzurichten versuchen, ist unbeschreiblich schön. Je mehr ich das Werk stundenlang in seine feinsten Einzelheiten verfolgte, desto bestimmter machte es mir in Allem und Jedem den Eindruck des Nothwendigen, des Nichtandersseinkönnenden. Hier sah ich Naturwahrheit in einem Maaße, wie ich sie nie für möglich gehalten, gerade in einem Werke erreicht, in welchem überall die feinste Berechnung des Künstlers sich von der gemeinen Naturwirklichkeit zu entfernen und ihre Realität der Kunst und ihren geistigen Forderungen aufzuopfern keinen Augenblick Bedenken trägt. —

Göthe, der Greis, erlebte noch diesen wichtigen Fund, durch den seine frühere Ansicht, daß die alte Malerei, von der Bildhauerkunst herstammend, wohl in einzelnen, oder in der Gruppirung von zwei, höchstens drei Personen sich mit Geschick und Glück bewege,

während ihr die Darstellung mehrerer, auf unsere Weise, nicht gelinge — auf das Entschiedendste widerlegt wurde. Es schien gleichsam, als habe das Geschick dem Manne, der ein langes Leben hindurch unermüdlich die Erkenntniß hellenischer Kunst zu fördern gestrebt habe, am Ende seines Lebens noch diesen Genuß aufbewahrt. Zwölf Tage vor seinem Tode empfing er eine Zeichnung des Gemäldes, und noch an demselben Tage schrieb er die Worte nieder: „Mitwelt und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst würdig zu kommentiren, und wir genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen, reinen Bewunderung zurückzukehren.“ — Ich habe früher diese Worte mit zweifelndem Kopfschütteln gelesen. Aber jetzt, wo mir in Italien so manche Enttäuschungen zu Theil geworden sind, bekenne ich gern, daß ich hier, diesem Werke gegenüber, meine Erwartung übertroffen gefunden habe. Die Begriffsphilosophen mit ihren aprioristischen Konstruktionen mögen sich ins Künftige vorsehen, daß nicht die Realität ihren apodiktischen Kategorien und Kategoremen ein Schnippchen schlägt. Ich aber sage mit Freund Forchhammer: hier ist ein einziges Bild, ein Werk aus späterer Zeit, ausgeführt nicht mit fügsamen Pinsel und flüssiger Farbe, sondern aus harten Steinchen zusammengesetzt, nur eine Nachbildung eines berühmten Originals. Wer aber darf nun noch hintreten und sagen: Raphael und Michel Angelo seien größer als Polygnot und Apelles? Ist mehr Vollendung der Zeichnung, mehr Größe der Komposition, mehr Kunst, mehr Geist in der Schlacht des Constantin als in der Alexanderschlacht? Sei kein Zeitalter seines wahren Vorzugs beraubt. Doch hätten wir auch von Raphael und seinen Zeitgenossen nur eine Kopie mit so unzulänglichen Mitteln ausgeführt, wohl würde der Rückschluß auf die Zeit der Blüthe zu Gunsten der Griechen ausfallen.

Luigia Sanfelice.

Den 12. October.

Ich habe in diesen Tagen des alten ehrlichen Seume Spaziergang nach Syrakus gelesen, um zu sehen, welchen Eindruck auf ihn, der unmittelbar nach der republikanischen Revolution von 1799 die letzten Gräuel der blutigen Reaktion in Neapel zum Theil noch selbst erlebte (1801), diese letzteren gemacht haben, und um mit diesem Eindrucke die Coletta'sche Schilderung zu vergleichen. Das Resultat ist, daß der Abscheu des Deutschen die Schilderung des Neapolitaners noch übertrifft. Seume bestätigt alle Gräßlichkeiten, welche der Historiker aus dieser fluchwürdigen Epoche der grausamsten Tyrannei erzählt, und steht nicht an, die Summe derselben weit über die verrufenen Gräuel der französischen Revolution zu setzen. Hier ein Beispiel.

Während die kaum geborne parthenopäische Republik sich von zahlreichen äußeren Feinden auf allen Punkten bedroht sah, ward in Neapel selbst eine Verschwörung der Freunde des absoluten Königthums entdeckt, die auf nichts Geringeres hinauslief, als unter Niedermetzelung aller Republikaner die Hauptstadt den Banden des blutigen Kardinal Ruffo zu überliefern, welcher als Generalissimus des königlichen Glaubensheeres die Provinzen sengend und brennend durchzog.

An die Entdeckung dieser Verschwörung knüpft sich das jammervolle Schicksal eines neapolitanischen Mädchens, dessen Liebe zu einem edlen, republikanisch gesinnten Jünglinge jene Entdeckung herbeiführte, und deren unglückseliges Loos noch jetzt im Andenken ihrer Mitbürger lebendig erhalten ist. Unter den Tausenden, welche der barbarischen Grausamkeit des wieder hergestellten Despotismus als Opfer fielen, wird der Name Luigia Sanfelice's mit dem tiefsten Mitleiden genannt. Ich will ihre Geschichte erzählen.

Unter den Bewohnern Neapels, welche mit dem nach Sizilien entflohenen Hofe eine heimliche Verbindung unterhielten, befand sich ein reicher Krystallwaarenhändler, Baker mit Namen, vom Volke nur il Cristallaro genannt. Schweizer von Geburt, aber seit langen Jahren in Neapel heimisch und durch Verwandtschaft mit vielen fanatischen Bourbonistenfamilien verbunden, hatte er mit einem gewissen Tanfano zahlreichen Anhang unter den Lazaroni's von Neapel geworben, Verbindungen mit dem Kardinal Ruffo, dem Führer der Glaubensarmee, und der mit ihr verbundenen Räuberbanden der Banditen Fra Diavolo, Sciarpa, Mammone, Pronio, Guariglia u. a. m. angeknüpft, Geld und Waffenvorräthe und alle Mittel zu einem Aufstande gesammelt. Briefe der Königin, die ihn, wie jene Banditenhäuptlinge, in ihren Zuschriften „ihren Freund und Getreuen" nannte, hatten seinen Eifer angestachelt. Der Plan, Neapel den Royalisten wieder in die Hände zu spielen, war folgender. An einem großen kirchlichen Feste, wo sich Alles der Freude und Sorglosigkeit zu überlassen pflegt, sollte plötzlich die englisch-sizilische Flotte vor Neapel erscheinen und die Stadt bombardiren. Wenn dann die Milizen der Republik zur Vertheidigung auf die Kastelle eilten, sollte in der von Truppen entblößten Stadt der vorbereitete Pöbelaufstand ausbrechen, alle Anhänger der neuen Ordnung der Dinge ermorden, ihre Häuser in Brand stecken, und so mit mit einem Schlage Thron und Altar wieder aufrichten und zugleich an den Frevlern gegen beide die Rache der „Getreuen und Gläubigen" sättigen.

Als dieser Plan festgestellt war und die Billigung der Königin erhalten hatte, gingen die Verschworenen daran, die Mauern und Thüren der zu zerstörenden und zu erhaltenden Häuser insgeheim mit gewissen Zeichen zu versehen. Da aber sehr häufig der Fall eintrat, daß unter ein und demselben Dache, ja innerhalb derselben Familie Leute der zwei verschiedenen Parteien wohnten, begann man heimlich Sicherheitskarten an die Einzelnen zu vertheilen, welche

den eigenen Anhängern bei dem allgemeinen Blutbade Schutz gewähren sollten. Nun wollte es der Zufall, daß der Kapitain Baker, Bruder des Hauptes der Verschwörung, in ein schönes Mädchen von edler Herkunft, Luigia Sanfelice, heftig verliebt war, obschon sie, eine erklärte Freundin der Republikaner, seinen Bewerbungen sich nicht günstig gezeigt hatte. Um sie zu retten, gab er ihr wenige Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung eine solche Sicherheitskarte, indem er zugleich über deren Gebrauch einige Winke hinzufügte. Dieser Liebesbeweis kostete ihm selbst das Leben, und rettete Neapel vor jenem furchtbaren Schicksale; — wenigstens bis auf die Zeit, wo König Ferdinand und die Seinen das Henkeramt selbst übernahmen.

Luigia Sanfelice war nämlich einem edlen Jünglinge und begeisterten Freiheitsfreunde, welcher als Offizier in den Reihen der republikanischen Miliz diente, in leidenschaftlicher Liebe ergeben. Sie nahm daher das Geschenk jener Karte aus den Händen des Verschwörers an, aber nur, um den Geliebten ihres Herzens zu retten, welcher ohne dieselbe ein sicheres Opfer der Verschwörung werden mußte. Aber der junge Ferri, Luigia's Geliebter, hatte nicht sobald die verhängnißvolle Gabe erhalten, als er sich eiligst zum Governo begab und von der Sache Anzeige machte. Er theilte mit, was er von seiner Verlobten über die Verschwörung in Erfahrung gebracht, zeigte das von ihr erhaltene Blatt vor, und nannte den Namen der Geberin. Luigia Sanfelice ward vorgefordert und verhört. Erfüllt von Schaam über das verrathene Geheimniß ihrer Liebe, welches bisher vor der Welt verborgen gehalten war, über die Gefahren, welche auch ihr, wie sie glaubte, in Folge der Anzeige ihres Geliebten bevorstanden, bekannte sie, in der Hoffnung, von dem Mitleid ihrer Richter Verzeihung zu erhalten, alles, was sie wußte, verschwieg aber eben so edelmüthig als standhaft den Namen desjenigen, aus dessen Händen sie die Sicherheitskarte erhalten hatte, indem sie betheuerte,

eher den Tod erleiden zu wollen, als undankbar Denjenigen zu verrathen, der ihr eigenes Leben zu retten sich in so große Gefahr gestürzt habe. Indeß reichten ihre übrigen Aussagen, und insbesondere die Schrift und die Zeichen jener Schutzkarte hin, die Häupter der Verschwörung zu entdecken. Sie wurden verhaftet und eingekerkert, die Waffenvorräthe nebst Listen der Verschwornen aufgefunden, und die Verschwörung durch Hinrichtung der Häupter unterdrückt. Luigia Sanfelice war noch voll Angst und Schrecken über ihr Geschick, als sie sich schon mit dem Ehrennamen einer Retterin der Freiheit begrüßt sah.

Der Schrecken, welchen die Entdeckung dieser Verschwörung auf die Gemüther hervorbrachte, war allgemein. Man entdeckte an den Mauern und Thüren vieler Häuser in der That jene verhängnißvollen Zeichen, welche sie und ihre Bewohner als dem Untergange geweiht bezeichneten. Es fanden sich dergleichen an den öffentlichen Gebäuden, an den Staatsbanken und am bischöflichen Palaste. Der damalige Erzbischof von Neapel, Kardinal Zurbo, schon früher Gegner des grausamen Kardinal Ruffo, der seinen Purpur jetzt in Bürgerblut badete, hatte denselben als Urheber alles Elends für den Staat und als einen Schandfleck der Religion und Kirche mit dem Anathem belegt. Dafür exkommunizirte ihn jetzt seinerseits der Kardinal-Bandenchef der Glaubensarmee als Feind Gottes, des Papstes, der Kirche und des Königs. „In diesem Zwiespalte," sagt der gleichzeitige Historiker Coletta, welcher damals als Offizier in den Reihen der Republikaner stritt, „standen alle Guten und Edlen auf Zurbo's, alle Bösewichter und Schurken auf der Seite Ruffo's."

Als nach dem unglücklichen Ausgange der parthenopäischen Republik die zurückgekehrte Despotie mit frechster Verhöhnung der Verträge, welche den Anhängern der Republik Amnestie zusicherten, gegen alle Anhänger der Freiheit mit einer Grausamkeit und Blutgier wüthete, deren Unmenschlichkeit hinter den ärgsten Gräueln der

französischen Revolution nicht zurückblieb, ward auch die unglückliche Luigia Sanfelice eingekerkert und vor das Tribunal der Staatsjunta gezogen. Ihr Geliebter war, glücklicher als Tausende seiner Genossen, im verzweifelten Kampfe für die Sache der Freiheit gefallen. Jetzt bestürmten die Verwandten der beiden hingerichteten Brüder Baker den Hof und die Gerichte mit ihrem Schreien um Rache, obschon es dessen kaum bedurfte. Denn König Ferdinand hatte ein Gesetz erlassen, welches für alle diejenigen den Tod bestimmte, die in irgend einer Weise die Sache der Republik unterstützt hätten. Nach diesem Gesetze sprach das Gericht sein Todesurtheil über das unglückliche Weib aus.

Luigia Sanfelice war ihrem Geliebten verlobt gewesen, aber die Unruhen des Kampfes und sein Tod hatten die priesterliche Einsegnung verhindert. Als das Urtheil, unmittelbar nachdem es gesprochen worden, vollzogen werden sollte, übermannte das Naturgefühl und die Todesangst das Schamgefühl der Jungfrau, und sie bekannte, daß sie sich Mutter fühle. Aerzte bestätigten ihre Aussage, und die Vollziehung des Todesurtheils ward ausgesetzt. Als dies an König Fernando, der sich in Palermo befand, berichtet wurde, sandte er einen schriftlichen Verweis an das Gericht, in welchem er jene Aussage für ein betrügerisches Vorgeben erklärte; und als ein zweites Gutachten das der ersten Aerzte bestätigte, befahl er, die Unglückliche nach Sizilien zu führen, und sie von seinen Leibärzten untersuchen zu lassen. Als auch dieses Urtheil bestätigend ausfiel, erfolgte der Befehl, sie bis zu ihrer Entbindung einzukerkern, und unmittelbar nach derselben die Todesstrafe zu vollziehen.

Ueber sieben Monate hatte die unglückliche Luigia, den gewissen Tod vor Augen, im Kerker zu Palermo geschmachtet, als sie Mutter von einem Knaben ward, dessen Geburtsstunde das Zeichen zu ihrem Tode geben sollte. In all den Schrecken einer Zeit, in welcher

täglich das Blut der Edelsten und Besten beiden Geschlechtes von den königlichen Henkern in Strömen vergossen ward, fand dennoch das gräßliche Geschick der Aermsten, welche so viele Monate lang die Qualen eines tausendfachen Todes erlitten hatte, allgemeine Theilnahme. Die Prinzessin Maria Clementine, Gemahlin des Kronprinzen Francesco, hatte so eben einen Thronerben geboren. Die Prinzessin war mildherzig, man hatte ihre Theilnahme gewonnen, und sie beschloß, einen alten Brauch zur Rettung der Sanfelice zu benutzen. Es ist eine Sitte im neapolitanischen Königshause, daß der König der Prinzessin bei der Geburt eines Thronerben drei große und glänzende Gnadenbeweise bewilligt, um die sie ihn bei dem ersten Besuche, den er ihr und dem Neugebornen abstattet, zu bitten das Recht hat. Die Prinzessin beschloß nun, um ihres Erfolges desto sicherer zu sein, und zugleich die eigene, angstvolle Erwartung der Gewährung ihrer Bitte anzudeuten, statt der drei Gnadenbeweise nur einen einzigen, die Begnadigung der unglückseligen Luigia Sanfelice, zu erbitten, welche mit ihr zu ein und derselben Zeit Mutter geworden, jetzt nur noch in ihrem Kerker zu Palermo die Zeit erwartete, wo ihre Kräfte so weit wieder hergestellt sein würden, um die Reise von Palermo nach Neapel, wo sie das Schaffot erwartete, antreten zu können. Ein Blatt mit der Supplik der Unglücklichen und den Bitten der Prinzessin war in die Wickelbänder des neugebornen Prinzen gesteckt, so daß der König es sehen mußte. Zur bestimmten Stunde trat er in das Zimmer seiner Schwiegertochter, allem Anscheine nach in der besten Laune. Er nahm das Kind auf seine Arme, lobte dessen Stärke und Schönheit und fragte, als er das Blatt gewahr wurde, was dasselbe enthalte. „Es enthält die Gnade," erwiederte ihm die Prinzessin, „welche ich mir von Ew. Majestät erbitte. Und zwar ist es nur eine einzige Gnade, nicht drei, so sehr wünsche und ersehne ich ihre Erfüllung von Ew. Majestät gütigem Herzen." Worauf der König

noch immer guter Laune: „Nun, für wen bittet Ihr denn?“ — „Für die unglückliche Sanfelice...“ hier versagte ihr die Stimme bei dem Anblick der schrecklichen Veränderung, welche bei der Nennung dieses Namens in den Gesichtszügen des Königs vorging. Er schleuderte der Bittenden einen grimmigen und wilden Blick zu, und warf in seiner Wuth das Kind auf die Kissen des mütterlichen Bettes, indem er, ohne ein Wort zu sprechen, ihr den Rücken wandte und das Gemach verließ, welches er lange Zeit nicht wieder betrat. Die Prinzessin, von dieser Grausamkeit auf's Tiefste erschüttert, brach in Thränen aus. Ihre Bitte beschleunigte das Verderben der Unglücklichen, statt sie zu retten, indem sie dem König die fast Vergessene ins Gedächtniß rief. Luigia Sanfelice, schwach und leidend wie sie war, ward von ihrem Kinde getrennt, nach Neapel gebracht, wo ihr Haupt auf der Piazza del Mercato durch die Hand des Henkers fiel, obschon durch einen Generalpardon vom 30. Mai 1800 die Todesstrafen für die Verbrechen der Revolution aufgehoben waren! Das versammelte Volk, voll Mitleid über das traurige Geschick des unglücklichen Mädchens, brach bei dem Anblick ihrer jammervollen Gestalt und ihrer vor Gram und Todespein verwüsteten Schönheit in laute Klagen aus. „Es erinnerte sich,“ sagt der Geschichtsschreiber, dem ich nacherzähle, „daß sie nur aus Liebe und für die Liebe gethan, was man ihr zum Verbrechen machte, und daß ihr Verbrechen darin bestand, die Stadt vor Brand und Mord bewahrt zu haben.“

Aber gleichsam, als ob die Rache des Himmels für diese Schandthat das Königshaus selbst treffen sollte, starb wenige Monate darauf der Thronerbe und unmittelbar nach ihm seine Mutter, jene mitleidige Prinzessin Clementine, kaum zwanzig Jahr alt, am gebrochenen Herzen, und verbreitete Trauer in der blutigen Königsburg und Mitleid unter dem Volke, welches ihr jenen Beweis der Menschlichkeit, inmitten so vieler sie umgebenden Grausamkeit, nicht vergessen hatte. Von allen den zahllosen Gräuelthaten aber,

mit denen Fernando und Caroline von Neapel damals und in spätern Zeiten ihr Andenken befleckt haben, ist nach unserm Gefühle keine, welche an raffinirter Unmenschlichkeit die hier erzählte überträfe.

Neapel, den 14. October.

Warum ich Euch so gar nichts vom Theaterwesen schreibe? Weil ich mich äußerst wenig darum gekümmert habe. Möglich, daß ich mir an dem deutschen Theaterwesen etwas den Magen verdorben. — Soviel steht fest: es kostet mich jedesmal Ueberwindung, die schönen Abende und Nachtstunden in den heißen, dunstigen Räumen der neapolitanischen Schauspielhäuser zu verbringen. Das kleine, enge, schmutzige San Carlino, wo täglich zweimal gespielt wird, zieht mich noch am meisten an, und seine meist ächt nationalen Farcen und Lustspiele, denen sich alle Stände zudrängen, besitzen in dem Komiker Altavilla einen Darsteller von so hoher, geistreicher Meisterschaft, daß selbst ein der Volkssprache nur unvollständig Kundiger sich zur Theilnahme hingerissen fühlt. Das ärmlich kleine, baufällig aussehende Haus am Largo di Castello, mit den jammervoll engen, dunklen Eingängen, außen grell und bunt angemalt und von trompetenden und paukenden Seiltänzern und Jongleurs umgeben, die dort auf dem Platze ihre Künste zeigen, ist vielleicht die einzige, wahrhaft nationale Schaubühne Italiens, welche das wirkliche Leben und Treiben des neapolitanischen Volksgeistes mit unübertrefflicher Wahrheit darstellt. Und welch ein verständnißvolles, auf Alles eingehendes, theilnehmendes Publikum, welch eine blitzartig zündende Wechselwirkung zwischen Schauspielern und Zuschauern! Mayers Neapel bietet übrigens eine so erschöpfende Schilderung dieses Theaters, daß ich ihr nichts zuzufügen wüßte.

Dagegen sehe ich die pompejanischen Wandgemälde im Museo Borbonico mit immer neuem Entzücken. Die theils einzeln, theils

paarweise schwebenden Figuren von Tänzerinnen und Bacchantinnen, deren Abbildungen die Zahnsche Sammlung enthält, sind von einer unvergleichlichen Zierlichkeit, Grazie und Leichtigkeit, welche keine Nachbildung auch nur von ferne erreicht. Wir vermissen bei der Darstellung dieses höchsten Anmuthigen schwebender Bewegung niemals die Andeutung irgend eines Festen als nothwendigen Gegensatz, weil uns hier wie überall, nach Goethe's sinnvoller Bemerkung, alles Geistige der Wirklichkeit entsagen läßt. F. sagte mir neulich bei ihrem Anschauen: diesen Gestalten glaube ich das Fliegen auch, wie den Fiesole'schen Engeln. Und doch ist ein Unterschied dabei. Fiesole's Gestalten fliegen, weil der Glaube sie belebt, und ihnen eine Stärke giebt, eine von der Materie befreite Stärke der himmelanstrebenden, die Erde fliehenden Seele, welche das Unmögliche möglich, ja zur Existenz nothwendig macht. Jene sich freiwillig entkörpernden Gestalten werden so erdenleicht, daß sie nicht an der Erde haften können. Die Erdenluft ist nicht mehr ihre Atmosphäre, ihr Aether muß klarer, leichter, vergeistigter sein. Diese schwungvollen, antiken Gestalten aber scheinen zu schweben im Vollgefühle der ihnen innewohnenden Naturkraft, heimisch in jedem erschaffenen, zu ihnen gehörenden Elemente. Sie fliegen und schweben, wie sie gehen, stehen, schwimmen, als Elementarwesen, welche das Element beherrschen, die gesund in ihm zu Hause sind. In ihnen haben die Alten gleichsam das erhöhte Gefühl des gesunden irdischen Daseins verkörpert, bei dessen Wonnegefühl es auch uns in manchen Augenblicken zu Muthe ist, als könne man selber sich durch die Luft schwingen, und leicht und frei in dem leichten Elemente schweben.

Abends machten wir mit der Eisenbahn noch einen kurzen Abschiedsbesuch in Herkulanum und Pompeji. Wie tief hat doch Goethe die Bedeutung der Gräberstraße empfunden, wenn er von dieser antiken Sitte, die Grabmäler der Todten an den Heerstraßen,

welche aus den Städten führen, anzulegen sagt: der Gedanke, jeden Ankömmling erst durch eine Reihe würdiger Erinnerungen an bedeutende Vorfahren durchzuführen, ehe er an das eigentliche Thor gelangt, wo das tägliche Leben noch sein Wesen treibt, aus welchem jene sich entfernt haben, ist ein stattlicher, geisterhebender Gedanke, welcher uns, wie der Ballast das Schiff, in einem glücklichen Gleichgewichte zu erhalten geeignet ist, wenn das bewegliche Leben, es sei nun stürmisch oder leichtfertig, uns dessen zu berauben droht.

Bei dem Anblicke dieses wieder auferstandenen Gehäuses einer seit Jahrtausenden begrabenen Welt traf es mich so recht ins Innerste, wie fundamental, wie so Stein auf Stein fügend, mit unerbittlicher Konsequenz doch das Weltschicksal verfährt, wenn ich gedenken mußte, daß hier erbarmungslos die Existenz einer ganzen Bevölkerung momentan vernichtet ward, um nach Jahrtausenden das lebendigste Monument, das redendste Zeugniß für sie zu werden, um sie in der Vernichtung bestehender zu zeigen, als Alles zu sein hoffen durfte, was damals in vollkommenster Lebendigkeit und Herrlichkeit bestand.

Es muß in der Luft liegen, daß man hier in Neapel so unaussprechlich träge wird. Wie Vieles bliebe noch zu sehen an Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst, an Lustschlössern und Villen! aber es ist überall, wo man auch sein mag, so schön, daß man gar keine Lust verspürt, den Ort, wo man ist, zu verlassen. Seit ich hier lebe, verstehe ich erst, warum schon die Alten Neapel das müssiggängerische nennen, und Ovid von ihm sagt: es sei „zu jeglicher Muße geboren" (in otia natam). Ich habe das früher wohl selbst im guten Glauben meinen Schülern erklärt, als sei es von wissenschaftlicher Muße zu verstehen. Seit ich aber selbst gelernt, daß hier im Lande der Maccaronischlaraffen schon das bloße Lesen und Schreiben eine Arbeit ist, glaube ich nimmermehr an die Richtigkeit dieser Auslegung. Die fleißigsten Menschen, wie Goethe

und Niebuhr, sind hier träge geworden. Und unter den Männern der Wissenschaft, die ich hier kennen gelernt habe, hat keiner einen Begriff von dem, was bei deutschen Gelehrten arbeiten heißt.

Den 15. October.

Zweien Familien danke ich, und mit mir viele deutsche Landsleute, meine angenehmsten Stunden in Neapel. Die eine ist die des Kaufmanns Hrn. Hektor Marstaller, dessen Bruder, preußischer Generalkonsul in Rom, mir dort die theilnehmendste Freundschaft bewiesen hat. Die andere ist die des deutschen Landschaftsmalers Hrn. Götzloff, der, seit länger als zwanzig Jahren in Neapel lebend, durch seine liebenswürdige Zuvorkommenheit und Hospitalität sein Haus zum Sammelpunkte aller Fremden, besonders deutscher Landsleute, gemacht hat. Marstallers wohnen prachtvoll in ihrem Palazzo del Buono im Toledo. Eine ausgewählte Bibliothek der klassischen Werke deutscher und fremder Literatur, die mir mit der größten Bereitwilligkeit zur Benutzung geöffnet ward, war in der hier herrschenden geistigen Oede ein unschätzbarer Vortheil. Heute traf ich bei ihnen Besuch naher Verwandten, die in dem entlegenen Bari am adriatischen Meere wohnen, wo das neapolitanische Haus große Fabrikanlagen besitzt. Die Tour von Bari nach Neapel erfordert eine viertägige Reise, bei der man sich mit Proviant wohl versehen muß, da die Wirthe, in deren Osterien man übernachtet, vielmehr von den Vorräthen ihrer Gäste mitzuzehren, als diesen etwas vorzusetzen eingerichtet sind. Einer derselben ist ein begnadigter Räuber, der an der Stelle, wo er eine seiner Hauptunthaten verübte, eine Osterie erbaut hat, dicht neben dem Kreuze, welches er zur Sühnung eines von ihm dort begangenen Mordes errichtete. Sein Cameriere ist ein ehemaliger Genoß seiner Bande. Auf sol-

cher Straße war nun die kleine, feine, deutsche Frau mit einem zarten, einjährigen Kinde, ohne männliche Begleitung, nach Neapel gereiset, um einmal wieder mit Verwandten und zivilisirten Menschen zu verkehren.

Abends fuhren wir zusammen, da das Wetter wieder günstig geworden war, zur Punta del Posilippo. Es war der schönste Abend, den ich in Neapel erlebte, die Luft rein und leuchtend wie flüssiges Silber, alle Fernen duftig farbenglühend. Neapel lag im Rosenschimmer hinter uns, der Vesuv, die Inseln, die Küsten, die Städte, alle Felsenkrümmungen, Buchten und Vorgebirge erglänzten wie verklärt im magischen Zauberlichte. Dieser Abend zeigte einmal wieder, was Neapel sein kann, wenn der Himmel günstig ist. Aber die Stadt selbst ist doch immer am schönsten aus der Ferne betrachtet, wenn ihr wildes Donnergetobe und Gelärm nur wie fernes Meeresgeräusch zum Ohre herüberklingt. Leben für immer möchte ich in Neapel selbst um keinen Preis der Welt, wohl aber in Rom, in Florenz oder im stillen Siena und im grasbewachsenen Pisa. Auf der Rückfahrt sahen wir bei einem Gange durch die Grotte des Posilipp, diesen ältesten Tunnel der Welt, die glühende Sonne hinter dem Ausgange der Höhle untergehen, der in seiner Entfernung vom Eingange nicht größer als ein Brennglas erscheint.

Den Abend beschloß ich im Götzlofffschen Hause, dessen gastliche Räume noch einige andere scheidende Freunde vereinten. Die Frau des Hauses ist durch ihre Virtuosität im Vortrage neapolitanischer und sizilischer Volkslieder wohl allen Deutschen, die Neapel und ihr gastliches Haus besuchten, im dankbaren Andenken. Von einem französischen Vater und einer römischen Mutter geboren, später, nach beider Tode, in der Familie eines deutschen Gesandtschaftspredigers zu Neapel erzogen, endlich an einen deutschen Künstler, den Landschaftsmaler Götzloff verheirathet, und mit ihm unausgesetzt in Neapel lebend, ist sie Deutsche, ohne je Deutsch-

land gesehen zu haben. Mutter und Kinder sprechen das Deutsche, Italienische und Französische zugleich als ihre Muttersprache. Der Verkehr des Hauses besteht fast ausschließlich aus Fremden, meist deutschen Landsleuten, besonders Künstlern, und man ist sicher, dort Abends immer um den gastlichen runden Marmortisch einen Kreis derselben anzutreffen, der freilich noch schnellerm Wechsel als der Mond unterworfen ist. Heute nun genoß ich zum letzten Male die Fülle schönster neapolitanischer Volkslieder, welche die wahrhaft kunstbegabte Frau, deren ganze Seele in dem Vortrage dieser wild wuchernden Blüten aufgeht, so charakteristisch zur Guitarre und Mandoline vorzutragen weiß. Nur durch einen solchen Vortrag, der sich völlig in die Leidenschaft des Inhalts versenkt, durch eine Südländerin, die dem Gefühle, welches sie ausdrückt, auch in der äußern Darstellung das volle Recht widerfahren läßt, und die nicht, wie viele unserer nordischen Landsmänninnen, die Lieder der verzehrenden Sehnsucht, der zitternden Erwartung, oder des flammenden Entückens mit anstandsvoll festgefrornem Gesicht und angenadelter Gleichgültigkeit absingt, können diese südlichen Volkslieder ganz verstanden und genossen werden, weil sie erst so zu ihrer völligen Schönheit aufblühen. Denke Dir dazu die vollendetste Beherrschung der reizenden Sprache, in ihrem naivsten Volksdialekte, das feinste Verständniß für alle Manieren und Eigenthümlichkeiten der volksmäßigen Liedergesangsweise, und alles dies verklärt und zu seiner wahren, vollen Existenz gebracht durch das Medium einer kunstgebildeten Stimme, deren kräftige Fülle sich klar wie Mondschein über den Text ergießt, und mit tönenden Lichtstrahlen auch das Unscheinbarste durchdringt und verklärt, so hast Du in der liebenswürdigen blonden Frau die wahre Muse des Volksgesanges ihrer neapolitanischen Heimath, wie sie mir an jenem Abende erschien. Der Mond leuchtete mit goldenem Glanze über die Lorbeerbäume der Villa Reale her ins Zimmer hinein, an dessen Fenstern ge-

lehnt ich zum letzten Male das Ohr an diesen süßen Melodien, die Augen an der lichten Pracht einer schönen Nacht des Südens labte. —

Den 16. October.

Morgen verlassen wir Neapel. Alles Sehenswürdige in Stadt und Umgebung ist gesehen. Nur den Vesuv habe ich nicht bestiegen, weil mein leidender Zustand die damit verbundene Anstrengung nicht erlaubte. Ich sehne mich zurück in die Ruhe und Stille Roms, und meinem Gefährten geht es ebenso. Wären nicht die Diligencen auf acht Tage voraus von den abreisenden Mitgliedern des Gelehrtenkongresses in Beschlag genommen gewesen, wir wären schon längst über alle Berge. Freund Hettner hat seine Studien über die neapolitanische Malerschule beendigt*). Der größte Meister derselben, Zingaro, hat uns in diesen letzten Tagen mit seinen herrlichen Fresken im Kloster von San Severino, die das Leben des heiligen Benedikt in einer Reihe köstlicher Darstellungen umschreiben, genußvoll beschäftigt. Zingaro ist etwa in die Zeit Gian Bellin's zu setzen. Leider gehen diese größten Meisterwerke, welche Neapel in dieser Gattung besitzt, bei der barbarischen Sorglosigkeit, mit welcher man sie jeder Unbill Preis giebt, der sichern Zerstörung entgegen. Nicht einmal ein carliniforderndes Kustode schützt sie vor den frevelhaften Narrenhänden aller Nationen, welche mitten in die Gemälde hinein ihre Namen geschrieben, und vor der Rohheit der Kopisten, die mehrere derselben bei ihrer Arbeit aufs Gräulichste

---

*) Sie erschienen später in den Jahrbüchern der Gegenwart, Februarheft 1846. Die Beschreibung der Fresken Zingaro's, welche dort gegeben ist, überhebt mich jedes speziellen Eingehens auf diese ausgezeichneten Kunstwerke.

zugerichtet haben. Neuerdings hat der Professor Stanislas Aloë den Anfang gemacht, diese Meisterwerke wenigstens durch Zeichnungen zu erhalten, von denen bereits sieben Blätter mit Erläuterungen erschienen sind.

Unsern letzten Nachmittag brachten wir auf dem neuen Campo santo zu, der sich auf einem Hügel unterhalb Capo di Monte an der Straße nach Capua mit seinen schimmernden Marmordenkmälern, antikisirenden Tempeln und gothischen Kapellen erhebt. Dieser Punkt, von dessen Höhe man die herrlichste Aussicht auf den Golf und den Vesuv genießt, gehört sicher zu den schönsten Neapels. Alle Anlagen sind mit der größten Sauberkeit gehalten, und hier unter Rosen- und Myrthengebüschen, im Angesichte höchster Naturschönheit, scheint es ordentlich eine Lust, begraben zu sein. Unter den tausenden von Inschriften fiel mir eine durch ihren rührenden Inhalt auf, die ein neapolitanischer Herzog seiner jungen Gattin gesetzt hatte. Sie lautete: Qui giace Vittoria Mormile, a cui piacque la vita e non increbbe la morte, perche sentiva di essere amata in terra e aspettata in cielo. Lo sventuratissimo di lei consorte duca di Casalaspro questa memoria pose. Zu deutsch: Hier schläft Vittoria Mormile, der das Leben lieb war, und die der Tod nicht schreckte, weil sie sich geliebt auf Erden und im Himmel erwartet wußte. Ihr unglückseliger Gatte, der Herzog von Casalaspro, setzte ihr dies Denkmal.

Die Sonne sank allmälig hinter Ischia's Felsenhäuptern ins Meer hinab. Ihre Flammengluth umstrahlte mit rothem Purpurscheine den Himmel und die Spitzen der Somma und des Vesuv. Rings um uns her war es so friedenvoll still in diesem marmorgeschmückten Lustgarten des Todes. Das Brausen der tobenden Stadt klang kaum wie fernes Käfergesumme zu uns herüber; vor uns breitete das blaue Meer, im schönsten Abendlichte blitzend, seine entzückende Klarheit aus. Es war mir, als wolle die ganze Natur

dieſes Paradieſes von Italien dem Scheidenden noch einmal zeigen, wie ſchön ſie ſei. Ich habe Euch oft über Neapel geklagt, aber legt davon die Schuld nur immer mir zur Laſt. Friſche Vollkraft geſunder Leiblichkeit, die allen Sinnen ſtete Genußfähigkeit verleiht, gehört dazu, um es ganz zu würdigen und zu genießen, und eben dieſe war mir verſagt. Und doch — als ich von dieſer Höhe den letzten Blick auf alle die unendliche Pracht und Schönheit that, ſagte ich mir zum Troſte, des bekannten Spruches gedenkend: „du haſt Neapel geſehen und du kannſt ſterben.“

IV.

Ein Winter in Rom.

Terrarum domina gentiumque Roma,
Cui pur est nihil et nihil secundum.

Martial.

O Roma nobilis
Orbis et domina,
Cunctarum urbium
Excellentissima,
Roseo martyrum
Sanguine rubea,
Albis et virginum
Liliis candida,
Salutem dicimus
Tibi per omnia!
Te benedicimus,
Salve per saecula!

(Altlateinischer Hymnus aus dem achten Jahrhundert.)

Rom, den 18. October.

Das erste Gefühl, dem ich von hier aus gegen Dich Worte geben muß, ist die beglückende Empfindung, wieder in Rom zu sein, wo ich gestern Abend mit Freund Hettner glücklich angelangt bin. Rom hat von allen Städten der Welt das Eigene, daß es fast jedem Fremden dort bald heimisch wird, und daß sich jeder, der einmal seinen geheiligten Boden betrat, mit unwiderstehlicher Gewalt wieder und immer wieder dahin zurückgezogen fühlt.

Unsere Rückreise nahmen wir auf der Straße, welche von Capua aus über Calvi und San Germano, Ceprano und Frosinone führt. Die Gegend zwischen Calvi und San Germano ist ungemein einsam; nur selten begegnet man einem vereinzelten Gehöfte, das Reisenden und Fuhrleuten zur Herberge dient. San Germano erreichten wir noch zeitig genug, um einen Blick auf Stadt und Umgegend zu thun. Die Stadt liegt am Fuße der Berge, auf deren Höhen sich an der Stelle eines alten Apollotempels das heiter prachtvolle Benediktinerkloster Monte Casino erhebt. Unterhalb der freundlichen Stadt durchrauscht der wildströmende Rapido ein grünbebuschtes Thal. Reste alter Bauten, eines Amphitheaters, einer Villa Varro's in der Nähe der Stadt, welche auf den Trümmern der alten Volskerstadt Casinum erbaut ist, Trümmer von einem Theater, Tempeln und Grabmälern, antike Marmorsäulen in den

Kirchen geben Zeugniß von ihrem Glanze in römischer Zeit. Die Gegend ist fruchtbar und die Aussicht auf Thal und Waldgebirge äußerst anmuthig. Leider mußten wir es uns versagen, unsern Freund, welcher als Gast der frommen Väter von Monte Casino unter den Schätzen ihrer weltberühmten Bibliothek seine lombardischen Studien verfolgt, dort oben zu besuchen, obschon er uns ihre Gastlichkeit sehr gerühmt hatte. Bei einem Einkommen von dreihunderttausend Scudi, wie sie das Kloster besitzen soll, läßt sich allerdings schon Hospitalität üben.

In Ceprano (dem alten Fregellä) erreichten wir um Mitternacht die päpstliche Gränze, und hier erwartete uns bei der Visitation der Pässe eine traurige Scene. Ein Kaufmann aus dem österreichischen Italien, welcher mit seiner Frau sich unter unserer Reisegesellschaft befand, wurde plötzlich aus dem Wagen zitirt, um sich wegen einer Paßunrichtigkeit zu verantworten. Die guten Leute, welche auf die Nachricht, daß ihr in Rom bei Verwandten zurückgelassenes Kind schwer erkrankt sei, Neapel schleunig verlassen hatten, waren unterwegs mit ihrem Schmerze der Gegenstand unserer allgemeinen Theilnahme gewesen. Die Nachricht von jenem Unglücksfalle hatte den Mann in der Angst seines Herzens die Vorsicht vergessen lassen, sich vor der Abreise zu überzeugen, ob in dem von dem Lohnbedienten in Neapel besorgten Passe auch alle die vielen erforderlichen und von ihm bezahlten Visa richtig vorhanden seien. Jetzt traf ihn wie ein Donnerschlag das Schreckenswort des päpstlichen Grenzpolizisten, daß dem sonst völlig in Ordnung befindlichen Passe das Visa des päpstlichen Nuntius zu Neapel fehle. Dies Visa ist neben den übrigen eine reine Formalität, aber die damit für den Nuntius verbundene Einnahme von nahe zu einem preußischen Thaler für jede solche Unterschrift ist in einem Lande, wo so viele Tausende von Fremden hin und her reisen, für die päpstlichen Botschafter so bedeutend, daß der allerchristlichste Staat mit eiserner Strenge gegen jede Umgehung verfährt. So

waren denn auch alle Bitten und Vorstellungen fruchtlos. Die armen Eltern mußten ihre Plätze in der Diligence aufgeben und in dem erbärmlichsten aller Felsennester so lange zurückbleiben, bis ihr Paß zurück nach Neapel gesendet und von da mit dem fehlenden Visa versehen wieder nach Ceprano zurückgelangt sein würde, worüber im besten Falle so ziemlich eine Woche vergehen konnte. Nach deren Ablaufe, wenn Alles gut ging, mochten sie zusehen, wie sie von Ceprano weiter nach dem noch siebzig Miglien entfernten Rom kommen wollten, da die Diligence, welche nur zweimal wöchentlich diese Straße passirt, zu dieser Zeit selbst in Neapel schon immer auf einige Tage voraus besetzt war. Der stumme Jammer der unglücklichen Eltern rührte selbst das Herz des armen Polizeibeamten, der in seiner armseligen, drei Stock hohen Spelunke, zu der wir uns, um vorzubitten, hinaufgetastet hatten, wiederholt betheuerte: daß er die Herrschaft gern durchlassen möchte, wenn es mich nicht, setzte er mit einem Seufzer hinzu, meinen Dienst kostete. Als wir in den Wagen stiegen, wünschten wir uns Glück, daß unser Paßbesorger ehrlicher gewesen war. Von allen Behörden aber, mit denen ein moderner europäischer Paßmensch zu thun hat, sind die päpstlichen Nuntien die theuersten und saumseligsten, und manchen italienischen Platzbedienten habe ich bei seinen Gängen klagen hören, daß keine Polizeibehörde, kein Konsul und Ambassadore sie so viel vergebliche Gänge machen lasse als diese nuntii maledetti des allerheiligsten Vaters zu Rom.

Von Ceprano nach Frosinone führt der Weg auf der alten Via Latina durch ebenes Buschland und über wohlangebaute Hügel aufsteigend am Gebirge hin nach Frosinone, dem Hauptorte der Provinzia di Campagna, das hoch oben auf einem steilabschüssigen Felsen uns in der aufgehenden Morgensonne entgegenglänzte. Mit der wilden Romantik der Gegend standen Bauart des Orts und Physiognomien der Bewohner in Einklang. Ich erinnere mich nicht an irgend einem Orte des römischen Gebirgs diesen Ausdruck

trotziger Verwegenheit gefunden zu haben, der hier alle Gesichter bezeichnete. Lautlos und finster, ohne Erwiederung unserer Grüße, starrten sie uns an, als wir zu Fuße die durch den Felsen gesprengte Straße passirten, welche sich mitten durch die Reihen düsterer Spelunken hindurchzieht. Von Frosinone abwärts senkt sich die Straße hinab in das Thal der Campagna, welches rechts von den Sabiner- und links von den Volskergebirgen begränzt sich bis nach Ceprano fortsetzt. Sieben Miglien weiter sahen wir hart am Wege Ferentino mit seinen Bruchstücken kyklopischer Mauern und römischer und mittelalterlicher Baureste ragen. Ferentino ist ausgezeichnet durch die Schönheit seiner Frauen, deren einige uns in ihrer malerischen Tracht begegneten: Mieder von rothem und hellgrünem Sammet, mit flatternden, gleichfarbigen Bändern geschnürt, die Arme von den glänzend weißen Hemden bedeckt, blaue, schmale Fürtücher mit breiten, weißen Querstreifen, auf den Köpfen weiße Schleier, die Hüften von dem weißen Halbrock umwallt.

Je näher man Valmontone kommt, desto freundlicher und angebauter wird das bisher öde Thal, aus dem sich Hügel mit Gärten und Weinpflanzungen erheben, die aber bald wieder verschwinden, je mehr man sich der grabesstillen Einsamkeit nähert, welche die heilige Roma umgiebt. Lugnano, ein elendes, verfallendes Städtchen, liegt auf der Höhe der Campagnafläche, die von dem Tiberthale unmerklich sich bis zu neunhundert Fuß über dem Meere erhebt. Von hier aus hat man die weiteste Aussicht auf die Albaner- und Sabinerhöhen mit ihren Felsenstädtchen und Burgtrümmern. Hart am Wege, auf einem einsamen Tuffsteinfelsen, an dessen Fuße ein schilfiger Sumpfsee pestschwangere Dünste aushaucht, an der Stätte des alten Labicum, liegt Colonna, der Stammsitz der einst mächtigsten römischen Fürstenfamilie, jetzt im tiefsten Verfalle. Dort eine halbe Stunde davon, rechts am Wege, schimmert ein Wasserspiegel in der Höhlung eines ausgebrannten Kraters. Es ist der See Regillus, an dessen binsen-

umkränzten Ufern das Heldengedicht der ersten römischen Geschichte den Heroenkampf der jungen Römerrepublik mit den Latinern geschehen läßt, jenen Riesenkampf, worin die Götter sichtbar eintreten und entscheiden, und in welchem das fluchbeladene Geschlecht der Tarquinier unterging.

Wie friedlich ruht der goldene Spätsonnenschein des schönsten Herbsttages auf dem gelbbraunen Hügelmeere der stillen Campagna, deren Trümmerwelt sich von der Höhe herab vor uns ausbreitet, und bei deren Wiedererblicken uns vor Freuden das Herz aufgeht! Selbst das Gesicht des mürrischen Kondukteurs überfliegt ein Strahl der stolzen Freude, mit welcher jeder Römer den Namen seiner Stadt ausspricht, als er eben jetzt mit der Hand auf die majestätisch am Horizonte auftauchende Peterskuppel zeigend sein Ecco Roma! ausruft. Dort auf der Höhe jener weißschimmernden Bogenreihe strömen die Wasser der Acqua Felice, des fünften Sixtus ruhmvolles Geschenk, der Stadt zu, welche seit diesem Träger der dreifachen Krone keinen seines Gleichen mehr gesehen. Die altergebräunten Trümmer von Gräbern und Villen, von mittelalterlichen Kastellen und antiken Wasserleitungen zur Rechten und Linken des Weges flammen dunkelroth in der sinkenden Sonne. Hirtenkinder spielen mit zottigen Hunden vor dem Eingange eines Mausoleums, dessen Inneres die Asche der Todten den Lebendigen zum Wohnsitze überlassen hat. Da ist Torre Pignattara, einst der Grabtempel der Mutter Konstantins, deren großer Porphyrsarg längst in das Museum des Vatikans gewandert ist. Höher und höher herauf steigt die Siebenhügelstadt. Der schwarzjäckige Postillon schwingt mit lautem, jauchzenden Rufe die Geißel um den grauen Spitzhut, und läßt sie knallend zwischen die Schimmel niedersausen. In wilderen Sprüngen brausen sie dahin; noch eine halbe Stunde und der kolossale, inschriftbedeckte Bogen der Klaudischen Wasserleitung, Porta Maggiore geheißen, führt uns hinein in die Stadt der Städte, in das uralte, ewige Rom.

Zwei päpstliche Gensdarmen zu Pferde eskortiren uns durch die ganze Länge der Stadt bis zur Dogana, welche in dem säulengezierten Bau eines alten Tempels ihren Sitz aufgeschlagen hat. Während die Zöllner dort unsere Sachen durchwühlten, besahen wir draußen die alte, marmorne Tempelfaçade mit den eilf prächtigen, vierzig Fuß hohen Marmorsäulen. Endlich war auch dies überstanden, und zehn Minuten später empfing uns unsere freundliche Wohnung auf der kleinen, ruhigen Piazza di Poli, zwischen Korso und Quirinal, unweit der Fontana Trevi, deren kühles Rauschen wie Musik durch die stille Abendluft zu uns hinauf drang, während die freundlichsten aller römischen Wirthsleute, Signor Luigi Santini und seine Signora Lucia die heimkehrenden Ankömmlinge mit den herzlichsten Grüßen empfingen.

Den 20. October.

Rom zu sehen ist ein großes Glück, es wiederzusehen ein noch größeres. Gleicht das erste dem unruhigen Entzücken des Brautstandes, so ist das zweite dem ungleich höheren, ruhigen Genusse zu vergleichen, den die befriedigte Seligkeit einer glücklichen Ehe gewährt. Es geht Nichts über die Empfindung, sich in dieser wunderbaren Welt heimisch zu fühlen. Die Straßen, die Plätze, die Menschen, das Leben, die Bauwerke, die Ruinen, die Kunstwerke, das Alles erscheint in einem neuen und doch nicht befremdenden Lichte. Alles Große, Mächtige, Schöne, das ich in den ersten Tagen begierig wieder aufgesucht, erscheint mir noch größer, schöner und erhabener. Es ist, als hätte sich jetzt erst Sinn und Auge genügender geschärft und ausgeweitet, um es in seiner wahren Gestalt ganz und völlig aufzunehmen. Kolosseum und Peterskirche, Säulen und Obelisken, Paläste und Triumphbogen schienen mir alle über das frühere Maaß hinausgewachsen.

Ich hatte Rom im Sommer verlassen, öde und fremdenleer, belastet von der

„umwölkt schwermüthigen Fieberluft,“

welche Alles, was ihr irgend zu entfliehen die Mittel besitzt, ja selbst die Bettler der spanischen Treppe, auf die Gebirgshöhen der grünschattigen Albaner- und Sabinerberge treibt; umqualmt von dem Rauche zahlloser Feuer, die man Abends zum Schutze gegen die Aria cattiva aus allen Vignen und Gärten innerhalb und außerhalb der Stadt auflodern läßt. Die Fiebergöttin, welcher die alten Römer nicht umsonst Tempel und Altäre weihten, hatte ihren Einzug gehalten in die unter der schwülen Sciroccogluth erzitternde Stadt, und die Gewitter, welche von Zeit zu Zeit auf Augenblicke die Atmosphäre plötzlich abkälteten, dienten nur dazu, die Zahl ihrer Opfer zu mehren. Alle Fernen erschienen in bleiches Nebelgrau gehüllt, und Rom selbst, von der Ferne aus gesehen, war fast immer von trüben Dunstmassen umgeben, welche sich wie ein Leichentuch über die fieberschwangere Stadt zu breiten schienen.

Wie anders war jetzt das Alles geworden in diesen herrlichen Tagen des scheidenden Octobers, dessen fröhliche Festlust, wenn auch nicht mehr ganz in der Ausgelassenheit, wie sie frühere Reiseberichte schildern, die Stadt belebte. In der krystallhellen Luft erschienen alle Formen und Farben wieder zum Dasein erwacht. Wie entzückt schweifte gestern das Auge von der Höhe des Kolosseums über die weite Fläche der Campagna zu den farbenduftigen Höhenzügen der Sabiner- und Albanergebirge mit ihren schimmernden Felsenstädtchen, ihren immergrünen Eichen- und Kastanienwäldern, während hinter uns der silberreine Himmel sich über der in der Abendsonne glühenden Peterskuppel und den Pinien des Monte Mario wölbte! Wie lustig brodelte das Menschenleben in den engen Straßen in der Nähe des Kapitols und der Piazza Montanara, auf Piazza Barberini und vor und in den Schenken und Osterien con cucina! Wie lebhaft wogte das Fremdengewühl im Korso und der Via del

Babino, auf dem spanischen Platze und dem Monte Pincio! Ueberall begegnen uns bekannte Gesichter, freundliche Empfangsgrüße zurückgekehrter Bekannten und Landsleute, die dem Wiedergekehrten mit jener Herzlichkeit die Hand entgegenstreckten, welche inmitten einer fremden Welt so viel leichter die Menschen verbindet. Und wie war sie wieder gefüllt, die alte spanische Riesentreppe, mit den Modellen von Räubern und Hirten, Pilgrimmen, Gebirgsweibern, Schäferknaben und mit den stehenden Figuren ihrer berechtigten Krüppel und Bettler, deren Domaine sie seit unvordenklicher Zeit, und die der Anfang der stagione des Winters alle wieder aus ihrer Villeggiatur nach Rom zurückgeführt hatte. Wie lustig rutschte der weltbekannte Ohnebein in seiner schwarzen Sammetjacke von einer Seite der mittleren Terrasse, auf welche die Doppeltreppe mündet, zur andern, und ließ sein grüßendes und wiedererkennendes buon giorno Signore, ben tornato Signore! begleitet von dem gewährungssicheren *oggi* c'e qualche cosa pel vostro poverello? una bellissima giornata oggi, Signore! erschallen. Und wie klappern ihm die Bajocchi zu, denn es ist wirklich „ein schönster Tag heute," und man giebt noch einmal so gern, wenn helle Luft das Herz leicht und fröhlich macht, und wenn selbst der wiedererkennende Gruß des Bettlers uns das Heimathgefühl in der Fremde, das Gefühl in Rom heimisch zu sein, zum Herzen trägt.

Ein Octoberfestabend in Rom.

Den 21. October.

Für die noch übrigen Octobertage wird unser Besuch der Alterthümer und Museen noch ausgesetzt. Der October ist der Monat des fröhlichsten Volkslebens in Rom, das überhaupt nur in den Octoberfesten und im Carneval zum Vorscheine kommt.

Reumont hat Recht: die Römer sind, was Vergnügungen anlangt, ein genügsames Volk. Das Rennen und Jagen nach Lustbarkeiten und sogenannten Volksfesten, zu denen in unseren großen Städten hunderte von Vergnügungsorten mit ihren Tivoli's, Rutschbahnen, Tagstheatern, Gartenkonzerten, Tanzsälen, Blumenausstellungen, Spielveranstaltungen, Schützenfesten u. s. w. Gelegenheit bieten, ist den Römern ein völlig Fremdes, und ein Bürger Hamburgs, Berlins oder gar der Phäakenstadt an der Donau würde sich hier, wo kaum ein Paar elende Osterien vor den Thoren die Möglichkeit einer Erfrischung bieten, und wo von allen jenen Herrlichkeiten der Kaffeegärten und Moabits gar keine Spur vorhanden ist, zum Sterben langweilen. Mehr oder weniger gilt dasselbe Verhältniß für alle großen Städte Italiens. Der Römer, wie der italische Städtebewohner überhaupt, lebt in der Stadt, deren Korso's und Café's dem einen, wie die räucherigen Osterien mit und ohne Garküche dem andern Theile der Bevölkerung alle jene nordischen Lustanstalten ersetzen. Die Natur außerhalb der Stadt genießt er höchstens in den Monaten der Villeggiatur, für die übrige Zeit bringt ihn nicht leicht etwas zum Thore und ins Freie hinaus. Volksfeste im eigentlichen Sinne des Worts giebt es aber außer den beiden obengenannten für den Römer keine. Dafür treten die religiösen Kirchenfeste ein, unter denen das Fest des heiligen Antonius von Padua, und das der Assunta der Madonna die populärsten sind. Rechte Fröhlichkeit aber, wie ich sie bei solchen Kirchenfesten in Neapel, und selbst in den kleinen römischen Gebirgsstädten Albano, Genzano, Frascati, Marino u. a. beobachtet, zu denen bei solcher Gelegenheit auch wohl Römer hinausziehen, habe ich in Rom selbst bei keinem Kirchenfeste wahrgenommen. Erst seit gestern weiß ich, daß auch die sonst immer ernsten und apathischen Römer der lauten Freude fähig sind.

Es war etwa vier Uhr gestern Nachmittags, als wir, müde vom Sehen der Antikensammlung, aus dem Kasino der Villa Borghese

in den stillen Park hinaustraten, welcher in der lautlosen, groß-artigen Ruhe eines sanften, römischen Herbstnachmittags mit seinen hohen Piniengruppen, immergrünen Eichengängen, seinen frischen, von schönem Vieh beweideten Wiesenmatten, seinen ewig sprudeln-den Kaskaden und Springbrunnen, deren eintöniges Rauschen den Frieden und die Stille der Einsamkeit nur noch fühlbarer macht, uns in aller seiner Schönheit empfing. An den stillsten und ein-samsten Plätzen bildeten hier und da ein Paar Mönche oder son-stige Geistliche eine mit dem sanft schwermüthigen Charakter des Ganzen harmonirende Staffage. In der unbewegten Luft zitterte das milde, halbgebrochene Licht, welches bei leise umschleiertem Himmel der Herbstlandschaft einen so unaussprechlichen Reiz ver-leiht. Es ist der Zauber, den die Schönheit selbst da über uns ausübt, wo sie schon im Verwelken begriffen erscheint, jener Zauber, welcher oft der sterbenden Rose über die frischeste Blüthe den Sieg verleiht. Niemals erschien mir dieser majestätische Park mehr der Ehre würdig, der Garten des Volks der ewigen Stadt zu heißen. Wenige Schritte von ihrem Thore — es ist die Porta del Popolo — öffnet er seine gastlichen Pforten dem römischen Volke von heute, und weit hinauf nach Porta Salara und Ponte Molle zu, sich über Hügel und Thäler streckend, mit Schattengängen und Waldesgrün, Weideplätzen und Fruchtgärten, Weihern und Teichen, ungeheuren freien Plätzen und Weitungen, Nutz- und Prachtge-bäuden, breiten Fahrwegen und Wandelgängen, ist er groß genug, ganz Rom an festlichen Tagen nebst allen seinen fremden Gästen in sich aufzunehmen, wie das noch am vergangenen Sonntage bei Gelegenheit des letzten der Octoberfeste der Fall war, welche die Liberalität des fürstlichen Besitzers alljährlich an diesem Tage dem römischen Volke zu geben gewohnt ist.

Der Lärm dieser Volksfeste war verhallt. Sie waren dies-mal ungewöhnlich glänzend gewesen, weil die Geburt eines jungen Sprößlings der fürstlichen Familie Veranlassung geboten hatte, sie

noch reicher auszustatten. Heute war alles still, denn die letzten Wochen des Octobers bleiben noch immer der Trauer geweiht über den Tod der schönsten Rose von Rom, der jungen Fürstin Borghese, deren plötzliches Hinscheiden vor einigen Jahren in diesen Octobertagen die jubelnde Festlust in allgemeine Trauer verwandelte.

Ich hatte von diesen Octoberfesten der Villa Borghese wenig gesehen. Erst in der Mitte des Monats von Neapel zurückgekehrt, hatte mich körperliches Mißbefinden mehrere Tage am Ausgehen verhindert. Jener Verlust war indeß leicht zu verschmerzen. Volksfeste, die dem Volke gegeben werden, sind so ziemlich überall in den Hauptzügen dieselben; und wie sich dergleichen speziell in Rom ausnimmt, hatte ich zu Anfange meines römischen Lebens im Juni bei dem Feste der Tombola in der Villa Borghese wahrzunehmen Gelegenheit genug gehabt. Desto mehr verlangte mich nach den Octoberfesten, die sich das römische Volk selbst giebt, nach dieser weinfröhlichen „Allegria“ der aus dem Alterthume, wie so vieles Andere, erhaltenen Dionysien, deren bacchische Festlust uns die Maler und Poeten so warm und begeistert in unserem Norden vorzuführen seit langen Jahren beflissen gewesen sind. Noch neulich hatte ich Wilhelm Müllers Schilderung gelesen. Freilich ist in der enthusiastischen Darstellung dieses vortrefflichen Mannes noch ein gewisses arkadisches, schäferhaftes Etwas, ein gewisser rothbebänderter Styl mit Blumenstrauß im Knopfloche, was Alles jener Zeit angehört, aber uns nicht mehr zusagt. Wir sind nicht mehr so glücklich unbefangen wie diese glückseligen Besucher Italiens, diese schwärmenden Hesperienfahrer aus den ersten zwei- bis dritthalb Jahrzehenden unsers Jahrhunderts. Wir sehen nicht mehr, was sie sahen, weil wir uns dem romantischen Eindrucke nicht mehr so mit ganzer Seele, mit aller Energie eines nur auf das Kunstschöne gerichteten Interesses hinzugeben vermögen. Wir sehen nicht mehr mit ihren Augen. Damals, nach der ungeheuren Blutarbeit des Weltkampfes, in den Jahren, wo Müller sein „Rom, Römer und

Römerinnen" lebte und schrieb, sehnte sich die ermattete Welt nach genießendem Ausruhen. Die Gegensätze lagen friedlich nebeneinander, die Lämmer spielten bei den Wölfen, und ein deutscher Römer sah z. B. in Mönchen und Pfaffen nur künstlerische Staffagen, oder, wenn er langhaariger, altdeutsch christlicher Frömmigkeit beflissen war — und wie wenige waren das nicht? — romantisch ehrwürdige Träger des christlichen Geistes. Wie hat sich das jetzt Alles geändert!

Aber nicht bloß unsere Augen und Augengläser haben sich geändert, auch die Menschen und Dinge haben sich dem Einflusse der Zeit selbst hier nicht ganz entziehen können. Rom, Römer und Römerinnen sind auch in der Wirklichkeit nicht mehr ganz und völlig dieselben, wie sie der liebenswürdige Sänger der Müllerlieder sah und beschrieb. Der unglaublich gesteigerte Zudrang der Fremden hat nicht bloß über einen Theil des steinernen Rom den Kalkverputz und die gleißende Tünche einer äußerlich herangekommenen Kultur gebracht. Auch die Ursprünglichkeit und Naivetät der Menschen und Sitten, des ganzen Lebens hat wesentlich unter jenem Einflusse gelitten. Rom macht jedes Jahr einen Schritt mehr seinem Ziele zu, eine Weltstadt in dem Sinne einer modernen Badekönigin zu werden, mit allem Bazar- und Gasthofscharakter und der ganzen Lohnbedientenhaftigkeit solcher Orte. Ungeheure Fremdenkasernen im ächtesten Berliner und Hamburger Geschmack, mit ihren Fronten nichtssagend und geistlos wie die Paradelinie eines preußischen Garderegiments, steigen überall empor, zum widerwilligen Grimme der Künstler und alten Römer. Freilich ist eine behagliche Wohnung zu schätzen, und meiner geringen Einsicht nach sind winklichte, ofenlose Stuben, durch deren klaffende Thüren und Fenster der markdurchschneidende römische Winter- und Herbstwind pfeift, sind rauchende Kamine, Unreinlichkeit, Wanzen und Flöhe, dunkle, halsbrechende Treppen u. s. f. kein ganz unentbehrliches Erforderniß zur Glückseligkeit des Fremden in Rom. Mo-

derner Komfort ist eine sehr gute Gottesgabe. Aber darin liegt das Beleidigende, Zurückstoßende, daß aller Luxus äußeren Lebens, den in den europäischen Kulturstaaten, in Frankreich, England und Deutschland die geistige Bildung, das geistige Bedürfniß erzeugt und veranlaßt hat und fortwährend begleitet, hier in Rom, in Italien überhaupt, völlig abgetrennt von aller geistigen Vermittelung bloß äußerlich übertragen erscheint. Das ist es, dieser Mangel an Zusammenhang von Geistigem und Materiellen, dieser klaffende Sprung ist es, der die italischen Café's, die Gesellschaften, den Kleiderluxus, das Glacéehandschuhmäßige dieser äußerlichen Kultur in Rom wie in Neapel und Palermo so widerlich erscheinen läßt. Alles, was sich durch die Kleidung vom Volke getrennt und losgesagt hat, ist in seiner Erscheinung ein auf zwei Beinen herumwandelnder Widerspruch: kein Pariser und kein Römer, obschon ein Pariser seinen Rock und ein Römer ihn selbst gemacht hat. Daher das Charakterlose, Verblasene und Gemachte in so vielen unter den Paini's, namentlich den Männern. Nur wo die schwarze Sammtjacke und die bunte Schärpe erscheinen, ist noch nationale Bestimmtheit, Energie des Charakteristischen vorhanden.

Unter solchen Gesprächen trat ich mit dem Freunde aus dem Thore der Villa. Wohin jetzt noch? Wo sehen wir Octoberlust und ächte Allegria des Volks? „Dazu ist heute gerade die beste Gelegenheit!" rief uns der Maler Rudolf Lehmann zu, der meine Frage unbemerkt vernommen hatte. „Denn heute ist der Tag des Sanct Crispinus, des Schutzheiligen der edlen Schusterzunft, und vor Porta Angelica findet Ihr heute sicher das lustigste Leben. Denn die Calzolaji von Rom sind ein fröhliches Volk."

Wir folgten dem Rathe und machten uns auf den Weg. Von Villa Borghese bis vor Porta Angelica ist eine gute Fußstunde. Wir waren schon seit drei Stunden auf den Beinen, und der Weg ward uns bitterlich schwer. Aber wer in Rom mit bescheidenen Mitteln lebt, muß sich das Fahren vergehen lassen,

zumal in der Zeit, wo man eines Wagens am benöthigtsten wäre, in der Winter- und Regenzeit. Hier gedachten wir seufzend Neapels und seiner so wohlfeilen Droschken und Fiaker. Dort fährt man für einen Carlin (drei Silbergroschen) den weitesten Weg innerhalb der gewaltig langen Stadt, und in den Omnibus noch billiger. In Rom, wo Alles Privilegium ist, wo zum Besten Einzelner die Bornirtheit des Pfaffengouvernements alle übrigen in Kontribution setzt, sind die Wagenpreise für Kassen wie die meine unerschwinglich. So z. B. hatten wir für einen Weg nach Villa Pamfili hin und zurück einen Fünffrankenthaler, und am Sonntag für eine Spazierfahrt von zwei Stunden vor den Thoren zwei Scudi (drei Thaler Preußisch) bezahlt. Und das sind nicht etwa Prellpreise. Nein, ein alter Römer, Freund Steinhäuser, hatte sie bedungen. Omnibus und einspännige Droschken existiren nicht, nur zweispännige Carozze, die dabei keineswegs sehr elegant sind. Wohlfeile Fahrmittel dürfen sich nicht aufthun, weil die Besitzer der Miethkutschen privilegirt sind. Nur an einem einzigen Thore giebt es ein Paar Omnibus, nämlich an Porta San Paolo, die von Piazza Venezia nach der Kirche San Paolo fuori le mura führen. —

Von Porta del Popolo die Ripetta entlang dem Hause vorbei, wo Goethe von der anmuthigen Mailänderin, seiner reinsten römischen Liebe, einst so schweren Abschied nahm, wanderten wir durch die belebten Gassen der Engelsburg zu. Man merkte den Gruppen der Begegnenden an, daß heute Octoberfesttag sei. Montag und Donnerstag sind nächst dem Sonntag die rechten Tage der Allegria. Häufiger als in den frühern Tagen begegneten uns heute die Festwagen voll geputzter Mädchen, volle Blumenkränze auf den schwarzen Spitzhüten oder im freien Haar; in ihren Händen tanzte und schwirrte brausenden Klanges das Tamburin, weithin gellten die hellen Töne der Ritornellgesänge; so fuhren sie sausend und brausend an uns vorüber. Junge Bursche, bald in großen sechs-

bis acht- und mehrsitzigen Wagen, zwei- und vierspännig, ihnen nach, eben so festlich mit Blumen und Kränzen geschmückt. So singend und jubelnd mit Tamburin- und Castagnettenklang durch die Straßen zu fahren oder in die nahen Osterien vor dem Thore, und nach augenblicklichem Verweilen weiter zu eilen und Tanz und Sang am nächsten Orte zu erneuern, darin besteht die ganze Hauptlust dieser Octoberfeste. Dem Forestiere geht es oft wunderlich. Ich habe gar manchen getroffen, der von dem Tanz im Freien, in den Höfen und Gartenplätzen der Schenken nichts gesehen hatte, weil er just nicht zur rechten Stunde oder gar am Ende nicht am rechten Tage oder am rechten Orte sich eingefunden hatte. Es ist nicht wie bei uns, wo in den Volksschenken dieselbe Gesellschaft Tage und Nächte durchtanzt nach bestellter, bezahlter Musik. Wo sich Gesellschaften von Mädchen und Burschen mit einigen Zither- und Mandolinenspielern begegnen, wo ein Tamburin den Saltarello aufrauschen läßt, da beginnt der Tanz, die Allegria. Dann zerstreuen sie sich wieder, die einen hierhin, die andern dorthin. Alle Wagen, die uns heute auf unsrer Wanderung begegneten, waren mit Minenten besetzt, oder doch mit Familiengruppen der niedern Bürgerklasse des Handwerks- und Gewerbsstandes. Gute Familienväter, wohlbeleibte Hausmütter (— nirgends in der Welt sah ich so viele wohlarrondirte Weibergestalten wie in Rom —) mit ihren schwarzlockigen Töchtern gönnten sich heute die Lust der Carozza. Darauf sparen sie, wie auf das Carneval, das ganze Jahr. In Kleidung mäßig — in Wohnung und Hausgeräth über alle unsere Begriffe sich behelfend, mit dem Allernothdürftigsten, auch in der Leibesnahrung und Nothdurft des Essens und Trinkens bescheidener als wir nordischen Menschen, ist, neben Schmuck von edlem Metall und Steinen, für den Römer dieser Klassen der höchste Genuß, in carozza zu fahren.

Und wie malerisch, wie wundervoll gruppirt ist solch eine Carozza voll junger Mädchen im bunten Blumenschmuck, wie sie da

eben an uns vorüber der Engelsbrücke zufährt! In der zurückgeschlagenen Kutsche lehnen und sitzen sieben bis acht blühender Mädchen, zwei bis drei im Fond, die mittlere etwas erhöht, ihnen zur Seite stehen auf den Kissen zwei der jugendlich schlanksten Gestalten an das halb zurückgeschlagene Gefälte des Wagendaches gelehnt. Auf dem Rücksitze und auf dem Kutschbocke ist gleichfalls Alles besetzt. Die hohen, blumenumkränzten Hüte, die feurigen, scharfgeschnittenen Gesichter mit den stolzen Brauen, den edlen Stirnen, den gluthdunklen Augen — die anmuthvollste Gruppirung des Ganzen — man kann nichts Schöneres sehen! Und diese Fülle von Blumen! Es sieht aus von fern wie ein wandelndes Blumenbeet. Da rollen sie hin über die Engelsbrücke, von fröhlichem Freuden- und Beifallsgeschrei der Begegnenden begrüßt. Eilen wir ihnen nach. Schon schwillt der Strom der nach Porta Angelica hinaus wallenden Menge, und draußen, wo sich an verschiedenen Wegen die Vignen und Osterien hinziehen, klang uns gleich aus der nächsten das Tamburin und der begleitende Tanzgesang entgegen. Als wir eintraten, waren Tanz und Gesang eben zu Ende, also weiter gewandert. Und je weiter wir kamen, desto lauter umrauschte uns die Allegria. Auf der Straße selbst tanzten die Paare zum Tamburin und zur Mandoline. Augenblicklich schließt so ein Paar ein enger Kreis ein. Die Tanzenden, Mädchen und Bursche, oder auch verheirathete Frauen und Männer, oft auch Männer und Männer, Mädchen und Mädchen, haben sich zufällig gefunden. Der Saltarello beginnt, das Paar tanzt. Da springt ein anderer oder zwei aus dem Kreise hervor und verdrängen ohne Gewaltsamkeit einen oder beide Tanzende, und setzen an ihrer Stelle den Tanz fort. Dies Verdrängen und Ablösen geschieht, indem das Mädchen oder der Bursch mit einem geschickten Sprunge vor den einen der Tanzenden mitten in den Tanz hineintritt, der ohne Unterbrechung eines Taktes weiter geht. Keiner nimmt das übel, nie entsteht darüber ein Streit, denn von der Gesittung der Feinheit, der Gen-

tilezza dieser Menschen haben wir in unserm Volke auch nicht den entferntesten Begriff. Wagen kommen daher gefahren, der Kreis wird zersprengt, aber im Nu bildet er sich wieder, oder erneuert sich zwanzig Schritte weiter. Wir traten in eine Osterie ein, wo gleichfalls die Octoberlust in ihrer Blüthe war. In dem kleinen Hofe der Vigne, auf unebenen, staubigen Plätzen ward getanzt. Ich erkletterte die steinerne Einfassung einer Cisterne, um in den dichtesten Tänzerkreis zu schauen. Drei der reizendsten Mädchen schlugen das Tamburin. Daß unser Volk dies Instrument nicht hat, welches stets bei der Hand ist, das jeder leicht spielen kann, dessen klingender, dumpfschmetternder Ton mit wunderbarer dämonischer Macht die Fröhlichkeit und Lust des Tanzes erregt, ist nicht genug zu beklagen. Italien und italische Festlust ohne Tamburin ist gar nicht zu denken; keine Musikbande, keine gemietheten Fiedler, keine bezahlte Janitschaarenmusik ersetzt dieses ächte Instrument der Volksfestmusik, das diese glückseligen Menschen des Südens von ihren heidnischen Ahnherren, diesen Meistern ächter Volksfestlust, mit so manch anderm Nachlaß überkommen haben. Wie begeisternd wirbelten die rauschenden Klänge, wie trompetenhell schmetterte das eigenthümliche, mir ganz unnachahmlich scheinende, gesangartige Geschrei der Tanzlieder dazwischen! Und nun der Saltarello selbst, der Tanz! Goethe beschreibt ihn, aber wie unzureichend. Er erwähnt nicht, daß seine größte Schönheit in den Linien besteht, namentlich in den ellipsenartig sich schwingenden Rundfiguren, welche die Tanzenden, hart aneinander, das Gesicht sich zugekehrt, in zierlichsten und zugleich schnellsten Pas, in den reizendsten, wahrhaft entzückenden Stellungen beschreiben. Bald stemmen sie, nach raschem Händezusammenschlag, die Arme in die Hüften, bald schweben sie, nach einer Seite geneigt, die Hände in der Luft, mit den Fingern schnalzend oder mit Kastagnetten knatternd im graziösesten Neigen und Beugen in die Runde, trennen sich, wenden sich, nähern sich wieder, klatschen

in die Hände, wagen den kühnen Sprung der dionysosbegeisterten Mänade, suchen sich, fliehen sich, finden sich endlich und schweben wiedervereint, doch ohne sich zu berühren, in der erwähnten Stellung ihre elliptische Bahn dahin. Und das Alles ist keine Verabredung, keine erlernte, ausstudirte Tanztour, nichts Auswendiggelerntes, Eingeschultes, mit tausend Seufzern vom Maitre Eingedrilltes. Nein, Blick hängt an Blick, weiß dem andern gleichsam im Augenblicke des Entstehens den Gedanken, den Vorsatz, den Willen der Wendung, der Beugung, der Aenderung der Figur abzulauschen. Oft wechselten die Paare, bis endlich zwei Mädchen gegenüberstanden, so schön, so glühend von Lust und so meisterhafte Tänzerinnen, daß der ganze Kreis der Zuschauer entzückt war und lange nicht litt, daß sie gestört wurden. Dies zu hindern reichten einige Ausrufe hin, die jeden Eindringling sofort zurückriefen. Erst als sie zu ermüden begannen, durften andere ihre Stelle einnehmen.

Auf dem Hofe der Vigne, unfern der Tanzenden, waren unter improvisirten Lauben oder auch im Freien gedeckte Tische hergerichtet. Wir waren hungrig und ließen uns die Maccaroni con regalie, gebratenes Huhn und den funkelnden Orvieto trefflich schmecken, während unsere Augen sich an dem Schauspiele um uns her weideten. Daß wir beim Kontomachen als Inglesi behandelt und unsere Zeche mit doppelter Kreide geschrieben wurde, versteht sich von selbst. Es war ja Octoberfest und obenein der Tag des heiligen Crispinus! Und warum hatten wir auch nicht vorher nach den Preisen gefragt.

Die einbrechende Abendkühle mahnte uns zum Aufbruche. Noch vor dem Thore, dem jetzt Wagen und Fußgänger zuströmten, holte uns eine, unter hellem Gesange gleichfalls zur Stadt zurückkehrende Gesellschaft ein. Es waren ungefähr gegen zwanzig junge Weiber und Mädchen, in zwei Reihen, Arm in Arm verschlungen, im Tanzschritte daherschreitend, von ihren Angehörigen und Brüdern, auch wohl von einzelnen Liebsten gefolgt. Andere

Mädchen und Männer schlossen sich dem Zuge an, dessen beiden vorderen Reihen auch wir uns zugesellten. Hier nun ward mir vollkommen die Festlust antiker Volksaufzüge und lustschwärmender fröhlicher Menschen vor die Augen geführt. Statt des Marmors, dessen Reliefrümmer ich in den düsteren Hallen der Museen bewundert, trat hier das warme pulsirende Leben, welches einst jenen Kunstwerken zum Vorbilde gedient, vor meine Sinne. Die Strophen der Ritornelle, welche die eine der Mädchen, gleichsam die Chorführerin, vorsang, und die die übrigen dann im Chore wiederholten; das Wechselspiel, in welchem hin und wieder einer aus der Menge eine improvisirte und im Chore wiederholte Zeile sofort mit einer sich passend anschließenden beantwortete, ließ die ersten Anfänge antiker Poesie gleichsam neu vor mir erstehen. Kaum wußte ich, wie mir geschah. Ein nie gefühltes Entzücken ergriff und durchdrang mich. Ich empfand, daß diese Festfreude, diese schöne Volksfestlust ein Religiöses, ein Frommes, ein Göttliches in sich trage, daß sie einst Verehrung des Gottes, geheiligter Kultus sein konnte.

Die Straßen, durch welche wir zogen, wimmelten von Menschen, die alle unsern Zug mit jubelndem Beifall begrüßten. Still und unheimlich wie Schatten glitten nur von Zeit zu Zeit die dunklen Gestalten der begegnenden Geistlichen mit ihren langen schwarzen ascetischen Gewändern und formverhöhnenden Kopfbedachungen an uns vorüber. Wagen von Kardinälen, die unsern Zug an die Seite drängten oder ihn für einen Augenblick zersprengten, wurden von der Menge mit lustigem Hohngeschrei und Pfeifen begrüßt. So ging es der Engelsburg zu. Hier vertauschte die Chorführerin mit einem Male die weithin gellende, unrhythmisch eintönige Ritornellweise mit einer Melodie, die zwar nur aus einem Satze bestehend, der sich immer wiederholte, doch mich in tiefster Seele ergriff. Die Weise hatte etwas Deutsches, und in den fröhlichen Durtönen doch etwas leise und lieblich Klagendes. Auch

waren die Worte, so viel ich davon verstand, Ausdruck der Klage über das Ausbleiben des fernen Geliebten.

So im Taktschritte schwebten sie dahin über die Brücke. Manchmal rauschte ein Tamburin brausend darein, oder schlangen die Töne der Mandoline sich um die süße Melodie, die sich immer und immer wiederholte, und doch statt zu ermüden bei jeder Wiederholung immer nur mehr entzückte. Es war, als könnte man diese einfache Tonverbindung Nächte hindurch hören ohne Sättigung. Es lag darin, daß man bei dem jedesmaligen langhingezogenen Schlußtone, mit welchem die Stimmen der Sängerinnen und Sänger immer aus dem Unisono in den harmonischen Doppelklang übergingen, immer schon mit neuer Lust dem Wiederanfangen entgegenhorchte, — es lag, sage ich, für mein Gefühl darin so recht der tiefe Naturausdruck der ungestillten Sehnsucht, des sehnenden Verlangens.

Endlich hielt der Zug in der Via Paola vor einer Osterie. Hier wurde ein neues Lied angestimmt. Dann ergoß sich plötzlich der ganze schwärmende Zug in die offenen Thüren der hellerleuchteten Osterie. In den ersten Gemächern saßen Zechende und Schmausende an ihren Tischen. Vorbei ging es mit Gesang und Klang in die Küche, wo an hellprasselndem Heerdfeuer Wirth und Wirthin für den Appetit der Gäste die duftenden Fritto's und die glänzenden Maccaronischlangen zurichteten. Im Umsehen war der Raum gefüllt, Zuschauer drängten nach, Tische und Bänke, mit denen auch der Küchenraum zur Schmaushalle eingerichtet war, wurden erstiegen. Denn schon hatte das Geschmetter des Tamburro den Saltarello beginnen lassen. Nie in meinem Leben vergesse ich dies Bild. Am Feuer der geschäftige Oste mit seinem Weibe, hartbedrängt von dem Kreise der Tanzenden und dem Zuströmen der Zuschauer, aber fröhlich und wohlgemuth sich in den Drang des Jubels fügend. Der Widerschein der rothen Flammengluth glänzte auf den ausdrucksvollen Gesichtern der Männer und Jünglinge, und umstrahlte

die Schönheit der tanzenden Mädchenpaare und die freudeleuchtenden Gesichter der Tamburinschlägerinnen, deren zierliche Finger in bacchantischer Lust über die tönende Fläche dahin glitten. Die Freude war allgemein, und auch über unsere Theilnahme freute man sich, und gab uns dies offen zu verstehen. Und nun über dem Ganzen schwebend der unsichtbare, geistige Zauber der Feinheit, des Maaßes, der anmuthvollen Gehaltenheit, jener angeborne Takt, der alle Lebensäußerungen dieses urschönen Volksstammes adelt und selbst ihre bacchische Festlust auch vor jeder Spur von Rohheit, Maaßlosigkeit und Gemeinheit bewahrt. Kein einziger Ton berührte widrig das Ohr. In dem Verhalten der beiden Geschlechter herrschte eine Unbefangenheit, gepaart mit einer Zartheit und Feinheit, gegen die das Feinste des Extracts unserer feinen Gesellschaftsmanieren als Grimasse erscheint, welche sehr oft die innerliche Rohheit nur mühsam verbirgt.

Es ist ein großer Unterschied zwischen nordisch deutscher und dieser italischen Festlust. Die deutsche Festfreude faßt Poslo bei dem Fasse, und weicht nicht eher von dannen, bis die Hefen erscheinen. Ganz anders diese Südländer. Sie trinken von der geöffneten Champagnerflasche nur die ersten Schaumgläser, und wenden sich dann weiter. So war es auch hier. Nach einer kleinen halben Stunde leerte sich der Tanzraum der Osterie, und der Strom vertheilte sich theils in die nächsten Zimmer, theils auf die Straße, um heimzukehren oder neuen Brigaten sich fröhlich anzuschließen. Daß alle diese Scenen immer abbrechen, wechseln, sich umgestalten just im Momente ihrer schönsten Entfaltung, vermehrt noch ihren Reiz. Hier ist die Volkslust wirklich schwungvolles Leben, das die Menschen den leichtlebenden Göttern ähnlich macht. In unserm Norden ist sie oft nur verkappte Arbeit.

Wir hatten uns der Straße zugewendet, um endlich die Richtung unseres Heimweges aufzusuchen. Aber kaum hinausgetreten in die ungewöhnlich milde Octobernacht, riß uns ein anderer Festzug

mit sich fort in seinen strudelnden Wirbel. Vier junge Männer aus dem Volk, die schwarzen aufgekrempten Hüte auf die dichten Locken gedrückt, buntseidene Schärpen um die Hüften, ihre schwarzen Sammetjacken nachlässig um die Schulter gehängt, schritten, die Mandoline im Arme, dem Zuge voran. Nie, seit Palermo, hörte ich dies zarteste, nervöseste aller Instrumente meisterhafter behandelt. Es war, als rührten nicht vier, sondern nur einer die Saiten. Ihnen folgten im schnellsten Taktschritte zwei Reihen der schönsten Mädchen, die jedesmal an einer gewissen Stelle der gespielten Weisen ein Ritornell anstimmten und den Takt mit den anmuthigsten Tanzbewegungen begleiteten. Hinter ihnen eine andere Reihe von Jünglingen, den Ritornellen der Mädchen antwortend. So ging der Zug von unweit des Platzes vor der Engelsburg durch ein Labyrinth von Straßen und Gassen, über mondhelle Plätze, vorbei am Pantheon und dem Kollegium Romanum dem Korso zu, wo wir endlich, zu ermüdet ihnen weiter zu folgen, unsere stille Piazza Poli aufsuchten, und uns nach einem schönen, aber für mich Genesenden doch fast zu anstrengenden Genusse der Ruhe hingaben.

Den 30. October.

Heute war der letzte der Octoberfesttage. Nun hat die Freude Ruhe bis zum Carneval. Am 1. November beginnen schon die Kirchenfeste. Ich war heute wieder vor Porta Angelica. Das Wetter war günstig und es ging in den Vignen auch recht lustig her. Lauter Schmausende und Zechende — man glaubte im Lande der seligen Phäaken zu sein. Aber die Blüthe der Festlust fehlte doch. Seit dem letzten Aufstande in Rimini und seiner blutigen Dämpfung herrscht eine schwüle Luft über Rom. Die Engelsburg sitzt voll Gefangener. Das Governo ist in ängstlicher Sorge und

nichts ist schlimmer als Despoten in Furcht. Selbst die Freude ist ihnen verdächtig. So haben sie die Lustfahrten mit Fackeln durch die Stadt den Minenten (das sind die Leute aus dem Volk, welche eigentlich das Octoberfest feiern) verboten, und auch das Tanzen in den Osterien und Vignen. Ich war Zeuge davon, daß vier päpstliche Gensdarmen, nachdem sie eine Zeit lang zugesehen, plötzlich den Kreis sprengten und den Tanz verboten. Das Volk gehorchte, ohne das leiseste Murren hören zu lassen. Ein junger Römer, welcher, die Flasche in der Hand, bei einer Gruppe in der Nähe stand, gab auf meine Frage nach dem Warum? die durchaus ablehnende Antwort: Io non ne caspisco niente! und wandte mir den Rücken, als hielte er mich für einen Spion. Künstler, die hier zwölf Jahre wohnen, wußten sich solchen Tanzverbots nicht zu erinnern. Wohl aber meinten sie, daß seit einiger Zeit, wo die Religiösität wieder stark betrieben werde, die Pfaffen sehr gegen dergleichen eiferten. „Die verfluchten Pfaffen möchten gern Alles aufs Beten und Zahlen zurückführen," sagte Signor Camillo — unser römischer Freund von Aricia her. Zuweilen verbietet das Governo dergleichen auch bloß, um das Volk seine Macht fühlen zu lassen und es in der Gewohnheit des Gehorsams zu üben. So verbot man vor mehreren Jahren den Carneval, und gab dann zuletzt, „weil das Volk sich so gehorsam gezeigt habe," den letzten, den Moccoliabend frei. Da zeigte sich aber das Volk doch minder kindlich, als diese Behandlungsart voraussetzen mochte. Es wollte nun auch diesen Abend nicht, und warf, wo sich Moccoli zeigten, die Fenster ein. Willers erzählte mir, daß er und die andern Gäste des Café belle Arti in das Hinterzimmer vor solchen Steinwürfen flüchten mußten. Man fürchtet sehr, daß das nächste Mal wieder eine Carnevalsstörung eintreten könnte. Ich wäre darüber untröstlich.

Auf den Wegen vor dem Thore und in den Winkelgassen Roms ward indeß noch hier und da getanzt. Auch ein Wagen

mit Octobermädchen begegnete uns singend und tamburinschlagend. Die schönsten Köpfe auf prächtigen Büsten. Alle mit Blumenkränzen im Haar, Sträuße in den Händen. Solch ein Wagen ist wirklich ein wundervoller Anblick.

Den 31. October.

Heute Nachmittag war ich auf der Villa Mills, deren zauberische Rosengärten oben auf den Ruinen der alten Kaiserpaläste noch in voller Blütenpracht der Monatsrosen prangten. Es war ein wunderschöner Tag, die Fernsicht, etwas umflort, entschleierte sich indeß mehr und mehr mit der sinkenden Sonne. Vorgestern hatte ich das auf denselben Trümmern liegende Kloster Buonaventura mit seinen Palmen im Garten besucht. Von der Villa Mills, welche nur alle Freitag offen, ist die Aussicht noch reicher. Wir machten einen Umgang durch den Garten, durchwanderten die breiten Laubgänge von Wein und Rosen, freuten uns des saftigen Grüns der kleinen Plätze, auf denen die Aloe in der Mitte steht, umgeben von Lorbeer, Myrthe und Oleander und den einsam in die Luft steigenden Cypressen. Die Cypresse ist so recht der Baum für Italien, wo man überall auf Gräbern einer mächtigen Vergangenheit wandelt. Dann suchten wir uns ein behagliches Plätzchen zum Ausruhen in einer kleinen, nach allen Seiten offenen Laube, an der Seite, wo die Fronte des ungeheuren Baus der Kaiserpaläste dem Aventinus und dem einst zwischen beiden liegenden Circus maximus, der Bahn für die Kampfspiele und Wettrennen, zugewendet war. Thurmhoch erhebt sich der Unterbau dieser in Trümmern liegenden Paläste bis zu dem Punkte, wo jetzt die Plaine der oberen Gartenanlagen ist, und von der ab erst die eigentlichen Wohnräume der alten Kaiserburg emporstiegen. Die Rundschau bot dem Blicke den ganzen Theil Roms

vom Kapitol bis zu den Thermen des Caracalla und über sie hinweg auf die Campagna gegen das Meer hin, und weiter südöstlich auf die blauduftigen Albanergebirge. Es war so warm wie bei uns an schönen Sommertagen, und wir hatten unterwegs den Schatten gesucht. Hier verträumte ich in stundenlangem Ausruhen den größten Theil des Nachmittags. Aus dem dichten Epheu, der das rothe Gemäuer umrankte, schlüpften grüne Lacertchen hervor, sich badend in der Sonnenwärme und neugierig die klugen Augen auf den hingestreckten Gast richtend. Die zarten Rosen nickten an dem Gitterwerk der Laube mir träumerische Ruhe ins Herz. Ich fühlte das Wohlthätige jener heimathlichen Empfindung, welche den aus Unteritalien Zurückkehrenden bei seinem Wiedereintritte in Rom überkommt, und pries mich aufs Neue glücklich, dem wüsten Getreibe der vulkanischen Meerstadt Neapel entronnen zu sein. Das Meer giebt allen großen Städten etwas Unruhiges, Unheimliches, weil es die Gedanken in die Weite zieht. Aber keine Stadt kehrt so sehr nach innen, wie das zwischen seinen Berghügeln an der stillen Tiber, fern vom Meere hingelagerte Rom. — Ungeheure Trümmer von Mauern und Pfeilern starren zwischen der frischen Vegetation der umgebenden Gärten und Weinpflanzungen in die Höhe, welche alle auf dem Schutte dieser Burg der alten Weltbeherrscher über ungeheuren Gewölben ruhen, die jetzt als Heumagazine dienen.

Gegen Abend hinab ins Kolosseum. Dort hörten wir die Predigt eines Kapuziners über die Verhärtung der sündlichen menschlichen Natur. Um zu erklären, daß es den verstockten Sündern in dieser Welt meist sehr wohl gehe, brauchte er folgende Wendung: Gott mache es mit ihnen wie ein Landmann mit den Ochsen, die sich zur Arbeit ungebärdig stellen, er schicke sie, wie jener, auf frische, fette, blumige Weide, aber wie die fettgewordenen Ochsen die Schlachtbank, so erwarte die von Wohlleben und Weltlust gemästeten Sünder die ewige Verdammniß. Und zu diesem wüsten Wesen leuchtete das lichte Blau des Himmels in so unaus-

sprechlicher Klarheit und Schönheit durch die offenen Hallen und Pfeiler des Riesenbaues hernieder!

Die Farbenpracht, welche die scheidende Sonne in den Hallen des Kolosseums hervorbringt, und von der ich Dir schon in meinem ersten Briefe aus Rom erzählt habe, entzückte mich auch heute wieder von Neuem. Die hohen Bögen schwammen in wahrer Rosengluth, welche sich nach der Schattenseite zu in ein violett weißliches und bläulich grünes Farbenspiel abdämpfte. Der Stein hat trotz seines grauen, unscheinbaren Aussehens doch einen leise röthlichen Ton, der nur des reinen Lichts bedarf, um zu rosigster Glut aufzuleben. Daran kann ich mich gar nicht satt sehen.

Der letzte Aufstand in der Romagna und das Journal des Debats.

Den 29. October.

In die helle Festlust dieser römischen Octobertage wirft der letzte, blutig niedergeworfene Aufstandsversuch der Romagnolen einen breiten dunklen Schatten. Man hört von zahlreichen Verhaftungen auch hier in Rom, und Alles, was nicht zur herrschenden Partei gehört, verhält sich schweigsam und voll banger Erwartung. Ein Gespräch über diese Dinge mit Römern ist selbst im vertrautesten Kreise nicht möglich, denn Furcht und Mißtrauen fesseln jetzt hier jede Zunge. Ich habe so eben den Aufsatz des J. des Debats gelesen, um dessentwillen neulich die betreffende Nummer dieses Journals confiscirt worden ist. Wie war es möglich, diesen Artikel zu confisciren? wird Herr Bertin ausrufen, wie kann man so seine Freunde verkennen! Ich aber meine, die päpstliche Polizei hat Recht daran gethan, einen so zweideutigen Alliirten sich vom Leibe zu halten.

Es handelt sich um den so eben blutig unterdrückten Aufstandsversuch in Rimini, und nichts gleicht der selbstgefälligen Behaglichkeit, mit der die ächte Katheder-weisheit dieses doktrinairen Blattes sich in Belehrungen und Rathschlägen für das unglückselige Land ergeht. Es ist lehrreich, sein Raisonnement zu verfolgen, das aus Vernunft und Abgeschmacktheit wunderbar gemischt ist.

Der Aufstandsversuch ist, wie alle seine Vorgänger, seit funfzehn Jahren gescheitert und wird, sagen die Debats, nur dazu beitragen, das Elend des Landes zu verstärken. Auch allen etwa folgenden derartigen Versuchen wird ein gleiches Schicksal prophezeit. Der Zeitpunkt, in welchem eine Revolution möglich war — die Zeit der Pariser Julirevolution des Jahres 1830 — hat Italien ungenützt verstreichen lassen. Erst nach einer Zögerung von sechs Monaten, als schon Alles in Europa auf eine friedliche Ausgleichung hinsteuerte und ein Prinzipienkrieg in Europa immer unwahrscheinlicher wurde, kam man in Italien zu einigen kleinen, theilweisen Aufständen in einigen kleinen Staaten, an denen weder Piemont noch Neapel Theil nahmen. Die Unthätigkeit dieser beiden Staaten entschied das Schicksal Italiens im Jahre 1831. Allein sie war sehr erklärlich, meint der Pariser Politiker, wenn man bedenkt, daß diese Staaten schon zehn Jahre früher vergeblich eine Revolution versucht hatten. Damit kommt nun das J. d. D. wieder auf seinen früheren Satz zurück: nichts schädlicher für Italien als solche verunglückte (avorté) Schilderhebungen, deren Folgen keine anderen sind als verderbliche Invasionen, Proscriptionen in Masse und völlige Vernichtung aller Hoffnungen in dem so grausam geprüften Volke. Alle diese Aufstandsversuche, welche seit funfzehn Jahren auf einander gefolgt sind, was haben sie bewirkt? Allgemeine Entmuthigung und Erschlaffung, und größere Befestigung der Regierungen als vor funfzehn Jahren. Der beste Beweis dafür ist, daß z. B. so eben das päpstliche Gouvernement einen Aufstand mit eigenen Kräften rasch genug unterdrückt hat, zu dessen Dämpfung es vor

funfzehn Jahren sicher des Beistandes eines mächtigen Nachbaren bedurft hätte. Das soll kein Vorwurf für die Italiener sein, meint das Journal des Debats, man müsse sich vielmehr über die unglückselige Hartnäckigkeit und die zahlreichen Wiederholungen dieser Versuche, die Freiheit zu gewinnen, verwundern. In viele Staaten zersplittert, ohne Waffen, ohne irgend eine Art von Publicität, ohne irgend ein Mittel, sich untereinander zu verständigen, oder das Volk für ihre Pläne zu interessiren, wissen sie vielmehr, daß sie es nicht bloß mit ihren Regierungen zu thun, sondern im Fall des Gelingens höchstwahrscheinlich den Choc einer der Hauptmächte Europa's auszuhalten haben. Davon, daß das Frankreich von heute in solchem Falle thun würde, was es 1831 that, und dem Choc jener Hauptmacht die Spitze bieten würde, ist natürlich in den Debats von 1845 nichts zu finden!

Soweit ist indessen noch Alles ganz gut, und mit der Verwarnung vor solchen verzweifelten Insurrectionsversuchen wird sich bei ihrer augenscheinlichen Erfolglosigkeit und Schädlichkeit auch jeder Vernünftige leicht einverstanden erklären. Jetzt aber beginnt in dem Raisonnement der Debats eine Flachheit und Fadheit des Lehrtons, ein wohlbehagliches Auskramen wohlfeiler Weisheit des an reicher Tafel Gesättigten gegen den von allen Qualen des Hungers Gepeinigten, ein so völliges Vergessen der eigenen Vergangenheit, daß man seinen Augen kaum trauen zu dürfen glaubt. Der Extract der weitbauchigen Medizinflasche, in welcher dem unglücklichen Italien das heilsame Elixir dargereicht wird, ist etwa folgender: freie politische Staatseinrichtungen sind freilich ein sehr gutes Mittel, um bei einem Volke Thätigkeit und Leben zu wecken, aber jeder politischen Reorganisation müssen nothwendig eine Masse von Reformen vorausgehen. Italien muß sich von innen heraus erneuern. In ihrer eigenen Geschichte können die Italiener Belege genug dafür finden, daß die Menschen den Kampf gegen Institutionen siegreich geführt haben (!). Als Beweis dieses siegreichen

Fortschritts dient dem Franzosen die Parallele zwischen dem jetzigen Verbot der päpstlichen Regierung, an den Gelehrtenversammlungen Theil zu nehmen, und der Unterdrückung Galilei's und seiner Lehre vor zweihundert Jahren. Wie albern! Als ob nicht alle solche Erscheinungen nur relativ zu fassen wären zu dem Bildungszustande ihrer Zeit! Gegen die Bildung des übrigen Europa gehalten ist dieses Verbot dem Wesen nach nicht um ein Haar verschieden von jenem Gerichte, welches den Weisen zum Abschwören seiner Lehre zwang. Ja, der Franzose scheint gar nicht zu wissen, daß noch bis auf diese Stunde in italienischen Schulen die Galilei'sche Entdeckung nur als die Meinung einiger Gelehrten und Philosophen angeführt und keineswegs als ausgemachte Wahrheit hingestellt wird. Eben so unglücklich ist die folgende Parallele: gewiß, man kann nicht sagen, daß sich heutzutage die Schriftsteller einer besonderen Protektion zu Ferrara erfreuen, aber giebt es Jemand, der da glaubt, daß wenn Tasso jetzt wieder geboren würde, man ihn wie im sechszehnten Jahrhundert neun Jahre lang ins Irrenhaus sperren könnte?

Ei in aller Welt warum denn nicht? Er möge, statt einer etikettischen, eine politische Unbesonnenheit begehen, und er wird so gewiß ins Gefängniß wandern wie Silvio Pellico, der gefeiertste Poet Italiens, zehn Jahre lang in den Katakomben des Spielbergs Strümpfe gestrickt hat. Die absoluten Regierungen des heutigen Italiens, und namentlich des Kirchenstaats, würden keinen Augenblick anstehen, den ganzen Parnaß von Homer bis Goethe, zu dem Apoll und allen neun Musen auf die Engelsburg zu setzen, wenn sich dieselben einfallen ließen, sich gegen ihre Satzungen deutlich aufzulehnen, wie der bürgerliche Tasso gegen den heiligen Geist der Vollblutsetikette sich aufgelehnt haben soll.

Weiter im Texte. Italien soll also vor einer politischen Veränderung erst die bürgerliche Administration jedes Staats verändern. Aber wie? Nun, auf ganz legale Weise. Es ist dazu weiter

nichts nöthig, als daß alle einsichtsvollen Italiener den Muth haben, frei und offen mit ihrer Kritik der Regierungs- und Verwaltungshandlungen gegen die Regierenden heraus zu treten, statt wie bisher ihre Kritiken bloß im vertrauten Gespräche laut werden zu lassen. Man thut jetzt das Böse nicht mehr aus bloßem Vergnügen (wann war dies letztere denn je im wörtlichsten Sinne der Fall!?) und ein Fürst schickt jetzt Niemanden mehr auf die Festung dafür, daß er ihm einen heilsamen Rath (un avis salutaire) giebt. Wenn alle Welt in einem italischen Staate eine Polizeimaßregel verwirft, oder sich gegen den immer mehr um sich greifenden Einfluß der Jesuiten erhebt — wird sicher keine österreichische Intervention erfolgen.

Es ist unglaublich! Diese Naivetät des Journal des Debats streift ans Absurde. Also die italischen Regierungen sollen aufgeklärt werden von ihren Unterthanen, sie bedürfen dieser Belehrung und werden sie gerne annehmen! Herr Armand de Bertin mache gefälligst den Versuch, in Rom oder Neapel diese Lehre, diesen avis salutaire auszusprechen, und er wird so gewiß ins Prison gesteckt und demnächst über die Gränze transportirt werden, als es wahr ist, was Er selbst zehn Zeilen weiter sagt: daß es jenseit der Alpen zwar dem Namen nach Gesetze und Gerichte giebt, daß aber der That nach die Polizei es ist, welche alles kann und alles thut, und daß der Sbirre in Italien das Wahrzeichen der väterlichen Regierung ist. Das Raisonnement des Franzosen ist nicht neu. In Deutschland ist es mit seinen Hülfssätzen von dem Reiffein oder werden für die Freiheit zum Ueberdrusse wiederholt worden, und noch neuerlich hat uns Venedey den bürgerlichen Muth nachdrücklich empfohlen. In Deutschland kann man diese Empfehlung gelten lassen. Hier ist wenigstens in Wissenschaft und Bildung ein Boden, wenn auch ein noch so kleiner, vorhanden, auf dem die Revolution der unblutigen Reform Fuß fassen kann. Aber in Italien? Es wäre zum Lachen, wenn es

nicht zum Weinen wäre! Der Franzose — was verlangt er eigentlich? Aufstand ohne Waffen — aber dennoch Aufstand. Alle Einsichtsvollen sollen sich zu gemeinsamem Handeln verbinden. Gut! aber wie? wo sind die Mittel, die Organe? wo eine Presse, wo Zeitungen, wo eine Möglichkeit, sich zu verständigen, aufs Volk zu wirken? Der Franzose hat eben vorher selbst gesagt, daß dergleichen in Italien nicht vorhanden. Er thut sich was darauf zu Gute, daß er sagt, die italienische Frage werde nicht durch Theorie entschieden. Praktisch! praktisch! ist das Losungswort. Und gerade er ist in seinen Rathschlägen so unpraktisch wie — ein Doktrinair de pur sang. Was geschehen soll, ist klar, aber über das wie hütet er sich wohl ein Wort zu sagen. Wir wollen es für ihn in seinem Sinne thun. Also z. B. in Ländern, welche durch die Sanftheit ihrer Gesetze berühmt sind, hat die Polizei das Recht, einen Bürger ohne irgend ein gerichtliches Verfahren auf neun Jahre zur Zwangsarbeit zu schicken. Hiergegen nun sollen wir Italiener uns auflehnen. Ich versammle alle meine Freunde (schon dies ist strafbar), wir setzen eine Protestation auf, in der wir das Gouvernement über die Schädlichkeit und Ungerechtigkeit dieser Maaßregel belehren, wir übergeben diese dem Fürsten — guter Gott! noch ehe wir von diesem Wege die ersten Schritte zurückgelegt haben, sitzen wir alle schon unter Schloß und Riegel. — Aber wenn Alle denken wie Ihr? Alle kann doch das Gouvernement nicht einsperren! — Ach, das ist's ja eben: Komm her zu mir, ich will Dir aufhelfen! sagt der Berliner Gamin von einem Ende der Gasse zu seinem Kameraden, der am andern ausgeglitten und niedergestürzt ist. So kindisch und so höhnisch zugleich klingt jener Rath. Es ist just, wie wenn man zu einem Fieberkranken sagt: der Narr! warum steht er nicht auf und geht in die freie Luft? Er braucht ja nur gesund zu werden. Das Journal des Debats hat die unsägliche Naivetät, zu glauben, die italienischen Regierungen würden Kritiken ihrer Handlungen mit

Dank annehmen, die Fürsten sich gern belehren lassen. Es liegt nur daran, meint der Franzose, daß ihnen die Sachen nicht recht vorgestellt werden!

Daß Eigennutz und Selbstsucht bei dem Festhalten von religiösem und politischem Absolutismus die Haupttriebfedern sind, davon weiß die gute Seele nichts. Die Regierungen und Fürsten Italiens sind ihr gutmüthige Papa's, welche das, was sie thun, nur thun, weil es ihre Väter auch gethan haben, und weil sie es nicht besser wissen. Sonst „sind es meist aufgeklärte Menschen von den besten Absichten und der väterlichsten Gesinnung. Sie beruhigen ihr Gewissen nur damit, daß zu ihrer Vorfahren Zeit nicht anders regiert worden ist."

Hier setzt sich nun das Journal des Debats aufs hohe Pferd des allerwidrigsten Pharisäismus. Freilich muß man gestehen, sagt es, daß das Uebel alt ist. Das väterliche Gouvernement ist in diesem Lande sehr alt. Um dies zu beweisen, wird angeführt, daß der erste Großherzog Medici auf den Rand einer Vorstellung, einen verdächtigen Officier betreffend, die Resolution ertheilt habe: man hänge ihn (s'impicchi) und der Mann wurde gehangen. Man sieht also, sagt das Journal, der Absolutismus der väterlichen Regierung ist alt in Italien, und Fürsten und Völker sind daran von langeher gewöhnt. Aber an dem Tage, wo die Italiener mit Energie wollen werden, daß dieses System sich ändere, wird es sich ändern ohne alle Revolution und gewaltsame Erschütterungen irgend einer Art.

Welch ein Daniel, aber auch welch ein Bosco! der das Geheimniß weiß, eines schönen Tages im Handumdrehen plötzlich ein geknechtetes Volk in ein freies zu verwandeln, wie Bosco ein leeres Ei in ein volles, und das ohne einen Schuß, selbst ohne einen blinden!

In der That aber steckt in jenen Sätzen ein ganzes Nest von Konfusion und Perfidie. Oder ist es nicht perfid, zu sagen:

Italien sei seit langem an Knechtschaft und väterlich Regiment gewöhnt, und zu dem Ende auf Kosmus von Medici zurückzugehen, und in demselben Augenblicke die ganze väterliche Gräuelregierungswirthschaft vor der Revolution in dem eigenen Lande zu vergessen. Wenn 1789 Jemand gesagt hätte: Fürsten und Volk sind das väterliche Regiment in Frankreich seit lange gewohnt — man hat also kein Recht zur Revolution, was würde der Franzose sagen? Warum, könnte ein Italiener fragen, haben seine Landsleute ihre Revolution, ihre Freiheit nicht auf dem friedlichen Wege des allgemeinen Willens zu Stande gebracht, sondern sie sich durch ein Meer von Blut geholt? Warum haben sie nicht gewartet, bis alle Adligen und Pfaffen sich gegen den Absolutismus des väterlichen Regiments erklärten, bis alle Vendéer und sonstige Royalisten zu Freunden der Freiheit wurden? Warum sind überhaupt alle Revolutionen, alle Veränderungen der väterlichen Gewaltherrschaft in die Herrschaft des Rechts und Gesetzes bisher nur und immer nur durch Gewalt und Blut erkämpft worden, die dem Wollen den Ausdruck und die Energie verliehen? In der That, die Debats müssen nach diesem Artikel ihre beiden Revolutionen von Grund der Seele verdammen. Wie Hohn klingt es also, wenn das J. d. D. die Italiener ermahnt, sich den gesetzmäßig ruhigen Fortschritt und die Prosperität Frankreichs zum Muster zu nehmen! Hat denn dieses Organ des Louis Philippismus so ganz alle Geschichte des eigenen Landes vergessen?

Einer so herzzerschneidenden Hoffnungslosigkeit gegenüber, im Anblicke eines Volkes, das von tausend Fesseln umschnürt, vom Schlingkraute des Pfaffenthums ausgesogen und verzehrt, in tiefster Unwissenheit künstlich erhalten, fast ohne Ahnung von den ungeheuren Fortschritten der staatlichen Kultur, die zwischen ihm und den übrigen Hauptvölkern Europa's eine Kluft von Jahrhunderten gerissen haben, aus tausend Wunden blutet, — im Anblicke solchen Jammers und Elends, wie es der Kirchenstaat, Neapel und

Sizilien dem Beobachter auf Schritt und Tritt entgegendrängen, da geziemt sich vielleicht das Bekenntniß: daß das Wie des Anders- und Besserwerdens hier nicht abzusehen sei. Aber nur leichtfertiger Uebermuth und gedankenlose Weltweisheit mag hier marktschreierisch als Quacksalber mit der Wundereſſenz aufzutreten wagen, wie es das J. d. D. sich nicht entblödet hat. Es wird vielleicht auch diesem schönsten Lande der Erde der Tag wiedererscheinen, wo sein Anblick dem Betrachter, der neben Kunst und Natur auch noch für Menschen- und Völkergeschick ein Herz hat, nicht mehr die Brust zusammenschnürt. Aber — der Tag scheint noch ferne. Und wenn irgend ein Land, so hat Italien keine Hoffnung, diesen Tag ohne blutige Opfer anbrechen zu sehen: zu tief ist hier das Uebel gewurzelt, zu tief hat sich der Krebs des Unheils in das Mark der Nation eingefressen, als daß das schneidende und brennende Eisen, mit dem der Weltgeist solche Schäden heilt, hier durch die homöopatischen Pillen des J. d. J. ersetzt werden könnte. Nur eins könnte hier aushelfen: ein politischer Reformer auf dem Stuhle Petri selbst, der die Sache des jetzt verfehmten politischen Fortschritts zu der seinigen machte, ein Papst, der mit des fünften Sixtus Energie die Hinneigung an die neuen Ideen bürgerlicher und staatlicher Existenz verbände. Einem solchen würden alle Herzen Italiens zujauchzen, denn so verwahrlos't es ist, das Volk fühlt das Elend seiner Zustände viel tiefer, als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte.

Das J. d. D. macht den Italienern Vorwürfe, daß sie 1830 nicht von Piemont bis Palermo sich auf den Freiheitsruf in Frankreich erhoben hätten. Ich habe treffliche Patrioten in Italien sagen hören, daß der Julikönig, den sich Frankreich 1830 mit so theurem Blute erkämpft, die Sache der Völkerfreiheit seinen bourbonischen Familienzwecken aufgeopfert habe, und daß Italien, selbst wenn es sich erhoben hätte, nur das Schicksal Polens getheilt haben würde, welches Frankreich trotz aller Maulheldenhaftigkeit seiner

Kammerprotestationen ruhig von den Moskowitern zertreten und gegen geheiligte und beschworne Verträge selbst bis auf den Namen vernichten ließ.

Freund M. bringt mir so eben eine Abschrift des Manifestes, welches die Häupter des so schnell unterdrückten Aufstandes in den Legationen verbreitet hatten. An die Fürsten und Völker Europa's gerichtet, schildert es in kurzen und kräftigen Zügen alle Leiden und Bedrückungen, welche diese Provinzen seit der Wiederherstellung des päpstlichen Regiments im Jahre 1819 erduldet. Pius VII. hatte 1816 motu proprio ein Edikt erlassen, in welchem er eine Regierung versprach, die sich an die so eben gestürzte des Königreichs anschließen und die Bedürfnisse des Landes und die Fortschritte der Civilisation berücksichtigen sollte. Gerade das Entgegengesetzte geschah. Leo XII. und Pius VIII. verfolgten den eingeschlagenen Weg in die Vergangenheit zurück. Die Julirevolution brach aus. Die Romagna erhob sich und stürzte fast im Nu das alte Gouvernement über den Haufen. Oesterreichs Bajonnete richteten es wieder auf. Aber dieselbe Politik, welche die Revolution unterdrückte, weil sie die Berechtigung der Erhebung eines Volks gegen eine ungerechte und tyrannische Regierung nie und nirgends anerkannte — eben dieselbe Politik sprach doch öffentlich aus, daß dem Kirchenstaate Reformen Noth seien. Oesterreich ermahnte im Verein mit Frankreich, England und Preußen den neuen Papst Gregor XVI. zu solchen Verbesserungen seines Regiments in einer diplomatischen Note, in welcher man unter Anderm folgende Vorschläge stellte: Zulässigkeit der Nichtgeistlichen zu allen Justiz- und Verwaltungsstellen, gewählte Munizipalräthe, welche wieder aus ihrer Mitte die Provinzialräthe wählen sollten. Aus ihnen sollte ein oberster Gerichtshof erwählt werden, der zu Rom residiren und eine Art von finanzieller Controlle auszuüben berechtigt sein sollte.

Statt dieser eben so mäßigen als heilsamen Reformen, zu denen Gregor anfangs selbst seine Zustimmung gegeben hatte,

schickte der Papst als Antwort auf die Deputation der Provinzen, welche ihn an sein Versprechen erinnerten, den Kardinal Albani mit den Henkerbanden der aus Räubern und Mördern geworbenen päpstlichen Freiwilligen in die Legationen.

Seit zehn Jahren, sagt das Manifest, ist es nicht der Papst, nicht Rom, nicht die Kardinäle, welche die Legationen regiert haben, sondern diese brutalen, blutdürstigen Banden. Die Militairkommissionen blieben permanent. Wer nur irgendwie in den Verdacht kam, jene Reformen gewünscht oder Schritte zu ihrer Erlangung unterstützt zu haben, den traf nach Willkür, ohne geordnetes Verfahren, ohne Vertheidigung die Strafe: Gefängniß, Verbannung, Tod und Konfiskation.

Das Herz im Leibe wendet sich um bei der folgenden Stelle, deren buchstäbliche Wahrheit Jeder, der Italien auch nur oberflächlich sah, unterschreiben wird.

„Man wirft uns vor, daß wir Reformen fordern mit den Waffen in der Hand. Aber wir beschwören flehentlich alle Souveraine Europa's und die Männer, welche in ihrem Rathe sitzen, zu beachten, daß uns die gebieterische Noth dazu treibt, daß wir kein gesetzliches Mittel haben, unsere Wünsche auszusprechen, keine öffentliche Vertretung irgend einer Art, nicht einmal das Recht zu bitten. Ja, wir befinden uns in einem solchem Zustande der Knechtschaft, daß die Bitte, die Klage Majestätsverbrechen sind in den Augen unserer Regierer." — Ich denke nicht, daß irgend ein Mensch im Stande sein wird, diesen Schrei der Verzweiflung Lügen zu strafen.

Und was wollen diese Leute? Nichts Anderes im Wesentlichen als Reformen, die schon vor dreißig Jahren ihnen versprochen und vor funfzehn Jahren selbst von den Kabinetten Europa's dem heiligen Stuhle empfohlen wurden. Ihre Forderungen sind eben so mäßig und bescheiden als vernünftig und von der Lage der Dinge selbst unabweislich gefordert. Es sind: vollständige Amnestie aller

politischen Vergehungen seit 1821. Ein neuer Civil- und Kriminalkodex mit Geschwornengericht, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Abschaffung der Konfiskation und der Todesstrafe für sogenannte Majestätsverbrechen. Aufhebung der Gewalt der Inquisition über die Nichtgeistlichen. Aufhebung der Ausnahmsgerichte und des Ausnahmeverfahrens für politische Verbrechen. Einführung der Munizipal- und Provinzialräthe, so wie des höchsten Staatsraths zu Rom, in der von den europäischen Kabinetten 1831 vorgeschlagenen Weise. Besetzung der bürgerlichen und militairischen Aemter mit Nichtgeistlichen. Befreiung der Schulen von der Oberherrschaft der Bischöfe und des Klerus, denen indessen die ganze Leitung des religiösen Unterrichtes ausschließlich verbleiben solle. Beschränkung der Censur auf Verhütung von Beleidigungen gegen Gott und die katholische Religion, gegen die Person des Souverains und das Privatleben der Bürger. (Also nicht einmal die Censur wollen sie völlig aufheben! Kann man bescheidener sein?) Verabschiedung der fremden Söldner im Heere. Einrichtung einer Bürgergarde zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Gesetze. —

Merkwürdig ist dabei nur ein Widerspruch. Das Manifest spricht in den enschiedensten Ausdrücken seine Verehrung gegen den Papst als geistliches Oberhaupt aus, und vindicirt ihm in allen geistlichen Dingen unbedingten Gehorsam. Auch den Klerus als solchen wollen sie in seinen geistlichen Rechten unangetastet wissen. Nun aber gehört doch wohl die Gerechtigkeit zu den Tugenden der christ-katholischen Religion, und ist so gewiß etwas Geistliches als sie etwas Geistiges ist. Wie kommt es nun, daß die römischen Liberalen so entschieden die Forderung aufstellen: kein Laie solle mehr vor irgend ein geistliches Gericht gestellt werden dürfen? —

Kann einer zugleich ein religiöses Kind und ein politischer Mann sein? — Doch wozu diesen Widerspruch noch erst hervor-

heben! Die Liberalen der Romagna mögen einsehen oder nicht einsehen, daß die Hierarchie mit der Freiheit, die absolute Kirche mit dem absoluten Staate, d. h. mit dem Staate, der das Gesetz seiner Entwickelung in sich selbst hat, unverträglich ist — immerhin handeln sie praktisch, wenn sie sich um die Existenz eines Widerspruchs vor der Hand noch nicht kümmern, welcher uns drüben so viel Kopfbrechens macht. Wenn sie nur erst jene Reformen haben, so werden sie auch schon weiter kommen. Die Welt geht langsam, aber es hat gute Wege, daß nicht endlich doch alle Welt dahinter kommen sollte, daß zweimal zwei viere ist, und nun und in Ewigkeit nicht fünfe wird. Lehrt die Religion den Christen handeln und nicht bloß glauben, ja, ist in ihr die höchste Richtschnur allen Handelns zu finden, so ist derjenige, welcher die religiöse Erziehung leitet, auch derjenige, der das Handeln des von ihm Erzogenen bestimmt, so ist der, welcher die Seele beherrscht, auch der Herrscher über den Leib, welcher der Seele den Arm leiht. Wenn heute die Reformen gelingen, und die gesammte Geistlichkeit aus dem Gebäude der Staatsverwaltung entfernt wird, — so braucht sie nur durch die Hinterfenster wieder hineinzusteigen. Die Leitern haben ihr die Gegner selbst angelehnt. Beispiel? Das Vaterland des weisen Journal des Debats.

Es bleibt mir nur noch übrig, etwas von der Wirkung zu sagen, welche weniger der Aufstand selbst als jene Proklamation hier in Rom hervorgebracht hat. Daß man sie in hunderten von Abschriften unter vertrauten Freunden sich untereinander mittheilt, sich an dem Adel und der Schönheit der Sprache, an der siegenden Klarheit und der maßvollen Haltung, an der ruhigen, von aller Leidenschaftlichkeit fernen Darstellung, an der schlagend überzeugenden Wahrheit der Gründe und Darlegungen entzückt, versteht sich leicht. Denn selbst auf der Gegenseite hatte ich Gelegenheit, den tiefen Eindruck dieses Documents wahrzunehmen. Man schien zu fühlen, daß dasselbe mit der einfachen Macht der Wahrheit einen

vernichtenden Schlag gegen die Despotie und ihre Barbarei führe. Die Bestürzung ist in gewissen Kreisen unglaublich. Man hätte lieber zehnfaches Blutvergießen, Kassenraub und Plünderung ertragen, denn das alles sind Dinge, die nach einer unterdrückten Revolte den siegenden Machthabern reichliche Zinsen tragen, — nur nicht den moralischen Eindruck dieses Manifestes, der so bald nicht aus den Gemüthern der Menschen verschwinden wird. Hier sind alle Krebsschäden mit ruhiger Gelassenheit bloßgelegt, alles Elend des Volks, alle Gebrechen und Verbrechen der öffentlichen Lebenszustände ernst und entschieden, aber ohne eine Spur von Affekt des Hasses und Ingrimmes aufgedeckt. Man fühlt, daß man solcher Bildung eben so wenig gewachsen ist wie der Gesinnung, auf deren Grunde sie ruht, und daß der Tag nahet, an welchem zur Herrschaft kommen wird und muß, was allein zu herrschen würdig ist, der Geist der Bildung und der Geist der Wahrheit, welche beide sind der Geist der Humanität und Freiheit. — In der Geschichte der Befreiung Italiens wird nicht dieser gescheiterte Aufstand, aber sicher dieses Manifest, das denselben rechtfertigte, Epoche machen.

Die Aufregung in Rom sebst zeigt sich übrigens weit weniger im Volke als in den Maßregeln des Gouvernements. Nie sah ich so viel Gensdarmen auf Straßen und Plätzen, als in diesen letzten Octoberfestwochen. Alle Patrouillen sind verdoppelt, das Corps der päpstlichen Dragoner wird täglich verstärkt. Man fürchtet im bösen Gewissen selbst die freudige Aufregung der Octoberlustbarkeiten, und untersagt sogar den Tanz in den Vignen und das Fahren durch die Straßen mit Fackeln. Das Volk fügt sich und schweigt, denn Murren ist gefährlich.

Den 2. November.

Gestern, am großen Kirchenfeste Aller Heiligen, holte mich Herr Parade, Sekretair der hannoverschen Gesandtschaft, zur sixti-

nischen Kapelle ab, wo der Papst selbst bei der Messe fungiren und schöne, alte Kirchenmusik zu hören sein sollte. Der Zudrang war sehr stark, doch nicht in dem Maaße belästigend als ich mir, nach früheren Schilderungen, vorgestellt hatte. Die Fremdenzahl scheint überhaupt diesen Herbst geringer als früher zu sein. Wir trafen bisher in den Privat- und öffentlichen Sammlungen, auf dem kapitolinischen Museum, in der Villa Mills, Borghese u. s. f. bei unsern Besuchen nur sehr wenige Foreſtiere, und wurden namentlich weit weniger als im Frühjahre von Engländern molestirt.

Ein Billet des hannoverschen Ministers an einen Geistlichen vom Hofe des Papstes verschaffte uns, den groben Schweizersoldaten zum Trotz, welche in ihrer bunten Lanzknechtstracht mit alterthümlichen Hellebarden und preußischen Commissäbeln die Eingänge bewachten, den Zutritt in das innere, durch ein Gitter abgesperrte Heiligthum der Kapelle, und zwar in den Raum, wo die höheren Geistlichen saßen, zwischen deren roth und weißen Mänteln und Kapuzen sich unsere schwarzen Fracks komisch genug ausnahmen. In dem mittleren Raume nahm das Kollegium der Kardinäle auf rings umlaufenden Sitzen Platz, wenige feine Gesichter darunter, viel bornirter Ausdruck bei den meisten. Am ehrwürdigsten sah der obenansitzende Kapuzinergeneral Micara aus mit seinem langen, bis zum Gürtel hinab fließenden weißen, zweispitzigen Barte. Micara ist der Liebling der Römer, die in ihm den künftigen Papst sehen, ein Mann von strenger Gewissenhaftigkeit und einem Lebenswandel, dem es mit der christlichen Askese Ernst ist, denn er lebt so schlecht und dürftig wie ein gewöhnlicher Klosterbruder, und hat seine Kapuziner streng reformirt. Den Fremden ist er freilich ebensowenig hold als den schönen Künsten, und es sieht ihm gar nicht unähnlich, was man von ihm erzählt, daß er die Vernichtung aller Museen und Gallerien wünsche, weil diese die Fremden und damit die Glaubens- und Sittenverderbniß nach Rom zögen. Endlich erschien der heilige Vater selbst, und ich befand mich nun mit dem Statt-

halter Christi vis a vis, nur durch die Breite des Schiffs der Kapelle getrennt. Mein gutes Glas setzte mich in Stand, seinen Gesichtsausdruck genau zu beobachten, da das ewige Hin und Her der mir gleichgültigen Ceremonien, das Ausbreiten und Zuschlagen seiner goldgestickten Atlasgewandung durch zwei Geistliche, das Auf- und Absetzen der goldstoffenen Bischofsmütze, das Küssen des Fischerringes an seinem Finger durch die Kardinäle, und all dergleichen Schnurrpfeifereien mich höchlich langweilten. Ich sah einen alten achtzigjährigen Mann, von derb fleischigem, rothbraunen tiefgefurchten Gesichte, an den Augen sichtbar leidend und von einem Schnupfen geplagt, der ihn alle Augenblick sein Taschentuch von einem der Cameriere verlangen ließ, welches dann durch mehrere Hände hin und zurück zu passiren hatte. Der Ausdruck seines Gesichts hatte etwas Treuherziges, Ehrlichbeschränktes, welches mit seiner bürgerlich niedrigen Herkunft — er ist Sohn eines Handwerkers aus dem österreichischen Italien — wohl übereinstimmt. Er hat die Carriere von der Pike auf gemacht, ist ein ganz gewöhnlicher Frate gewesen und seine erste Regierungshandlung war, sein ehemaliges Kloster, das der Camaldulenser auf San Gregorio monte Celi, unfern des Konstantinsbogen in Rom, auszuschmücken und zu beschenken. Wie er so mir gegenüber saß, die Hände mit spitzen Fingern gegen einander wie zum Gebet gefaltet, in derselben Haltung, in welcher seine steinernen Vorgänger im Sankt Peter auf ihren hohen Grabdenkmälern knieen, hatte er etwas väterlich Ehrwürdiges. Ich dachte, wie bald auch er bei seinem hohen Alter an ihre Seite rücken werde. Unterdessen nahm das mir unverständliche, todte, von seinem früheren Geist verlassene Rituswesen seinen Fortgang. Einige Kardinäle fungirten plärrend am Hochaltare, und der Papst auf seinem Throne, bald stehend, bald sitzend, fiel ein Paar Mal singend oder vielmehr recitativmäßig ein. Seine Stimme mußte ich bewundern, sie war voller und kräftiger als alle anderen und scholl wie eine Tuba durch den Raum. Und als der

achtzigjährige Greis hoch aufgerichtet, beide Arme weit auseinander gebreitet, mit etwas zurückgeworfenem Haupte und gen Himmel gerichtetem Blick die Fürbitte intonirte, gewann er für einen Augenblick wirklich etwas imponirend Erhabenes; seine Züge schienen in diesem Momente belebt von dem Bewußtsein seiner höchsten irdischen Stellung als Knecht der Knechte Gottes und Reichsverweser Christi auf Erden. Dann aber sanken sie erschlafft wieder in den stumpfen, nichtsbedeutenden Alltäglichkeitsausdruck zurück.

Mittlerweile hatte ein junger Prädikant in rothem Talar und Barett eine kleine Holzkanzel bestiegen, die sich unmittelbar neben meinem Standorte am Ende des Gestühles befand, wo die fremden Prälaten, die Bischöfe und Canonici saßen. Es schien ein Zögling irgend einer Anstalt, vielleicht der Propaganda zu sein, dessen Schülerhaftigkeit hier an diesem heiligen Feste das laute, gesprochene Wort, den göttlichen Ausdruck des Geistes hören lassen durfte. Dieser Theil der Feier erfüllte mich geradezu mit Widerwillen. Am feierlichsten Feste der katholischen Christenheit, im Angesichte der höchsten Versammlung der katholischen Welt, gegenüber einem Kollegium königlicher Kirchenfürsten in ihrem Purpur, an ihrer Spitze das allerhöchste Haupt der Christenheit, rings umgeben von einer Versammlung von Vertretern aller gebildeten Völker Europa's, — hatte man das Recht des Wortes, die Predigt des Evangeliums in die Hände eines jungen Burschen gelegt, der in elendem Floskellatein, mit mühsam zusammengebettelten Augustinischen Stylphrasen ohne Schwung und Begeisterung, mit hohlem Pathos, hölzern eingebläuter Gestikulation das erbärmlichste aller Schulexercitien herorgelte, in welchem neben den unmäßigsten Komplimenten für den Papst und die Kardinäle auch nichts der Würde und Bedeutung des Tages Angemessenes zu Worte kam! Und diese Armseligkeit des Prädikanten wurde vollends zum Unerträglichen noch dadurch gesteigert, daß ein anderer Rothrock hinter ihm kniend, innerhalb des Kanzelpultes, ihm die ganze Rede aus der Handschrift

vorsouflirte, so daß ich gezwungen war, das ganze Wesen doppelt zu hören. In diesem Jammer hatte ich neben Michel Angelo's jüngstem Gerichte nur den Trost, daß der arme, alte, von der Länge der ganzen Ceremonie sichtbar gedrückte Papst von der ganzen miserablen Predigt wenigstens kein Wort außer etwa das: „papa Gregorius" verstand, da er, wie mich mein wohlunterrichteter Nachbar versicherte, vom Latein überhaupt nicht viel versteht.

Wenn ich aber so bedachte, wie bei uns die Person des Statthalters Christi, der nun hier in all seiner körperlichen und geistigen Gebrechlichkeit und Schwäche mir vor Augen stand, noch Millionen Menschen als höchste und inappellable Instanz in der Entscheidung aller höchsten Fragen des menschlichen Geistes hingestellt und auch wohl noch geglaubt wird, so mußte ich immer von Neuem über den Gang der menschlichen Dinge staunen. Das Tröstliche bei so viel Niederschlagendem lag indessen in der Betrachtung, daß dieses ganze verrottete, geistverlassene, ja dem Geiste hohnsprechende, innerlich längst todte Wesen der Herrschaft Roms doch nur ein neues Zeugniß von der Macht des Geistes selbst giebt, gegen die es seit Jahrhunderten ankämpft. Denn ist es nicht eben die geistige Anschauung, die in den Menschen von Papst und Kirche noch lebendig ist, welche dieser geschminkten Leiche der Realität von beiden in dem Sitze des römischen Katholizismus nicht nur das Leben fristet, sondern ihr selbst noch eine Art Macht erhält? Es ist der Gedanke, der Gedanke der Institution, welcher von der Wirklichkeit längst verlassen, abgetrennt von ihr, in den Geistern und Gemüthern der Menschen die Stelle der Wirklichkeit eingenommen hat. Um daher Rom und den Papst mit Verehrung zu betrachten, muß man möglichst weit von beiden entfernt sein. Ehrfurcht vor dem Papste, wie bei uns, kennt man in Italien nicht. Als ich in Palermo einem dortigen Freunde auf seine Frage, ob ich schon Monreale gesehen, erwiederte: Freilich! denn Palermo besuchen und Monreale nicht sehen,

hieße ja Rom verlassen senza avere veduto il papa! so versetzte er sehr heiter: Ihr irrt mein Freund! Perche vedendo il papa vedete solamente un pretaccio di piu (wenn Ihr den Papst seht, seht Ihr nur einen Pfaffen mehr) ma vedendo il duomo di Monreale mirate con istupore una maraviglia del mondo (aber wenn Ihr den Dom von Monreale seht, so dürft Ihr ein Wunderwerk der Welt anstaunen). Dergleichen Aeußerungen stehen nicht etwa einzeln. In Rom ist kein gebildeter Mensch, welcher das Treiben der hohen Geistlichen, ihre Verweltlichung, ihren Luxus, ihre Genußsucht nicht durchschaute. Aber es giebt auch kaum einen Menschen hier, der von diesem Wesen, wie es nun einmal besteht, nicht irgend einen Vortheil zöge. Werden die Provinzen auch ausgesogen, verarmen und verkommen ihre Städte und Flecken, so haben doch die Bewohner Roms davon den Mitgenuß. Denn hier ist nur eine Kette von Geistlichkeitsverwandten aller Geschlechter, Stände, Grade und Verhältnisse durch das ganze Volk Roms hindurch. Darum herrscht in Rom ein ganz anderer Geist wie in der Romagna. Dächte man hier, wie dort, so wäre an einem schönen Tage das ganze Regiment in die Luft gesprengt, aber so sind Eigennutz und sein Sohn Knechtssinn zwei starke Stützen des greisenhaften Krüppels der römischen Tyrannei. Das Volk Roms ist politisch feig, trotzdem daß der Einzelne persönlich vielleicht den Muth des Messerträgers hat; es ist feig, weil es der Egoismus regiert, und Scudo, Paolo und Bajocco seine Götterdreieinigkeit bilden. Du hörst schwerlich zwei Menschen unter allerlei Volk ein Paar Sekunden lang mit einander sprechen, ohne daß nicht diese Götter genannt würden. Ja, diese schönen, stolzblickenden Männer sind feig, weil sie depravirt egoistisch und an die Sklaverei gewöhnt sind. E proibito! oder: non si vuole! ist ihnen genügend. Nach dem warum? zu fragen haben sie verlernt, wo es sich um einen Befehl von oben handelt. Und ihre Herren sorgen dafür, diesen blinden Gehorsam in Uebung zu halten, indem sie oft etwas Un-

schuldiges bloß verbieten, um zu verbieten, und das Verbotene dann eben so grundlos wieder freigeben. Neulich kamen sie aber an die Unrechten, als sie in der vorjährigen Saison die Fuchshetzen verboten, weil ein Engländer dabei den Hals gebrochen. Da erklärten alle Engländer, eigensinnig auf dem Vorrechte bestehend, ihre Gliedmaßen nach Belieben zu brechen, daß sie sofort Rom verlassen würden, wenn man das Verbot nicht aufhöbe. Und siehe! es ward aufgehoben, indem Papa Gregorio, wie erzählt wird, erklärte: wenn die Signori Forestieri absolut ihre Hälse brechen wollen, facciano al loro commodo! Sage man, was man will: diese Engländer sind das einzige Volk der europäischen Welt, welches in allen seinen öffentlichen und privaten Lebensverhältnissen den Satz praktisch durchgesetzt hat: daß Männer keine Kinder sind. In Deutschland aber, im Lande der Kindlichkeit und Pietät, singen alle Männer mit dem Czaaren Peter in der Oper — (kurz zuvor, ehe dieser Brave sich anschickt, seinen rebellischen Strelitzen die Köpfe abzusäbeln) —: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!" Aber es scheint denn doch, als wäre man auch in Deutschland mit diesem Liede am Ende.

Abends gingen wir nach der Pyramide des Cestius, wo die Ruhestätten der Ketzer sind, welche in Rom sterben. Der neue Kirchhof ist sehr gut gehalten, von Rosengängen durchschnitten, mit Cypressen, Lorbeeren- und Myrthengebüschen bepflanzt, durch dessen Grün die weißen Marmordenkmäler schimmern, mit denen Liebe und Stolz so viele Hügel geschmückt haben. Ein grauer Scirocco-himmel, durch dessen Nebel die glanzlose Sonne trauernd blickte, und die eigenthümlich niederschlagende Schwere und Schwüle der Sciroccoluft stimmte zu der Oertlichkeit, obschon ich sie doch lieber an hellem Sonnentage in ihrer friedlichen Stille und Ruhe sehen mag. Von der Höhe und besonders von dem nahen Scherbenberge aus hat man einen reizenden Blick auf Rom.

Unter den Gräbermonumenten fast lauter englische Namen von Lords, Baronets, Squires und ihren Weibern und Kindern. Man sieht recht, wie dies Rom eine englische Kolonie bildet. Auch Shelley's Grabstein ist hier. In wohlerhaltenen Zügen steht darauf die Inschrift: Percy Bysshe Shelley. Cor cordium, natus IV. Aug. 1792, obiit VIII. Jul. 1822.

Nothing of him that doth fade
But doth suffer a sea-change
Into something rich and strange.

Wohlgepflegte blühende Rosen umschirmten noch immer des Dichters Grab. Auf dem Denkmale der unglücklichen Rosa Bathurst, Tochter des auf unbegreifliche Weise bei einer Reise von Wien nach Hamburg in den napoleonischen Kriegszeiten verschwundenen Lord Bathurst, welche als Krone der Schönheit in Rom bewundert, bei einem Spazierritte mit ihrem scheugewordenen Pferde in die Tiber stürzte und ertrank, standen am Schlusse der langen Inschrift die Zeilen:

Early, bright, transient, chaste as morning dew
She sparkled, was exhaled and went to heaven.

Auch Goethe's Sohn schläft hier. Die Züge seines Reliefportraits zeigen sichtbare Aehnlichkeit mit der göttlich erhabenen Gesichtsbildung des Vaters. Die lateinische Inschrift lautet: Goethe filius patri antevertens, annor. XL. Ein angelehnter frischer Blumenstrauß bezeugte, daß die Seinigen, welche gegenwärtig in Rom sind, liebend seiner gedachten.

Der Charakter der Gegend umher hat etwas unbeschreiblich Einsames, Oedes. Diese Oede umfängt einen überall, sobald man nur die Thore Roms verläßt. An eine Fortsetzung der Stadt in Vorstädten, Garten und Gärtchen, sorgfältig gehaltene Häuser, einladende Lustorte, wie sie sich sonst in der Umgebung aller großen Städte bei uns finden, ist nicht zu denken. Auf der einen Seite kann man sagen: es geziemt sich diese grandiose Verlassenheit und

völlige Verödung, diese staubige Unkultur und dies trümmerhafte Aussehen der vereinzelten Wohnungen für die Umgebung der uralten Trümmerstadt Rom. Aber nicht in allen Stimmungen bleibt bei uns modernen Menschen diese ästhetische Anschauungsweise mit ihrem romantischen Egoismus, der die Naturdinge über die Menschen, die Vergangenheit über die Gegenwart setzt, überwiegend. Und ich habe Anwandlungen verspürt, namentlich bei trübem Sciroccowetter wie heute, und bei der Aussicht auf einen einsamen Abend, ohne Familiengeselligkeit und häuslich deutsches Abendgesellschaftsbehagen, — Anwandlungen, in denen ich eine lustige Fiedel in einer deutschen Sonntagsschenke, oder eine Gartenmusik inmitten fröhlicher, behaglich sonntagskaffeetrinkender Menschen diesem Wege nach der Pyramide des Cestius und seiner staubigen Fortsetzung nach San Paolo fuori le mura mit seinen melancholischen Rohrpflanzungen an den Seiten unbedingt vorzuziehen mich geneigt fand. Mögen die Romantiker de pur sang diese Anwandlungen Nikolaitisch finden — immerhin. Ein Schelm giebt sich für was Besseres als er ist.

Die Römer aber mochten von diesen melancholischen Empfindungen nichts verspüren, denn volle Omnibus rollten alle Augenblicke zwischen der Stadt und dem halbfertigen Tempel hin und her. Wir konnten anfangs diesen strömenden Zug nicht begreifen. Andacht war es nicht, denn es gab kein Fest in San Paolo. Auch einladende Kneipen sah ich keine in der Nähe. Endlich löf'te mir eine Römerin das Räthsel. Diese Omnibus sind die einzigen in Rom; und somit diese die einzige Anstalt, durch welche der Römer seine Neigung, in carozza zu fahren, wohlfeil (zwölf Bajoc hin und her) befriedigen kann. Daher gehört schon eine Omnibusfahrt selbst zu dem römischen divertirsi. Auch sind die Wagen und Pferde, namentlich die letzteren, stattlich genug. Es geht meist im gestreckten Trabe und Galopp, mit zwei und vier starken Pferden, auf denen bunte, hochgestiefelte Postillons sitzen,

luſtig donnernd dahin. Der genügſame Römer begnügt ſich mit dieſem divertimento. Aber auch der Neubau der uralten Pauls-kirche intereſſirt ihn, und er findet die glatte Neuheit und Geleckt-heit des fertigen Theils und die geſchmackloſen, künſtleriſch matten aber farbenbunten Altargemälde Camuccini's viel ſchöner als die antike Pracht der Bilder in ſeinen alten Kirchen.

Denn was man von dem angebornen Kunſt- und Schönheits-ſinn dieſes Volkes rühmt, hat freilich ſeine Richtigkeit, aber doch nur eine bedingte. In Rom und Neapel, wo es auf geſchmackvolle Verzierung des Nothwendigen in Eßwaarenläden und ſonſt, im Schmuck der Kirchen für Feſte, auf Kleidung und Tracht u. ſ. f. ankommt, da zeigen ſie, namentlich das Volk, den urſprünglichen, den Südländern angeborne Sinn für Schönheit. Aber die eigent-liche Kunſt iſt gerade hier tiefer im Verfall als irgendwo in Europa. Geſcheidte Männer bewunderten in Neapel die dortige Kunſtausſtel-lung, welche doch ein wahrer Gräuel, ein ächtes Bild der künſt-leriſchen Ohnmacht Italiens heißen mußte. Das Volk aber findet die ſudelhafteſten Bilder, die ſchauderhafteſten Steindrücke von Hei-ligen ꝛc. molto belle, bellissime. Ihre künſtlich forcirte Religion, ihr Pfaffenthum hat ſie auch hier heruntergebracht. Wo ſind jetzt die ſchönheitſeligen Kloſterbrüder, die Fra Fieſole's, Bartolomeo's u. a., welche Meiſterwerke der Kunſt ſchaffen?

Kurz, ihre Kunſtzuſtände ſind ihrer politiſchen völlig werth und würdig, und darin liegt für mich ein großer, ein beruhigender Troſt. Wäre es anders, ſo müßte man irre werden an Allem, was mir innigſte Ueberzeugung iſt. Denn mit dieſem hängt der Satz zuſammen, daß nur auf dem Boden der Freiheit der Baum der Kunſt ſeine Blüthen und Früchte treibt. Aber die Freiheit iſt in ihrer Wirklichkeit nicht eine. Die Lebenszuſtände zu den Zeiten der mittelalterlich italiſchen Kunſtblüthe erſcheinen uns jetzt keines-wegs als Verwirklichung der Freiheit, und doch waren ſie es un-zweifelhaft, wenn man nicht vergleicht, ſondern ſie für ſich betrachtet.

Das, worin ein Mensch, eine Zeit, ein Volk mit Unbefangenheit aufgeht, sich gegensatzlos befriedigt, ohne Polemik, ohne das störende Hineinragen eines weitergeschrittenen Bewußtseins — darin sind sie frei. So waren Rafael und Michel Angelo und ihre großen Vorgänger frei. Denn sie waren in ungebrochener Einheit mit dem gemeinsamen Geiste und Gefühle ihrer Zeit, und daher konnten sie den höchsten, ewigen, künstlerischen Ausdruck schaffen. Und ähnlich war's mit den politischen Zuständen.

Den 3. November.

Ich habe gestern vergessen, von der Musik in der Sixtina etwas zu sagen. Es war die erste alte Kirchenmusik, welche ich hier hörte. Diese kurzen Reihen und Sätze mit ihren wunderbaren Mollwendungen, unerwarteten Uebergängen und energisch wirksamen langhinaustönenden Durausgängen erinnerten mich durchaus an den ursprünglichsten italienischen Volksgesang, dessen Ritornellweisen mit ihrem Auf und Ab der Mollgänge hier nur ins Feierliche hin und zum Ausdruck des Religiösen im Gemüthe angewendet erschienen. Sicher sind sie der volksmäßige Grund und Boden gewesen, aus dem diese alten Kirchengesangweisen erwachsen sind. Es liegt in den letzteren etwas ungemein Großartiges, einsam Feierliches, Leibloses, Aszetisches, das mit der Gegenwart den ungeheuersten Kontrast bildete. Es war mir, als passe die oberrichtliche Majestät dieser Tonsprache nicht mehr zu einer Zeit, wo kein Kaiser mehr im Büßergewande vor dem Haupte der Kirche kniet, sondern höchstens etwa noch ein Talleyrand unter siebensieglichtem Geheimnisse die Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche erklärt.

Den 5. November.

Seit drei Tagen hatten wir einen Vorschmack des römischen Winters, d. h. ununterbrochen strömenden Regen, der uns gänzlich in unsere Zimmer einbannte. Diese Regentage beginnen regelmäßig, wie die Römer behaupten, mit dem Feste Tutti i Santi, und diesmal wenigstens traf es zu. Glücklicherweise befinden wir uns in dem für Rom seltenen Falle, bei unsern Wirthsleuten nicht nur Mittags- und Abendkost, sondern auch Frühstück haben zu können, und also nicht genöthigt sein, an solchen Regentagen über die strömenden Straßen in Café's und Trattorien laufen zu müssen, — in solchem Wetter ein außerordentlicher Vortheil, um den uns unsere Bekannten sämmtlich beneiden. Auch unsere kleinen eisernen Kanonenöfchen, welche uns Signor Luigi Santini seit gestern hat setzen lassen, sehen uns ganz tröstlich an, und versprechen behagliche Arbeitsmorgen und Abende für die kältere Zeit, welche hier der Fremde weit minder gut als der Einheimische erträgt. Wer in Rom überwintern will, möge sich ja in Kleidung, namentlich für's Haus, ganz wie auf einen deutschen Winter einrichten. Alle solche Bedürfnisse sind überdies in Rom doppelt und dreifach theurer und schlechter als bei uns.

Heute früh aber brach die Sonne wieder siegreich aus dem Gewölk hervor und lockte uns ins Freie hinaus zu den Thermen des Caracalla. Ueber das Forum, bei dem Kolosseum vorbei, die schöne, breite Via di San Gregorio hinabwandernd, gelangten wir in die Via di San Sebastiano, an welcher die Ueberreste jener Thermen liegen, nächst dem Kolosseum die gewaltigsten aller Ruinen des alten Roms. Die hellenische Architektur stand im Dienste der Schönheit, der Idee, die römischen Bauten dienten dem Nutzen, der Gesundheit und Bequemlichkeit. Roms Wasserleitungen und Abzugskanäle, Amphitheater, Portiken, Thermen stehen in ihrer Art so einzig da wie die Tempelbauten, Odeen und Theater der Griechen.

Unter den Prachtbauten des alten Roms stehen die Thermen obenan. Sie sind durchaus den Römern eigenthümlich und beginnen zuerst unter August, also zu einer Zeit, wo mit dem Verschwinden des republikanischen Geistes und der politischen Interessen aus dem Leben der Nation, das Zeitalter des raffinirten Genusses hier in der schönen Literatur, dort in den Kunst- und Luxusbauten seine Blüthen zu treiben beginnt. Von August, welcher die ersten Thermen baute, finden wir in langer Reihe bis auf Konstantin immer neue Prachtbauten dieser Art als Werke der Kaiser Nero, Titus, Trajan, Commodus, Caracalla, Alexander Severus, Philippus, Diokletian und Konstantin verzeichnet. Von allen diesen Bauten sind außer den Ruinen der Caracallathermen nur noch die spärlichen Reste einiger Mauern der Titus- und Diokletiansthermen vorhanden. Spiele und Bäder waren die Hauptgenüsse des römischen Volks der Kaiserzeit, und die Kaiser, selbst die grausamsten, deren Tyrannei so eisern auf Allem lastete, was durch Geburt, Bildung und Reichthum ausgezeichnet war, trugen doch immer Sorge, daß es dem zum Pöbel gewordenen römischen Populus, vor dem sie oft genug erzittern mußten, nicht an jenen beiden Genüssen fehlte. So sind denn auch die Thermen des kaiserlichen Roms als ein politisches Mittel anzusehen, das Volk durch Heraufziehen zu den Genüssen der Reichen zu gewinnen und alle edleren Regungen und Bestrebungen desto sicherer zu vernichten. Der ärmste Römer hatte zu ihnen unentgeltlichen Zutritt, und er brauchte nur wenige Schritte zu gehen, um in der Stadt selbst zu jeder Jahres- und Tageszeit alle Genüsse, Annehmlichkeiten und Belustigungen zu finden, welche sich früher nur die Reichen durch Reisen in die Bäder Griechenlands und Unteritaliens zu bestimmten Zeiten verschaffen konnten. Denn in dem Umfange dieser ungeheuren Gebäude vereinigte sich neben den verschiedensten Badeanstalten Alles, was an Uebungen und Spielen, an Kunstwerken und Vergnügungen die herrschende Mode bot und verlangte: ganz und halbbedeckte

Portiken zum Spaziergange, Spiel- und Uebungsplätze aller Art, Sammlungen von Kunstwerken, Bibliotheken u. s. w., und das Alles strahlend in einer Pracht von Marmor, edlen Steinen und Metallen, gegen die gehalten der Glanz unserer reichsten Fürstenschlösser armselig erscheint. Seneka bezeichnet sie einmal mit den Worten: soweit ist der Luxus gediehen, daß man in diesen Bädern nur noch auf edlen Steinen (gemmas) wandeln mag. Jede erdenkliche Ueppigkeit war mit diesen Thermen verbunden. Auch Frauen selbst die vornehmsten, besuchten dieselben, und die hier und da vorkommenden Verbote gegen das gemeinsame Baden beider Geschlechter zeigen am Besten, bis zu welcher Höhe sich die raffinirte Unsittlichkeit verstiegen hatte. Unter dem Ruinenschutte dieser Thermen sind die herrlichsten Bildwerke der italischen Museen, die kostbarsten Badewannen von Granit und Marmor gefunden worden, und noch jetzt sind diese Fundgruben nicht erschöpft, noch schläft eine ganze Welt von Kunstwerken unter dem Trümmerboden Roms und seiner Umgebungen. Aus den Caracallathermen allein stammen der Farnesische Herkules, der Torso des Belvedere, die Neapolitanische Flora und die Gruppe des Farnesischen Stiers, die beiden kolossalen Granitwannen an Piazza Farnese und die schönen Urnen von grünem und eisenfarbigem Basalt im Cortile des Vatikanischen Museums. Drei Kaiser: Caracalla, Heliogabal und Alexander Severus hatten an diesem Werke einen Aufwand verschwendet, der es zu einem Wunder aller Folgezeiten machte, dessen kühne Konstruktion die spätere Zeit anstaunte, ohne ihre Möglichkeit zu begreifen. Der Umfang dieser gewaltigen Reste setzte mich, der ich doch so eben vom Kolosseum herkam, in sprachloses Erstaunen. Wie sich das Ganze mit seinen Außenwerken, Portiken, Hallen, Spielplätzen ꝛc. ausgenommen haben muß, davon habe ich gar keinen Begriff, denn schon die noch aufrecht stehenden Reste des inneren Baues sind in ihrer gigantischen Höhe und Ausdehnung kaum faßbar. Denke Dir ein längliches Quadrat, in welches man jetzt von der Seite

eintritt. Die Mitte der vorderen Fronträume, da wo vor Alters das große Schwimmbassin sich befand, welches ganz mit Marmor ausgelegt war, durchmaß ich mit hundertdreiundzwanzig Schritten, seine Breite mit achtundzwanzig. Und dieser Raum, in welchen man fast einen Dom wie den von Monreale hineinstellen kann, beträgt nur wenig über ein Viertel der ganzen Fronte des Gebäudes! Von all der Herrlichkeit stehen jetzt nur noch die nackten Mauern und Pfeiler aus gebrannten Steinen, so wie einige Bögen und Wölbungen, die das zweite Stockwerk mit seinen Sälen und Terrassen tragen, Wölbungen von einer Höhe, gegen welche große Kirchengewölbbögen verschwinden. Im Innern ist unten der Fußboden all der Gemächer, Säle, Spielplätze, Bäder u. s. f. ungefähr zehn Fuß hoch mit Schutterde bedeckt. Nur an einigen Stellen ist dieselbe weggeräumt, so z. B. in zwei Badekammern, zwölf Schritt lang, zehn breit, wo wir den Fußboden mit Mosaiken ausgelegt fanden, auf denen man noch Figuren von Greifen und anderen phantastischen Bildungen wahrnimmt. Die Mosaikboden jener Kammern oder Badezimmer senken sich allmälig der Mitte zu.

Ueberall sind ungeheure Mauerblöcke, noch mit Mosaiken bedeckt, von den Wölbungen herabgestürzt. Die Päpste haben zu ihren Kirchen und Palästen auch diese alten Bauwerke geplündert, und wenn sie die Säulen wegbrechen ließen, mußten die Decken und Gewölbe wohl nachstürzen!

Unten werden Ausgrabungen gemacht, aber mit unzureichenden Mitteln. Doch ist es zu loben, daß man überhaupt etwas thut, auch für die Erhaltung der Räume sorgt. In einem verschlossenen Raume zeigte uns der Kustode den Gewinn der letzten Ausgrabungen: Säulenstücke und Gebälktrümmer, Reste von Statuen und Ornamenten aller Art. Etwas mitzunehmen ist verboten, aber für ein Paar Paul war der Mann so gefällig, seine Augen eifrig auf den Eingang zu heften, während wir einsteckten, was die Taschen tragen mochten. Die öffentlichen Ausgrabungen werden hier, wie

überall in Rom, auf Kosten der Armenkasse durch Krüppel und Greise angestellt, die natürlich so gut wie nichts vor sich bringen.

Eine große Anzahl Stufen hinaufsteigend gelangt man auf die erhaltenen Bogengewölbe. Das ist eine schlimme Arbeit für einen, der zum Schwindel geneigt ist. Stellenweise ist das ganze Gewölbe bis auf einen einzigen, etwa drei Fuß breiten Bogen von Backsteinen eingestürzt, und auf so schmalem Stege über schwindelnden Abgrund muß man schreiten, um an die Punkte der schönen Aussicht zu gelangen. Und dazu geht man diesen Gang doch eigentlich ohne die allermindeste Garantie, ob nicht eines schönen Tages so ein alter, einsamer Bogen es langweilig findet, da oben von seinem Gefährten verlassen schon über tausend Jahre allein zu stehen, und neugierigen Barbaren seinen Rücken zu leihen. Es giebt auch sonst Stellen, wo man in schwindelnder Höhe, auf wenig mehr als fußbreiten Mauerstücken, die, zufällig noch vom Gewölbe übrig, fest an den Wänden und Pfeilern haften, einherzuklettern hat, ohne Geländer, ohne sonstigen Anhalt, nur von seinem Muth gehalten. Ich bin nicht schwindlicht, aber mir schauerte es doch ein Paar Mal über die Haut. Diese Steige und Gänge wären gar nicht zu passiren, wenn nicht eine dichte Vegetation von Gras und Blumen, Gesträuch und Buschwerk, welche sich auf der überziehenden dünnen Erdschicht nach und nach auf diesen Fußboden hoch oben in der Luft gebildet hat, die Illusion gewährte, als klimme man auf steilen Felspfaden und nicht auf Mauerwerk von Mörtel und Ziegelsteinen.

Aber es lohnte sich auch, da hinaufzuklimmen. Im lichten Glanze des schönsten, warmen Herbsttages lag die reichste Landschaft der Welt vor unsern Blicken. Rückwärts Rom, die Kaiserpaläste zunächst, dann die Fülle der Kirchen und Kuppeln, Paläste und Villen mit ihren Pinien und Cypressen. Rechts vom Kolosseum die Kirche S. Pietro in Vincola mit ihrer Palme, der größten, welche ich in Rom gesehen. Und vor uns in majestätischer tiefer

Bläue zog sich der Apenninenstreifen der Lionessa in das Sabiner- und Albanergebirge übergehend, am Horizonte hin. An diese blaue Bergfarbe glaubt man bei uns nicht. Sie ist dunkler als das dunkelste Blau unseres Nachthimmels in schönen Sommernächten. Alle höchsten Züge der Apenninen waren schon weiß bedeckt mit Schnee, der mit unaussprechlichem Glanze in der Sonne leuchtete. Und während so der Winter des Nordens in der Ferne schimmerte, umgab uns in der Nähe der schönste Frühling, das frischeste Grün der Wiesen, blühende Rosen und andere Blumen. Auf dem Rückwege leuchteten im Kloster S. Francesco von den hohen Orangenbäumen hunderte der herrlichen goldgelben Früchte aus dem stolzen, schweren Laube, und fruchtbeladene Citronenbäume standen neben ihnen. Am lieblichsten erschienen mir auch hier die Rosen, deren zarter Duft den ganzen Klosterhof durchdrang.

Auf der Höhe dieser Trümmer verbrachten wir fast den ganzen Nachmittag. Und heute fühlte ich einmal wieder mit voller Seele das Glück, in Rom zu sein. Es liegt etwas Frommes, Religiöses in dem Gefühle dieses Glücks. Aber ohne Sonnenschein, im Regenwetter, ist auch Rom traurig.

Diese Bäder des Caracalla, von deren Umfang, Größe und Pracht man sich jetzt kaum noch eine Vorstellung machen kann, sind das Werk nicht der blühenden, sondern der schon sinkenden Macht und Herrlichkeit des Imperium Romanum. Und diese Pracht, dieser Luxus, diese Schönheit, all dieser Genuß der Sinne und des Geistes stand dem geringsten Bürger Roms offen, war für ihn eigends bereitet. In diesen Prachtbädern badete sich, spazierte und erlustigte sich an Kunstwerken aller Art, an Statuen und Gemälden, an Kampfspielen und Uebungen der Palästra — das Volk, der Pöbel der alten Hauptstadt der Welt. Der heutige Populus Romanus hat kaum eine Bretterbude an der Tiber, wo er sich im Sommer baden mag, wenn er es nicht, wie meist geschieht,

vorzieht, sich auf den Luxus auch solcher Reinigung gar nicht einzulassen. Hat er doch dafür desto mehr Badehäuser für seine Seele.

Auf dem Rückwege durch den Volksgarten beim Kolosseum, der aber wenig besucht wird. In der Kirche San Francesco sahen wir die Mosaiken der Tribune: Marie mit dem Kinde, umgeben von Johannes, Jacobus, Petrus und Andreas. Sie sind sehr alt, Rumohr setzt sie ins dreizehnte Jahrhundert. Der Typus der Madonna erinnert recht an den antiken Minerventypus, und ist weniger krummnasig als die späteren byzantinischen Marienbilder. Bei allen Gesichtern stehen die Augen sehr nahe aneinander über der Nase, wie noch bei dem Giotto.

Das Relief den Einzug Papst Gregor's XI. in Rom von Avignon darstellend, von Peter Paul Oliverius 1584 gearbeitet, hat viel Schönes. Die Behandlung ist aber fast durchaus malerisch, und somit der Natur des antiken Reliefs widersprechend. Der anstoßende Klosterhof ist ein Garten innerhalb der Ruine des alten Tempels der Venus und Roma. In der Mitte ein Springbrunnen mit Becken. Rings umher blühende Rosen und fruchtbeladene, goldglänzende Orangenbäume, Myrthe und Oleander, — und das mitten im November! — Unter dem schön kassettirten Vorsprunge des Nischengewölbes jenes alten Tempels stand, halb verborgen von einer grünen Hecke, eine verstümmelte Marmorstatue, wahrscheinlich eines Apollino.

Der Doppeltempel der Venus und Roma, in dessen Trümmer Kirche und Kloster hineingebaut sind, war einst der prächtigste Tempel des kaiserlichen Roms. Zwei sich vollkommen entsprechende Tempel, die mit den Curven ihrer Cellen gegen einander stießen, vereinigten sich zu einem Gebäude, welches später schlechthin der Tempel der Stadt (Templum urbis) hieß. Man kann sich von der imposanten Größe dieses Bauwerks einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß

die Säulenhalle, welche als Vorhof den Tempel umgab, fünfhundert Fuß in der Länge und dreihundert in der Breite maß. Die dazu gehörigen zweihundert Granitsäulen, von denen große Trümmer umherliegen, hatten gegen vier Fuß im Durchmesser. Kolossale sitzende Bildsäulen befanden sich in den Tribunen der beiden Tempel, dessen äußere Gestalt, jetzt unerkennbar, durch Abbildungen auf alten Münzen erhalten ist. Päpste plünderten zuerst das bronzene Dach zum Bau der alten Peterskirche. Dann ward in die eine Halle die Kirche San Francesco hineingebaut. Die Tempel selbst aber zerstörte erst Brancaleone, als er die in demselben angelegte Burg der Frangipani brach. Die Franzosen rissen das Kloster der Olivetaner nieder, um die Reste des alten Baues bloßzulegen. Als aber Pius VII. zurückkehrte, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als dasselbe wieder aufzubauen, und zwar in so elendem Geschmacke, daß es die größte Unzierde des Platzes ausmacht.

Es war gegen fünf Uhr, als wir am Kapitol vorbei über das Forum Trajans nach Hause zu unserer Piazza Poli zurückkehrten. Bei der Trajanssäule fiel mir zweierlei ein. Einmal, daß diese Reliefs, welche rund um eine Säule laufen, doch durchaus dem Wesen des, für die Fläche (Tempelwand, Fries, Metopen) bestimmten Reliefs widersprechen, und ein Zeichen verfallenden Kunstgeschmacks sind. Dasselbe gilt von allen Statuen, welche so hoch auf Säulen stehen. Die Säule, so wenig als die Statue, erfüllen hier ihre Bestimmung. Die eine soll eine Last stützen, die andere nicht über der Menschheit stehen, sondern unter dem Gewühl der Menschen, nur mäßig erhöht, den Mann, dessen Bild sie darstellt, als unsern Genossen unter uns auch nach dem Tode weilen lassen. Römische Kolossalität und Ungeschmack, verbunden mit der göttlichen Verehrung, durch welche die Schmeichelei eines verknechteten Volks seine Herren über die Gränzen der Menschlichkeit erhob, haben jene marmornen Säulenstatuen, jene heidnischen Säulenheiligen hervorgebracht.

Architektonische Physiognomie des heutigen Roms.

Rom, November.

Das heutige bewohnte Rom ist eine durchaus moderne Stadt, in deren Straßen uns nichts an das Alterthum, ja nicht einmal an das Mittelalter, wie in Florenz, Siena oder Venedig erinnert. In diesem Neu-Rom geht keine Straße in der Richtung irgend einer des alten Roms. Keine Phantasie reicht hin, sich die Vorstellung eines Platzes, wie etwa das alte Marsfeld war, aus dem wüsten Häusergewirr, welches jetzt seine Stelle einnimmt, zu erneuern. In diesem Sinne konnte Niebuhr klagend ausrufen: Rom ist dem Alterthume so fremd wie Berlin. Er hätte auch sagen können wie der heutige Konservatorenpalast auf dem Campidoglio dem Kapitol des Augusteischen Roms. Denn jener könnte allerdings sehr gut in Berlin stehen.

Sehen wir ab von dem Theile der Stadt, welcher jenseits der Tiber liegt, so umschließen die Umfangsmauern des heutigen Roms eigentlich zwei Städte, deren Physiognomie nicht ungleicher gedacht werden kann. Das heutige Rom streckt sich in Gestalt eines Fächers, dessen Griff die Porta del Popolo mit der vorstadtartigen Verlängerung nach Ponte Molle hin bildet, etwa bis in die Hälfte des von den Umfangsmauern eingeschlossenen Raumes hinein. Drei Hauptstraßen, die Via del Babuino, die Ripetta und zwischen beiden der Korso, bilden gleichsam die Gitterstäbe dieses Fächers, als deren Endpunkte von Porta del Popolo aus die Kirche S. Maria Maggiore, das Kapitol und das Judenghetto angesehen werden können. Von diesen Punkten abwärts, in südlicher Richtung beginnt die Trümmerstadt, das alte Rom, dessen Ueberbleibsel, sämmtlich der Kaiserzeit angehörig, aus den unabsehbaren Gemüsefeldern, Gärten und Weinpflanzungen hervorragen, welche jetzt wohl über

zwei Drittheile des von den heutigen Umfangsmauern eingeschlossenen Areals bedecken.

Das bewohnte Rom in seiner heutigen Gestalt ist ein Kind der drei letzten Jahrhunderte. Fast alle seine Kirchen, deren es über dreihundert besitzt, sind in ihrer äußeren Gestalt, besonders in ihren verschnörkelten und verkropften Façaden, von der trostlosesten Geschmackwidrigkeit. Die Fremdenquartiere des Korso, der Via del Babuino und Condotti, Sistina und Gregoriano, die Plätze di Spagna und Colonna machen durchaus in architektonischer Hinsicht keinen andern als den Eindruck einer modernen Hauptstadt. Die überwiegende Mehrzahl der übrigen, dem gewerblichen Verkehr überlassenen Straßen und Stadttheile haben meist etwas unbeschreiblich Winkliges, Düsteres, Unheimliches. Sie tragen zum Theil den Charakter schlechtgebauter, schmutziger, verkommener Landstädte, und es hat geradezu etwas Gespensterhaftes, wenn z. B. in der Nähe des schmutzig engen Judenviertels oder unter den jämmerlichen Häusern am ehemaligen Forum des Nerva plötzlich die Reste eines alten Portikus oder ein halbversunkenes Säulenpaar vor uns aufsteigt. Die Einfassung des Städtefächers, welche sich von der Tiber und der Piazza Montanara an in einem großen Halbkreise um die Stadt herum zieht, hat in ihrer Architektur durchaus den Charakter einer ländlichen, ackerbautreibenden Bevölkerung. Man hat aus der Topographie des alten Roms eine eigene Wissenschaft gemacht, und die erbittertsten Kämpfe sind noch neuerdings über Dinge geführt worden, deren Kenntniß höchst ungewiß und im besten Falle, wie Niebuhr einmal sagt, „ohne alle lohnende Resultate“ bleibt. „Es ist mir wohl ganz angenehm,“ setzt der Verfasser der römischen Geschichte hinzu, „einiges davon anschaulich zu wissen, aber nichts kann entbehrlicher für den Historiker sein *).“

*) Lebensnachrichten II., S. 368.

Und durch welche Reihenfolge von Stürmen ist dies Rom während seines dritthalbtausendjährigen Bestehens um und umgekehrt worden! Zuerst der ungeheure Brand, mit dem die Gallierhorden unter Brennus das Rom der Königszeit dem Erdboden gleich machten. Von diesem ältesten Rom ist nichts als ein kleines Stück des Tarquinischen Kloakenbaues erhalten, jenes Riesenwerks, das selbst die Baumeister der Augusteischen Zeit für unerreichbar hielten. Dann fünfthalbhundert Jahre später der an demselben Unglückstage der Gallischen Zerstörung ausgebrochene neuntägige Neronische Brand, die größte Feuersbrunst, welche die Welt gesehen. Denn sie verzehrte von einer Stadt, welche über zwei Millionen Einwohner, die Sklaven mitgerechnet, in ihren Mauern zählte, über zwei Drittheile, und mit ihnen fast alle Erinnerungen an das republikanische und die gesammte Pracht des Augusteischen Roms, und eine solche Fülle von Tempeln, Prachtbauten und Kunstschätzen, daß jede Vorstellung hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Verzichtet doch selbst Tazitus in seiner Schilderung dieses größten aller Unglücksfälle, welche das alte Rom betroffen, auf jede auch nur annähernde Bestimmung des Vernichteten. Aus dieser ganzen Zeit vor dem Neronischen Brande bietet das jetzige Rom als republikanische Baureste nur noch den sogenannten Tempel der Fortuna Virilis *), und einige Unterbauten, auf denen neuere Kirchen und der Kapitolpalast stehen. Von dem Augusteischen Rom ist außer dem Pantheon nichts erhalten als ein Stück Außenwand des Marcellustheaters, ein Eingangsbogen zu dem Portikus der Octavia, der Drususbogen, so wie ein Paar Säulen und ein Stück Umfangsmauer des Augusteischen Forums. Alles, was sonst in Rom an alten Baureſten vorhanden ist, gehört, wenn man einige Grab-

*) „Das schlechteste aller alten Werke," nach Winckelmann Werke I., S. 302 jetzt eine Kirche S. Maria Egiziaca.

Denkmäler an den Heerstraßen außerhalb Rom ausnimmt, den Kaiserzeiten nach Nero an.

Der Neronische Brand veränderte die ganze Gestalt der Stadt, welche erst jetzt nach einem geregelten Plane mit breiten, geraden Straßen und großen, regelmäßigen Plätzen aufgebaut wurde. Der wahnsinnige Tyrann that Unglaubliches, um sie noch prachtvoller aus ihrem Schutte erstehen zu lassen, doch gelang ihm dies nur zu einem geringen Theile. Der bei weitem größere blieb als freier Raum für die Schöpfungen der späteren Kaiser übrig. Das Kapitol war fast allein unter den Prachtbauten verschont geblieben. Aber schon unter Vitellius vernichtete es ein neuer Brand mit allen seinen Heiligthümern und Schätzen. Dann folgten die großen Feuersbrünste, welche unter Titus und später unter Commodus aufs Neue einen großen Theil der Stadt in Asche legten.

Eine zweite Periode neuer Verwüstungen der alten Kunstbauten beginnt im vierten Jahrhundert mit der Herrschaft des Christenthums. Es ist ein Vernichtungskampf des letzteren gegen die Bauwerke des Heidenthums, der sich bis in die letzten Jahrhunderte der Neuzeit fortgesetzt hat. Die alten Göttertempel waren allmälig herrenloses Gut geworden, sie lieferten die Säulen zu den neuen Kirchen, welche zahlreich emporstiegen. Die herrlichen Portiken, ein Hauptschmuck des alten Roms, wurden gleichfalls ihrer Säulen zu diesem Zwecke beraubt, und fielen dadurch, so wie die Tempel, in Trümmer. Den wahren Vandalismus hat man überhaupt im christlichen Rom selbst zu suchen, gegen dessen Barbarei in Zerstörung der alten Bauwerke die Verwüstungen durch die verschrieenen Barbaren gering anzuschlagen sind. Noch nach der Plünderung Genserichs schildert Theodorichs Geheimschreiber, Cassiodor, Rom und die kostbaren Säulen seiner Gebäude, die Menge bronzener Bildsäulen auf allen Straßen und Plätzen, die öffentlichen Bäder und Brunnen, den Circus Maximus mit seinen Obelisken, vor allen aber das Kapitol und das Forum Trajans als Wunder-

werke über alle menschliche Einbildung. Noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts bestand der kaiserliche Palast auf dem Palatin als Residenz des Exarchen, und so lange die griechische Oberherrlichkeit währte, bedurften die Päpste zur Zerstörung antiker Bauwerke und zur Verwendung ihres Schmuckes für neu zu errichtende Kirchen und Klöster wenigstens der Erlaubniß der Kaiser oder ihrer Statthalter, und noch Kaiser Karl der Große konnte das „goldene Rom" anstaunen. Ueberschwemmungen, Blitze und Erdbeben halfen mit an dem Werke der Zerstörung, und als die Päpste erst von der byzantinischen Oberherrschaft befreit wurden, und ihre Kirchenbaulust auch durch wachsende Geldmittel freieren Spielraum erhielt, ward jede neue Kirche immer der Untergang eines. oder mehrerer alten Gebäude, und die Vernichtung der alten Stadt hielt mit der steigenden Blüthe des christlichen Roms gleichen Schritt. Die Trajans- und Antoninssäule wurden zu Glockenthürmen verwendet, und in den vom Ende des neunten Jahrhunderts beginnenden Fehden der mächtigen Barone unter sich und mit der Geistlichkeit die noch übrigen antiken Tempel, Theater, Triumphbogen und Amphitheater zu Festungen und Burgen umgeschaffen, oder behufs der Anlegung von solchen zerstört. Die mächtigen Frangipani allein besaßen im zwölften Jahrhundert das Kolosseum, den Titusbogen, den Circus Maximus, den Janusbogen und den Tempel der Venus und Roma. Diese Baronalfehden haben unendlich mehr zum Untergange des alten Roms beigetragen als alle Verwüstungen der fremden Eroberer. Und Petrarca klagt mit Recht bei dem Anblicke der Zerstörung, den das Rom seiner Tage darbot: „Nicht die Zeit, noch Barbarenhorden, die eigenen Bürger und Söhne Roms haben mit dem Mauerbrecher gethan, was der Punische Held nicht ausrichten konnte." Aber noch bestand vieles Alte als Zeugniß früherer Herrlichkeit, und im Imperatorenpalaste auf dem Palatinus hielten auf ihren Römerzügen die Ottonen Hof, und die deutschen Kaiserinnen gaben Feste in den Gemächern der Livia.

Da kam die Zerstörung herangebraus't mit Robert Guiscards wilden Normannenschaaren, so furchtbar, wie Rom keine weder vor noch nachher gesehen. Sie vernichtete fast zwei Drittheile der Stadt (1084) so gründlich, daß dieser ganze Theil, der südliche auf und um den Cälius und Aventinus, seitdem nie wieder bewohnt worden sind. Nach dieser Zerstörung kamen Zeiten, in welchen das verödete Rom kaum dreißigtausend Einwohner zählte. Was diese Zerstörung an alten Monumenten übrig gelassen hat, vernichtete der Senator Brancaleone (1257), als er, um die Macht der Barone zu brechen, alle von diesen eingenommenen Thermen, Tempel, Theater und andere antike Gebäude, hundertfunfzig an der Zahl, schleifen ließ. Auch die gänzliche Abtragung des Kolosseums scheint er vorbereitet zu haben. Doch starb er (1258) vor der Ausführung. Was er übrig gelassen hatte stürzte in dem furchtbaren Erdbeben, von welchem Rom im Jahre nach der Boccazischen Pest (1318) mit ganz Italien wiederholt heimgesucht ward, zusammen. Die in Elend und Rohheit versunkenen Römer verkauften, wie Petrarca jammernd klagt, nicht nur alte Kunstwerke aller Art, sondern selbst die Säulen und den Marmor der Tempel in das Ausland, und während des Schisma wurde von eben diesen Römern, deren Schriftsteller noch jetzt kaum aufhören, für die Werke ihrer eignen gewinnsüchtigen Zerstörung die Wuth der Barbaren anzuklagen *), eines der herrlichsten und unzerstörbarsten Werke des Alterthums, das Mausoleum des Hadrian, bis auf seine jetzigen Reste zertrümmert, und ein Theil des Kolosseums, das allen Angriffen der Elemente Trotz geboten hatte, zu Kalk verbrannt. Um diese Zeit (1308—1377) glich die Stadt völlig einer Wüste. Nur in den Niederungen wohnten in Vignen und Feldern Bauern in elenden Hütten. Alle höheren Theile waren fast gänzlich verödet, und selbst

*) Bunsen in der Beschreibung der Stadt Rom I., 255.

die Kirchen standen verlassen und verfielen. Forum und Kapitol waren mit Gemüsegärten und Weinpflanzungen bedeckt, auf den unangebauten Strecken haus'ten Schweine- und Büffelheerden. Die Obelisken waren bis auf einen zerbrochen und umgestürzt, und von den unzähligen Statuen, mit denen sonst Straßen und Plätze Roms bedeckt waren, fand Poggio, der um 1432 die Stadt besuchte, nur noch Eine von Marmor und fünf von vergoldeter Bronze übrig.

Rührend sind die Klagen der Augenzeugen über den jammervollen Zustand der Reste des alten Roms zu Anfang und gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, und dennoch war selbst um diese Zeit noch unendlich mehr von denselben vorhanden als zu unserer Zeit. Was Aeneas Silvius (später Papst Pius II.) damals sang:

Welch Entzücken gewährt mir, o Rom, deiner Trümmer Betrachtung,
Du die, gefallen, noch laut kündet den einstigen Glanz!
Aber dein jetziges Volk! von den alten Mauern den Marmor
Bricht es, und brennet zu Kalk schmählich die glänzende Zier.
Ruchlose Brut! noch drei Jahrhunderte hause so fort, und
Keine Spur mehr verbleibt einstiger Größe in Rom!

ist eine Wahrheit geworden, gegen welche die noch bestehenden Reste nur spärliche Ausnahmen bilden. Schon Raphael sagt in seiner Denkschrift an Leo X.: „dies ganze neue Rom, das wir jetzt sehen, ist mit Kalk von antiken Marmorn gebaut."

Bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hatte das nach der Rückkehr der Päpste von Avignon (1378) wieder erstandene Rom noch einen vorwiegend mittelalterlichen Charakter, wie ihn die florentinischen Schloßburgen und in Rom der Palast Venezia aufweisen. Von da an beginnt mit Leo X. die Modernisirung der Stadt, welche sich in dem alten Marsfelde größtentheils neu erhob. Der immer steigende Nepotismus veranlaßte das Entstehen jener Unzahl von Palästen in dem jetzigen Rom, zu denen die antiken Reste, soweit sie noch als Steinbrüche benutzt werden konnten,

gleichfalls die Materialien hergaben. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die bisher ihrer Entlegenheit halber verschonten Grabmäler, Tempel und Villen vor den Thoren Roms ihres Schmuckes beraubt oder zerstört. Die Aufgrabungen, welche von der Mitte des funfzehnten bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts angestrengt betrieben wurden, förderten unglaubliche Schätze alter Kunst ans Tageslicht. Während dieser Zeit wurde vielleicht hundertmal mehr entdeckt als in der ganzen folgenden Zeit, und alle heutigen Sammlungen Roms können, wie Niebuhr sagt, gegen den unschätzbaren Reichthum an Alterthümern aller Art, die sich damals in vielen hundert Häusern zerstreut in Rom befanden, kaum als ein Schatten gelten.

Im Verlaufe dieser ungeheuren Verwüstungen hatte sich in Rom eine ganz neue Erdoberfläche gebildet. Auf den ungeheuren Schutthaufen erwuchs in der fruchtbaren Pozzolanerde derselben eine üppige Vegetation, neue Hügel entstanden, wo sonst Fläche war, und der Boden der alten Stadt ward nach und nach über funfzehn Fuß hoch bedeckt. Das Forum, welches seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts als Schuttgrube diente, ward sogar an manchen Stellen zwanzig bis dreißig Fuß hoch überdeckt. Raphaels unsterblicher Genius war es, der den Plan faßte, durch eine regelmäßige Aufgrabung aller erhaltenen Reste alter Baukunst wenigstens „einen Schatten des alten Roms“ an das Licht zu ziehen. Eilf Jahre lang hatte er in Rom die vorhandenen alten Trümmer studirt, und der Anblick der fortgesetzten Zerstörungen alter Tempel, Bogen, Pyramiden und Säulen, welche er selbst erlebte, hatte ihm das Herz zerrissen. Seine Denkschrift über die Wiedererweckung der Reste des alten Roms *), welche er kurz vor seinem Tode entwarf, blieb unausgeführt, und die Zerstörungen des Alterthums

*) Man findet sie in der Beschreibung der Stadt Rom I., S. 266—74.

dauerten fort. Erst Napoleons Riesengeist nahm den Gedanken wieder auf, aber sein Stern erblich, ehe er ihn vollenden und ehe er, wie er gewollt, auf den Gipfel des kapitolinischen Berges die Kaiserburg des neuen weltherrschenden Imperators „würdig des alten Namens und der neuen Herrschaft" inmitten des alten Roms errichten konnte.

Je moderner in den Zeiten nach Raphael Rom ward, besonders durch Sixtus V., der die oberen Stadttheile wieder anbaute und große Straßen durch Vignen und Ruinen hindurch führte, desto mehr Alterthümer verschwanden. Die größte Masse der Bauten des heutigen bewohnten Rom gehört in ihrer Armseligkeit und Geschmacklosigkeit dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte an.

Die französische Herrschaft hatte für Rom wenigstens das Gute, daß sie für dauernde Erhaltung der noch übrigen antiken Baureste kräftig Sorge trug, eine Sorge, die seitdem, wenn auch im geringeren Maaße, fortgesetzt worden ist. Der Geist der Bildung hat, was jetzt noch vorhanden ist, unter seinen Schutz genommen, und nur mit ihm können die letzten Reste untergehen, welche aus Kolosseum und Pantheon, Triumphbögen und Tempeltrümmern in einzelnen, riesigen Lettern von der Größe der alten Weltstadt zu den späteren Geschlechtern der Menschen reden.

Nach dieser Skizze mag man sich eine Vorstellung machen von den verschiedenen Elementen, aus denen sich im Verlaufe solcher Ereignisse das heutige Rom zusammengebaut hat. Es ist ein Anblick so bunter Mannigfaltigkeit, wie ihn keine Stadt des Erdbodens mehr gewährt. Neben dem Charakter einer uralten Residenz des geistlichen Oberhirten der Christenheit mit seinen zahllosen Kirchen und Hofburgen und den Schlössern seiner geistlichen und weltlichen Fürsten, bietet es in seinen fashionablen Stadttheilen und ihren glänzenden Bazars den Eindruck eines modernen Badeortes

im größten Style. Und wiederum genügen wenige Schritte, um sich aus demselben hinaus in eine Stadt des buntesten, wenn auch nicht blühenden, gewerblichen Treibens, und aus dieser wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zustände zu versetzen. Und über dieses bunte Gemisch ragen wie riesige Schattenbilder einer Jahrtausende alten Vergangenheit die Trümmer der Ruinenwelt des alten Roms in ernster Einsamkeit zum Himmel empor. Diese Mannigfaltigkeit der Elemente ist es vorzüglich, welche hier jeden Fremden etwas für sich finden läßt, und jeder Ermüdung durch gleiche Eindrücke vorbeugt. „Rom ist immer neu," sagen die Fremden, auch wenn sie Jahre lang hier heimisch sind. Dazu kommt, daß das Auf und Ab der zahlreichen Hügel, deren das heutige Rom über ein Dutzend zählt, von denen die Hälfte durch Ruinen entstanden, überall malerische Ansichten und Gruppirungen bildet. Rom ist auch darin unvergleichlich, daß es von jedem bedeutenden Höhenpunkte, von Monte Mario oder dem Kapitole, vom Aventin oder von Monte Pincio, von San Onofrio oder von Villa Ludovisi aus gesehen ein immer neues Panorama bildet, welches an malerischer Schönheit, Pracht und Großartigkeit für den Beschauer immer die früheren zu übertreffen scheint.

Wie die äußere architektonische Physiognomie Roms den Anblick buntester Mannigfaltigkeit gewährt, so ist auch die heutige Bevölkerung der Stadt aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzt. Altrömisches Blut ist schwerlich mehr vorhanden, selbst nicht unter den vornehmen Familien, die zum Theil, wie Reumont nachgewiesen hat, nicht einmal italienischen Ursprungs sind. Eher vielleicht noch in dem Kerne des niederen Volks, den Montigiani und Trasteverini. Von dem wenig zahlreichen Mittelstande der Negozianti di Campagna, Kaufleute und Angestellten ist es Thatsache, daß eine Familie, die vier in Rom geborne Generationen aufzuweisen hat, eine Seltenheit ist. Die Mehrzahl der Einwohner

sind Einwanderer aus allen Theilen Italiens, vornehmlich aus dem Neapolitanischen, Genua, der Lombardei, Piemont und den Provinzen des Kirchenstaats, aber auch Franzosen, Deutsche und Engländer finden sich genug. Wollte man genauer nachforschen, so würde man alle europäischen Nationen hier vertreten finden. Ich rechne dabei nicht die zahlreichen Fremden, welche als solche sich hier aufhalten. Und doch, so wunderbar ist die Naturmacht, welche Klima und Boden, Lebensweise, Erziehung und Anschauungen der Umgebung ausüben, daß sich trotz aller Buntheit der Bevölkerung dennoch über dieselbe ein spezifisch Gemeinsames, charakteristisch Eigenthümliches breitet, welches ihr einen unverkennbaren Stempel aufprägt, selbst dem längere Zeit hier lebenden Fremden sich mittheilt und den Bewohner Roms von dem aller anderen Städte Italiens in äußerer Erscheinung, Physiognomie, Behaben und Lebensführung wesentlich unterscheidet. Rom ist auch hierin wie in Allem einzig in der Welt. Ich habe hier in zehn Jahren noch keinen Fremden gesehen, sagte neulich Freund K., der nicht bei seiner Ankunft irgend wie sich enttäuscht gefunden hätte, und keinen, dem nicht, wenn er Rom wieder verlassen sollte, das Herz schwer geworden wäre.

Nichts ist hier wie anderswo auch. Schon die Umgebung Roms, die weite, menschenverlassene Campagna mit den Riesenbogen ihrer Aquädukte, ihren Gräbertrümmern, aus denen die Asche der Todten längst verstäubt ist, ihren mittelalterlichen Thürmen, ihren halbwilden Heerden und Hirten, die an eine Prairie Amerika's mahnen, nur von Jägern und bewaffneten Aufsehern zu Rosse durchstreift, — Alles bis an die Thore Roms, ohne irgend eine Spur civilisirten, städtischen Lebens. Dann in Rom selbst, welches von jeder Seite her dem Kommenden eine neue Physiognomie bietet, das bunteste Nebeneinander von Menschen und Dingen: der wildengleiche Bewohner der Abruzzen und der russige Kohlenkärrner der

Meergestade neben dem Kirchenfürsten in seiner Prachtkarosse und dem fashionablen Dandy vom Hydepark auf seinem Vollblutrenner; alle Geistlichen aller Orden in ihren mannigfaltigen Trachten; lange Züge von Propagandisten, darunter alle Physiognomien der Welt, vom wollköpfigen Neger bis zum flachshaarigen Nordländer; Künstler und Fremde aller Nationen der civilisirten Erde, eine ewig wechselnde Bevölkerung, immer neu und doch dieselbe. Dazu die Physiognomien und Trachten des eigentlichen römischen Volks der Jackenmänner, der Montigiani und Trasteverini, die Schaaren von Landvolk aus der Umgegend, vom ziegenbepelzten Hirten des rauhen Sabinergebirgs bis zu der in Gold und Scharlach strahlenden Schönen von Nettuno, die leise einherschleichenden Jesuiten, die stolzen Dominikaner, die feinen Benediktiner, die braunen Kutten der Bettelmönche mit ihren Proviantesseln, die alterthümlichen Hellebardenträger an den päpstlichen Palästen, die modernen Uniformen des Militairs, die Kapuzen der zahllosen Brüderschaften, das Alles läßt für eine kurze Zeit selbst bei denjenigen die Langeweile nicht aufkommen, deren Reiseinteresse im Flanieren aufgeht. Rechne dazu die Schätze der Bibliotheken und Sammlungen aller Art, die Ateliers der zahllosen Künstler, die Ruinen des alten, die Paläste und Kirchen des neuen Roms, und Du wirst zugeben, daß hier jedes Interesse, jedes Alter, jede Lebensrichtung in diesem Universum seine Rechnung findet.

Rom, November.

Ueber nichts fühlt sich gewöhnlich die Mehrzahl der nach Rom kommenden Fremden mehr enttäuscht, als über die weit unter ihrer Erwartung bleibende Anzahl der einigermaßen erhaltenen Ueberreste und Denkmäler der alten Stadt. Diese ist in der That unglaublich gering. Denn mit Recht singt Byron:

The Goth, the Christian, Time, War, Flood and Fire
Have dealt upon the seven hill'd city's pride.

Von dem republikanischen Rom ist so gut wie nichts mehr an dergleichen übrig. Alle größeren Baureste sind den Kaiserzeiten, meist den späteren, angehörig, in welchen man schon die neuen Gebäude auf Kosten der älteren baute *). Aber die Hauptverwüstungen aller alten Monumente sind doch weder durch Krieg und Feuersnoth der Barbaren, noch durch die Zeit, sondern durch den Vandalismus der eigenen christlichen Bewohner und Beherrscher Roms selbst bewirkt. Man kann es mit Händen greifen, daß fast alle Kirchen und Paläste des jetzigen Roms auf Kosten alter Bauwerke aufgeführt sind. Schon aus dem so eben erschienenen Auszuge der vielbändigen Beschreibung Roms läßt sich eine reiche Uebersicht solcher Zerstörungen alter Prachtwerke gewinnen, die zum Theil bis auf die neuesten Zeiten reichen, und ich fange an, mir eine solche anzulegen, als Kommentar zu Göthe's Worten: was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet.

Der Tempel der Minerva auf dem Forum des Nerva stand im sechszehnten Jahrhundert noch ziemlich wohlerhalten. Ein alter Kupferstich von Du-Peyrac zeigt ihn uns als mit einer Säulenreihe vor der Cella versehen von korinthischer Ordnung. Von dem Portale (Pronaos), das sechs Säulen in der Fronte und je drei in der Tiefe hatte, standen noch in Allem sieben Säulen mit einem Theile des Gebälks, dessen Inschrift den Namen Nerva's zeigte, und die mit Pilastern geschmückte Mauer des inneren Tempels (der Cella). Unter dem Vorwande, daß sie beschädigt sei, ließ Papst Paul V. (1605—1621), ein Römer aus der Familie Borghese, diese kostbare Säulenhalle abtragen, den Marmor zer-

*) Die Kaiser des vierten Jahrhunderts zerstörten ältere Werke, um die ihrigen damit aufzuführen. Winckelm. Werke I., S. 518.

sägen und zur Verzierung des großen Brunnens von Acqua Paola verwenden. Zugleich wurde der Platz durch eine neu angelegte Gasse überbaut und die Alterthümer spurlos vertilgt.

Das Septizonium des Septimus Severus ließ Papst Sixtus V. (1585—1590) zerstören. Es war ein prachtvoller Eingang zu dem Palaste auf dem Palatin, gegenüber der Kirche San Gregorio. Die drei Reihen herrlicher Granitsäulen übereinander, welche damals noch standen, verwandte er zum Bau der St. Peterskirche, wo sie unter den hundertachtundvierzig Säulen zerstreut sind, welche Altäre, Kapellen und andere Orte derselben schmücken.

Der schöne Bogen, welcher den Eingang der Salinae am Aventin schmückte, aus Travertinquadern ums Jahr 7 nach Christi Geb. erbaut, wurde erst im sechszehnten Jahrh. zerstört.

Der Triumphbogen des Gordian ward Ende des funfzehnten Jahrhunderts zum Bau der Kirche San Lorenzo in Damaso abgebrochen.

Ein Tempel der Fortuna ward im siebzehnten Jahrhundert auf dem Quirinalischen Hügel zerstört.

Die großen Reste der Thermen des Konstantin hatten sich bis ins sechszehnte Jahrhundert erhalten, als sie von dem Neffen des Papst Paul V., dem Kardinal Scipio Borgheſe bis auf die Grundmauern abgetragen wurden, um auf und mit ihnen den jetzigen Palast Rospigliosi zu erbauen. Es war das letzte heidnische, öffentliche Gebäude in Rom, und von seiner Pracht zeugen wohl am besten die dort gefundenen Kolosse, welche jetzt Monte Cavallo schmücken.

Vom Palast der Pinzier auf Monte Pincio sah man noch im funfzehnten Jahrhundert große Reste, die beim Bau der Villen Medici und Ludovisi zerstört sein mögen. Noch Niebuhr sah die letzten Mauern derselben vernichten, um die Ziegeln zu verkaufen.

Der Circus Flaminius erhielt sich in prachtvollen Resten bis ins späte Mittelalter. Eine Bulle von 1192 nennt ihn als das goldene Kastell mit hohen und alten krummgesetzten Mauern und zusammengefügten Gängen daran. Kirche, Kloster und Palast der Cesarini sind mit und auf den Trümmern der Tempel erbaut, welche diesen Circus umgaben.

Das Theater des Pompejus, welches vierzigtausend Menschen faßte, stand in großen Resten noch im zwölften Jahrhundert.

Der Triumphbogen Marc Aurel's stand bis 1622 völlig erhalten bei dem Palast Fiano am Korso, als ihn Alexander VII. abbrechen ließ, weil er die Pferderennen genirte. Ein Paar Reliefs herrlicher Arbeit sah ich davon im Palast der Conservatoren.

Die Alexandrinischen Bäder, von Nero erbaut, von Severus erweitert, wurden in ihren großen Resten auf Befehl Papst Benedikt XIV. im vorigen Jahrhundert abgetragen.

Die Säule des Antoninus Pius, funfzig Fuß hoch, an der Basis sechs Fuß dick, aus röthlichem, syenitischen Granit, ließ Papst Pius VI. (1790—1800) zersägen und zum Schmuck der Vatikanischen Bibliothek und zur Ausbesserung eines Obelisken verwenden.

Der Tempel der Fortuna Virilis wurde zunächst (872—882) bei der Umwandlung in eine Kirche durch Ausfüllung der Säulenhalle mit einer Ziegelmauer entstellt, dann aber unter Papst Clemens XI. (1700—1721) wurden bei dem Anbau des Hospitiums der Armenier die fünf Halbsäulen an der zweiten Längenseite „mit wenig Achtung für ein so ehrwürdiges Denkmal des Alterthums" heruntergeschlagen. Die ganze Seite ist dadurch jetzt auf das häßlichste verbaut!

Der Vespasianstempel am Fuße des Kapitols, von dem jetzt noch acht Säulen übrig sind, stand um das Jahr 1420 noch ganz erhalten. In diesem Jahre sah ihn noch Poggio. Bald

darauf aber wurden die Steine zum Kalkbrennen und Bauen weggenommen, wodurch denn im sechszehnten Jahrhundert seine gänzliche Vernichtung bis auf die heutigen Reste erfolgte.

Der Concordientempel, in welchem Cicero einst gegen Catilina donnerte, stand noch großentheils im zwölften Jahrhundert. Ein Theil ward zerstört, um die Kirche S. Sergio e Bacco auf seinen Fundamenten zu erbauen. Wann die völlige Zerstörung erfolgte, weiß man nicht. Entdeckt wurden seine Trümmer erst 1817. Die prachtvollen Marmorplatten von phrygischem, numidischem und afrikanischen Marmor, mit denen Fußboden und Wände der Cella ausgelegt waren, sind in den letzten zwanzig Jahren bis auf geringe Reste gestohlen.

Die Thermen des Diocletian, welche vor zweihundert Jahren noch größtentheils standen, waren damals die vornehmste Schule der Baumeister in der Zierlichkeit *). Dieses Wunderwerk der Baukunst unter den späteren Kaisern gab im sechszehnten Jahrhundert noch zweihundert Säulen her für Ausschmückung neuerer Gebäude, und ganze Kirchen wurden auf und mit den einzelnen Theilen dieser Prachtbauten errichtet.

Ich füge diesen ein ähnliches Beispiel des barbarischen Vandalismus der Erben aller Kunstreste der alten Welt hinzu, welches Winckelmann in seiner Schrift über die Baukunst der Alten mittheilt **). Auf dem Palatin wurde im J. 1724 ein großer, mit den schönsten alten Wandmalereien ausgeschmückter Saal entdeckt. Eifrig sägte und schnitt man alles, was sich von Figuren und Gemälden an den Wänden befand, heraus, und schickte es nach Parma in das Museum des Hauses Farnese. Als nun dessen Schätze später nach Neapel durch Erbschaft übergingen, ließ man jene Wandbilder gegen vierundzwanzig Jahre lang eingepackt und

*) Winckelmann über die Baukunst der Alten. Werke I., S. 410 ff.
**) Werke I., S. 424.

verschlossen stehen. Die Folge davon war, daß der Moder das zweitausend Jahre lang Verschonte so völlig vernichte, daß Winckelmann auf Capo di Monte in Neapel nur die leeren Stücke Mauer sah, auf denen einst die Gemälde befindlich gewesen waren. Nur eine Karyatide hatte sich erhalten. Durch ähnliche Liederlichkeit geht noch jetzt in Neapel unsäglich vieles zu Grunde, während anderes betrügerisch verkauft und verzettelt wird, noch ehe es in das öffentliche Museum gelangt. Auch in der Kunstgeschichte spricht Winckelmann mehrfach von in Rom gefundenen und zerstörten alten Gemälden.

In dieser Art ist unglaublich viel edles Alterthum vernichtet worden. So fand man zu Rom zu Winckelmanns Zeit zwei noch vorhandene Begräbnißurnen von grünlichem Basalt, und in ihnen zwei Kleider von gediegenem Golde (aurum textile nennt es Plinius). Die Pfaffen des Collegium Clementinum, in deren Weinberge der Fund gemacht wurde, schmolzen die Kleider ein und zogen viele Pfund Gold daraus.

Die Titusthermen sind in ihren schönsten Ueberbleibseln gleichfalls erst zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts unter Papst Pius V. zerstört worden, welcher die prachtvollsten Marmorsäulen und Architekturstücke daraus wegbrechen ließ, und so den Einsturz des Uebriggebliebenen beschleunigte. Doch blieben immer noch herrliche Reste übrig, die erst 1796, wie Niebuhr erzählt, muthwillig zerstört wurden, weil Papst Pius VI. Baumaterial für eine Salpeterfabrik brauchte, die er anlegen ließ, um die Truppen, welche er der französischen Invasion entgegen schickte, mit Pulver zu versehen. Bekanntlich liefen dieselben vor den Franzosen davon, ohne einen Schuß zu thun.

Der Sonnentempel Aurelians im Giardino Colonna auf Quirinal noch im sechszehnten Jahrhundert als Wunderwerk angestaunt, ward auf Befehl des Papst Sixtus V. zerstört. Das übriggebliebene Marmorgebälk ward aber erst vor etwa hundert

Jahren durch die Familie Colonna völlig zertrümmert, welche mit demselben die Kapelle ihres Hauses in der Kirche St. Apostoli ausschmückte.

Den 8. November.

Vorgestern lockte uns das schöne Wetter früher als gewöhnlich zu unserer Studirboutique hinaus, und wir beschlossen, die Farnesischen Gärten aufzusuchen, welche, wie die Villa Mills, auf den Ruinen der Kaiserpaläste liegen. Diese Prachtgärten sind jetzt Kohl- und Gemüsefelder, welche in wüstem Durcheinander die wellenförmige Ebene des Erdreichs bedecken, das sich im Laufe von anderthalb Jahrtausenden über den ungeheuren Gewölben und Unterbauten der alten Imperatorenpaläste gebildet hat. Das Menschenwerk ist hier völlig wieder der Natur anheimgefallen. Man denkt gar nicht daran, daß man, zwischen diesen Fruchtfeldern wandelnd, eigentlich die Gewölbebogen der alten Römerbauten betritt. Diese Nation hat so gebaut, daß ihre Mauern es mit der Erde selbst aufnehmen, und auch wohl so lange halten werden, als der Erdball selbst, wenn nicht der Mensch mit seiner Macht ein Veto einlegt. Ueberall blicken aus den beackerten Feldern, aus den Wegen und Fußsteigen Marmortrümmer groß und klein hervor. Unter den von den Gemüsefeldern abgelesenen oder beim Umgraben derselben aufgeworfenen Steinen, welche hier und da in Haufen liegen, ist fast die Hälfte Marmorgetrümmer. Die Ecken eines gemeinen Bewässerungsbrunnens fand ich mit den schönsten Marmorplatten bedeckt. Wir konnten nicht unterlassen, die Taschen voll Bruchstücke zu stecken. Man wird bei solchem Anblick zum habsüchtigen Kinde. Und so haben nun schon seit vielen Jahren hunderttausende von Reisenden solche Trümmer fortgeschleppt, der einheimischen Sammler, Schleifer ꝛc. nicht zu gedenken, und noch immer ist Vorrath in Fülle. Und

was mag nicht tief unter der Erde noch alles liegen, wo sich jetzt kein Spaten mehr rührt, um nachzugraben. Ich sah mitten in einem Kohlfelde zwei weißmarmorne Säulenkapitäle von schöner Arbeit, über Tischhöhe und von angemessenem Umfange. Auf den antiken Bautrümmern liegen wieder andere moderne Ruinen. Ein ganzer Palazzo der Familie Farnese mit breiten Prachttreppen, bemalten, offenen Saalwänden, Springbrunnen und Belvedere's ist nach und nach zu modernen Ruinen zerfallen. Denn der König von Neapel that nichts für ihre Erhaltung. Bei uns wäre das schon ein gewaltiger Palast, und hier, gegen das alte Ruinenwesen, sahen doch diese Reste moderner Prachtbauten winzig und puppenhaft klein aus, und erschienen armselig, bettelhaft mit ihren bemalten Wänden gegen die kolossale Festigkeit der alten Trümmer. Die Aussicht von den verschiedenen Punkten dieser Gärten über das Forum und Kapitol, über das Kolosseum, dessen ganze ungeheure Größe von hier aus am besten übersehen wird, über die Stadt weg nach Trastevere und dem St. Peter zu, sowie nach den jetzt schneebedeckten Gebirgen ist wundervoll. Doch muß man sich beim Aufsuchen dieser Punkte nicht zu sehr der Entzückung überlassen, sondern vielmehr die Augen gelegentlich hübsch an den Boden senken, da es sonst leicht passiren kann, daß man zwischen Laub und Buschwerk hindurch einem Fußpfade folgend, durch irgend ein Gewölbloch ein fünfzig bis hundert Fuß tief in die Souterrains der alten Kaiserpaläste hinabrutscht, wie das mir bei einem Haare ohne meines Freundes Warnung passirt wäre. Mit einem Arbeiter, welcher uns eingeschlossen hatte, und der mit dem ihm gereichten Trinkgelde nicht zufrieden, uns nicht öffnen wollte, gab's auch eine Scene, aus der wir wieder lernten, daß man in Rom erst, wenn die Thüre offen ist, die buona mano geben muß, wenn man nicht das Vergnügen genießen will, zwangsweise einige Stunden länger zum Bewundern der Aussicht angehalten zu werden, oder durch einen Sprung über die Mauer Arm und Beine zu riskiren. In solchen

Dingen leistet römische Unverschämtheit gegen die Forestieri außerordentlich viel.

Auf dem Heimwege gingen wir über das Kapitol und warfen einen Blick auf die Denkmäler alter Kunst, welche sich in den Höfen des Palastes der Conservatoren befinden. Ungeheure Fragmente von antiken Kolossalstatuen, so zwei Füße von Marmor, von der Ferse bis zur Fußspitze wohl über drei Fuß lang, und trotz dieser kolossalen Verhältnisse von der sorgsamsten, lebendigsten Behandlung; man sieht die schwellenden Adern durch die Haut. Und diesen Fleiß verwandte die alte Kunst auf Theile, die bei der Aufstellung des Ganzen für immer dem Blicke entzogen blieben. Ein Löwe, der einem gestürzten Pferde auf das Hintertheil gesprungen ist, und Krallen und Zähne über den Rücken weg in den Bauch schlägt, auch über Lebensgröße.

Ganz besonders interessirten mich die beiden gefangenen Barbarenkönige, zu den Seiten einer sitzenden Roma aufgestellt. Es sind würdige, edle Gestalten, wie denn fast alle statuarischen und Reliefdarstellungen von gefangenen Fürsten und Königen, für welche diese griechisch-römischen Künstler die prächtigste Auswahl von Modellen haben konnten, zu dem Schönsten gehören, was man sehen kann. Jene Statuen sind von schwarzem Marmor; die Gewandung der außerordentlich plastischen Tracht wundervoll, aber beide sind dargestellt mit abgehauenen Händen! Das ist das eigenthümlich Barbarische der Römer in ihrer Kunst! Ihre Grausamkeit, ihr starrer Materialismus verläugnet sich auch in der Kunst nicht. Sonst sah ich solche Fürsten nur etwa gefesselt dargestellt, mit gebundenen Händen, wie am Bogen des Konstantin. Aber diese Art der Bestialität trat mir hier zuerst vor die Augen. Wie mag dem Künstler zu Muthe gewesen sein, der so etwas machen mußte! Bei den Griechen finde ich von solcher Barbarei und Unmenschlichkeit in der Kunst keine Spur.

In einem andern Hofe sind schöne Reliefs aus der Zeit und

Geschichte Marc Aurel's. Hier kam mir die Frage: welches ist denn eigentlich der charakterische Fortschritt der römischen gegen die griechische Plastik? Ich fand vorläufig keine andere als folgende Antwort zu geben. Die Griechen sind die Idealisten, die Römer die Realisten der alten Welt. Diesem Unterschiede gemäß mußte sich auch ihre Plastik verschieden gestalten. Die Griechen, denen schöne, freie Menschenbildung das höchste, deren unabläßiges Streben darauf gerichtet war, sich zu schönen, freien Menschen, ihren Staat selbst zur Freiheit eines organischen Kunstwerks auszubilden, und zwar so, daß dieser Staat sie in ihrer individuellen Freiheit nie und nirgends beschränkte, — sie haben in der Plastik, ganz diesem ihren Streben und innersten Wesen gemäß, sich darin befriedigt: in ihren mythischen Ahnen, den Göttern und Heroen und deren Thaten, den Idealismus schönster, freier Menschlichkeit in typischer Allgemeinheit darzustellen. So haben sie ihre Götter geschaffen nach ihrem Bilde; so haben sie ihre Tempelwände und Friese, ihre Metopen und Giebelfelder mit den Reliefbildern und statuarischen Darstellungen ihrer Religion, ihrer Mythe und mythischen Heldensage ausgeschmückt, und nur in ihren Portraitstatuen haben sie zur Gegenwart und Geschichte gleichsam den ersten Schritt gemacht. Aber auch hier blieb das Ideale, die Neigung zum Allgemeinen so wenig ausgeschlossen, daß wir z. B. selbst aus der jüngsten historischen Zeit hellenischer Kunstblüthe in den Portraitstatuen und Büsten Alexanders weniger die Portraitähnlichkeit des Individuums als die freie Schöpfung des idealisirenden Künstlers übrig haben, der die Gesichtszüge des Heldenkönigs irgend einem mythischen Ideale anzunähern sich gedrungen fühlte. Die Untersuchungen der Gelehrten bei Gelegenheit des Mosaiks der Alexanderschlacht liefern dafür den nöthigen Nachweis. Es ist bekannt, daß in jenem Gemälde die Züge Alexanders keinem einzigen der überlieferten plastischen Bildnisse des Helden gleichen. Und doch haben wir hier sicher ein nicht idealisirtes Portrait vor uns,

dessen Original nicht für Alexander zu halten nur übersichtiger Gelahrtheit antiquarischer Handwerker beikommen kann. Also: die Griechen sind in ihrer Plastik wesentlich in der Mythe stehen geblieben.

Was die Griechen nicht gethan hatten und nicht thun konnten, ohne ihr Wesen aufzugeben, das thaten die Römer, weil sie es thun mußten, um ihr Wesen auszudrücken. Die Römer haben die Plastik aus der Mythe in die Geschichte, aus der Idealität auf den Boden des Realen, aus dem typisch Allgemein-Menschlichen zum Ausdruck des Individuellen und Einzelnen, des charakteristisch Persönlichen fortgeführt. Und das ist allerdings ein Fortschritt, wenn er auch, wie aller Fortschritt, nicht ohne große Opfer erreicht werden konnte.

Die Griechen sind das Volk des bildenden Machens, der künstlerischen Poiesis; die Römer das Volk des arbeitenden Handelns, der verständigen Praxis. Jene ist die Thätigkeit des frei schaffenden Künstlers, diese die Sache des vielbedingten und beschränkten Geschäftsmannes und Kriegers. Die Römer sind nicht mehr, wie die Griechen, freie Künstler ihres Lebens in Gesellschaft und Staat. Sie sind beschränkt, bedingt, geknechtet von ihrem Staate und ihrem Rechte. Statt freier Individuen erscheinen hier Rechtspersonen. Ihre Bildung setzt sich nicht das Allgemeine, das rein Menschliche, das Ideale zum Zweck, sondern ein Besonderes, Beschränktes. Wie kann ich mir andere unterwerfen, sie und ihr Eigenthum meinem Willen dienstbar machen? Diese Frage hatte die römische Bildung zu beantworten, und sie fand die Antwort, d. h. die Mittel zu jenem Zwecke, in drei Dingen: im Schwerte des Kriegers, in der Zaubergewalt des Redners, in der Schlauheit und Rechtskunde des Advokaten.

Wie der Mensch so seine Kunst. Was ihm das Höchste, was ihn ganz erfüllt, das hat sie ihm darzustellen. Seine Götter

hatte Rom überkommen; die es sich geschaffen, waren Verstandesbegriffe. Seine mythischen Erinnerungen waren eben so unlebendig. Bei einem aus Räubern zusammengelaufenen Volksursprunge wußten von einem mythischen Heroen-Ahnherrn, wie Aeneas, nur Gelehrte und gelehrte Poeten zu sagen, die Nation hatte zu solchen Traditionen kein Verhältniß. Selbst die historischen Mythen der Könige und Zwingherren waren kein Gegenstand des Stolzes beim Rückblick auf die Vergangenheit. Die Griechen mochten mit stolzer Freude auf ihre Ahnen in ferner Vergangenheit schauen; die Römer sahen, als die Welt zu ihren Füßen lag, weit lieber auf das, was sie in der Gegenwart waren, als auf die Jahrhunderte obscurer mühsamer Kämpfe um eine ärmliche Existenz. Die Römer selbst mögen wenig Künstler und Bildhauer geliefert haben; aber als sie Griechenland unterjocht hatten und über die Kunstfertigkeit griechischer Künstler geboten, da war die Kunst eine römische geworden, denn da bestimmten *sie*, bestimmte *ihr* Geschmack das, was dargestellt werden sollte. Ihr Geschmack sage ich, denn auch dieser ursprünglich ächt römische Ausdruck, der für das Aesthetische und seinen Genuß den gröbsten Sinn in der sprachlichen Bezeichnung wählte, ist charakteristisch. Er ist so recht der Ausdruck ihres auf das unmittelbar Gegenwärtige, Faß- und Greifbare gerichteten Realismus.

Der Staat, das Imperium und die Thaten im Dienste dieses Staates zur Erhaltung und Erweiterung dieses Imperiums, das war für den Römer das Höchste in der Zeit, wo sein Volk auf den Gipfel seiner Macht sich fühlte. Was anders also mochte er in Marmor, Stein und Erz verewigt sehen als diese Thaten und die Männer, welche sie gethan? So ward der Charakter der plastischen Kunst unter den Römern wesentlich zum historisch Monumentalen.

Wir aber, wird sind die Erben der Römer, weit mehr noch als der glücklicheren Hellenen. Römische Sprache hat unsere Sprache

beeinflußt, Jahrhunderte lang haben Römer über unser abendländisches Europa geherrscht, Städte gegründet und die ersten Kulturkeime gelegt. Wir Deutsche namentlich, seit wie lange ist es denn, daß die lateinische Sprache die Sprache unserer Literatur, unserer Gelehrten, ja unserer Dichter war? Und herrscht nicht noch über uns das römische Recht? sind nicht alle Lebensverhältnisse von ihm durchdrungen? Und in Beziehung zum Staate, sind wir nicht fast eben so fern von dem Ideale freier Menschlichkeit, wie es die Römer gewesen zu ihrer schlimmsten Zeit?

Was folgt daraus für unsere Plastik? Ich denke dies, daß ihre nächste Hauptaufgabe, sofern unsere Plastik doch ein Ausdruck unserer Zeit und ihres Geistes sein oder werden soll, wesentlich die monumentale sein wird. Seit dem Wiederaufleben der plastischen Kunst bis auf den heutigen Tag hat dieselbe nach zwei ganz verschiedenen Richtungen sich bethätigt. Theils haben nämlich die Bildhauer, griechischen Vorbildern folgend, hellenische, mythische Stoffe: Götter, Heroen oder auch die Menschengestalt frei von aller nationalen und sonstigen Beschränkung einzeln und in Gruppen dargestellt. Antike hellenische Sage und Dichtung hat die Stoffe, antike Vorgänger das Muster der Behandlung geliefert. Anderntheils hat neben dieser mythischen, hellenischen Richtung die moderne Plastik sich auch ganz unabhängig von derselben der historisch monumentalen, welche ich als die römische bezeichnete, zugewendet, und hier hat sie sich von den gepanzerten Herzögen und Fürsten bis zu den römisch gallischen Perrücken, und neuerdings dem Zopfhaarbeutel Mozarts und dem Ueberrocke Goethe's, scharf und genau an das Individuelle, Besondere, durch Zeit, Nationalität und sonst wie Bedingte gehalten und halten müssen. Wo sie davon abwich, verirrte sie sich sogleich entweder zu einem barokken Gemisch, das uns heute bei dem Anblicke eines preußischen Generals aus dem siebenjährigen Kriege in römischer Tracht zu lachen macht, oder zu son-

stiger mißverstandener Idealität der äußeren Erscheinung, wodurch diese lächerlich und fremdartig zugleich wird.

Diese monumentale Richtung, welche jetzt, wo wir darauf und daran sind, wieder ein historisches Leben zu gewinnen, seit einiger Zeit in den Vordergrund getreten ist, darf sich aber über ihre Bedingungen keinerlei Illusionen machen. Ihre Geschichte lehrt es, daß sie sich in ihren Darstellungen an die Erscheinung, wie sie durch die Zeit bestimmt und bedingt wurde, halten muß. Wer einen Stubengelehrten als halbnackten griechischen Heroen, einen Lessing in hellenischer Gewandung, einen Blücher im römischen Kriegskleide darstellt, schlägt der Sache selbst und ihrer durch die Geschichte laut sprechenden Wahrheit ins Angesicht.

Hier in der monumentalen Kunst gilt es, den Charakter des Historischen, des real Individuellen, des Portraits, gilt es den Ausdruck der bestimmten Zeit. Wie der Regel nach weder die Griechen noch die Römer, abgesehen von den apotheosirten Kaisern, in ihren monumentalen und Portraitkunstwerken die historische Wirklichkeit mit der mythischen Darstellungsweise vertauscht haben, so nahe sie ihnen auch lag, eben so dürfen auch wir nicht, wenn wir unsere Dichter, Künstler, Helden und Heldenthaten darstellen, in die für uns mythische Zeit der Griechen und Römer zurückgreifen. Warum nicht? Weil wir sonst einen schreienden Widerspruch in Marmor und Erz hinstellen. Selbst die Perrücke darf einem Standbilde Louis XIV. nicht fehlen, wenn ihm überall eins gesetzt werden soll, und seine Zeit hat sie auch nicht fehlen lassen; und eben so wenig unsern Blüchern die Uniform, und unsern Denkern und Dichtern die Kleidung ihrer Zeit. Denn sie ist eben die Form, in welcher ihre Zeit und sie in ihr erscheinen. Perrücke und Ueberrock gehören mit zur vollen Charakteristik. Und wenn jede Zeit tragen muß, was einer späteren an ihr als lächerlich und geschmacklos erscheint, so hat doch jede Zeit und jede Gegenwart ein Recht darauf, daß man sie nicht zu etwas anderem mache als sie ist.

Hier kann all das Jammergeschrei der Künstler über moderne, kunstwidrige Kleidung nicht helfen. Die Welt will den alten Fritz mit Dreimaster und Krückstock auf seinem Paradeschimmel sehen, und nicht einen römischen Imperator auf einem Parthenonsrosse. Und die Welt, die Gegenwart hat immer und so auch hier Recht.

Neulich sah ich von einem Künstler hier in Rom das Thonmodell der monumentalen Portraitstatue eines berühmten Astronomen in der Form eines antiken, apotheosirten römischen Imperators mit nackter Brust, nacktem Arm und nackten Füßen. Nur über den Nabel weg fiel von der einen Schulter das antike Gewand. Die Arbeit war vortrefflich. Es war ein Genuß, die prachtvolle Bildung der nackten Theile, Brust und Arme, anzuschauen. Aber zu dieser Götterbildung, die wohl in der palästragestärkten, hellenischen Menschheit ihres Gleichen fand, wie fiel da weg der matte, verstudirte Gesichtsausdruck dieser modernen Gelehrtenphysiognomie! Der Kontrast war zu schreiend. Aber wahrhaft himmelschreiend würde er erst werden, wenn man das Monument in der Vaterstadt des Mannes in dieser Gestalt sähe. Neunundneunzig unter hundert würden sich entsetzen, ihren Mitbürger, den sie alle gekannt, und an dem nichts Hellenisches und Heidnisches war, so nackt und bloß, wie einen alten Heidengott, auf offenem Markte ausgestellt zu sehen, nur mit einem Laken umhängt, dergleichen ein Christenmensch höchstens nur in der Einsamkeit einer Badekammer trägt!

Und diesen Leuten müßte man Recht geben. Sie wollen ihren Mitbürger durch ein Denkmal ehren, weil er durch seine Wissenschaft ihrer Stadt Ruhm gebracht. Diese Studien der Wissenschaft sind seine Thaten, und in seinem Studirzimmer, auf seiner Sternwarte hat er sie gethan. Nun wollen die dankbaren Mitbürger ihn nach seinem Tode unter sich sehen, wie er unter ihnen gelebt. Der Künstler soll ihn darstellen mit den bekannten Zügen in der Tracht des geistigen Kämpfers, in dem Studir- und Nachtwachen-

rocke, der darum noch kein Schlafrock zu sein braucht und wohl idealisirt werden kann, wie Kaulbach in seinem Faust gezeigt hat. Aber bei allem Idealisiren soll der Mann uns nahe bleiben und nicht fremd werden.

So haben auch die Griechen ihren Portraitstatuen ihre Tracht gegeben, die Römer selbst die Moden der Zeit mitgemacht. Ja selbst bei bekleideten Götter nund Göttinnen, so oft sie dieselben darstellten, haben beide Völker sie sich durch eine der ihrigen ähnliche Bekleidung nahe zu bringen gewußt.

Die monumentale Plastik unserer Zeit schafft für das ganze Volk, dem sie dient; die hellenische Seite der modernen Plastik nur für die exklusive Fraktion derjenigen, welche durch Bildung zu einem solchen, vielfacher Vermittelung bedürfenden Genusse befähigt sind. Und die Zahl dieser letzteren ist viel geringer als man glaubt.

Beide Seiten laufen unverbunden neben einander her. Die Aufgabe aber ist: im Fortschritte unseres modernen Lebens den stylistischen Gewinn der hellenischen Bildung und Kunstbehandlung des Mythischen auch auf die historischen Stoffe der römischen Plastik anzuwenden.

Mit andern Worten: der neueren Plastik steht es bevor, aus einer, durch das Christenthum hindurchgegangenen, vertieften Weltanschauung auch in der bildenden Kunst die beiden auseinanderfallenden Seiten des Griechischen und Römischen zu einem neuen Ganzen zu verbinden. Dabei wird denn dem Monumente das Ideale griechischer Plastik in dem Maaße sich wieder nähern, als unser Leben selbst sich aus dem Ungeschmack und der Verschnörkelung seiner Formen, kurz aus der Knechtschaft der Unvernunft die Rückkehr zur Freiheit und Schönheit zu bahnen glücklich und kräftig genug sein wird. Bis dahin werden allerdings die plastischen Künstler einen harten Stand haben. Aber der Kampf mit der Unvernunft, in die wir uns trotz alle dem doch theilweise fügen müssen, wenn wir wirken wollen, dieser Kampf und diese Noth kann ihnen so wenig

als uns andern erspart werden. Denn warum sind sie Kinder dieser Zeit! —

Die Griechen haben in ihren plastischen Kunstwerken, in ihren mythischen Darstellungen der Kraft und Stärke, der Jugendlust und Schönheit ihrer göttlichen und menschlichen Gestalten sich selbst und ihr eigenes Wesen und Leben dargestellt. Die Römer haben sich durchaus an die Realität gehalten und haben den Kreis ihres Lebens gar nicht wesentlich in der ihnen eigenen Plastik verlassen. Wir Modernen aber bewegen uns, das wenige Monumentale ausgenommen, mit unserer Plastik durchaus in einem unserm Leben fremden Elemente.

Durch Thorwaldsen ist der Versuch geschehen, unsere christlichen Idealpersonen für die Plastik zu gewinnen. Mit welchem Erfolge? Da ist sein Christuskopf. Was zeigt er uns? Das alte byzantinische Original der Christusphysiognomie, welche, von dem Jupitersideal ausgehend, sich zuletzt in die transcendente Starrheit der krummnasigen Mosaiken verlor. Man stelle den Vatikanischen Jupiterskopf neben den Thorwaldsenschen Christus, und man wird sehen, daß Thorwaldsen nur den alten byzantinischen, schon gegebenen Typus wieder aufgenommen und von dem neugriechischen zu dem spezifisch jüdischen Typus wieder zurückgeführt hat. Sein Christuskopf ist ein jugendlicher Jupiter, der aber von einer jüdischen Mutter geboren ist.

Den 10. November.

Jetzt lerne ich das römische Winterwetter kennen. Vorgestern, in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend lö'te sich der Scirocco in ein Gewitter auf, das ununterbrochen von einer Mitternacht bis zur andern fortwüthete. Dabei strömte ohne Unterlaß der gewaltsamste Regen vom Himmel. Auf den Gassen der tiefen Stadttheile

strömten Sturzbäche. Der Tiber ist schrecklich angeschwollen. Die ältesten Menschen, sagt unser Wirth, können sich solcher Gewitter und solcher Wasserfluthen nicht erinnern. Gestern hörten wir, daß die nach Deutschland gehende Post verunglückt ist. Sie konnte bei Ponte Molle nicht durch und versuchte den Weg über Monte Mario. Genaueres erfährt man über solche Dinge hier, wo keine Presse ist, niemals. Es ist darin gerade wie in Petersburg. In einigen Wochen werden wir's in der Allgemeinen Zeitung lesen, was hier vorgestern passirt ist.

Gestern regnete es zwar nicht, aber dafür war bei bedecktem Himmel eine schwere, nervenpressende Sciroccoluft, die mir nicht wohl that. Nachmittags machten wir einen Spaziergang auf's Forum, bei dem wir einige Kirchen besuchten. Zuerst die Begräbnißkapelle della Consolazione, wo für die Andächtigen eine Wachsfigurenausstellung, den Tod des heiligen Sebastian vorstellend (la presentazione nennt man solche Ausstellung) zu sehen war. Drei bis vier Kerle rasselten uns dabei mit Geldbüchsen unter die Nase, Beiträge für die povere anime im Fegefeuer einfordernd. In den beiden uralten Kirchen San Cosma e Damiano und San Teodoro sahen wir alte Mosaiken in dem Bogengewölbe über dem Altar, von schöner Arbeit. Die ersten gehören zu den ältesten christlichen Kunstdenkmälern in Rom, und die Figur des Heilandes am Gewölbe ist von großartiger Auffassung. In San Teodoro vollzog eben ein Priester den Heilungsakt an einem kranken Kinde durch Händeauflegen, unter Anrufung des Heiligen. Im alten Rom hatte der Tempel des Romulus und Remus dasselbe ärztliche Wundervorrecht.

Wenn man auf dem Wege der Porta di San Sebastiano das Kolosseum passirt ist, hört der Anschein einer Stadt um uns her auf, obschon man noch beinahe eine Viertelstunde zu fahren hat, ehe man das Thor erreicht. Gärten, Fruchtfelder, Vignen, Klöster, Kapellen und Ruinen bilden diesen Stadttheil. Wir fuhren die alte Via Appia entlang, vorbei an dem Grabe der Scipionen in der Villa Sassi. Den Sarkophag und die Inschriften sah ich gestern im Vatikan. Die heiligen Gebeine dieser größten Helden der römischen Republik schützte ihre zweitausendjährige Ehrwürdigkeit nicht gegen die brutale Barbarei des christlichen Roms. Papst Pius VI. ließ sie, als die Gruft zu Ende des vorigen Jahrhunderts wieder entdeckt wurde, aus ihrer Behausung heraus und auf die Gasse werfen. Ein Venetianer sammelte sie und begrub sie auf's Neue in seiner Villa zu Padua.

Vor der Porta San Sebastiano — dem alten Appischen Thore — steht noch innerhalb der Stadt ein Triumphbogen (den Bogen des Drusus nennen ihn die Antiquare) aus Travertinquadern und Marmor. Das Mauerwerk, welches sich darüber hinzieht, gehört zu einer Wasserleitung, die man später in Zeiten des Verfalls über dies Kunstwerk zu führen keinen Anstand nahm. Es stehen noch ein Paar Arkaden davon.

Endlich sind wir aus dem Thore, dessen mittelalterliche Zinnen sich auf dem halb versunkenen antiken Unterbau von Marmorquadern wunderlich erheben. Aber noch nicht im Freien. Der gepflasterte Weg läuft noch wohl eine kleine halbe Stunde lang fort zwischen Mauern, mit denen Gemüsepflanzungen und Weingärten eingefaßt sind. Hier und da ein Haus, eine Kapelle, wie die kleine Kirche Domine quo vadis? (Herr wohin?) so genannt nach der Anrede des Apostel Petrus an den Heiland, als dieser ihm hier nach Rom zuschreitend begegnete. Venio iterum crucifigi (ich komme, um

noch einmal gekreuzigt zu werden) lautete, nach der Legende, die tiefbedeutende Antwort! Noch jetzt zeigen sie die Fußtapfen des Herrn in einem Steine der Kapelle.

Von da vorbei an der Kirche des heiligen Sebastian. Daran stößt ein Kloster von Cisterzienſern. Zwei dieſer Kapuzen saßen unter den Bäumen des stillen Platzes vor der Kirche, und bildeten die prächtigſte Staffage zu der höchſt maleriſchen Einſamkeit des Ortes. Dann bogen wir links ab und fuhren bald seitwärts einen Baumweg entlang einem mäßigen Hügel zu, auf deſſen Rücken ein alter Tempel (Tempio di Bacco), vielleicht ein Grabheiligthum, jetzt in eine Kirche des heiligen Urban verwandelt, hingelagert iſt. Der äußere alte Bau iſt faſt ganz erhalten, nur durch Strebepfeiler häßlich verunſtaltet, mit denen man ihn nach einem Erdbeben geſtützt hat. Aber er iſt tief in die Erde verſunken, die Zwiſchenräume der zierlichen weißen Marmorſäulen, welche die Vorhalle trugen, ſind jetzt mit Backſteinmauern ausgefüllt. Nur ein Eremit, der den Cuſtoden macht, bewohnt eine Zelle in dem oberen Stocke. Recht müde und ſchlaftrunken ſteht das alte Heiligthum auf dem Hügel, zu deſſen Füßen der Hain der Nymphe Egeria ſich hinſtreckt, eine kleine dichte Baumpflanzung in dem ſchönen Thale, durch das der Bach Almo ſtrömt. Ihm zu Ehren wurde wohl das Nymphäum errichtet, ein Brunnengebäude, welches nach der Stadt zu in lieblicher, kühler Einſamkeit dieſes entzückenden Thales liegt. Zarte Schlinggewächſe überweben mit grünem Schleier den Eingang und die Niſchen, aus denen die Götterbilder längſt verſchwunden ſind. Nur eine verſtümmelte Statue der Flußgottheit ruht noch auf den Kragſteinen, von denen das kryſtallklare Waſſer des kühlen Borns mit leiſem Plätſchern niederrauſcht.

Zur Appiſchen Straße zurückfahrend erreichten wir bald das eigentliche Ziel unſerer heutigen Tour. Die Straße ſteigt langſam einen Hügel hinan, auf deſſen Höhe, dicht am Wege, das größte aller erhaltenen Grabdenkmäler der alten Via Appia ſteht, das

Grab der Cäcilia Metella, des Q. Metellus Creticus Tochter, wie die Inschrift sagt. Auf einer viereckten, haushohen Basis erhebt sich ein Rundgebäude, etwa fünfundsechszig Fuß im Durchmesser, das Ganze wohl gegen achtzig Fuß hoch. Der Rundbau selbst ist mit den schönsten Travertinquadern bekleidet, deren ungeheure Blöcke so meisterhaft aneinander gefügt sind, als wäre die Arbeit erst gestern vollendet. Von der Basis dagegen hat man die gleiche Bekleidung ausgebrochen, und so starrt der Kern von Mörtel und Bruchsteinen, durchzogen von den ungeheuren Bändern von Travertin, die wie riesige Steinbalken aussehen, unförmlich hervor. Man benutzte dies Monument, wie andere ähnliche, als Steinbruch für die Bauten des christlichen Roms. Die heiligthumschänderischen Barbaren, d. h. die Römer des päpstlichen Roms, haben die Quadern rundum soweit weggebrochen als sie nur konnten, und nur die Gefahr, daß ihnen der obere Theil endlich auf die Köpfe stürze, hat ihrem Diebeswerk Einhalt zu thun vermocht. Und diese Furcht war keine unbegründete. Zuweilen ruht die ganze Last der einen Seite des ungeheuren Quaderbaues auf einem einzigen Travertinblocke, der nur zu einem Theile noch in der inneren Kernmauer einen Wiederhalt findend, mit der übrigen Hälfte, seiner unteren Stützen beraubt, horizontal in die Luft hineinstarrt. Wäre auch nur dies Monument übrig geblieben, an ihm allein könnte man sehen, daß diese alten Weltbeherrscher für die Ewigkeit gebaut, und daß ihre Werke nicht nur den Elementen und der Zeit trotzten, sondern selbst „dem Unsinn der Verwüster" nicht ganz erlagen. Oben umgiebt das Ganze als Stirnband ein Fries mit Blumen und Stierschädeln, davon noch jetzt das Volk den Bau Capo di Bove benennt. Eine Trophäe mit zwei Figuren, gefangene Barbarenfürsten darstellend, bezeichnete den Kriegsruhm des Geschlechts, welches diesen Gruftbau thürmte. Ueber diesem Kranze ragen mittelalterliche Zinnen in die Luft. Denn römische Barone des Mittelalters, die Savelli und Gaetani, klebten an diesen Thurmbau eine Burg,

deren Mauerreste, so stark und fest sie sind, doch gegen die Majestät dieses alten Baues wie eine Lumpenschleppe an einem Kaisermantel sich ausnahmen. Wir kletterten durch die Mauerlücken der Burg in das Innere des Grabmals, welches sich als ein tiefer, hohler, von Backsteinen gemauerter Kegel in die Erde senkt. Der Steinsarg, welcher die Gebeine der Cäcilia enthielt, ward vor dreihundert Jahren von Papst Paul III. aus dem Hause Farnese in den Hof des Palastes seiner Familie geschleppt, wo er noch steht.

Durch eine kleine Ausfallspforte stiegen wir aus den Burgtrümmern ins Freie und sahen vor uns die Ruinen einer Rennbahn, den sogenannten Circus des Maxentius, der noch zu Goethe's Zeit den Namen des Caracalla führte. Der Banquier Torlonia, Herzog von Bracciano (in Rom sind nicht Juden, sondern Principi und Herzöge Banquiers) hat die letzten Ausgrabungen veranstaltet, bei welchen die den Erbauer nennende Inschrift aufgefunden ist. Durch das hohe, nasse Gras hindurchwatend durchmaßen wir die Länge des ganzen Baues (etwa funfzehnhundert Fuß, Breite zweihundertvierundvierzig Fuß), welcher links von der alten Straße in einer mäßigen Thalschlucht sich von Westen nach Osten hinstreckt.

Am Ausgange der Rennbahn über Gemäuer und Zäune stiegen wir einem Hügel zu, auf dem sich eine verfallene Villa befindet, im Zustande äußerster Zerstörung. Ein Hirt saß in dem offenen Hofe neben seinen eingepferchten Schafen, sein Hund ihm zu Füßen. Ringsum die tiefste, schweigende Oede und Einsamkeit an der Stätte, wo sonst das römische Leben in höchster Fülle seiner Lust erbrauf'te, als die von den Thürmen am Eingange des Hippodroms herab schmetternde Musik übertönt ward durch das Jauchzen der im Circus versammelten Tausende, welche von ihren Marmorsitzen aus den um die Spina jagenden Rennwagen der vierfarbigen Parteien mit so wilder Leidenschaft folgten, als hinge Leben oder Tod jedes Einzelnen an der Entscheidung.

Aber jetzt tritt die Abendsonne aus einem leichten Schleiergewölk hervor und übergluthet mit ihrem rosig goldenen Lichtstrome die ganze Campagna zu unseren Füßen. Wie in feuriger Lohe glühten die meilenlangen Ketten der Aquäduktarkaden, welche einst von allen Seiten die Quellen des Gebirgs der ewigen Stadt zuleiteten, um die Hunderttausende ihrer Bewohner zu tränken, ihre Springbrunnen und Bäder, ihre Teiche und Seen zu füllen. Die Höhenzüge des fernen Albaner- und Sabinergebirgs bis zum Soracte aufwärts, noch eben in dunkelstes Blau gekleidet, erglänzen jetzt im hellsten Violett bis zu gelblicher Weiße, wie sie alter Marmor zeigt. Die Städte, Villen und Schlösser auf ihren Rücken lagen vor uns so klar, so glänzend hell, so scharfumrissen, als könnte sie ein Bogenschuß erreichen. Wir sahen die Fenster von Frascati in der Sonne blitzen. Dort Marino und Castell Gandolfo, darüber hin Rocca di Papa, und über ihm auf schwindelnder Höhe das Kloster auf Monte Cavo, wo ich vor vier Monaten die Sonne untergehen sah. Links dort schimmert Tivoli herüber, und auf dem Gipfel des Soracte, der fünf Meilen weit von Rom seine schönen, an Sizilien mahnenden Linien abzeichnet, sahen wir den weißen Schein des Klosters erglänzen.

Doch jetzt wendet das Auge sich unwillkürlich zurück nach der Campagna, die sich um uns her, zwischen dem Gebirge und der Meeresküste hinter uns, überall hin mit ihren Hügelwellen ausdehnt. Wie versteinerte Feuerstrahlen strecken die Aquädukte ihre unendlichen Arkaden über den halb grünen, halb braunen, gras- und kräuterreichen Teppich. Eine ganze Welt von Trümmern sonnt sich in der niedergesunkenen Abendgluth. Gruppen immergrüner Eichen, bald hell beleuchtet, bald zu dunkelstem Schwarz das Grün ihrer Laubkronen verdichtend, zeichnen sich in unbeschreiblicher Klarheit gegen den reinsten Himmel ab, dessen tiefes Blau allmälig in jenen, nur hier gesehenen, grünblauen, von rosigen Wölkchen eingefaßten Ton übergeht. Das gelbende Laub der Bäume und

Gebüsche an den lichtbeglänzten Stellen schwamm wie in feuriger Lohe. Zu unserer Linken, im tiefsten Schatten, starrte das Burggetrümmer an dem Grabthurme der Cäcilia Metella in die Luft, und warf seine schwarzen Schattenmassen über die thauigen Matten zu uns herüber. Tiefer unten im Grunde Rom, über ihm sein Herrscher, Sankt Peters Dom mit seiner dreifachen Krone und dem Kreuze darauf, und ihm zur Seite am fernsten Horizonte die Baldachindächer der Pinien und die grünen, schwanken Obelisken der melancholischen Cypressen in den Villen der Berge von Trastevere. Rings um uns die feierlichste Stille, ein wahrer Gottesfrieden; und ein Entzücken, welches nicht auszusprechen ist, füllten das Herz im Genusse solcher Schönheit, die keines Künstlers Hand, keines Poeten Sang erreichen. Hirten mit Pferden, große Karren mit Ochsen bespannt, hier und da ein Fuhrwerk, zweiräderig, mit ein Paar Bettelmönchen, unterbrachen die Einsamkeit des Rückwegs. Die Oede und Stille um Rom stimmte so recht zu dem Bilde, das wir eben gesehen. Hier begegnete unserm Blicke auch nichts, was an moderne Zustände erinnerte. Alles Menschenwerk, welches nicht etwa antike Ruine ist, zeigt sich im unerhörtesten Verfall, jedes Haus, jedes Gartenmauerwerk erscheint in müde Schlaftrunkenheit versunken, während die alten Riesentrümmer in ihrer ungebrochenen Kraft eben so vielen Ahasveren gleichen, über deren Augenlider schon lange der Schlaf keine Macht mehr hat. Sie stehen da wie rüstige Urväter neben einem siechen, hinwelkenden Enkelgeschlechte.

Zwischen den Gartenmauern hinfahrend sah ich, daß der größte Theil derselben aus antiken Baustücken bestand. Hunderttausende von Marmortrümmern, Kapitälfragmenten, Säulenstücken, Reliefplatten glänzen überall zwischen gemeinen Backsteinen hervor.

Zu Hause Abends fiel mir beim Ausruhen Byron in die Hand, und wie las ich jetzt so anders die entzückenden Strophen seines Child Harold, in denen er seine Harfe zum Gedächtnisse

dieser Cäcilia Metella ertönen läßt, da ich selbst so eben von ihrem Grabe zurückkehrte! —

Rom, den 11. November.

Heute waren wir Nachmittags mit Steinhäusers im Palast Rospiglioſi auf dem Quirinal, um die Aurora von Guido Reni zu sehen, welche sich im Gartenschlosse des Fürsten befindet. Dies Deckengemälde gilt für Guido's schönstes Werk in Rom. Der Künstler hat den Aufgang der Sonne dargestellt. Die Komposition ist eine doppelte: einmal die landschaftlich natürliche, dann die poetisch symbolische. Jene nimmt die kleinere rechte, diese die größere linke Hälfte des Bildes ein. Wir sehen das Meer in jenem tiefen Ultramarinblau, in welchem ich es so oft bei Terracina, Sorrento und Palermo kurz vor Sonnenaufgang erblickte. An seinem fernsten Horizonte zeigt sich die aufbrechende Rosenknospe des Tages. Schon schwimmen einzelne Wölkchen in ihrem Golde. Aber die Küstengebirge liegen noch in dem kühlen, tiefen, thauigen Schatten der Nacht. Einzelne Segel ziehen schon auf dem Meere einher. Es ist der anbrechende Sonnenmorgen, wie ihn die Natur zeigt. Jetzt entfaltet nun der dichtende Künstler diesen Naturvorgang in symbolischen Gestalten, deren Gruppe wir im Vordergrunde erblicken. Auf Wolkengrunde rollt der Wagen des Sonnengottes daher. Hoch auf dem Sitze der junge Helios mit lichtgoldenem, flatternden Haare, in der Linken die rosenfarbenen Zügel des Viergespanns, das brausend und schnaubend dahin fliegt. Den Wagen umtanzen im Reigen die Horen. Ueber den Rossen flattert, in der Hand die Fackel, ein Amorette, Hesperus. Ihnen voran schwebt aufwärts die rosenfingerige Göttin der Morgenröthe, Blumenkränze in den Händen, in krokusgoldenem Gewande, dessen oberer Theil wie ein Segel sich schwellend über ihrem Haupte wölbt. So steigt der

glückselige Tag, der Freudebringer der Menschen, aus dem Meere herauf. —

Wunderbar ist in diesem Freskobilde die saftige Intensität und die Harmonie der Farben, besonders der Fleischtöne. In den Gewändern steigt die Tonleiter der Farben von einem grünlichen Grau durch helles Meergrün bis zu dem orangegoldnen Glanze des Gewandes der dritten Hore auf, während bei derjenigen, welche dem Meere am nächsten, die Gewandung blau gehalten ist. Die Rosse sind Schecken, die Hauptfarbe aber ein röthliches Braun, was vortrefflich zu dem Ganzen stimmt. Das Gesicht des Helios gefällt mir am wenigsten. Unter den Horen erinnert die zweite stark an die heilige Barbara auf Raphaels Sixtinischer Madonna, der sie wie eine Schwester gleicht. Die erste Hore hat etwas von der Beatrice Cenci. —

In der Gemäldegallerie ist wenig Bedeutendes. Die großen Domenichino's und Rubens scheinen mir höchstens den Schulen beider Meister anzugehören. Nur ein Amor von Rubens, auf einer Weinflasche liegend, könnte wohl ächt sein. Es ist ein niederländischer Liebesgott, ein kleiner idealisirter Schiffsjunge.

In dem Garten antike Marmorstatuen und ein Paar Säulen von Rosso Antico, die einzigen dieser kostbaren rothen Marmorart in Rom. Aber mehr entzückte mich ein langer Laubengang, ganz bedeckt von Citronen- und Orangenbäumen am Spalier, mit tausenden von Früchten wie besäet. Und dazu blühen Rosen mitten im November! —

Gegenüber von dem Palast Rospigliosi liegt der Garten des Fürsten Colonna, auf dessen höchster Terrasse man eine der schönsten Aussichten auf Rom hat. Hier befinden sich zwei ungeheure Marmorfragmente eines antiken Tempels, die größten die ich in Rom und Italien gesehen. Es sind das Eckstück eines Gesimses, ein Pilasterkapitäl und das Fragment eines mit Laubgewinden verzierten Frieses, alles aus weißem Marmor. Das Giebelgesimsstück maß

ich aus. Es ist neun rheinländische Fuß hoch und beinahe zwölf rheinländische Fuß im Quadrat, alles aus einem Stück gearbeitet. Neben diesen Riesenblöcken erhebt sich die größte römische Pinie, aber leider ist sie verdorrt. Eine halb zerstörte Inschrift besagt, daß sie zum Andenken eines historischen Ereignisses in der Familie Colonna gepflanzt wurde. Jene Trümmerblöcke sollen zu dem großen Sonnentempel gehört haben, den im dritten Jahrhundert Kaiser Aurelian hier erbauete. Ein tiefer Kellerbau rechts im Garten gilt für ein dazugehöriges Magazin. — An den Marmorfragmenten war besonders die vortreffliche Arbeit der Arabesken zu bewundern, die trotz der kolossalen Verhältnisse doch mit größter Sorgfalt und Feinheit ausgeführt sind, so daß man darüber fast die kolossale Größe vergißt. Weiter unten stehen große Marmorsarkophage mit Reliefs verziert, deren eines auf sinnige Weise das Land- und Seereiseleben des einst in ihm ruhenden Wanderers veranschaulicht. In die Mauern des Blumengartens sind die schönsten Fragmente eingelassen, von Buschwerk und Ranken halb versteckt und kaum von jemandem beachtet, aller Unbill der Witterung preisgegeben. Mich hätte der Besitz eines Stücks glücklich gemacht! sie saßen nur gar zu fest! —

Den 13. November.

Heute waren wir im Ausstellungssaale bei Porta di Popolo, um mit Cornelius das Gypsmodell einer Colossalgruppe: Herkules und Hebe zu sehen, welche der junge dänische Bildhauer Adolf Jerichau, dort ausgestellt hat. Dies Werk gehört unbedingt zu den Schönsten was die neuere Plastik geschaffen hat und darf selbst den Vergleich mit der Antike in keiner Weise scheuen.

Herkules sitzt auf einem schmalen Felsblocke, über welchem, wie bei dem vatikanischen Torso die Löwenhaut gebreitet ist; das linke

Bein ein wenig eingebogen ruht mit dem Fuße auf der schweren Seite der Keule, welche zu seinen Füßen liegt, das rechte, stark zurückgezogen stützt die Ferse gegen den Griff derselben. Der Oberleib geht mit der linken Schulter in die Höhe, denn der Heros wendet sich zu der an seiner linken Seite stehenden jugendlich schlanken Göttin, deren Hüfte er mit dem linken Arme umschlingt, während er mit der Rechten ihr die breite Trinkschale darbeut, in welche sie aus zierlicher Kanne den Nektar gießt. Die edelgewaltigen Züge des Halbgottes ruhen mit Wohlgefallen auf dem schönen Antlitz der von den Hüften abwärts bekleideten Göttin, deren Blick nur auf die Zierlichkeit ihres Geschäfts gerichtet erscheint.

In Rom sind vielfach Stimmen laut geworden, welche diese Gruppe als einen gewagten Restaurationsversuch des berühmten Torso vom Belvedere betrachteten. Der Künstler hat einfach damit geantwortet, daß er neben seiner Gruppe den Gypsabguß des Torso zur Prüfung und Vergleichung aufstellte, mißgünstige Stimmen nicht scheuend, die auch hierüber laut wurden und von herausforderndem Hochmuth sprachen. Und wahrlich! Die Antwort war schlagend. Jedem, der Augen hatte zu sehen, wurde es vollkommen klar, daß Jerichau's Schöpfung, wenn auch hervorgerufen durch die begeisterte Anschauung jenes unsterblichen Meisterwerks, dennoch durchaus eine freie, geniale sei, frei in der ganzen Komposition und in allen einzelnen Motiven! Es war interessant, das Publikum hiebei zu beobachten. Selbst die mißgünstigsten Stimmen wurden von Tage zu Tage kleinlauter; jetzt sind sie ganz verstummt.

Nun und nimmermehr war der Torso eine Gruppe. Im Großen und Ganzen genommen hat Winckelmann in der Auffassung dieses Werks doch Recht gehabt. Es ist ein ruhender Herkules. Und wer die heutigen Epigonen des großen Vorfahren nicht kennte, müßte es unbegreiflich finden, wie sich die Ansicht von der Komposition als Gruppe hat so lange halten können. Aber diese my-

thologisirenden Kunsterklärer, „die nicht begreifen, was für einer andern Kultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenuß zu erheben," waren froh, nun auch ihrerseits endlich eine Handhabe zu gewinnen, um dem vielgerühmten Werke beikommen zu können. Statt nun also das Werk aus sich heraus, die Motive der Muskulatur, die Anlage des Ganzen objectiv sprechen zu lassen, fanden sie es bequemer, vielleicht auch nützlicher und wissenschaftlicher, sich weiblich herumzutummeln, ob die Frauengestalt, die nach der Analogie einer Florentinischen Gemme neben Herkules stehen sollte, Hebe, Jole, Omphale oder Auge sei. Ein weiter Spielraum für „Erudition und gelehrte Forschung," da bekanntlich der alte Heidengott eine reiche Auswahl gelassen hat! Visconti, der Begründer jener Meinung, hat seinen Beweis namentlich darauf gestützt, daß am linken Bein des Torso, ganz nahe am Knie, ein gradliniger, unbearbeiteter Raum, dort also eine zweite Figur gewesen sei. Für eine Figur, ihre Stellung mag gedacht werden wie man will, ist dieser Raum zu klein. Doch setzen wir uns über dies Bedenken weg und nehmen an, es sei dort eine Frauengestalt gewesen, nach der Herkules verlangend seine Arme ausgestreckt habe, so wäre eine Lücke in die Composition gekommen, die dem Meister eines solchen Werkes sicherlich nicht zuzutrauen ist. Die Bewegung der Arme und der aufwärts gewendete Kopf wären schlechterdings unvereinbar. Denn Visconti's Annahme, der Kopf sei nach unten gerichtet, bedarf keiner Widerlegung. Alle Schwierigkeiten und Widersprüche schwinden, sobald man in jene unbearbeitete Stelle am linken Bein die Keule setzt. Herkules stützt auf sie beide Hände, ausruhend nach des Lebens Mühen und Arbeit, den Kopf nach oben gewendet. Ich sah neben dem Torso ein lebendes Modell nach dieser Angabe Jerichau's. Meister Cornelius war dabei, ein Mann, dem man gewiß seine Kenntniß des Nackten nicht absprechen wird. Er erklärte sich Angesichts der Natur und des danebenstehenden Torso durchaus mit diesem Ergänzungsversuch einverstanden und fügte bei, daß er,

die Meinung Visconti's nicht kennend, sich nie den Torso anders gedacht habe. Auch Raphael Mengs dachte sich ihn auf eine Keule gestützt, und nach einer Biographie Michel Angelo's soll dieser Künstler, dessen Studium und Liebe für den Torso so groß war, daß man den letzteren noch jetzt in Rom den Torso des Michel Angelo nennt, eine Restauration desselben gemacht haben, in ruhender Stellung gestützt auf die Keule*). Flaxmann dagegen versuchte schon im Jahre 1793 nach dem Torso das Modell dieser Gruppe in der Größe des erhaltenen Theils. Es blieben, wie ich aus Welckers Kunstmuseum entnehme, Schwierigkeiten bei dieser Restauration, die nur durch die Annahme zu lösen waren, daß der Rücken in einer Nische gestanden. Ich dächte mit der Verkehrtheit dieser Annahme wäre die Sache abgethan.

Damit ist aber auch die Selbstständigkeit von Jerichau's Erfindung ausgesprochen. Und wenn seine Gruppe unwillkürlich an den Torso erinnert, so ist dies nur ein wohlverdientes Lob für den Meister, denn es zeigt, wie sehr er von der Hoheit und Lebendigkeit dieses schönsten, auf uns gekommenen Herkulesideals durchdrungen war, daß er selbständig im Geiste desselben, frei schaffend weiter dichten konnte. So muß das Verhältniß der neueren Plastik zur Antike aufgefaßt werden. Denn es ist ganz dasselbe, das im Alterthum selbst die jüngeren Schulen zu den Vorgängern einnahmen. Jerichau's Schöpfung ist durch und durch antik gedacht und empfunden und die Ausführung ist es nicht minder.

Wie ist die Komposition in sich abgerundet, wie geht sie in einander, wie ist sie durch und durch aus Einem Guß! Da ist keine Linie, keine Wendung, die aus der Gruppe herausträte und das Gleichgewicht, die in sich sichere Ruhe störte. Dadurch vornämlich macht sie den Eindruck jener stillen, in sich beruhigten

*) Vergl. Visconti P. C. Th. 2. S. 78.

Heiterkeit, die uns aus den besten Antiken so freundlich entgegentritt und, so vielfach man dies auch seit Winckelmann mißverstanden, das unverbrüchliche Erbtheil dieser noch halb architectonischen Kunst bleiben muß. Herkules, der duldende, kämpfende Herkules genießt jetzt endlich den Lohn seiner Mühen und Kämpfe! Er ist im Olymp bei den unsterblichen Göttern, voll heitern Friedens sitzt er auf seinem Sessel, Löwenhaut und Keule braucht er nicht mehr zur Arbeit, als Zeichen der Ruhe liegen sie neben ihm, seine starken Heldenglieder nährt jetzt ambrosischer Nektar. Hebe, die ewig junge, schlanke Schenkin der Götter, steht neben ihm, ganz und gar nur beschäftigt mit ihrem zierlichen Dienste, Herkules aber sieht hinauf nach ihr, und Blick- und Mundzug sprechen es aus, wie sehr er sich ihrer hohen Schönheit und Anmuth freut, fast unwillkürlich schlingt sich sein Arm um ihre jugendliche Hüfte! — Da ist nichts von moderner Empfindsamkeit! Ein Lächeln im Munde der Hebe, ein Zeichen an ihr von Aufmerken auf Herkules — und der ganze, schöne, in sich beruhigte, stillheitere Eindruck des Ganzen wäre verloren gewesen; wir hätten nichts gehabt, als eine moderne, sentimental verliebte Gruppe. Hebe aber ahnt Nichts und weiß Nichts von der Liebe des neuen Gottes, all' ihr Sinnen und Denken geht auf in der Zierlichkeit ihres Geschäftes. Die Idee des Ganzen spricht sich auf den ersten Blick aus. Die irdische Heldenarbeit ist vollbracht, ihr Werkzeug liegt zu seinen Füßen, ihm als Schemel dienend in seiner Ruhe, aus welcher er in dem Augenblicke, wo ihm der Trank der Unsterblichkeit gereicht wird, mit heiterer Beseligung aufschaut zu der Göttin ewiger Jugendschöne, deren Besitz ihm zu der Götterherrlichkeit des Olymps als seiner Kämpfe die Glückseligkeit der Liebe gewähren wird. —

Dieser klassische, ideale Eindruck, diese wahrhaft antike Auffassung ist festgehalten durch die ächt griechische Behandlung des Fleisches und der Gewandung. Beide Gestalten sind nackt, nur von den Hüften der Hebe herab fließt ein Gewand, in edler Ein-

fachheit glücklich motivirt. Das Fleisch und die derben Muskeln des Herkules sind so durch und durch belebt, so fein und richtig verstanden, so zart empfunden, daß hier Nichts zu sehen ist von dem fleischigen Fette und der Muskelderbheit des Farnesischen Herkules, welche nahe an die Gränzlinie des Outrirten streift; Alles ist zu jener Idealität verklärt, die den Torso so himmelhoch über alle übrigen Herkulesgestalten hinaushebt. Rücken und Schenkel sind freilich sichtlich aus dem genauesten Studium des Torso entstanden. Aber schon wegen des durchaus anderen Grundgedankens ist nirgends von Kopie oder von sklavischer Nachahmung die Rede. Und Kopf und Beine sind so sehr mit den übrigen Theilen aus Einem Guß und von gleicher Vollendung, daß man in der That staunen muß über die Kühnheit, welche vor einem solchen Unternehmen nicht zurückbebt, und den Geist und die Kunst bewundern, die ihm gewachsen war. Und neben dieser idealen, männlichen Kraft des herkulischen Leibes ist die schlanke, weibliche Jugend der Hebe mit einer Zartheit, Frische und Lebendigkeit behandelt, daß die eine Gestalt die andere nur hebt und trägt, und wir nicht wissen, auf welcher von beiden der Blick am liebsten weilt. Gewiß, ein Künstler, der neben einem solchen Herkules diese Hebe schaffen konnte, hat den Beweis geliefert, daß er die Antike nicht abschreibt, sondern in einem solchen Grade kennt und zu reproduciren weiß, wie es in neuerer Zeit selbst den Größten selten oder nie gelungen ist. Da ist nirgends Leere, Kälte oder Trockenheit, da ist bei dem größten anatomischen Verständnisse nirgends ängstliche Kleinlichkeit; Alles frei, aus Einem Guß. Meister Cornelius stand wiederholt vor diesem Werke. Er betrachtete es lange und sorgfältig mit seinem gewiegten Künstlerauge. Mit sichtbarer Freude und Theilnahme begrüßte er den jungen Künstler, und wünschte ihm aufrichtig Glück zu diesem Werke*).

*) Der König von Dänemark hat später die Ausführung des Werkes in voller Größe bestellt (1847).

Den 16. November.

Gestern führten mich Steinhäusers zu dem Maler Fiorino, der vor einiger Zeit zwei Corregio's, Engelsköpfe al Fresko, an sich gebracht hat. Es sind Ueberreste eines großen Kirchengemäldes, die Krönung der Madonna vorstellend, und eben so unzweifelhafter Aechtheit als sie das Beste sind, was von Corregio hier vorhanden ist. In nächster Nähe fast unscheinbar, treten mit jedem Schritte rückwärts die vollendeten Formen in aller Größe und Schönheit hervor, so voll Leben, Tiefe und Innigkeit, daß man wirklich Wesen einer höheren Ordnung zu erblicken glaubt. Das Haar, ein leises Weißgelb, ringelt sich zu vollen Locken. Der kindliche Ausdruck in diesen göttlichen Kinderköpfen wird erhaben, und die Transcendenz der christlichen Kunstbegeisterung feiert hier einen Triumph, der dadurch noch gesteigert wird, daß die Erhabenheit dieser Köpfe in der That an die des olympischen Jupiterskopfes im Vatikan erinnert. So ungefähr mag der alte Heidengott-Vater ausgesehen haben, als er noch die Milch der Amalthea trank.

Signor Fiorino ist ein römischer Historienmaler. In seinem und seiner Kollegen Ateliers kann man lernen, wie der bleierne Alp der Knechtschaft in einem historisch heruntergekommenen und zu Grunde gerichteten Volke selbst das entschiedenste Kunsttalent in der Wurzel knickt. Auf seiner Staffelei stand ein großes historisches Gemälde. Kolorit und Gruppirung konnten sich dreist sehen lassen und übertrafen manche deutsche Pinselei. Aber nun das Was der Darstellung: „Karl IV., Kaiser von Deutschland, auf einem Thron sitzend, umgeben von geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, belehnt einen Herzog von Savoyen (den Conde Verde) zu Chambery, indem er ihm statt der alten Fahnen, welche von Rittern des Kaisers zerbrochen werden, neue überreichen läßt." Es ist der Moment gewählt, wo der Savoyer, auf einer Estrade rechts, in theatralischer Position dem Kaiser gegenüber stehend, das alte

Banner seines Hauses mit der Rechten vor dem Zerbrechen schützt, indem er spricht: diesem hat Gott bisher Ruhm verliehen, und so will ich es auch ferner führen! In der Mitte des Bildes steht nun der Marschall des Kaisers, den Rücken dem Beschauer zugewandt, mit eingeknickten Knieen, die das Erschrecken über solche Kühnheit ausdrücken sollen, und den Kopf halb nach dem Kaiser zurückgewendet, fragt er bei ihm an: was da zu machen sei? Worauf dieser erwiedert: laßt ihn gewähren! So wörtlich erklärte uns der Künstler selbst seine Schöpfung! Wie traurig! Ein begabter Künstler verkörpert das Albernste, ein bedeutendes Talent geht zu Grunde, weil es das Unglück hat, ein Italiener von heute zu sein. Der Mann hatte so gar keine Ahnung von dem entsetzlichen Widerspruch seines Wollens und Vollbringens. Und wie sollte er auch! Dieser Nation ist der Begriff der Historie abhanden gekommen. Ceremonielle Haupt- und Staatsaktionen ersetzen ihm die Geschichte im Leben, also auch in dem Spiegel des Lebens und der Kunst. Ein als Ritter verkleideter Gensdarm, eine moderne Arretirmaschine dient ihm zum Herold, der verkündet was geschieht, denn von Handlung ist hier nicht die Rede. Und was geschieht, kann kein Mensch sehen, wenn es ihm nicht gesagt wird. Ja, diesem Volke ist aller substantielle Inhalt, der den Menschen erst zum Menschen macht, verloren, entfremdet, gestohlen. Wer es im Leben nicht sieht, dem predigt es laut, ohne es zu wollen und zu wissen, die Kunst in Farbenbildern und Marmorgestalten. Die Bilder dieser Zeit werden einst die Geschichte derselben, und die Versunkenheit und Versumpfung italischen Lebens eben so deutlich den Nachkommen selbstanklagend zeigen, wie z. B. die östreichische dramatische Poesie in Komödie und Tragödie die dortige Fäulniß des Lebens und seiner Zustände offenbart.

Dagegen hatte der Maler in einem Genrebilde das Erfreulichste geleistet. Es ist ein Bild römischen Familienlebens im Volke. Eine junge Mutter ruht auf dem breiten Lager, neben sich den

schlafenden Säugling. Der Vater, ein kräftiger Mann, von der Feldarbeit heimgekehrt, hat nichts Eiligeres zu thun, als sein Herz an dem Anblicke des Lieblings zu laben. Die junge Mutter, ein Kopf voll Schönheit und Holdseligkeit des Ausdrucks, hat mit der einen Hand leise die Decke von dem schlafenden Kinde gehoben, die alte Großmutter zu Füßen des Bettes hält den andern Zipfel, der Vater steht in der Mitte, und alle blicken volle Freude auf das nackte, ruhig weiter schlafende Kind, die Mutter jedoch mehr auf den Gatten, an dessen Freude sie sich doppelt beglückt und entzückt. Der helle Lichtschein einer Lampe fällt mit etwas zu scharfer Wirkung auf die Gruppe, welche zugleich in der ungesuchtesten Weise alle vier Lebensalter charakterisch darstellt.

Die Erfindung und theilweise selbst die Ausführung sind vortrefflich. Der Kopf und Gesichtsausdruck der Mutter in ihrer jungfräulichen Reinheit ächt menschlicher Mütterlichkeit gehört zu dem Schönsten, was ich von neuerer Malerei gesehen. Wie wunderbar! Derselbe Mann, der dort in dem historischen Bilde so tief hinter dem Begriffe zurückgeblieben, geht hier, ohne es zu wollen und zu wissen, weit über sich selbst und seine Zeit hinaus. Denn ist dies nicht eine wahrhaft heilige Familie? ist hier nicht nach Wegwischung des transcendenten Heiligenscheins just der göttliche Inhalt, welcher die Substanz der Familie bildet, in der reinsten Liebe zur Erscheinung gebracht. Dieses Bild ist so ketzerisch, so Feuerbachisch anthropologisch, daß es auf den Index müßte, wenn das heilige Officium dahinter käme!

Der Nachmittag war den Marmorreliefs im Palast Spada gewidmet, von denen ich nächstens einen Bericht veröffentlichen werde *). Es sind sehr schöne antike Darstellungen aus der mythischen Poesie der Griechen, leider sehr stark und nicht immer

*) S. Jahrbücher der Gegenwart, Januarheft 1846.

geschickt restaurirt. Von sonstigen Marmorwerken eine sitzende Bildsäule des Aristoteles, offenbar Portraitstatue. Der alte Denker ruht sinnend den Kopf auf die rechte Hand gestützt, den Ellenbogen auf dem Knie. Die Stirn gewaltig, der Kopf oben breit, unten scharf zugehend, das Haar rund geschnitten über der Stirn. In den scharfen Zügen des bartlosen, gefurchten Gesichts spiegelt sich die ganze ruhige Unerbittlichkeit des Gedankens. Das linke Bein ist zurückgezogen, das rechte gekrümmt vorgestreckt. Die linke Hand unter dem Gewande. Leider ist auch diese Statue durch übermäßige Politur entstellt. In einem der oberen Säle steht die bekannte Kolossalstatue des Pompejus (Byron Child Harold IV. 89):

in
The austerest form of naked majesty!

zu deren Füßen einst Cäsar verblutete. Was läßt sich darüber nach Byron sagen! Im Gibbon steht die wunderbare Geschichte ihrer Auffindung. Die Antiquare bezweifeln zwar die Identität, aber was kümmert mich ihr Zweifel. Ich glaube, daß sie es ist, und der Glaube ist Bedürfniß und frei zugleich. Wenn ich vor ihr stehe, wird mir erst mein bisheriger Buch-Pompejus zu einer Gestalt von Fleisch und Bein, er wird ein Mensch wie ich, statt einer geschichtlichen Abstraktion. Für mich ist dieser historische Bilderdienst ein Bedürfniß, eine Erbauung, und bei dem Anblicke dieser majestätischen Gestalt, welche hier vor mir steht, und die jedenfalls würdig war, Zeuge des größten historischen Mordes zu sein, kommt mir gar kein Zweifel, daß sie es wirklich gewesen, deren marmornes Antlitz den brechenden Blick des größten Römers empfing.

In der Gemäldegallerie nichts Bedeutendes, obschon der Custode (ein Deutscher aus Münster, in Diensten des Fürsten, den er jedoch seit neun Jahren, die er schon in Rom ist, nicht gesehen) sie mit Emphase anpries und von den funfzehntausend Scudi sprach, die z. B. für Guido's sterbende Dido vergeblich von Kunstliebhabern

geboten seien. Der Mann interessirte mich mehr wie die Bilder, man wird freilich in Italien sehr wählerisch. Er sprach gebildet deutsch und außerdem englisch und französisch, so wie völlig fertig italienisch. Ich kann, sagte er, meine Kinder hier nichts lernen lassen, denn die Schulen sind hier gar zu erbärmlich, und Vermögen kann ich auch nicht für sie erwerben. Aber dafür sollen sie lernen, was ich weiß, die vier Sprachen, dann kommen sie überall fort.

Bei der Rückkehr begegnete uns ein komisches Beispiel von der herrschenden Lottospielwuth des Volks. Ein Bauer zog mit zwei Gänsen durch die Straßen, die er ausspielen wollte, und zu denen er Loose für einige Bajoc anbot. Die armen Bestien waren ganz verregnet und wandelten recht trübselig durch die Straßen der Stadt, deren Kapitol einst ihre Ahnen gerettet. Aber die jetzige Zeit giebt nichts mehr auf Ahnenruhm! Für einen Genremaler wäre es ein prächtiger Stoff gewesen. Sie begegneten mir just in der Nähe des Kapitols. —

Den 18. November.

Der gestrige Nachmittag führte uns zum Kapitol, wo wir die Kirche Ara Celi und den Palast der Conservatoren besuchten. Zu der Kirche führen hundertvierundzwanzig Stufen von weißem Marmor, gestohlen von dem alten Tempel des Quirinus auf dem Quirinal. Auch die zweiundzwanzig antiken Granitsäulen sind zusammengestohlen. Das verkümmert mir stets den Genuß der modernen Baureste Roms, daß ich bedenke, wie unendlich Schöneres und Größeres von den neurömischen Baumeistern zu Grunde gerichtet worden ist, um damit ihre Sachen zu bauen und zu schmücken. Und wären sie dabei noch mit einer Art von Plan und Einsicht verfahren! So aber liegt es überall vor, daß man,

umgeben von unerschöpflichen Schätzen, wie Verschwender gehauf't und eben so viel vernichtet als verbraucht hat; wie Wilde einen Baum abhauen, um die Frucht bequemer zu pflücken. Die Kirche selbst hat Basilikenform, doch fehlt der schöne Abschluß der runden Tribune, und gegen die Monrealeser und Palermitaner Prachtbasiliken will diese wenig bedeuten. Die Kopie einer heiligen Familie von Raphaels Madonna col ghatto, deren Original ich in Neapel sah, scheint sehr alte Arbeit. Vor allen indessen wendeten wir unsere Aufmerksamkeit den Freskogemälden von Pinturicchio, in der ersten Seitenkapelle rechts vom Haupteingange, zu. Der Maler hat sich das Leben des Heiligen Bernardino von Siena zur Aufgabe gestellt, vielleicht weil es sein Schutzheiliger war, denn er selbst hieß Bernardino di Betto, war aus Perugia, und Zeitgenoß und Mitschüler Raphaels bei Pietro Perugino. Was mir bei diesen Fresken, seinem Hauptwerke, gleich auffiel, war die große Aehnlichkeit mit den Fresken des Neapolitaners Zingaro; doch setze ich Zingaro noch über ihn. Was ich an diesen Sachen am meisten bewundere, seit ich sie sehen und mich an ihnen erfreuen gelernt habe, ist die harmonische Verbindung, in welche diese alten Meister Architektur und Menschenleben zu setzen wissen. Da steht der Heilige z. B. ausgestellt auf der Todtenbahre, am Fuße eines breiten, treppenartigen Aufgangs (cordonate), der zu einem thurmähnlichen Gebäude führt. Links und rechts ziehen sich Kirchen und Hallen hinauf. In ihnen ist reges Leben; überall auf den Treppen und Plätzen, auf den Stockwerken, in den Hallen und Gallerien der Gebäude nah und fern Menschengruppen. Der Tod des Heiligen bildet den Inhalt ihrer Gespräche. Ein Besessener wird von Mehreren gehalten, die ihn vorwärts die Stufen hinabführen zu wollen scheinen, vielleicht zu der Leiche des Heiligen, zu der sich rechts und links im Vorgrunde Personen aller Stände und Geschlechter verehrend nahen, unter ihnen auch Heilung suchende Krüppel und Kranke. Alle diese zahlreichen Gruppen sind doch

ohne eine Spur von ängstlichem Gedränge; leicht und frei stehen sie neben und miteinander, ohne sich und den Beschauer zu belästigen. Die Behandlung der Architektur zeigt recht, wie viel Freude dieses Geschlecht an der Pracht und Schönheit seiner Bauwerke hatte, deren saubere Wohlerhaltenheit und frische Reinlichkeit höchst behaglich wirkt. Es liegt darin ein erstaunlicher Gegensatz gegen die neuere Zeit und Kunst, die vielmehr in der architektonischen Staffage von Landschaft und Historienbild, das der Natur schon Verfallene oder Verfallende, das Untergehende, die Ruine, anwendet. Ich sah dagegen bei Zingaro selbst da, wo die Hauptsache seiner großen Freskenbilder aus dem Leben des heiligen Benedikt, Landschaft und landschaftliche Gründe sind, doch mit Vorliebe Architektur oder Prospekt auf blühende Städte mit Thürmen und Zinnen, Kuppeln und Palästen angebracht. Ganz dasselbe gilt auch von Bildern anderer Meister jener Zeiten, und das Ganze beweis't so recht: wie sehr sie mit ganzer Seele in ihrer Gegenwart fröhlich heimisch waren, und wie alle Sehnsucht darüber hinaus ihnen fremd war. Was von einer solchen sich geltend machte, das gestaltete sich als christlich transcendente Sehnsucht in eigends dazu berufenen Individuen aus, und diese wurden fromme Mönche, Anachoreten, Heilige. Die Andern verehrten jene, aber sie selbst ließen sich's wohl sein in der heiteren, gegenwärtigen Welt und ihrer Schönheit, sowohl der von der Natur als der von Menschenkunst geschaffenen. Die Sehnsucht und Entsagung machen Andere für sie mit ab, deren heiliger Beruf solche Entsagung bedingt. Sie selbst finden sich mit den Forderungen der christlichen Aszetik durch bloße Verehrung solcher Heiligen ab. Und die oft schon halb unkörperlichen, geistigen, oder besser gespenstigen Gestalten der Heiligen, deren entzückter Gesichtsausdruck uns mitten in diesen farbenbunten Spiegelbildern einer derb realistischen Gegenwart begegnen, dienen gleichfalls nur dazu, das Prinzip der Zeit immer gegenwärtig zu halten und die Menschen heilsam an dasselbe zu

erinnern. Diesen Eindruck machen nun auch durchaus Pinturicchio's Fresken. Ein Franziskaner-Mönch — das Kloster von Ara Celi ist Sitz des Generals der Franziskaner — kopirte just eine junge Mutter mit dem Kinde aus der Gruppe, daraus er eine Madonna machen wird. Man kann nichts Lieblicheres sehen als dies herzige Gesicht. Auf der Hauptwand, gegenüber der Thür, ist der Heilige, in einem Buche lesend. Sein Gesicht schon ganz geistig, der Leib belästigt ihn kaum noch. Zwei Engel bringen ihm von oben die Krone. Darüber Christus in einer Glorie von Engelsköpfen, in der Mitte der Höfe rechts und links violinspielende Engel, ganz an die des Perugino in der Akademie zu Florenz erinnernd. Unten links und rechts zwei Bischöfe, dem Heiligen mit Verehrung nahend. Die landschaftliche Ausstattung ist lieblich und doch mit einer gewissen Großheit behandelt. Die riesige Palme rechts im Vorgrunde deutet auf den Lohn des geistigen Siegers. Von der Beseligung in dem Antlitze des Aszeten hat man keinen Begriff! So etwas will im Bilde selbst gesehen sein, Kupferstiche und Steindrücke sind fast nur für die Erinnerung von Werth, und ohne große Selbstverläugnung und ernsten Willen, sich der Belehrung hinzugeben, so wie ohne eine durch eigene Anschauung von Originalen unterstützte Phantasie aus ihnen meist nichts zu lernen.

Gegenüber von Ara Celi liegt der Palast der Conservatoren. Hier sind zwei der ehrwürdigsten Kunstreste aus der Zeit der römischen Republik. Zuerst die bronzene Wölfin (the thunder-stricken nurse of Rome), die vor länger als zweitausend Jahren am Ruminalischen Feigenbaume stand, das uralte Wahrzeichen Roms, die Säugamme seiner Gründer. Noch sieht man an einem Hinterfuße die Spur, welche einst ein Blitzschlag, der sie traf, hinterließ. An ihren vollen Brüsten liegen die Zwillingsbrüder Romulus und Remus (neu). Langgestreckt steht das gewaltige Thier, den Kopf seitwärts von dem starren Halse dem Beschauer dräuend zugewendet, wie um ihre Pfleglinge vor jedem Angriffe zu schützen. Wie

haben doch diese Römer hier in ihrem ältesten Symbole so recht ihr eigenstes Wesen ausgedrückt! Verschlagen, listig, räuberisch, grausam und dabei von unbezähmbarer Kraft ist dieses Raubthier, das in Italiens Gebirgen hauf't, so recht dazu gemacht, Symbol des römischen Charakters zu sein. In demselben Zimmer steht die bekannte Bronzestatue des Knaben, der sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Das ist eine wahre Erholung nach dem Anblicke jenes andern alten, ganz in dem schönheitlosen aber großartigen etruskischen Style verherrlichten Werks, bei dem indessen just dieser Styl, weil er mit dem Charakter des Gegenstandes völlig harmonirt, von großer Wirkung ist. Ich möchte diese Bestie gar nicht im reinen, edlen griechischen Style dargestellt sehen. Der Knabe aber ist ganz entzückend. Er sitzt auf einer schmalen Unterlage, das linke Bein über das aufgestemmte rechte gelegt. Mit der linken Hand hält er den leidenden Fuß, so daß dessen Platte sich ein wenig aufwärts biegt, und mit der rechten verrichtet er seine Operation. Der Moment ist der, wo er den quälenden Splitter so eben gefaßt hat, und im Begriffe ist, ihn mit den drei Fingern leise und möglichst schmerzlos herauszuziehen, und an dem Ausdrucke seines Gesichts sieht man deutlich, daß es ihm gelingt. An solch einem Kunstwerke kann man recht lernen, wie diese Alten den allereinfachsten Gegenstand, das alltäglichste Motiv zum Ausdruck höchster Kunstschönheit zu machen gewußt haben. Was erfreut uns denn hier eigentlich? Die volle Versenkung in die Handlung, das ganz bei der Sache sein, welches im Größten wie im Kleinsten für die Alten und für alles, was sie schufen und thaten, so charakteristisch war. Dieses liebliche Antlitz des schönen Knaben, dem man die Freude über sein Thun ansieht, entbehrt dabei doch nicht einer gewissen stylisirenden Behandlung, während in den übrigen Körperformen die Naturtreue überwiegend vorherrscht. Das Zarte, Halbentwickelte derselben, die Weichheit des Fleisches und der Muskeln, der reizende Schwung der Linien ist nur mit den schönsten neapo-

litanischen Bronzen zu vergleichen. In dem Zimmer, wo diese Heiligthümer alter Kunst und Historie standen, hielten die Frauenzimmer der Familie des Custoden strickend ihre Conversation mit zwei Pfaffen, wohl Hausfreunden. Es gab einen guten Gegensatz von Einst und Jetzt.

In einem anderen Zimmer die marmornen Verzeichnisse der Consuln (Fasti Capitolini) der Republik. Und nicht weit davon eine trophäengeschmückte Marmortafel mit einer Inschrift, welche den Seesieg der Christenheit bei Lepanto über die Türken feiert. Die Statuen der päpstlichen Feldherren, welche dort unter Don Juan von Oesterreich mitgefochten, Alexander Farnese und Marc Antonio Colonna stehen in einem andern Saale. Man hat alten Statuen ihre Köpfe aufgesetzt, just wie es auch schon die alten Römer thaten, deren Kaiser sich nicht nur untereinander, sondern auch ihren Statuen die Köpfe abschlugen. Ein Kopf war bälder gemacht als eine ganze Statue, und die zum Theil sehr kurz regierenden Kaiser mochten's wohl eilig haben.

In der Kapelle sahen wir zum Schluß ein Freskobild, die Madonna mit dem Kinde von Pinturicchio, nach andern von L'Ingegno, einem Zeitgenossen und Mitarbeiter Perugino's. Sie sitzt mit gefalteten Händen zu dem Kinde niederblickend, das auf ihrem Schooße ausgestreckt schlafend daliegt. Links und rechts zwei anbetende Engel. Entzückend ist das schlafende Kind, der Ausdruck in Mutter und Kind rein menschlich; so könnte wohl eine Mutter für ihr Kind beten. In diesem Gesichte der Madonna tritt schon die Knospe schöner, reiner Menschlichkeit, frei von der alten typischen Starrheit, hervor, die sich bald in Raphael zur höchsten Blüthe entfalten sollte.

Den 20. November.

Heute war ich zum ersten Male im Theater, um die Ristori zu sehen, den Liebling der Römer. Es war sehr voll, denn die Ristori ist wirklich sehr brav, und die wohlfeilen Eintrittspreise befördern auch den Besuch. Sie gaben zwei Stücke, in deren ersterem ich sofort Goethe's Geschwister wiedererkannte, aber bedeutend französirt und vergröbert. Das stark prononzirte Spiel that das Seine, um dem Gedichte den zarten Hauch des Originals völlig abzustreifen. Der Primo Amoroso war miserabel; die Ristori, offenbar eine große tragische Schauspielerin, trat schon durch ihre bloße Erscheinung aus dem Rahmen. Die eingeschobene Freundin war unangenehm lebhaft, wie es die Italienerinnen oft sind, und nur der Caratteriſta, welcher die Rolle des Fabrice im Originale gab (hier hieß er Augusto) spielte ganz vortrefflich. Das zweite Stück: „Friedrich der Große in Schlesien," eine französische Dutzendarbeit nach einer Anekdote, jagte uns nach dem ersten Akte aus dem Hause. Der Contrast war zu schrecklich. Der alte Fritz in rothen Hosen, großen Kanonenstiefeln und Uniformfrack, wie ein Abbate sprechend, er mit den Ordonanzoffizieren und sie mit ihm auf dem Fuße römischer Gleichheit verkehrend; statt der alten, steifzopfigen, schnurrbärtigen Siebenjährigenkriegssprache das weiche, moderne, wie Oel hinfließende Italienisch, in welchem die Barbarenworte: Signor di Flerschheim, Schwedinitz (Schweidnitz) und andere deutsche Namenbrocken wie deutsche Steinklöße in einer Maccaronischüssel sich ausnahmen — das war doch auf die Dauer nicht auszuhalten. Den alten Fritz „vabene!" oder: „ho capito!" rufen zu hören hat etwas beleidigend Komisches. Das Beleidigende liegt in dem diametralen Widerspruche der Darsteller und ihrer Nationalität mit dem Darzustellenden, wobei es einem vorkommt, als dürften die Kerle sich das eigentlich nicht erdreisten, solche historische Granitnaturen vorzustellen. Auch das gänzlich Unsoldatische der Italiener

wirkte hier verletzend, weit mehr als die moderne französische Uniform der krapprothen Hosen und die Majorsepauletten der Lieutenants. Vom alten Preußenkönige wußte der Schauspieler nur, daß er stark geschnupft habe, und das übertrieb er in der furchtbarsten Weise. Das Stück war nun aber auch an sich — so weit ich es sah — unerhört langweilig, und ich bewunderte die Geduld, mit der sich die Italiener ennuyirten. —

Der Beifall im ersten Stücke war sehr lebhaft und laut, das Betragen anständig, Gespräch wurde durch Zischen sofort zum Schweigen gebracht. Am Schlusse rief man die Leute zweimal.

Den 21. November.

Giove, Giove, viene, viene!
Viene, viene e ajuti mi tu.
E tu levi mi dalle pene,
Che soffrir non posso piu!

so sang meine Wirthin, als sie in meinem Zimmer den kolossalen Jupiter von Otricoli erblickte, dessen Abguß mir der Bildhauer Jerichau verschafft hat. „Was ist das für ein Lied?" Eh! v'è una canzonetta Romana! und damit gut. Aber es lebt noch das alte Heidenthum in den Menschen, und sie, diese Frau, die nicht schreiben und kaum lesen konnte, rief gleich beim Anblicke aus: Ecco'l Giove tuonante! so genau kennen sie noch den alten kapitolinischen Donnergott, der auch just heute wieder seine Blitze und Donner über die alte Roma daherfahren läßt.

Die Farnesina.

Rom, im November.

Erst in Rom kann man lernen, wie die Blüthe aller Kunst durch das richtige Verhältniß bedingt ist, in welches sich die einzelnen Künste zu einander mit ihren Produktionen zu setzen wissen. Erst hier sieht man, wie die alten Künstler stets mit genauester Beobachtung der architektonischen Raumverhältnisse gearbeitet haben. Der Freskenschmuck der Villa Farnesina ist dafür das schönste Muster. Ich würde sagen ewiges Muster, wenn nicht diese schönste Villa durch die barbarische Vernachlässigung und den gemeinen Vandalismus ihres gekrönten Besitzers, des Königs von Neapel, der sie wie andere Prachtbauwerke ersten Ranges — Villa Madama, Palast Farnese — die gleichfalls in seinem Besitze sind, geradezu verkommen läßt, sich in einem Zustande befände, der den unausbleiblichen Ruin der Fresken bald herbeiführen muß. Ein alter, verlumpter Kastellan öffnete uns die Räume. Die Aufsicht dieses Guten hat nicht einmal so weit gereicht, die Wandgemälde vor der Bleistift- und Krayonbesudelung — Namenverewigung — toller Touristen — leider unter den Engländern auch Franzosen und Deutsche — zu schützen.

Mich dünkt, man sieht es der Villa schon in ihrer äußeren Gestalt an, daß ein geistverwandter Zeitgenosse und Gesell Raphaels sie geschaffen hat. Dieser geistreiche Sienese, Baldassare Peruzzi, war Architekt und Maler zugleich. Die Zeit, welcher er angehört, zeigt ja oft genug alle drei bildende Künste in hoher Vollendung in einem Künstler vereint. Ein Theil der Architekturmalerei in der Villa ist von seiner Hand; auch sonst giebt es Fresken, Mosaiken und Oelbilder von ihm. An Bauten finde ich, daß der Palazzo Albergati zu Bologna, das Grabmal Adrians VI. in S. Maria degli Angeli und der Palast Massimi in Rom und die Kirche La Concezione in Siena von ihm oder nach seinen Zeich-

nungen erbaut sind. Auch unter den Baumeistern der Peterskirche kommt er vor. Nach Raphaels Tode leitete er das Werk bis zu seinem eigenen (1536).

Man kann nichts einfach Schöneres sehen als diese Farnesina. Wie reizend hebt sich der Kranz des umlaufenden Frieses mit seinen reichen Ornamenten, durch Fenstereinschnitte unterbrochen, über den Pilastern dem Dache entgegen! Die doppelten Pilasterstellungen, welche, durch die glücklichsten architektonischen Gesimslinien geschieden, die zwei Stockwerke bezeichnen, wie harmonisch ist ihr Verhältniß, wie weise die Sparsamkeit, welche Herr Kugler *) tadeln zu wollen scheint. Jede Verrückung, die leiseste Veränderung der Maaße würde den Charakter des zierlich Reizenden, Leichten, Schlanken, sommerlich Luftigen beeinträchtigen, der bei einer Villa, einem Sommerhause des heißen Südens so an seiner Stelle ist. Peruzzi erbaute sie für den reichen Fürsten Agostino Chigi. Raphael und seine Schüler schmückten sie mit den berühmten Fresken im Innern, das jetzt verödet und leer in trauriger Wüstheit daliegt. Beim Eintritte in das Innere befanden wir uns in dem wunderschönen Gartensaale, an dessen Spiegelgewölbe sich die Fresken der Geschichte der Psyche befinden. Der mit Vorliebe zum Antikklassischen hingeneigte Geschmack Papst Leo X. veranlaßte hauptsächlich die Richtung, welche Raphael in vielen seiner letzten Arbeiten auf das Mythologische nahm, wie das der gründliche Rumohr in seinen italienischen Forschungen ausgeführt hat. Raphael lieferte nur die Zeichnungen und überließ die Ausführung seinen Schülern und Gehülfen, namentlich dem Giulio Romano. Dadurch hat — auch ganz abgesehen von späterer Uebermalung — der Charakter der Anmuth und Lieblichkeit in Raphaelischer Zeichnung und Farbe gewiß wesentlich gelitten. Es herrscht ein ziegelrother Ton des

*) Kunstgesch. S. 638.

Fleisches vor, der oft geradezu einen widerwärtigen Eindruck macht. In einer Gruppe der drei Grazien sticht der Rücken der einen durch mildere Färbung und weicheren Konturenschwung vortheilhaft gegen jenes Roth und gegen das Michelangeleske ab, welches sich in Muskulatur und Gliederung der meisten übrigen Figuren geltend macht. Daher geht die Sage, diese Gestalt, so wie die Gruppe der zürnenden Göttinnen sei von Raphael selbst ausgeführt. Die saftige Fleischfarbe der ersteren habe ich nirgends auf einem Freskobilde gesehen.

Rumohr sagt, daß er in einer Wiener Privatsammlung einige in drei Kreiden gezeichnete Köpfe gesehen habe, die ihm schöner geschienen als die malerische Ausführung. Ich selbst besitze eine Zeichnung der auf dem Taubenwagen zum Jupiter eilenden Venus auf grobem römischen vergilbten Papier, unzweifelhaft von Raphaels Hand, denn sie übertrifft ohne alle Frage die lebensgroße farbige Ausführung. Ich habe die letztere recht gründlich darauf angesehen und freue mich jetzt doppelt des unschätzbaren Besitzes.

Mit der wunderbarsten Künstlerweisheit ist der Raum benutzt. Nie habe ich das Goethe'sche Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!" so mit den Augen geschaut als hier, wo in den zehn Bildern der Lünettenabschnitte in der allerbeschränktesten Räumlichkeit von zwei, unten durch eine gerade Linie verbunden, und von ihr auseinander abgekehrt aufsteigenden Kreissegmenten von Blumenkränzen die Geschichte der Psyche in Gruppen zu zwei und drei Gestalten mit so göttlicher Freiheit aufblüht, als wüchsen diese Gestalten und Gruppen gleich aus der architektonischen Umrahmung hervor.

Soll ich von diesen zehn Bildern einer Gestalt den Preis ertheilen, so ist es die Ceres in der Gruppe der obengenannten drei zürnenden Göttinnen. Auch die Gruppe: Merkur die Psyche zum Olymp geleitend, ist wunderschön. Dagegen ist in dem Jupiterskopfe im neunten Bilde ein Zug greisenhafter Lüsternheit. Auch

in den Amoretten des Hochzeitsmahles hat Giulio Romano einen Hang zu niederländerndem Herabziehen des seinem Wesen nach Feinen, Zierlichen, Anmuthigen ins Komische, Plumpe, Groteske walten lassen.

Von den beiden großen Deckengemälden auf tiefblauem Grunde zeigt das erste die Einführung der Psyche durch Amor in den Olymp, das zweite das Hochzeitmahl der beiden Liebenden, die im süßen Nebeneinander, zärtlich sich in die Augen blickend, auf weichen Polstern zu oberst der Tafel liegen. Ihnen zur Seite der Vater der Götter, dem sein Ganymed, über den Tisch hinüberkniend, die dargereichte Schale füllt. Dann die andern ältesten der Götter, Juno, Pluton und Proserpina, Neptun und Amphitrite; dem Brautpaare gegenüber, am andern Ende der Tafel, Herkules und Hebe, deren derbere Leiblichkeit den wundervollsten Contrast zu der zierlichen Anmuth des neuvermählten Paares ihnen gegenüber bildet. Rechts, zur Seite der Tafel, füllt eine Bacchusgestalt die Kanne mit Nektar; Amoretten umspielen ihn. Ueber den schmausenden Göttern, den „glückseligen," „leicht lebenden," streuen schwebende Genien Blüthen und Blumen herab. Rechts zur Seite führen die göttlichen Horen den Reigentanz. Das Mahl ist fast beendet, die Begier nach Trank und Speise gesättigt, und den Gästen bleibt nun die Lust des behaglichen Ausruhens im Wechselgespräch und Genuß von Tanz und Gesang, den Zierden des Mahls. Diesen Moment scheint Raphael gefaßt zu haben.

Welch eine Seligkeit des innigsten, sorglosesten, heitersten Sinnengenusses, welch ein vollsaftiges, glückseliges Sinnenleben jener Zeit entfaltet sich vor uns in dem bunten Blumenflor dieser Werke. Welch eine Einheit der fürstlich lebenden Menschen, für welche diese Baumeister bauten und diese Maler die Wände schmückten, mit den Neigungen und Lebensansichten der Künstler! Dieses süße Sinnenglück der südkatholischen Menschheit war gerade auf der höchsten Staffel seiner künstlerischen Entfaltung angelangt, als

die dröhnenden Hammerschläge des Mönchs von Wittenberg an das Thor des Vatikans donnerten.

An die Gartenloge mit den Fresken der Mythe Amors und der Psyche stößt eine andere, die nach der Tiber zugewendete Seitenloge. Hier befindet sich das berühmte, unter dem Namen der Galathea bekannte Freskobild Raphaels.

Der länglich viereckte Saal mit seiner ganz von Peruzzi gemalten Decke ist als ein Muster architektonischer Eintheilung bekannt. Die Wände sind durch je drei aneinander gerückte Pilaster in große Felder geschieden, deren obere Hälften mit Freskobildern gefüllt sind, unter denen sich eben auch die Galathea befindet. Ueber diesen Hauptflächen erheben sich von den Pilastern aufsteigend Rundbögen mit mehrfach übereinandergehenden Bogensimsen. Ueber den Rundbögen altdeutsche Spitzbögen zur Decke hinan. Zwischen je zwei Rundbögen werden sechseckige Felder gebildet, die mit Freskobildern gefüllt sind. Getragen werden sie von Amoretten, welche auf Weltkugeln stehen. Die neben den beiden Seiten der Sechsecke oben übrig bleibenden Dreiecke sind mit arabeskenartigen Figurationen geschmückt. Die Pilaster selbst, die das Ganze tragen, entwickeln das reichste und feinste Arabeskenleben, und das Ganze macht den Eindruck des luftig Leichten, Elementarischen, Pflanzenhaften, und steht auch so in wundervollster Harmonie mit den Hauptschmuckwerken der Wände, von denen Raphael jedoch nur das eine vollendet hat. Alle übrigen Felder sind später mit landschaftlichem Nothbehelf gefüllt worden.

Neuere Forschungen haben sehr wahrscheinlich gemacht, daß die sogenannte Galathea vielmehr eine Amphitrite sei, und daß mit diesem Bilde Raphael einen neuen Cyklus habe beginnen wollen, in welchem er, gleichfalls dem Roman des Apulejus folgend, wie im vorigen Zimmer die himmlischen, so die tellurischen Begebenheiten der Fabel darzustellen beabsichtigte.

Auf ihrem Muschelwagen stehend, von Delphinen gezogen,

fährt die Göttin über die leise gekräuselte Meeresfläche dahin. Haar und Gewand flattern im Winde, dessen frischer Hauch ihr entgegenstreicht. Ein Amorette leitet, auf dem Wasser sich wiegend, das Gespann der Meeresungeheuer. In den Gruppen der Meerfrauen und der sie umschlingenden Tritonen ist die freudige Lust des elementarischen Lebens wundervoll ausgedrückt Die Liebe ist der Pulsschlag, der auch hier in dem kühlen Elemente alles zu feurigem Leben weckt. Denn die Göttin der Schönheit und Liebe ist es, die auf den Wellen dahinfährt. Diese Lust des Meerlebens in dem Beiwerke der Hauptgestalt erinnerte mich lebhaft an eine ähnliche Darstellung im Museum der pompejanischen Wandgemälde zu Neapel, und an die Staffage des Rubenschen Quosego in der Dresdener Gallerie. Freilich ist in der Farnesina das Wasser, namentlich im Vordergrunde, selbst für ein Freskobild etwas zu hart und trocken. Aber im Hintergrunde haben die dunkleren Partien weit mehr Naturwahrheit.

Indeß, wer weiß, was hier spätere Uebermalung ist! Ich fand, daß die Fleischfarbe verschiedener Theile derselben Gestalt geradezu von verschiedener Hand sein mußte. Wo am Knie der Göttin das dunkle Roth in ein helles, weißliches Violett übergeht, zeigt sich eine Feinheit der Naturbelauschung, die des Meisters würdig ist, der bei diesem Bilde, wie Vasari erzählt, das gut machen wollte, was seine Schüler in dem vorigen Saale ihm selbst und seinen Zeitgenossen nicht zu Danke gemacht hatten.

Wundervoll finde ich besonders auch das Größenverhältniß in diesem wie in den übrigen Raphaelischen Bildern der Farnesina. Daß er in dem ersten Saale nur das Spiegelgewölbe schmückte, in diesem zweiten die Anlage so machte, daß die großen Wandgemälde sämmtlich nicht über das Verhältniß von eingerahmten Oelbildern hinausgingen, sicherte den Räumen selbst den Charakter des Behaglichen, in denen sich leicht und bequem weilen läßt. Der Gegensatz zeigt sich recht in den oberen Zimmern, namentlich in

denjenigen, wo sich die Fresken von Soddoma befinden. Diese bedecken die ganzen Wände, und dadurch wird z. B. das sonst so behagliche Kaminzimmer so unruhig und unwöhnlich. Darin haben die Alten auch wieder das Richtige getroffen, indem sie selbst die größten ihrer Wandmalereien in Zimmern von Privathäusern und Villen, die zugleich als bewohnbare Räume dienen sollten, nie ganze Wände bedecken ließen, d. h. sie nicht selbständig machten, sondern sie in ihrem architektonischem Verhältnisse stets in derjenigen dienenden Unterordnung erhielten, welche mit ihrer sonstigen künstlerischen Freiheit gar wohl bestehen kann, ja eigentlich erst das die Freiheit gebende Gesetz bildet.

Steigen wir jetzt hinauf zu den oberen Gemächern, in deren einem die beiden Freskobilder aus der Geschichte Alexanders des Großen von Soddoma sich befinden. Das ist auch ein Zeitgenosse Raphaels und wahrhaft ein tüchtiger.

Erstes Bild, Hauptwand: Alexander und Roxane. Die schönste Perserfürstin sitzt auf den atlassenen Kissen eines dunkelroth umhangenen Ruhebettes. Ihre drei Dienerinnen sind im Begriff, sie zu verlassen. Sie haben sie entkleidet und entfernen sich jetzt, schalkische Blicke auf die reizende Schönheit der erwartenden Herrin zurückwerfend. Die mittlere, das silberne Salbengefäß mit einer Hand auf dem Haupte haltend, ist der schönsten antiken Kanephorengestalt zu vergleichen; die letztere, eine Negerin, blickt hinter der einen Säule des Bettes hervor mit dem Ausdrucke ächt afrikanischer lüsterner Gluth auf die Herrin zurück. Dieser Contrast zwischen beiden kann nicht schöner gedacht werden. Daß die Liebe die Erwartung der Herrin beseelet, zeigen die Amoretten, deren einer die letzte Hülle am Busen lüpft, während andere dem nackten Fuße die zierliche Sandale abzustreifen bemüht sind. So findet sie der herantretende Alexander, der ihr als Zeichen der Vermählung die Krone reicht. Ihm folgen von ferne zwei Gestalten, ein Fackelträger und ein nackter Jüngling, der vollkommen einem antiken

jugendlichen Bacchus gleicht. In dem offenen Hintergrunde zeigt sich eine Lagerlandschaft mit Fluß und Brücke, Gezelten, Reisigen und Reitern, abendlich gehalten. Alle Schalkheit der Darstellung und des Moments hat der Künstler aber in den Amorettengruppen ausgedrückt. Rechts zu den Füßen der Begleiter des Königs ist eine derbe Gruppe im Begriff, einen Gespielen auf Alexanders Schilde prellend in die Luft zu schnellen. Aber das rechte Amorettenleben entwickelt sich erst in den oberen Räumen des Bildes. Ueber dem Thronbette, ganz oder halb versteckt in den grünen, bauschigen Falten des Umhangs, lauschen drei Liebesgötter. Der Lärm ihrer Genossen beim Nahen des Bräutigams ruft sie hervor aus ihrem Versteck. Was giebts? was ist? kommt er schon? lauten die neugierigen Fragen. Andere richten zielend Pfeile auf die Herzen der beiden einander Bestimmten, und die ganze Lust des Liebesglücks ist so in der reizendsten Symbolik vorgebildet.

Zur Seite des Kamins, unten links, ein eifrig schmiedender Vulkan, rechts Holz und Reisigbündel zutragende Amoretten, beide von Caravaggio. Wie reizend und geschickt sind diese Sujets gewählt. Es wird einem schon warm, wenn man sie nur ansieht. Bei den römischen Kaminen mag diese Aushülfe der Kunst freilich auch recht nöthig sein, denn schon jetzt sind die Morgen bitter kalt und die Abende nicht wärmer im Zimmer.

Soddomas Bild ist die Wiedererneuerung des Werkes von Aetion, der diese Hochzeit des Alexander und der Roxane zur Zeit Hadrians gemalt hat. Lucian beschreibt das alte Bild ausführlich, und danach ist das neuere geradezu gemalt. Lucian sah das alte in Italien! Ach, alle Reste, die wir von der Malerei der Alten haben, sind nur „der Traum eines Schattens!“ Denn was in Rom von den Werken dieser Kunst im Alterthume versammelt war, übersteigt alle Vorstellung.

Den 25. November.

Nichts ist lehrreicher, als die Vergleichung, wie zwei Meister ein und denselben Gegenstand behandelt haben. Als ich gestern, mehrere Wochen nach meinem Besuche der Farnesina, die Gallerie des Palazzo Borgheſe durchwanderte, fand ich im letzten Zimmer drei eingerahmte Fresken, die man aus der kleinen Villa Raphaels, wo sie abzufallen drohten, ausgebrochen und hierher versetzt hat. Unter diesen ist die schönste, nach Raphaels eigener Zeichnung von seinen Schülern ausgeführte Kompoſition, gleichfalls eine Hochzeit Alexanders und der Roxane. Aber welch ein Unterschied der Behandlung! Roxane sitzt fast schon entkleidet auf dem Fußende des breiten Lagers, das unter einem braungelben, baldachinartigen Ueberhange links am äußersten Ende des Bildes nicht in einem Zimmer, sondern mitten auf grüner Blumen-Wiese steht. Zwei kleine Amorgestalten sind beschäftigt, sie vollends zu entkleiden. Wie sie so in lieblicher Unschuld und holdseliger Verschämtheit dasitzt, naht ihr Alexander, von einem Fackelträger begleitet, und reicht ihr den goldenen Reif des Königshauptschmucks. Er ist entwaffnet, in reich herabfließendem Gewande. Amoretten führen ihn, andere kleine Liebesgötter in dichter Gruppe haben einen ihrer Kameraden auf des Helden Schild erhoben, denn heute ist Amor König und Herrscher des Welteroberers, und ihm gehört der Triumph. Abseits von ihnen ist einer der kleinen Schelme in Alexanders Brustharnisch hineingekrochen und exerziert sich, um denselben, auf allen Vieren kriechend, fortzubringen. Das Ganze ist unglaublich einfach und bei weitem antiker gefühlt als Soddomas Kompoſition, die einem jetzt plötzlich unruhig, überladen und lüstern erscheint.

Man sieht, daß sich Raphael für diese Kompoſition an den antiken Wandmalereien ein Muster genommen, und seit ich weiß, daß er solche gekannt und bei seinen Fresken benutzt hat, ist mir dies Bild eine neue Bestätigung. Zunächst die Dimensionen. Das

Bild ist vielleicht fünf bis sechs Fuß lang, aber nur etwa zwei und einen halben hoch. Die Figuren sind klein, kein Gedanke an Lebensgröße wie bei Soddoma. Das Beiwerk von schmuckloseſter Einfachheit, die herrschende Farbe ein mildes Wiesengrün, die ganze landschaftliche Umgebung eben nur eine grüne Wiese. Die übrigen Farben — etwa vier höchstens, gelb, braun, grün und röthlich — gar keine Naturwahrheit erstrebend, nur berechnet auf ruhige Befriedigung des Auges, konventionell. So erhält das Ganze den Charakter eines wahrhaften Zimmerschmucks, wie ihn alle Wandbilder der Alten haben, und wie er bei Soddoma gerade fehlt, wo das Gemälde zu selbstständig und selbstbedeutend ist und wirkt, als daß irgend etwas im Zimmer noch zu Worte kommen könnte. Ganz im gleichen Geiste wie das erste Bild sind die beiden andern Fresken Raphaels behandelt, unter denen das eine, vielleicht die Hochzeit des Herkules und der Hebe darstellend, äußerst lieblich ist. In der neuen Beschreibung Roms ist es kurzweg Opfer der Flora getauft. Ich sehe darin eben nur ein Seitenstück zu dem vorher beschriebenen, mit dem es auch von ganz gleicher Größe ist. Es ist der erste Morgen der Neuvermählten, denen die Horen Blumen bringen. Wenn man weiß, daß Raphael mit seiner Geliebten jene Villa bewohnte, so erhält ein solcher Zimmerschmuck erst die rechte Bedeutung.

Rom, den 25. November.

Die Aldobrandinische Hochzeit habe ich denn heute auch gesehen, und auf ihre Betrachtung mit Freund H. fast den ganzen Vatikan-Nachmittag verwendet. Dieses bedeutendste Werk alter Malerei in Rom hängt jetzt nebst einigen andern antiken Wandgemälden in einem Nebenzimmer der Vatikanischen Bibliothek. Man fand es im Jahre 1606 an der aufgegrabenen Wand einer alten

Ruine des Esquilins, da wo sich einst die Gärten des Maecenas befanden. Das Glück wollte es, daß bei der Auffindung gerade ein kunstverständiger Mann, der Maler Federigo Zuccaro, zugegen war, der nicht nur die Absägung des Bildes leitete und es mit eigener Hand reinigte, sondern uns auch von seinem Zustande eine genaue Beschreibung hinterlassen hat. „Ich fand es," erzählt er, „so frisch und wohl erhalten, als wäre es so eben erst fertig geworden." Seinen Namen erhielt das Bild von der Villa des Kardinals Aldobrandini, wohin es gebracht wurde, weil es auf dessen Grund und Boden gefunden war. Es hat gegen vier Fuß Höhe und ungefähr die doppelte Länge. Die Figuren sind nicht völlig zwei Fuß hoch, und haben somit genau dasselbe Verhältniß zur Größe des Ganzen, wie wir es auf den Wandgemälden Raphaels in der Gallerie Borghese und in den besten alten Wandbildern des Museo Borbonico zu Neapel finden.

Der Gegenstand ist mit dem Ausdrucke Hochzeit kurz, aber nicht eben gut bezeichnet. Es ist vielmehr die Feierstunde, in welcher die Braut im Innern des Brautgemachs auf den Empfang des harrenden Bräutigams vorbereitet wird. Rein Menschliches und Nationales in Sitte und Bräuchen ist hier mit mythischem Zusatz versehen, der jedoch nirgends aus dem Charakter des Menschlichen heraustritt.

Die Darstellung ist reliefartig zu denken. Denn die Malerei der Alten scheint lange den Charakter der Plastik bewahrt zu haben, welcher sie von Anfang her dienend untergeordnet war. Und wie die Stellung und Gruppirung der plastischen Verzierungen an Tempelfriesen ihr erstes Vorbild gewesen sein wird, so findet sich dieselbe auch in diesem unbezweifelt griechischen Werke alter Erfindung wieder in dem Nebeneinander der zu demselben gehörigen Figuren. So ist also auch die dreifache Scene, welche sich der Künstler in diesem Bilde dachte, nur symbolisch konventionell angedeutet und nicht durch Anwendung künstlicher Perspektive ausgeführt.

Die dreifache Raumabtheilung der Scene, welche man sich wie den Durchschnitt einer antiken Wohnung zu denken hat, ist folgende: in der Mitte des Brautgemachs, rechts (vom Beschauer) eine Art Vorhalle, links ein Vorgemach.

In der Mitte des von zwei Pilastern begränzten Brautgemachs auf dem reichen Hochzeitlager sitzt völlig bekleidet im Schleier, der nur das Gesicht freiläßt, die Braut, ihr dicht zur Seite eine andere weibliche Gestalt mit einem Kranze auf dem Haupte. Entschleiert und halbentkleidet, den linken Arm um den Hals der Braut geschlungen, erscheint sie in Gesichtsausdruck und Bewegung der rechten Hand als die zusprechend überredende Göttin Peitho, in welcher die Kunstsymbolik den liebevoll zuredenden Beistand der mütterlichen Freundin in einem so heilig ernsten Lebensmomente anmuthig versinnlichte. Diese Gruppe ist so wundervoll gedacht, daß man nur vor dem Originale selbst das Staunen und die Bewunderung der größten Kenner und Künstler begreifen kann, die hier einem scheinbar flüchtig hingeworfenen Wandschmucke, und jedenfalls einem Werke von sehr untergeordneter Ausführung gegenüber, Jahrhunderte lang dieselbe geblieben ist. Vor dieser Gruppe links lehnt auf einem Säulentische eine gleichfalls halbentkleidete Gestalt, die Brautjungfrau, aus zierlicher Phiole Salböl in eine muschelförmige Schale gießend, wie es die Sitte war bei der Hochzeitfeier. Rechts von der Gruppe der Braut und der Peitho, dicht vor dem Brautgemache, auf einer Estrade, welche die Schwelle desselben bedeuten soll, sitzt der harrende Bräutigam, eine jugendlich kräftige, in der Palästra gestählte, sonnengebräunte Jünglingsgestalt, deren bräunliches Kolorit, das mich lebhaft an die nackten Gestalten von Neapel und Sizilien erinnerte, vortrefflich gegen die zartere Färbung der weiblichen Figuren sich abhebt. Das Haupt mit einem Kranze von Epheu und Weinlaub geschmückt, die rechte Hand auf den Sitz zurückgestemmt, den linken Fuß ausgestreckt, den rechten angezogen und mit den Zehen des Fußes wie zum augen-

blicklichen Erheben aufgestemmt, sitzt er da, lauschend das Haupt der Thüre (die natürlich nicht sichtbar) zugewendet, welche ihn noch von der Geliebten trennt. Und während nun in dem hinteren Gemache linker Hand eine hohe Frauengestalt mit Beihülfe von zweien, später näher zu bezeichnenden, Gestalten das symbolische Fußbad der Braut rüstet, bereiten sich in der offenen Halle rechts eine Citherspielerin und eine neben ihr stehende Sängerin zum Anstimmen des nächtlichen Brautgesanges, indessen eine andere weibliche Gestalt vor ihnen in das Becken eines Dreifußes den Hausgöttern die heilige Opferspende zum Segen für das Brautpaar ausgießt.

Ueber dieser vielfach getheilten und doch durch die innige Beziehung auf einen gemeinsamen Mittelpunkt wieder eng verbundenen Handlung liegt nun eine heilige Ruhe, ein Friede und vor allem eine unbeschreibliche Reinheit und Unschuld ergossen, wie sie der Darstellung ziemen, welche den Beginn der höchsten Feier des göttlichsten Mysteriums im menschlichen Dasein heiligend verklären soll. Und in diesem Frieden, in dieser plastischen Reinheit und Ruhe, die nur durch die geschilderte antike Darstellungsweise zu erreichen möglich war, liegt gerade der Zauber, der vor diesem Bilde alle Herzen befängt. Hieran läßt sich viel lernen, vor allem aber, daß gerade das Verzichten auf die gemeine Illusion, welche die Neueren durch genaue Naturnachahmung zu erreichen streben, einerseits die höchste Wahrheit im künstlerischen Sinne und andererseits die Freiheit von allem Gemeinen zu Wege bringt. Hier ist ein rein Menschliches auf rein menschlichem Wege durch die Kunst zum Göttlichen erhoben. Diese einzeln halb entkleideten Gestalten, dieser harrende Bräutigam vor der Schwelle der Brautkammer von ihr und von dem Anblicke der Braut geschieden, sind das Keuscheste, Edelste, was sich denken läßt. Von Lüsternheit, die doch bei moderner, naturalistischer Behandlung solchen Sujets so leicht sich eindrängen möchte, ist keine Spur in der ganzen Darstellung.

Goethe's Freund, Meyer, der dies Bild so lange und sorgfältig studirte, weicht doch in seiner Beschreibung desselben so wesentlich von dem Originale in dessen gegenwärtigen Erscheinung ab, daß man fast glauben möchte, das letztere habe seit jener Zeit durch Restaurationen bedeutende Veränderungen erlitten. Eben so ist es mit der in dem Böttticherschen Buche befindlichen Abbildung, so wie mit den Beschreibungen, welche Andere von dem Originale geliefert haben. So soll z. B. die Braut „verschämt, zitternd weinend" niederblicken. Daran ist kein wahres Wort. Sie blickt vielmehr mit einem Ausdrucke befremdlicher Starrheit aus den weitgeöffneten Augen, gleichsam als höre sie, tief in das Geheimniß der eigenen Seele versunken, nur halb auf die Worte ihrer Freundin zur Seite. Ich habe mir wegen der Wichtigkeit dieses Kunstwerks eine ganze Reihe von Abweichungen angemerkt, welche das Original gegen frühere Beschreibungen und Abbildungen aufzeigt. So ist z. B. die Färbung keineswegs verblichen zu nennen, obschon die Farben allerdings leicht und dünn aufgetragen sind. Von Bäumen, welche in der Halle angedeutet gewesen sein sollen, ist dagegen jetzt keine Spur mehr vorhanden. Ferner erscheint die Figur, welche das Bad bereitet, nicht als priesterlich ernste Matrone, sondern der Gesichtsausdruck ist vielmehr jugendlich jungfräulich. Die zwei Figuren endlich ihr zur Seite, welche in der gedachten Beschreibung als Mädchen erscheinen, sehen im Originale vielmehr wie Opferknaben aus.

In demselben Zimmer befinden sich noch fünf andere Fresken, weibliche Figuren darstellend. Unter ihnen ist die schönste diejenige, welche ohne beigeschriebenen Namen rechts von der sogenannten Canace hängt. Von sehr anmuthiger Erfindung ist in demselben Zimmer ein erst neuerdings aufgefundenes Wandgemälde, ein Wagenrennen von Liebesgöttern darstellend, die auf vier Wagen, mit Panthern, Gazellen, Damhirschen und einer anderen fabelhaften Thiergattung bespannt, im Kreise um einen hohen Blumenobelisken

herumjagen. Die Römer sahen diese Rennspielfahrten, an denen sie sich im Circus begeisterten, eben so gern von der Kunst dargestellt, daher man solchen Darstellungen in Reliefs, auf Mosaikbildern, Terracotten und Gemmen häufig begegnet.

Als wir des Sehens müde aus den Gemächern der Bibliothek in die lange Inschriftenhalle hinaustraten, lag Rom und die fernen Gebirge im letzten Abendglühen vor uns. Ein feiner winterlicher Duft umschleierte die Ferne. Die höchsten Bergeszüge glänzten im frischen Winterschnee und auf der Terrasse zu unseren Füßen schimmerten im Freien die Goldorangen aus ihrem Laubdickicht. Links hin von Porta del Popolo über die Ponte Molle zog sich die Straße der Alpen nach Deutschland zu. Meine Augen folgten ihr hin zu Euch und ich wünschte nur einen Augenblick Euch hier an meine Seite. —

Den 28. November.

Zur Porta Angelica hinaus führt links ein allgemach ansteigender Seitenweg zu dem Fuße des Monte Mario, auf dessen Mitte nach Norden zu die Villa Madama liegt. Wir fuhren bis an den Eingang des ehemaligen Parks, vor dessen verfallenem Portale unser Wagen halten mußte, weil der weitere Weg aufwärts bis zum Rücken des Berghanges, wo das Lustschloß sich erhebt, jetzt nicht mehr praktikabel ist. Nach einer kleinen Viertelstunde standen wir oben, und ein prachtvoller Blick zurück auf die im Sonnenschein vor uns liegende Stadt und die weiteste Umschau auf die Gebirge vom Soracte bis zum Albanergebirge belohnte unsere Mühe. Desto trauriger aber sah es da oben in unserer Nähe aus, wo wir ein Bild des Verfalls erblickten, wie ich es in dieser Art bisher nicht gesehen hatte. Denke Dir ein mäßiges Lustschloß, zwei Stockwerk hoch, in bequemer Breite hingelagert,

Links steigt der buschige Berg noch um das Doppelte der Höhe empor, während er sich rechts von der Terrasse in das Tiberthal hinabsenkt. Das Haus, von Giulio Romano gebaut, breitet den Ankommenden gastlich die Arme entgegen, denn ein halbzirklichter Bau von jonischen Säulen unterbrochen dehnt sich zu beiden Seiten des der Stadt zugewandten Eingangs aus — jetzt aber zerbrochen und zertrümmert, denn die Steine hat man wohl zu Nothreparaturen benutzt. Margarethe von Oesterreich, die bekannte Regentin der Niederlande, Gemahlin des Herzogs von Parma, Ottavio Farnese, besaß einst dies Lustschloß, das von ihr seinen Namen erhielt. Seit hundert Jahren, nach dem Aussterben des Hauses Farnese, kam es mit dem ganzen Erbe an den König von Neapel, und seitdem datirt sein Verfall, so wie der Verfall alles dessen, was an Schlössern und Gärten den Namen Farnese in Rom trägt.

Durch den Eingang gelangt man in eine große, von drei Arkaden gebildete Halle, mit der freien Aussicht in einen großen, viereckten Rasenhof, an den sich die weitern Parkanlagen anschlossen. Diese Halle, das Meisterstück von Giulio Romano's Baukunst, ist von seiner Hand mit den schönsten Deckengemälden und von Giovanni da Udine mit den feinsten Stukkaturarbeiten in Arabesken geschmückt. Die Gemälde gehören in Anordnung und Ausführung, vornehmlich an den Deckengewölben, zu dem Vollendetsten, was die neuere Kunst in dieser Art hervorgebracht hat; in Schönheit, Harmonie und Saft der Farben wetteifernd selbst mit den herrlichen pompejanischen Wandzierden. Die Zierlichkeit und Schönheit der Arabesken, die Poesie dieser kleinen in den Rundungen eingerahmten Bilder ist unbeschreiblich. Aber eben so wenig vermag ich ein Bild zu geben von dem Zustande des jammervollsten Verfalls. Während die großen mythologischen Bilder der Lünetten fast völlig zerstört sind, und die Malereien an den Pfeilern und Wänden ihrem Untergange zueilen, leuchten und schimmern die Deckengewölbe noch in aller Schönheit einer Welt voll zauberischer Kunstschöpfung her-

nieder. Es ist der trügerische Schein blühenden Lebens, der von den Wangen einer dem sicheren Tode schon verfallenen Jugend strahlt. Der Anblick der alten Ruinen hat etwas Erhebendes. Ihr Leben ist ein neues, ein Leben nach dem Tode. Die Zeit hat ihr Aeußerstes an ihnen gethan, und sie stehen jetzt stark und trotzig, von den Wettern vorübergegangener Jahrtausende gebräunt und zu eiserner Festigkeit gehärtet, wie Naturwerke vor uns, bedürfnißlos, gesichert, ein abgeschlossenes Dasein. Hier aber ist ein noch Lebendiges von unheilbarer Krankheit ergriffen, ein Dasein, noch mit den Spuren der Jugend und Schönheit geschmückt, doch unrettbarem Untergange geweiht, eine Bettlerin, deren zerrissene Lumpen, einst Gewänder von Sammet und Seide, noch die Reste einstiger Fürstlichkeit zeigen. Das fröhliche Leben, welches sich in diesen Räumen, umgeben von allem Schmucke menschlichen Daseins bewegte, liegt noch zu nahe hinter uns, ist noch gleichsam mit unserem eigenen Fühlen und Empfinden verwachsen. Und um das Beleidigende und Empörende zu vollenden, sehen wir in denen, die ein solches Kunstwerk ungepflegt, ungehütet, mitleidlos verfallen lassen, Menschen, die unsere Zeitgenossen sind, die, umgeben von Ueberfluß, verschwenderisch in dessen Benutzung, mit dem geringsten Theile dessen, was sie unsinnig vergeuden, ein so edles, unersetzliches Kunstdasein, einen Besitz, dessen Erhaltung sie der Menschheit schulden, vor dem Untergange sichern könnten.

Ein unsäglicher Schmerz überkam mich bei diesem Anblicke. Ich hätte dem Sterbenden den Todeskampf erleichtern mögen durch augenblickliche Vernichtung. Auch die Scene selbst trug dazu bei, jene Stimmung zu verstärken. Denn während rings die ganze Welt vor meinen Blicken im goldenen Sonnenscheine des klarsten Herbsttages sich labte, hielt der Monte Mario über die Villa seinen kalten, tiefen Schatten wie einen schwarzen Leichenflor gebreitet. Ein armer Vignerol, fieberbleichen Gesichts wie seine zerlumpten Kinder, ist der jetzige Bewohner dieser fürstlichen Räume. Zimmer

und Säle an den Wänden nackt und kahl in weißer Tünche, hier und da ein Stück ärmlichen Hausraths, und an den Decken und Friesen das herrlichste Leben von Arabesken und Blumengewinden, prachtvollen größeren und kleineren Freskogemälden, zwischen ihnen die glänzenden Wappenbilder der ersten Besitzer, jener Medici, bei deren Namen schon eine ganze Welt von Kunstleben in uns aufsteigt.

Noch gräulicher ist die Verwilderung in Hof- und Parkanlagen. Zerstörte Brunnen, zerbrochene Statuen, überall Verwüstung des Verfalls, nicht der Gewalt. Und die vernachlässigte Pflege durch erhaltende Menschenhand rächt sich auch selbst durch die Natur, denn der Ort ist ungesund und die Luft gilt für fiebergefährlich. Das Aussehen der zerlumpten Bettler birgt dafür. Von derselben Höhe aus, auf welcher Villa Madama liegt, sah und beschrieb einst der römische Epigrammendichter Martial die Aussicht auf „die sieben Herrscherhügel" des kaiserlichen Roms und die blühenden Lustgefilde der Campagna, auf Strom und Wald und ferne Gebirge. Noch jetzt zieht der „schlafende Kärrner auf dem leise und langsam dahinkriechenden Gefährten" die Salarische Straße entlang, aber kein „lauter Ruf des Schiffsvolks" auf dem einst von Barken wimmelnden Strome stört jetzt seinen Schlummer. Träge wälzt der Tiber seine gelbschlammigen Fluthen der Milvischen Brücke zu. Verschwunden sind die zahllosen Villen und Gärten, die Parks und Lusthaine, deren kühler Schatten die Stadt umgab; in Trümmer gesunken ist die Herrlichkeit der „sieben Herrscherhügel," verödet die blühende Campagna, und selbst die Pracht und Schönheit einer neuen Zeit, die sich auf dem Hügel erhob, von dessen Höhe herab der Dichter sein entzücktes Auge über all die Herrlichkeit schweifen ließ, welkt in Staub und Moder dem sicheren Tode entgegen.

Nach so traurigen Eindrücken war es uns zu gönnen, daß wir den Rest des Nachmittags bis Sonnen-Untergang in den

Rosengärten der Villa Mills auf dem Palatin genossen, wo wir Herz und Sinn an dem Anblick einer uralten Herrlichkeit erlabten, vor deren Trümmern wir nicht herzbeklemmendes Mitleid, sondern jenes unsagbare Gefühl empfinden, mit welchem der vollendete Abschluß einer historischen Tragödie die Seele befreiend über sich selbst hinaushebt.

Klima und Luft von Rom.

Rom, December 1845.

Der diesjährige Winter gehört zu den schönsten und gesundesten, dessen sich die seit vielen Jahren in Rom lebenden deutschen Freunde erinnern. Und dennoch hat das hiesige Klima auch seine Eigenheiten, gegen die namentlich der Fremde auf seiner Hut sein muß. Bei aller Milde ist doch etwas an dem Rufe, welcher die Luft Roms eine verrätherische nennt.

Was dem Fremden zuerst auffällt, ist die außerordentliche Ungleichheit der Temperatur im Schatten und in der Sonne. Dies ist nach meiner Erfahrung im Winter und Frühling eben so auffallend, wie in der Hitze des Sommers, die sich während der Sommermonate zwischen zwanzig bis dreißig Grad R. im Schatten erhält. Während man z. B. im December oder Februar an schönen Tagen in der Sonne still zu stehen vermeidet, weil die Wärme, wenn der Luftzug der Bewegung fehlt, stechend lästig wird, fühlt man sich, sobald man aus der Sonne in den Schatten tritt, von einer eisigen Kälte überschaudert. Eben so schnell und gewaltsam ist der Wechsel der Temperatur nach den Tageszeiten. Wenn man Morgens selbst mehrere Stunden nach Sonnenaufgang keinen Römer ohne Mantel, und zwar bis an die Augen hinaufgezogen, sieht, zeigt Nachmittags das Thermometer oft an achtzehn bis zwanzig

Grad und darüber in der Sonne, und fällt dann innerhalb einer halben Stunde von Sonnenuntergang bis Ave Maria urplötzlich von achtzehn auf vier bis fünf Grad. Auf Fahrten in die Campagna ist daher das Mitnehmen warmer Kleidung und Mäntel für die Zeit der Rückkehr auch an den Tagen des Herbstes und Winters dringendes Bedürfniß, wo man beim wärmsten Sonnenscheine in leichtester Sommerkleidung zum Thore hinausfährt.

Dem Fremden ist das Klima Roms um so gefährlicher, je weniger er anfangs geneigt ist, seine Eigenheiten zu beachten. Es ist Thatsache, daß der Fremde fast durchgehends die Einwirkung des Scirocco zuerst weniger als der Eingeborne empfindet. Wenn er dann wahrnimmt, wie zu gewissen Tages- und Jahreszeiten bei einem Kältengrade der Luft, den wir Nordländer daheim gar nicht beachten, jeder Römer, selbst der abgehärtete Winzer und der eisenfeste Trasteveriner sich bis über die Nase in seinen Mantel hüllt, und sorgfältig den Schatten meidet, so ist er nur zu oft geneigt, der italienischen Weichlichkeit zuzuschreiben, was doch nicht anders als nöthige, durch Erfahrung gelehrte Vorsicht ist. Die Römer kleiden sich durchgängig nach Verhältniß wärmer als wir. Des weiten Mantels, mag er auch noch so geflickt sein, entbehrt selbst der Bettler nicht, und wenn wir die Kapuziner- und Franziskanermönche in ihren dicken, groben Kutten bemitleiden, welche ihre Regel sie Sommers und Winters zu tragen verpflichtet, so bedenken wir dabei nicht, daß gerade die Mönche in Rom am seltensten von den Fiebern und andern klimatischen Krankheiten zu leiden haben.

Die ungesunde Fieberluft des heutigen Roms ist eine Folge der Beschaffenheit der römischen Campagna. Wissenschaftliche Untersuchungen haben gezeigt, daß weniger die Feuchtigkeit ihrer Oberfläche an und für sich als der durch Einwirkung der Hitze hervorgebrachte Trocknungsprozeß die Fieber erzeugt. Die Hügelebene der Campagna ist durch die sie umgebenden hohen Gebirgswände von der reinigenden Einwirkung der gesunden Ost- und

Nordwinde abgeschlossen, und dagegen dem Eindringen der feuchtschweren Süd- und Westwinde (Scirocco ist Südostw.) ausgesetzt, die zugleich das Einströmen der Flüsse und Bäche in das am Ufer sehr seichte Meer bei ohnehin schon äußerst geringem Falle bedeutend erschweren. So ohne freien Luftzug entsteht in der Ebene, zwischen den Hügeln, wo zahlreiche Quellen ohne Abfluß Teiche und Sümpfe bilden, und an den wüsten Uferniederungen des Meeres, wo die luftreinigenden Waldungen zum großen Theile ausgerottet sind, jene feuchte, schwere, erschlaffende Fieberluft, die mehr und mehr der Schrecken des heutigen Roms wird.

Das alte Rom war mit alleiniger Ausnahme einiger Sommermonate eine gesunde Stadt. Wie hätte es auch sonst dies Geschlecht von Eisenmännern hervorbringen können, das alle Völker Italiens und zuletzt den ganzen Erdkreis überwand. Cicero preis't die Weisheit des Erbauers, der für seine Stadt „einen quellenreichen und durch seine luftigen und zugleich den Thälern schattengebenden Hügel mitten in einer seuchenhaften Gegend gesunden Ort" auswählte. Wenn er dabei die Umgegend „seuchenerzeugend" nennt, so meint er damit zuverlässig weder die ganze Campagna, die ja zu den ersten Zeiten Roms mit Städten und Völkerschaften bedeckt war, sondern offenbar nur die nächste Umgebung und das eigentliche Terrain der Stadt, und zwar in ihrem natürlichen Zustande vor der Erbauung Roms. Bei Livius nennen meuterische Soldaten die Umgegend Roms ungesund und unfruchtbar, aber sie thun es im neidischen Hinblick auf die herrlichen Gefilde des glückseligen Campaniens, mit denen die vulkanischen Hügel und Thalgründe der römischen Campagna freilich keinen Vergleich aushalten. So viel steht fest, daß die alten Römer von den ersten Jahrhunderten an es sich sauer werden ließen, ihr Rom auch in den Niederungen zu einer gesunden Stadt zu machen. Dafür zeugen noch jetzt die Reste der gigantischen Kanalbauten, mit denen sie die Thalgründe zwischen den Stadthügeln trocken legten, so wie die zahlreichen

Wasserleitungen, mit deren Hülfe bis in die Kaiserzeiten hinein die Reinlichkeit der Stadt und mit ihr auch die Reinigung der Luft erzielt wurde. Die Seuchen, welche das Land in den ersten Jahrhunderten heimsuchten, waren weniger Folgen der ungesunden Luft, als der endlosen Kriegsnöthen, welche Mißwachs, Hunger und Typhus nach sich ziehen mußten. In Rom und seinem Gebiete erwuchs ein starkes, abgehärtetes Geschlecht, und zu einer Zeit, wo alles Ackerbau trieb, und wo die Konsuln vom Pfluge und aus ihren Meierhöfen geholt wurden, wird auch die nächste Umgebung Roms vortrefflich bebaut und von gesunden Landbauern bevölkert gewesen sein. Noch zur Augusteischen Zeit war Roms Klima an sich auch von fern nicht so ungesund wie das heutige. Horaz freilich hat ihm einen bösen Namen gemacht. Aber Horaz war ein weichlicher, kränklicher, durch üppiges Leben geschwächter Mann, der allerdings wohl that, im August und September die Fieber zu meiden, die er sich dort bei der officiosa sedulitas, d. h. bei der Erfüllung der vielfachen geselligen Pflichten, die ihm oblagen, leichter als jeder andere zuziehen konnte. Die Hitze der Sommermonate war allerdings schon zu Horazens Zeit groß, aber keineswegs für Gesunde unerträglich und gefährlich; blieb doch selbst sein Mäcen, an den die berühmte Epistel gerichtet ist, trotz seiner schwächlichen Gesundheit fast immer Sommers und Winters in Rom, wie mit seltenen Ausnahmen kurzer Villeggiatur fast jeder, der nicht Poet und Müssiggänger wie Horaz, sondern Staats- und Geschäftsmann war.

Um das gegenwärtige Klima Roms in seiner fortschreitenden Verschlechterung zu begreifen, muß man also auf die Geschichte seiner Umgebung, der Campagna, und das Werden ihres jetzigen Zustandes zurückgehen. Eine solche hat der Verfasser der römischen Briefe eines Florentiners mit Meisterhand entworfen, und ich will versuchen, die Hauptumrisse derselben hier übersichtlich wiederzugeben.

Die römische Campagna ist eine Hügelebene, die sich vom Fuße der Berge von Tolfa und Viterbo bis zu der Abdachung der Höhen von Albano etwa zwölf bis vierzehn deutsche Meilen lang und etwa höchstens sechs bis acht Meilen breit hinstreckt, im Südwesten durch das Meer und von den drei anderen Seiten durch die Albaner- und Sabiner-Gebirge, so wie durch die Gränzhöhen des alten Etruriens abgeschlossen wird. Wenn man von den Höhen Ronciglione's oder von Civita Castellana auf einer der beiden großen Nordstraßen hinabkommt, prägt sich der Anblick dieser ungeheuren Oede dem Fremden unauslöschlich ein. Der zackige San Oreste, der Sorakte der Alten, erhebt sich inmitten dieser unabsehbaren Wüstenei wie ein riesiger Grabhügel, errichtet dem Gedächtniß der hingemordeten Völker und Städte, welche einst diese ausgestorbene Ebene belebten. Dreizehn bedeutendere Städte hatte Rom zu unterwerfen, ehe es sein Gebiet über diese Ebene ausdehnte, und viertehalb Jahrhunderte währte der Kampf. Nach abermals so viel Jahrhunderten hatte Rom den Erdkreis unterworfen. Zwei bedeutende Flüsse, der Tiber und Anio, jetzt Teverone, winden sich durch die Hügelketten und Schluchten dem Meere zu, neben einer Unzahl größerer und kleiner Bäche, die meist im Sommer versiegen, oder bei Mangel an Abfluß nach dem Meere zu sumpfige Lachen bilden; denn der Abfall gegen die Küste hin ist gering.

Herzbeklemmend ist der Eindruck dieser wüsten, einsamen Steppe, welche wie ein großer Kirchhof die uralte Kirchenhauptstadt der Welt umgiebt: das Entzücken der Maler und der egoistischen Romantiker, denen der Genuß und die träumerische Befriedigung ihrer Phantasie mehr gilt als das Glück und die Menschenwürde der Ebenbilder Gottes, zu deren Wohnsitze diese Erde geschaffen ist. Ich will einen Zeugen sprechen lassen, der gewiß die Romantik der Campagna zu würdigen weiß, und dessen Schilderung des gegenwärtigen Zustandes dieser einst so blühenden Landschaft das treueste

Bild ihrer tiefen Versunkenheit giebt *). „Wenn man über die Villen hinaus ist, welche in der Nähe der römischen Stadtthore liegen, findet man nur wenige Spuren von Anbau. Gewaltige Strecken liegen ganz wüste. Nichts sieht man, als Ruinen von Wasserleitungen, Tempeln und Grabmälern, vermengt mit mittelalterlichen Bauten, die zum Theil noch verfallener als jene alten; einsame Osterien, deren Aussehen nicht einladender ist als die Miene ihrer zerlumpten Bewohner; Monumente römischer Größe, bald zu gebrochenen Burgthürmen und Vesten benutzt und mit Zinnen und Außenwerken versehen, bald in formlosen, epheuumrankten Steinklumpen den Unterbau eines Winzerhäuschens, einer Hütte bildend, die zwischen schlanken Cypressen weit hinausschauen über die Gegend. Keine einheimische Bevölkerung ist hier ansässig: man begegnet nicht dem Landmann, welcher das Feld bebaut, das sein Vater anpflanzte; man findet nicht einen bewohnten und bewohnbaren Ort, denn die wenigen Kastelle sind öde Brandstätten; es erschallt nicht aus den Ställen das Gebrülle des Zugviehes. Nur auf einem sehr kleinen Theile der Ebene wird Feldbau getrieben: Fremde ackern und säen in Eile, andere Fremde (zumeist Neapolitaner aus den Abruzzen) kommen zur Erntezeit und wohnen in Rohrhütten oder schlafen auf dem nackten Boden, den Todeskeim der Fieber in sich aufnehmend für die kärgliche Löhnung. Nur in den kälteren Monaten gewinnt die Steppe der Campagna etwas mehr Leben. Wenn die Herbstregen den dürren Boden erfrischt haben, und bald darauf mit dem Brande der Sonnenstrahlen auch die fiebererzeugenden Dünste verschwunden sind, so schießt innerhalb weniger Tage das üppigste Gras empor in den versengten Niederungen, und deckt kürzeren Wuchses die allen Spitzen der Windrose folgenden Höhenzüge. Dann steigt der Hirt herab von den Bergen, aus den rauhen

*) Alfred von Reumont: Römische Briefe eines Florentiners Thl. 2. S. 150.

Abruzzen, von wo ihn der Schnee vertreibt, vom Hochlande Umbriens und der Sabiner, und führt seine Heerden in die Ebene. Lange Pfahlreihen bezeichnen die einzelnen Gebiete auf den ausgedehnten Weiden, dem Laufe der Ströme und Bäche, der Richtung der Straße oder der Bewegung des Bodens folgend, oft auch in gerader Linie das Land durchschneidend. Eine trockne Tuffsteinhöhle am Hügelabhange, ein ausgeräumtes, halbunterirdisches Grab, mit Spuren farbenreicher Arabesken auf der nun von Rauch geschwärzten Wand, oder Reste eines mittelalterlichen Thurms sind die Wohnung des in Felle gekleideten Hüters, dessen ungewohnter Dialekt verräth, daß er von fern herkam, und dessen sämmtliches Hausgeräth in ein Paar Näpfen und einigen Schaaf- und Ziegenfellen besteht, welche ihm Nachts als Lager dienen. Große, meist gelblich weiße Hunde, wild wie die Berge, die ihre Heimath sind, wachen und lauern, und sind nicht selten der Schrecken des Reiters, der in das Gehege gelangt, indem er das Land durchstreift."

Diese Schilderung der Campagna, von der ich nur denjenigen Theil weglasse, der sich über die Harmonie ausspricht, in welcher diese Kirchhofeinöde zu der großen Todtenstadt Rom selber steht, ist vollkommen richtig. Es liegt eine unbeschreibliche Trübniß über der römischen Campagna, und selbst der sonnenheiterste Tag, welcher sie in ihrer ganzen malerischen Schönheit zeigt, vermag den schwermüthigen Ernst ihres Charakters nicht zu bannen, der sich unwillkürlich dem Betrachter mittheilt.

Fragen wir jetzt, wie ist die römische Campagna geworden zu dem, was sie ist, zur öden, verpesteten, menschenleeren Steppe?

Ein Landstrich, reich bevölkert von blühenden Ortschaften und Städten, alle Ackerbau treibend, ein kräftiges, kriegerisches Geschlecht, die Heimath der alten Römer, dieser Ackerbauer par excellence, muß ursprünglich, d. h. in den ersten Zeiten der römischen Republik, sorgfältig angebaut, gesund und fruchtbar gewesen sein. Der vulkanische Boden vermehrt die Fruchtbarkeit, und noch jetzt zeigen

hier und da kleine Flecken Landes, die sich sorgsamen Anbaues erfreuen, in Fuchtfeldern und Baumwuchs die natürliche Ueppigkeit des Bodens. Die Zerstörung der meisten Städte durch die Eroberungskriege des jungen Römerstaates war nicht gänzliche Vernichtung. Der Anbau des Bodens dauerte fort: erst, wie bisher, durch kleine Grundbesitzer, dann, als durch das Steigen der römischen Aristokratie und in Folge der vielen blutigen Kriege immer mehr Grundstücke in eine Hand kamen, durch Fröhner und Sklaven. Wie Rom selbst an der Vernichtung der kleinen Grundbesitzer und des freien Bauerstandes, so ging die Campagna zu Grunde durch die im Laufe der Zeit immer mehr sich häufenden großen Güterkomplexe, Latifundien genannt, die sich nach und nach über ganz Italien ausdehnten. Das hat ein Römer selbst, der ältere Plinius, mit dürren Worten ausgesprochen. England und Irland können hier Parallele liefern. Die alte Bevölkerung war, namentlich seit dem Bundesgenossenkriege und durch die, auch unter Auguſt noch fortgesetzten, Landesvertheilungen an die Veteranen der römischen Soldateska, welche ihr Grundstück von Sklaven bebauen ließen und den Ertrag verpraßten, so gut wie vernichtet. Sklavenschaaren, zu Tausenden, in bewachten Werkhäusern Nachts gleich Thieren angekettet, traten an die Stelle, und setzten durch häufige Empörungen — man denke nur an Spartakus — oft selbst die Herrscherin der Welt in Schrecken. Schon im letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt war der italienische Feldbau so gesunken, daß Rom von den Getraidezufuhren Siziliens und Afrika's lebte, und Hunger litt, wenn diese, wie im Seeräuberkriege, ausblieben. Die Entvölkerung der Campagna nahm zu, als die unsinnige Prachtliebe und Genußsucht große Strecken fruchtbarsten Landes in Villen und Parkanlagen verwandelte. Jam pauca aratro jugera regiae moles relinquunt *)

*) Nur wenige Hufen gönnt dem Pfluge noch die Pracht der Königsbauten.

klagt Horaz. Diese Pracht- und Lustanlagen der Villen zerstörten den Ackerbau völlig; was sie nicht mit Gärten, Bädern, Teichen, Wasserwerken und Wildgehägen bedeckten, ward, wie jetzt, von den unermeßlich reichen Besitzern zur Viehzucht als Triften benutzt, da diese reicheren Gewinn abwarf. In den von Rom ferner liegenden Gegenden war es nicht besser. Non ullus aratro dignus honor, squalent abductis arva colonis *) ist die kurze aber beredte Schilderung Virgils von diesem Zustande. Die Größe und Ausdehnung dieser Landhäuser und Villen war ungeheuer. Villa Hadriani zu Tivoli kann einen Begriff davon geben; sie übertrafen, wie Seneca sagt, die Ausdehnung großer Städte. Tiberius, der Tyrann, der vor keinem Mittel zum Zwecke zurückbebte, — diesen Luxus und seine Folgen vermochte er nicht zu ändern. In einer Kabinetsordre an den Senat schildert er diesen unheilvollen Zustand: „Das Leben des römischen Volkes hängt täglich von Wind und Wellen ab, und wenn einmal nicht die Vorräthe der Provinzen den großen Herren und ihren Sklavenheerden und Ländereien zu Hülfe kommen, werden uns da etwa unsere Lustparks und Villen vor dem Hungertode schützen?“ Das war keine Uebertreibung. Tacitus erzählt, daß einmal bei einer Hungersnoth unter Claudius das ganze ungeheure Rom mit den Millionen seiner Bewohner nur noch auf vierzehn Tage Lebensmittel hatte. Zum Glück war der Winter mild und verstattete Zufuhr. Tacitus bemerkt dazu: „Einst wurde aus Italien unsern Legionen in entfernte Provinzen Getraide nachgeschickt, und auch jetzt ist unser Boden noch eben so fruchtbar, aber — wir halten uns lieber an Afrika und Egypten, und machen das Leben des römischen Volks vom Zufall der Schifffahrt abhängig.“

*) „Wo die Ehre des Pfluges hinschwand, und das Feld die entführten Pflüger betrauert.“

Welche Zustände! Aber noch ein schlimmerer Feind stellte sich ein: die verödete Campagna erzeugte Fieberluft, und Rom selbst ward ungesund während eines großen Theils des Jahres. Die alten Städte wie Fidenä, Gabii u. a. in Roms Nähe waren theils ganz verschwunden, theils zu elenden, öden Flecken herabgesunken. „Verlassener als Gabii und Fidenä," sagt schon Horaz, indem er den ödesten Ort bezeichnen will. Je mehr aus den Provinzen des ungeheuren Reiches Geldmassen und Naturalien nach Rom zusammenflossen, desto weniger konnte sich auch der Ackerbau, der hier noch übrig war, verlohnen. Das Zusammenströmen des Geldes hatte dasselbe so wohlfeil gemacht, daß man sehr bedeutende Summen in Italien hingeben mußte, um geringe Resultate zu erhalten, während in den Provinzen das umgekehrte Verhältniß eintrat, daß das Geld theuer ward, und sich folglich mit sehr wenigem Gelde sehr viel ausrichten ließ. Dies, daß in Italien der Ackerbau so gut wie nichts abwarf, im Verhältniß zu dem Ertrage anderer Arbeiten, machte Grund und Boden werthlos. Nur die Viehzucht, weil sie mit weniger Pflege und Wartung ins Große getrieben werden kann, hatte allenfalls noch Werth, und die Gärtnerei, weil sie Produkte hervorbringt, in deren Lieferung entfernte Gegenden nicht konkurriren können. Doch mußte sich die letztere natürlich nur auf die nächste Umgebung großer Städte beschränken*). Diese Verhältnisse der Imperatorenzeit wiederholten sich später unter der päpstlichen Weltherrschaft aus denselben Gründen und mit denselben Folgen für den Zustand der Campagna.

Dieser Zustand steigerte sich immer mehr, je tiefer das Reich allmälig sank. Die Einfälle der nordischen Eroberer tilgten auch die letzten Reste der früheren Bevölkerung vom Boden der Campagna oder trieben sie auf die Gebirge. Sie verewigten das in der Kaiserzeit ausgebildete Unheil. Die großen Güterkomplexe blieben,

*) Heinr. Leo Geschichte Italiens, Bd. I., S. 43—44.

sie wechselten nur die Besitzer. Wenige Barone theilten mit der Geistlichkeit das Erbe der römischen Aristokraten der Kaiserzeit. Ganze Stadtgebiete kamen so in die Hand eines Klosters oder eines Feudalherrn. Die wenigen Versuche zum Wiederanbau der Campagna, von einzelnen Päpsten unternommen, scheiterten an dem ewigen Kriegszustande der großen Barone unter sich oder selbst mit Rom, an den Verheerungen, welche deutsche und normannische Kriegszüge über Italien brachten. Die römische Geschichte im Mittelalter ist reich an Berichten über Hungersnoth in Rom. Papst Bonifaz IX. (1389—1404) zwang die Landeigenthümer, selbst Kardinäle, zum Anbau ihrer Besitzungen; aber schon unter seinen Nachfolgern begann das alte Elend aufs Neue. Die Verordnungen der Päpste Sixtus IV. (1471), Clemens VII. (1523) und Julius III. (1553) hatten einen vorübergehenden Erfolg, da zumal es im Systeme der päpstlichen Herrschaft lag, daß immer der Nachfolger die Anordnungen des Vorgängers wieder umzustoßen trachtete. „Grund und Boden," sagt Leo, „sind zu allen Zeiten von der römischen Regierung sehr vernachlässigt worden, Roms Macht ruhte nicht auf der Scholle, und bis auf diesen Tag sind die bedeutendsten Einkünfte dieser Priesteraristokratie nicht die aus der Umgegend von Rom, sondern zum Theil aus sehr fernen Ländern. Daher die geringe Aufmerksamkeit, welche die Regierung bis jetzt dem Landbau und der Industrie bezeugt hat; daher der geringe Einfluß, den die Beschaffenheit des Landes bis jetzt auf den Staat gehabt hat." Je ungeheurer die Summen waren, welche vom sechszehnten Jahrhundert an nach Rom flossen, desto mehr sank der Ackerbau. Für den Getraideverbrauch von Rom sorgte wie in alter Zeit ein eigener Magistrat durch Zufuhren vom Auslande, oft mit ungeheuren Geldopfern, wodurch die Stadtkasse in immer tiefere Schulden gerieth. Als die Deputation der Annona im Jahre 1797 aufhörte, hatte sie über fünftehalb Millionen Thaler Schulden.

Der gegenwärtige Zustand der Campagna ist nun in Betreff der Besitzverhältnisse und des Anbaues nach Reumont wesentlich folgender: Der im Jahre 1782 aufgenommene Kataster über die hundertneunundachtzig Quadratmeilen, welche die Grundstücke der Campagna einnehmen, ergab als Resultat, daß etwa zwei Drittheile des Landes sich in den Händen von nur hundertdreizehn Eigenthümern, das übrige Drittheil sich im Besitze von Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen befand. Pius VI. und VII. konnten trotz des besten Willens, mit dem sie sich der Sache annahmen, doch nicht bewirken, daß mehr als etwa der zehnte Theil dieses fruchtbaren Landes angebaut wurde, und selbst dies geschah nur zwangsweise und schlecht, und der Ertrag befriedigte wenig mehr als die Hälfte des Bedürfnisses der Stadt Rom. Ein Edikt Pius VII. vom Jahre 1802 schildert mit gründlicher Einsicht den Zustand der Campagna und spricht es unverhohlen aus: ohne Wiederbevölkerung der Campagna mit stabilen, durch Besitz und Erbpacht an den Boden gebundenen Bewohnern kein Heil für die Kultur des Landes. Dazu sei die Vertheilung der ungeheuren Güterkomplexe (Latifundien) ein nothwendiger Schritt, wenn die Entvölkerung und Verödung und damit die Ungesundheit der Campagna nicht immer mehr zunehmen solle. Und sie hat zugenommen, und die Zahl der Besitzer hat sich noch mehr vermindert, denn weder Erbpacht noch selbst Kolonenverhältnisse haben bisher durchgesetzt werden können. Es blieb eben Alles beim Alten. Die großen geistlichen und weltlichen Grundbesitzer verpachten ihre Besitzungen an wenige Generalpächter, die sogenannten Mercanti di Campagna, von denen im J. 1803 drei den fünften Theil des ganzen Gebietes bewirthschafteten. Diese Mercanti di Campagna bebauen durchschnittlich jetzt etwa den zwölften Theil des Bodens mit Korn, Mais, Bohnen, Hafer ꝛc. Bestellung und Ernte besorgen Arbeiter aus den heimischen Gebirgen und aus dem angrenzenden Neapel gegen hohen Lohn, etwa zwanzig bis dreißigtausend an der Zahl. Ueber dreihunderttausend

Thaler unseres Geldes gehen allein für solchen Tagelohn jährlich außer Landes. Aufseher zu Pferde kommandiren diese geworbenen Schaaren, deren Lagerstätte die fieberschwangere Erde ist, wenn nicht die Nähe Roms einigen das Asyl der Treppen und Vorhallen der Kirchen, oder den Schutz der Ruinen von Gräbern bietet. Dazu die Gluthhitze der römischen Julisonne am Tage, und die feuchte Kälte der Nächte, welche große Reisigfeuer, im Kreise um die Lagernden gezündet, nur schlecht abwehren, die elende Kost, das schlechte Wasser und der erhitzende, oft verdorbene Wein. Daher ergreift denn das Fieber gegen Ende der Erntezeit einen nach dem andern: dann füllen sich die römischen Spitäler. Manche werden in wenigen Tagen dahingerafft, die Meisten schleppen sich elend und siech in ihre heimischen Berge zurück, wo ich oft bei dem Anblick solcher der Schwindsucht verfallenden Jammergestalten auf meine Frage die traurige Geschichte der Krankheitsentstehung zu hören hatte. „Mehr noch als bei den Schnittern," sagt der Verfasser der römischen Briefe eines Florentiners, „ist das Gesagte der Fall bei den Dreschern und übrigen Arbeitern, die spät in den Sommer hinein, wo die Luft immer verpesteter wird, auf den Aeckern bleiben müssen. Die Schnitter pflegen vier bis fünf Paul (achtzehn bis vierundzwanzig Silbergroschen), letztere sieben bis neun Paul Tagelohn zu erhalten. Und trotz dieser hohen Preise ist es nicht selten schwer, die nöthige Zahl Arbeiter zusammen zu bringen. Es geschieht wohl, daß durch Ueberbieten Einer sie dem Andern untreu macht" (ich habe das selbst in Rom auf der Piazza Montanara und Piazza Barberini, wo die Arbeiter allsonntäglich sich verdingen, erlebt), „und dann sind oft noch weit größere Auslagen nöthig."

Man sieht also: der Ackerbau ist in der römischen Campagna reine Nothsache, gegen welche sich die großen Gutsbesitzer und ihre Mercanti di Campagna daher auch mit Händen und Füßen sträuben. Sie bebauen den Boden nur, weil er ohne allen Anbau zuletzt auch

als Weideland unbrauchbar wird. Sie bebauen ihn mit Schaden, während ihnen die Benutzung als Weideland zur Zucht von Ochsen, Büffeln, Schweinen, Schaafen ꝛc. bei verhältnißmäßig geringen Auslagen großen Vortheil bringt.

Das herrschende System hat seit zwei Jahrtausenden die Fieberluft der Campagna (L'aria cattiva) geschaffen, und diese Fieberluft ist jetzt ihrerseits das größte Hinderniß der Bevölkerung und des Anbaues der Campagna geworden. Dichte Bevölkerung überwindet auch jetzt noch in Rom den Einfluß der bösen Luft selbst in den Theilen der Stadt, die wegen ihrer niedrigen Lage die ungesundesten sein müßten. Ein Beweis davon ist das römische Judenviertel, der Ghetto, und die eben so tief liegenden, aber volkreichen Gegenden von Piazza Navona und bei der Rotonda, welche viel gesunder sind als die menschenarmen Höhen des Cälius und Aventin. Aber der verderbliche Feind schleicht sich immer näher und näher heran. Der Lateranpalast, die prächtigen Villen, z. B. Villa Albani, Villa Madama, Villa Pamfili u. a. sind wegen der Fieberluft verlassen von ihren Besitzern. Seit Winckelmanns Zeit hat die Verschlimmerung des römischen Klimas immer zugenommen und gegenwärtig ist die ganze Ebene der Campagna vom Meere bis zu den Gebirgen unter dem Einflusse der schrecklichen Malaria.

Zwei Feinde also sind es, die ein Reformator hier zu bekämpfen haben wird: die großen Grundbesitzer und die Aria cattiva. Zwingt er die ersteren zu dem, was schon Pius VI. und VII. wollten, zur allmäligen Parcellirung ihrer großen Ländereien unter Erbpächter oder selbst nur Kolonen, gelingt es ihm auf diese Weise, von der nächsten Umgebung Roms ausgehend, immer mehr Boden dem Ackerbau und der Baumpflanzung zurückzugeben — in der ganzen Campagna sieht jetzt das Auge nur selten einen Baum — bedecken sich allmälig die Hügelzüge mit Waldungen, statt mit Ginster, sammeln sich die Anbauer in Dörfern, wo jetzt nur verlassene Hirtenhütten stehen, gelingt es, durch Gräben und Kanäle

in großem Style die sumpfigen Thalgründe zu entwässern, so wird damit auch der Widerstand, den jetzt das Klima der Kultur entgegensetzt, mehr und mehr gebrochen werden. Die Romantiker, die Albumsreisenden, die Kunstenthusiasten werden freilich darüber verzweifeln, wenn am Ende gar neben den Wasserleitungen und Grabdenkmälern der Campagna Fabriken entstehen und Schlotte rauchen, aber der Genius der Menschheit wird frohlocken, wenn dies Jahrtausende lang verwilderte Stück Erde wieder wird, was die ganze Erde sein soll, der glückliche Wohnsitz fleißiger, gesunder, freier und glücklicher Menschen. Der gegenwärtige Zustand hat nicht wenig zur allgemeinen Entsittlichung des Volkes beigetragen. Das römische Volk der niederen Klassen ist arbeitsscheu und träge geworden, die Faulheit der Romani ist sprichwörtlich in Italien, und diese Trägheit ist der dritte Feind, welchen ein neuer Sixtus V. auf dem Stuhle Petri zu überwinden haben wird.

Rom, den 1. Dezember.

Die Titus- oder wie sie jetzt heißen die Trajansthermen, zu denen wir gestern hinauswanderten, liegen, wenn man vom Forum herkommt, zur linken Seite des Kolosseums auf dem Abhange des Esquilin. Noch vor dreihundert Jahren waren bedeutende Ueberreste wohl erhalten, und Raphael sah in den Hallen und Sälen dieser Prachtbauten noch die schönsten farbigen Wandmalereien und Stukkaturen, denen er die Dekorationen seiner Fresken in den Loggien des Vatikan nachgebildet haben soll. Eine lügenhafte Sage, wie sie sich gern an große Namen hängt, beschuldigt ihn, daß er die Gewölbe der Thermen habe verschütten lassen, um die Originale auf ewig zu verbergen. Freilich sind jene unteren Stockwerke so völlig verschüttet, als hätten sie Pompeji's Schicksal getheilt. Aber das ging so zu. Als man die oberen Gebäude abbrach,

entledigte man sich des Schutts dadurch, daß man in die Deckengewölbe der unteren Gemächer, Säle und Hallen Löcher einbrach und in diese den Schutt hinabstürzte. Damals stieg man in diese unteren Gemächer von oben hinab, und noch jetzt zeigen die Kustoden die Oeffnung, durch welche Raphael eingestiegen sein soll. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurden einzelne jener Zimmer mit Wandgemälden wieder entdeckt, und die letzteren in Kupferstichen bekannt gemacht. Aber erst durch Napoleon ward die Ausgrabung der allein noch erhaltenen unteren Stockwerke planmäßig begonnen. Leider endete sie mit seinem Sturze. Und was seit einigen Monaten jetzt wieder an Ausgrabungen vorgenommen ist, will nicht viel bedeuten. Ja die meisten früher offenen Gemächer sind jetzt wieder ganz unzugänglich. Wenn man jetzt, vom Kolosseum hinaufsteigend, zu den offengelegten Hallen und Zimmern gelangt, hat man nur einen kleinen Theil der Unterbauten vor sich. Bei dem schwachen Lichte von ein Paar Wachsstockendchen, die vom Kustoden auf einem Teller von Blech geklebt mittelst einer zusammengebundenen Canna gegen die dreißig bis vierzig Fuß hohen Gewölbe gehalten wurden, sahen wir die Reste des schönsten Farbenschmucks von Wandmalereien auf Stukko, die trotz der dunstigen Nässe und Feuchte, trotz des Fackelqualms, der sie Tag aus Tag ein schwärzt, uns doch noch durch ihre Frische überraschten. Aber woher bekamen diese engen hohen Corridore das für solchen Schmuck nöthige Licht? Fenster von oben reichen hier nicht aus. Es scheinen Theile der Hallen nach außen offen gewesen zu sein. —

Auf diesem Hügel lagen die Prachtgärten und Schlösser Mäcen's und anderer Großen, die zu Tibers Zeit eine Feuersbrunst, wie Tazitus meldet, völlig zerstörte. Auf diesen Trümmern bauten Titus und Trajan. Ich sah Stellen, wo die Grundmauern der Zimmer quer weg über die schönsten Mosaikfußböden früherer Prachtgebäude laufen. So tumultuarisch und schonungslos ging es schon in der Kaiserzeit bei solchen Bauten her.

In einem Gewölbe sahen wir die Sammlung der kürzlich hier ausgegrabenen Marmor- und Stukkfragmente, — nichts besonderes für römischen Maßstab. Ein kleines Stück des alten Stukküberzugs mit rother Farbe soll mir noch später die leuchtende Pracht dieser alten Gemälde in die Erinnerung zurückführen.

Das Wetter war prachtvoll. In der Via dei Fenili spielten nackte Kinder in zerrissenen Hemdchen vor den Thüren. Und es war doch in der letzten Novemberwoche! Es ist wahr, was der alte Winckelmann so oft an seine Freunde im Norden triumphirend schreibt: „dieses ist ein Land der Menschlichkeit!“ —

In unser Haus ist ein junger deutscher Landsmann eingezogen, ein angehender Gutsbesitzer von fünf und zwanzig Jahren, den die Frau Mama zur Stärkung seiner Gesundheit reisen läßt. Auf seinem Paß hatte er seinen Stand als Kapitalist angegeben. Dies gab Gelegenheit zu den lächerlichsten Scenen. Signor Luigi, der die Sicherheitskarte auf der Polizei besorgen sollte, kam ganz außer sich zu uns gelaufen, daß der Mann sich einen Kapitalista nenne. Das könne unmöglich wahr sein. Kurz, es schien, als sei eine Art Unglück mit diesem Kapitalisten ins Haus gekommen. „Aber was wollt Ihr denn,“ sagte ich, „ein Kapitalista ist ja ein reicher Mann.“ — „Da vero! — ma!“ — „Nun so seid doch zufrieden, daß Euer Miethsmann Quattrini hat.“ Er war nicht zu beruhigen, lachte und brummte ärgerlich durcheinander. Von all diesem verstand nun der gute Landjunker, den die Sache anging, auch nicht eine Silbe, da er bis jetzt kein Wort Italienisch versteht, und das einzige felicissima notte, welches er mühsam gelernt, gestern früh beim Morgengruß, zum großen Ergötzen der Wirthin, anbrachte. Endlich lös'te sich das Räthsel des Anstoßes, den unsere Wirthsleute an dem neuen Ankömmlinge genommen. Kapitalista heißt nämlich, wie mir unsere Wirthin vertraute, zwar ein Mensch, der Geld, und zwar ungeheuer viel Geld hat, aber auch zugleich ein Verschwender, ein Bruder Liederlich, der namentlich für die

Frauen zu fürchten ist. In letzterem Bezuge verbreitete sich Signora Lucia mit einer Klarheit und Naivetät, von der man jenseits der Alpen gar keinen Begriff hat, und doch mit einer Gentilezza, die ihren scherzhaften Eröffnungen alles Beleidigende benahm. Der Kapitalist kommt freilich dabei am schlimmsten weg; er wird stets den Spitznamen im Hause behalten.

Heute ist St. Bibiana's Tag, der Morgen von entzückender, sonnenheller Frische, und das ist ein gutes Zeichen. Denn wie die Römer behaupten, bestimmt der Tag dieser Heiligen das Wetter der nächsten vierzig Tage. Wir wollen uns aber doch lieber an das Gegenwärtige halten, und das schöne Wetter gleich heute noch zu einem Ausfluge nach Tivoli und ins Sabinergebirge benutzen.

Den 4. Dezember.

Die heilige Bibiana hat nicht Wort gehalten, und wir sind zum guten Glücke gestern Abend wieder in unser behagliches Rom zurückgekehrt. Denn heute ist ein brutissimo tempo, und die Nacht hat es in Strömen geregnet.

Um ein und zwanzig Uhr, d. h. gegen zwei Uhr Nachmittags fuhren wir hinaus zur Porta di San Lorenzo in die sonnenduftige Campagna hinab. Unsere Kabrioletplätze in der täglichen Landkutsche waren freilich etwas unbequem, da die Rückwand, in einem mäßig spitzen Winkel aufsteigend, uns nöthigte, meist vorwärts gegen den Tambur gelehnt zu sitzen, aber dafür genossen wir auch die freieste Aussicht über die gebirgumschlossene Campagna, deren Anblick, je mehr der Tag sich neigte, immer entzückender wurde. Ueber den Teverone, der die alte Via Tiburtina, welche noch vortrefflich erhalten ist, durchschneidet, führt eine Brücke aus spätester Römerzeit, der Ponte Marmoro (so und nicht Mammolo sprechen die ächten Römer, welche die vibrirenden Konsonanten lieben, den

Namen aus). Zerstreute Trümmer alter Grabdenkmäler und Tempel stehen hier und da, halbversunken, verwitternd. Etwa auf der Hälfte des Weges erhebt sich links auf einem Hügelzuge der Campagna ein weitläuftiges, mittelalterliches Kastell mit Thürmen und Mauern, Scharten und Zinnen in trotzig fremdartiger Gestalt, vielleicht auf und mit den Resten antiker Prachtbauten von irgend einem römischen Barone errichtet. Jetzt dient es Hirten zur nächtlichen Zufluchtsstätte. Wagen, von Büffeln und Stieren gezogen, Campagnareiter und Jäger zu Roß in ihrer malerischen Tracht, mit Spitzhut und Sammetjacke, hohen Ledergamaschen, die den Beinschienen der homerischen Helden gleichen, auf dem Sattelbogen vor sich die lange Flinte, oder den eisenbeschlagenen Campagnastock, auf ihren meist schwarzen, löwengemähnten, wildaussehenden Pferden; Gruppen von Weibern und Mädchen auf Eseln und hochbepackten Maulthieren; Hirten hier und da vor Rasenhütten an Feuern oder einzeln in der Nähe irgend eines alten Mauerwerks gelagert; schwerbeladene Karren, rastend vor einer einsamen Schenke, während ihre Führer sich mit einem Trunke guten Weins erquicken, bildeten auch diesmal die eigenthümlichste Staffage, wie sie nur eben die römische Campagna bietet. Und nun denke Dir die Campagna selbst, dieses erstarrte Meer mit seinen feingeschwungenen Hügelwellen, seiner frischgrünen, braunen, gelben, röthlichen Vegetation, im Glanz und Duft eines sonnigen Herbstnachmittags in tausend Farbentönen ineinanderspielend, bis sich rechts dem Meere zu im leisesten Abfall die Gebirgslinie unmerklich in die Ebene verliert. Kein Ausdruck erreicht die Schönheit dieser sanft sich ineinanderschwingenden Hügelzüge, ihre leisen Wölbungen, die dem Schwunge der schönsten weiblichen Formen gleichen, die Feinheit ihrer Uebergänge, die Zartheit ihrer Nüanzen und das ewig neue Ineinanderspielen von Licht und Schatten, deren Farbenkinder sich von hellster Klarheit an leise und unmerklich durch eine ganze Scala von Tönen bis zu dem verschwindenden Dufte der Fernen verlieren. Und diese

Weiten denke Dir unbebaut, nur von einzelnen Viehheerden überweidet, menschenöde, dem Walten der Naturkräfte zu freiem Spiele überlassen, ohne Weiler und Dörfer, nur von Resten jahrtausendalter Bauten, zertrümmerten Grabmälern, verwitterten Thürmen, Tempeltrümmern, vereinzelten Arkaden meilenlanger Aquädukte hier und da unterbrochen; von einer Trümmerwelt, die selbst schon lange wieder der Natur verfallen ist. Dies alles nun wie im Rahmen begränzt von den wunderbar schönen Linien der Albaner- und Sabinergebirge, deren Olivenwälder und immergrüne Eichenforste schon im blauen Dufte vor uns liegen, während ihre Rücken bis zu den höchsten übereinander sich streckenden Linien und Spitzen, Gipfeln und Zacken hinauf vom rosenduft durchschimmerten Violett bis zum lichtesten Golde weißer Himmelsglorie auf den Verklärungen alter Bilder erglänzen, — denke Dir das Alles, was ich hier mühsam stammelnd nebeneinander herzähle, zusammengedrängt und zusammenwirkend in die Einheit eines einzigen Umschauens, und laß mich dann gestehen, daß ich im Genusse solchen Schauens einen Augenblick völlig mit jenem stärksten Ausdrucke romantischer Weltanschauung sympathisiren konnte, die nichts Schrecklicheres denken mochte als den Gedanken: die römische Campagna angebaut zu sehen. Die Gebirge um Rom und die Campagna sind darum so schön, weil sie überall den Blick wohlthätig begränzen, ohne ihn durch ihre Nähe zu beengen, weil sie das Bild immer zuerst da abschließen, wo das Auge gleichsam selbst den Rahmen suchen möchte.

Als wir über die milchweiß dahinstrudelnde Schwefelquelle der Solfatara hinweg und ihrem pestilenzialischen Dufte — der indessen einen ächten Römer in unserem Wagen nicht beleidigte — entflohen waren, schlängelte sich bei Ponte Lucano, einer Brücke über den Anio, der Weg allmälig in sanften Krümmungen den Berg hinan, auf dessen Rücken uns Tivoli entgegenglänzte. Langsam durch die Olivenwaldung fahrend genossen wir im Zurückschauen das Schauspiel des prachtvollsten Sonnenuntergangs, der den ganzen

Horizont über Rom und gegen das Meer zu mit einem breiten Saume von flammender Rosengluth umzog. Durch die Bäume hindurch, von einzelnen Schatten gemildert oder unterbrochen, an lichten Stellen desto heller aufflammend, leuchtete uns dieses Phänomen den Pfad hinauf. Vor dem Eingange der Stadt, auf freiem Platze, liegt ein stattlich aufgethürmter Schloßbau. Es ist eine Villa der Jesuiten, die hier mit ihren Zöglingen, den Kindern der römischen Nobili, welche ihnen zugleich die Rekruten ihres Ordens liefern, in den Sommermonaten Villeggiatur halten.

Der letzte Rosenschimmer des Tages war verloschen, und in Nacht gehüllt lagen die Straßen und Gassen des alten Tibur, das ich klassischer Erinnerungen voll mit klopfendem Herzen durchwanderte, um in der Sibylla, der Malerkneipe über den Kaskatellen des Anio, mein Nachtquartier aufzusuchen. Der wilde Anio, welcher mit seinen donnernden Wasserstürzen diesen hohen Gebirgskessel durchschmettert, sang uns das Schlummerlied zu unserer Müdigkeit.

Am Morgen gingen wir die Villa Hadrians aufzusuchen. Sie liegt am Fuße des Gebirgs, etwa eine Stunde weit von Tivoli, unfern der Straße, die nach Rom führt. Eine Gruppe wundervoller Pinien bezeichnet sie schon von ferne. Der schriftliche Permeß des Eigenthümers, Herzog Braschi, öffnete uns die schweren Pforten, und von dem Kustoden geleitet durchwandelten wir die ungeheuren Reste kaiserlicher Pracht, gegen deren Umfang und Herrlichkeit selbst der riesige Vatikan, die Burg der geistlichen Weltherrscher Roms mit seinen immensen Höfen, Gärten, Hallen und seinen eilftausend Sälen und Zimmern nicht aufkommen kann. Denn hier war die gesammte Hofhaltung eines römischen Kaisers, nebst Allem, was römisches Leben und römischer Luxus bedurfte, in dem Bereiche einer einzigen Villa untergebracht, bei deren Anlage es darauf ankam, fern von Rom, in ländlicher Zurückgezogenheit, doch Alles, was Rom irgend bot, zu ersetzen. So erstand denn hier, in dieser

kaiserlichen Sommerpfalz, ein Wunderbau, dessen Ausdehnung eine gute Viertelstunde in der Breite und nahezu eine Stunde in der Länge wohl seines Gleichen in der Welt nicht hatte. Denn außer den eigentlichen Palasträumen für den Kaiser und sein Gefolge finden wir hier die Ueberreste eines großen griechischen Theaters, dessen Umfang für das Bedürfniß einer bedeutenden Stadt hinreichen konnte, mehrere Tempel, großartige Bäder und Schwimmteiche, wie sie sich in den römischen Thermen finden. Säulengänge zum Lustwandeln, einst mit den Meisterwerken bildender Kunst geschmückt, Nachahmungen der schönsten ähnlichen Anlagen zu Athen und Alexandria, Bibliotheken und Gemäldegallerien, einen Circus für Spiele, Wettrennen und Gladiatorenkämpfe, ein kleines Theater und was sonst an Lust- und Prachträumen die Antiquare in den Trümmern zu benennen wissen. Und außer allen diesen Bauten erhoben sich nun noch, verbunden mit dem Hauptpalaste des Kaisers durch unterirdische gewölbte Gänge, die Kasernen für die Schaaren der Kaisergarde, die den Herrn der Welt auch hieher begleitete, die Cento Camerelle mit ihren Säulengängen und Hallen, mehrere Stockwerke übereinander. Ein weiter, freier Platz diente als Marsfeld zu Revüen und Kriegsübungen, und unser Führer zeigte noch die Reste des Thronbaues, von dem herab der Kaiser die Prätorianer gemustert. Dieser ganze Platz ist unterwölbt mit Hallen und Gängen. Es klang ganz poetisch, was der Führer erzählte: wenn der Kaiser Gäste auf diesen Platz geführt, habe man keinen Soldaten gesehen, und dann plötzlich seien auf das Zeichen eines Trompetenstoßes aus diesen hundert Kammern die glänzend gerüsteten Krieger wie durch Zauber aus der Erde emporgestiegen. Wir brauchten an drei Stunden dazu, um all diese Räume zu durchwandern. Die hohen Mauern der Hallen und Gänge stehen noch in solcher Frische da, als wären sie erst gestern vollendet. Die unteren Stockwerke liegen jetzt alle unter der Erde, und über ihnen breitet sich die grüne Vegetation eines neuen Bodens mit

Gestrüpp und Gesträuch, hohen Bäumen und Gartenpflanzungen aus. Hier wurden die schönsten Mosaiken, Wandbilder, Statuen und Büsten gefunden und noch jetzt bemerkt man an Wänden und Gewölbbögen Spuren von Malerei und feiner Stukkarbeit. Unser Führer zeigte uns mitten in einem Gartenwege, die Erde mit dem Fuße wegscharrend, Spuren eines kostbaren Mosaikfußbodens irgend eines kaiserlichen Prachtzimmers. Unter diesen begrünten Schuttbergen, versunkenen Gebäuden, Hallen und Gewölben mit ihren Zimmern und Kammern schläft sicher noch eine ganze Welt althellenischer Kunstschönheit, die ihrer Auferstehung entgegenharrt. Der Besitzer aber läßt keine Hand rühren zu Entdeckungen und Ausgrabungen. Vielleicht ist auch dies so am besten, denn so ist es doch noch möglich, daß es einst von sorgsameren Händen geschieht, wenn hier die Barbarei gewichen oder verdrängt sein wird von der Civilisation, deren sie sich so lange glücklich erwehrt hat.

Der Boden ist überall mit Marmorgetrümmer wie besäet. Ich hob hunderte von Stücken der verschiedensten Marmorgattungen auf, um sie wie ein Kind wieder wegzuwerfen. Die völlige Zerstörung muß hier mit großer Schnelle eingebrochen sein. Und nur, was sichtbar noch in die Augen fiel, mag später ins christliche Rom gewandert sein. Alles Uebrige ist allmälig versunken und begraben. Von der Plastik der alten Welt ward so doch Vieles und Schönes gerettet. Wer aber giebt uns eine Ahnung von ihren Wunderwerken der Malerei, von diesen tausenden und abertausenden von Staffelei- und Tafelgemälden, mit denen Raubsucht und Verschwenderluxus die unzähligen Bildergallerien in Palästen und Villen des kaiserlichen Roms gefüllt hatte! Diese tabularum miracula, diese „Wunderwerke der Malerei," für welche man schon in den Zeiten der beiden ersten Kaiser so ungeheure Summen verschwendete, daß Tiberius sie in seiner berühmten Kabinetsordre gegen den Luxus ausdrücklich als Hauptgegenstände der überhandnehmenden Verschwendungssucht hervorhob, von ihnen ist auch nicht eine einzige

Spur erhalten. Und doch stehen wir, die wir nach Hegel diesen Zweig der Kunst erst zu seiner Blüthe gebracht haben sollen, staunend selbst schon vor den Mosaikbildern, welche die Bewohner einer Landstadt wie Pompeji mit Füßen traten, und vor den zweitausend Jahr alten, verwitterten und verblaßten Wandbildern einer Aldobrandinischen Hochzeit und sonstigen kläglichen Resten, deren Bestimmung es war, die Wände von offenen, wind- und wetterfreien Gängen oder von öffentlichen Badezimmern, statt unsere Lumpenpapiertapeten, zu dekoriren. Und das Zierlichste und Schönste, das Feinste und Geistreichste, was zu christlicher Zeit in solcher Dekoration selbst einem Raphael und den Seinen gelungen, — wem anders verdanken sie es als den Vorbildern einer schon längst über ihre Blüthe hinausgegangenen Kunst, den trümmerhaften, spärlichen Resten der dekorativen Kunst jener späteren römischen Kaiserzeit? Solchen Thatsachen gegenüber kann die Philosophie Bescheidenheit lernen. —

Das Klima hat doch etwas Verrätherisches in Italien. Als wir Morgens zwischen acht und neun Uhr von Tivoli hinabstiegen, war es so kalt, daß Mäntel uns sehr behaglich waren. Zwei Stunden später hätte man sich Sommerkleidung wünschen mögen. Ich wäre den Weg nicht wieder zurückgekommen, hätten nicht zwei Römer, die auf ihren zweirädrigen Kabriolet von Rom her gefahren kamen, meine Bitte, mich den Berg mit hinauf fahren zu lassen, mit ächt römischer Gentilezza und Zuvorkommenheit erfüllt, von der man jenseits der Alpen so selten eine Spur findet. Ich war bescheiden genug, nur um ein Plätzchen hintenauf zum Stehen zu bitten. Allein ich mußte durchaus den Sitz des einen einnehmen, der, wie er sagte, schon lange gewünscht hatte, etwas zu Fuße zu gehen. Es waren Falegnami aus Genaro, einem Städtchen im Gebirge zwischen Tivoli und Subiacco, aber in Wesen und Behaben fein und nobel wie fürstengleiche Signoren. Man hat davon gar keinen Begriff bei uns. Von ihnen hörte ich die oft vernommene

Klage über die zunehmende Wüstheit, Verödung und Verarmung des Landes und die schrecklich überhand nehmende Verschlechterung des Klimas und der Luft. Orte, die noch zu ihrer Väter Zeiten als gesund galten, sind jetzt durch Fieberluft berüchtigt. Ein Hauptgrund ist die immer weiter um sich greifende Holzvertilgung und das völlige Aufhören alles Feldbaues. Die römischen Großen finden bei der Viehzucht und Benutzung ihrer Ländereien zu Weideland mehr ihre Rechnung. Und so entwöhnt sich auch das Volk selbst der Arbeit. „Hätten wir nicht die Arbeiter aus den neapolitanischen Abruzzen, wir könnten selbst den geringen Feldbau nicht betreiben," sagte der ältere meiner Begleiter, und damit wiederholte er nur, was ich hundertmal von Andern gehört hatte. Das Volk ist unglaublich herunter, von Arbeitslust und Industrie ist in diesen zahlreichen kleinen Gebirgsstädten — Dörfer giebt es bekanntlich in Italien nicht — keine Spur. „Dies Land ist doch so schön!" — sagte ich einlenkend. „Potrebbe essere un giardino di paradiso, ma adesso c'è una spelonca!" erwiederte er zähneknirschend. Als ich aber jetzt leise auf die eigentlichen Grundursachen überlenkte, fragte er mich, kurz abbrechend: ob ich die neue Beschreibung von Rom in englischer Sprache gelesen habe, die so eben am spanischen Platze erschienen sei? Das Mißtrauen ist seit dem letzten Aufstande ungeheuer. Noch im Juni hörte ich manches vertrauliche politische Wort, jetzt von keinem Römer eine Silbe. Wer mit Augen sehen, mit Händen greifen will, wohin der christliche Staat — und der römische Staat ist doch wohl der christliche par excellence! — kommt und kommen muß, der muß nach Italien gehen. Und wenn er da nicht sehen lernt, so will er nicht sehen oder er ist blind geboren. Es wird eine Zeit kommen, wo der spezifisch christliche Staat just eben so viel heißen wird wie ein unverheiratheter Familienvater.

Hinter dem Gasthofe zur Sibylle, hoch oben auf der Felsenplatte, steht, neben dem runden Vestatempel mit seinen kannelirten

Säulen, der in eine Kirche verwandelte Tempel der Albunea, der weissagenden Sibylle von Tibur. Von dieser runden Terrasse aus genossen wir bei günstiger Beleuchtung der schönsten Aussicht auf die Wasserfälle, Stadt und Gebirg umher. Die Romantik dieses Orts ist unvergleichlich, und ich konnte es dem alten Horaz nicht verdenken, wenn er hier nach so viel Land-, Meer- und Krieges-stürmen den Hafen seines Alters zu finden wünschte:

Tibur Argeo positum colono
Sit meae sedes, utinam! senectae!
Sit modus lasso maris et viarum,
Militiaeque!

Es ist noch Alles, wie er's in so vielen seiner Lieder singt. Noch stürzt sich der Anio „häuptlings" von den Felsenhöhen hinab in die duftig frischen Thalgründe und waldigen Schluchten. Noch labt in der Sciroccoglut hier den verschmachteten Römer die schattig feuchte Kühle. Noch trägt der üppige Boden reiche Frucht von Oel und Wein. Aber welch ein Zauberaufenthalt mag dies Tibur erst gewesen sein, als der fabelhafteste Reichthum im Bunde mit dem feinsten Schönheitssinne griechisch gebildeter, fürstengleicher Männer des Augusteischen Roms hier zu den unverwüstlichen Reizen der zauberhaft schönen Natur alle Pracht, allen Luxus und allen sinnlichen und geistigen Komfort der ausgebildetsten Genußfähigkeit in diesen Villen und Lustschlössern zu vereinen wußte! während jetzt uns nordische Barbaren der absolute Mangel an allen Nothwendigkeiten eines Zimmeraufenthalts im Gasthofe, nach Rom zurückzuflüchten nöthigte. Denn wirklich kann man sich Unbehaglicheres, Widerwärtigeres und Abscheulicheres nicht denken als diese Quartiere römischer Landstädte für die rauhere Jahreszeit. Kein Fenster, keine Thüre schließt. Ueberall pfeift der Wind durch Ritzen und Spalten, der nackte Ziegelboden vermehrt die Kälte und das Gefühl des Unbehagens. Oefen giebt es nicht, Kamine sind selten und machen, wenn man sich einfallen läßt sie zu benutzen,

das Uebel meist nur noch ärger durch Rauch und Qualm. Dazu kein Sopha oder sonst bequemer Sitz, Stühle, Tische, alles abgenutzt, wacklich, die Wände frostig, nackt und kahl, und doch liegt über dem Allen schon eine gewisse Gasthofsprätention, die das Unbehagen der Empfindung nur noch steigert: weiße Gardinen vor Fenstern, die, seitdem sie eingesetzt, nie gewaschen worden, und deren trübe, blinde, von Fliegenschmutz bedeckte Scheiben jedes Versuchs spotten, durch sie hindurch einen Blick auf die schöne Natur draußen zu werfen. Eine Wangeroger oder Helgolander Schifferwohnung, die ärmste selbst, ist ein Paradies für einen Winterabend gegen die Zimmer der von tausend Fremden (freilich meist im Sommer) besuchten Sibylla von Tivoli. Als wir daher so frostklappernd in unsern Mänteln Abends beim Nachtessen und Morgens beim Kaffee saßen, und inzwischen in der Nacht aufgehende Fenster und Thüren uns die Zeit vertrieben hatten, überfiel uns beide eine solche Heimweh-Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Roms und unseren behaglichen Zimmern in der Casa Santini auf Piazza Poli, daß wir sofort jeden Gedanken an Fortsetzung unserer Herbsttour ins Gebirge aufgaben. Zumal da wir wohlweislich bedachten, daß wir in Subiacco und Palestrina selbst noch die Bequemlichkeiten der Gasthofscivilisation von Tivoli zu beneiden haben würden. Dafür soll aber auch im Frühling sicher Tivoli der erste Ausflug sein, den ich vor meiner Abreise mache. Abreise! — wie mir das Wort schon so wunderlich klingt! —

Den 11. Dezember.

Die beiden letztvergangenen Abende werden mir eine unvergeßliche Erinnerung höchsten Genusses bleiben.

Vorgestern Abend lockte mich der klarste Mondschein noch spät hinaus zu einem einsamen Gange nach dem, unserer Wohnung nicht

fern gelegenen Trajansforum. Als ich aber diesen wunderbaren Platz erreicht hatte, dessen einsame Riesensäule sich aus dem geöffneten Grabe ihrer, sie einst umgebenden Herrlichkeit, im duftigen Glanze des Mondlichts so kühn und schwungvoll zum Himmel hob, zog es mich unwiderstehlich weiter durch das Labyrinth der engen Gassen, die den Fuß des Kapitols umgeben, dem Forum zu, das ich an der Stelle betrat, wo sich aus der majestätischen Säulenvorhalle des Faustinentempels die Kirche San Lorenzo in Miranda erhebt, deren häßliche Frontausläufe sich wie die krummen Fühlhörner eines schwarzen Käfers zum Himmel emporstreckten. Jene Säulen sind bis zu ihren Basen aufgegraben, welche funfzehn Fuß unter dem Fußboden der Kirche liegen. Man blickt in den aufgegrabenen Raum wie in eine geöffnete Gruft. Eine Brücke ist darüber gebaut, auf welcher jetzt die christlichen Beter durch die Säulen des alten heidnischen in die Hallen des christlichen Tempels wandeln.

Vor den Farnesischen Gärten des Palatin vorbei wandelte ich langsam dem weißschimmernden Titusbogen zu. Eine unendliche Einsamkeit lag über dem Forum gebreitet. Kein Laut eines lebendigen Wesens unterbrach die Stille der Mondnacht, deren feucht dämmernde Luft mit ihrem zitternden Schleier alle Gegenstände magisch umwob. Die offenen Bogen der dreischiffigen Basilika des Friedensforums starrten mich gespenstisch an mit ihren dunkelen Massen, über welche das zu den Lücken der Gewölbe eindringende Mondlicht die wunderbarsten Reflexe warf. So oft hatte ich sie bei hellem Tagesscheine oder im Glanze des dämmernden Abends betrachtet, aber jetzt erschien mir ihre gewaltige Massenhaftigkeit so neu und fremd, als hätte ich sie nie zuvor gesehen.

Mit einem wunderbar beklommenen Gefühle durchschritt ich den Titusbogen, von dem abwärts das uralte römische Pflaster der Via Sacra durch Trümmer antiker Bauwerke, vorbei am Tempel der Venus und Roma, zum Kolosseum und dem Bogen des Konstantin

hinabführt. Nichts Hörbares ringsumher als nur der laute Wiederhall der eigenen Tritte, denn auch das vereinzelte Glockenklingen war verstummt, welches aus dem fernen Trastevere der Nachthauch von dem lebenden christlichen in das begrabene und versunkene Rom der alten Götterwelt hinübertrug. Zum ersten Male ergriff mich die Gewißheit, daß mein Fuß hier wirklich auf der Stätte der Weltherrscherin wandle, mit einem schaudernden Gefühle bangen Entzückens. Mit jedem Schritte weiter hinabwärts hob sich nun von den äußersten höchsten Rändern an allmälig bis zu seinen dreifach sich übereinander schwingenden Säulenbogen und Pilasterwänden der Koloß der Kolossen, das Wahrzeichen der ewigen Stadt vor meinen Blicken empor. Wie ein schlummerndes Ungeheuer zeichnete er sich ab mit seinen schwarzen Schattenmassen gegen den blauen, licht durchschimmerten Nachthimmel, von welchem des Mondes vollgereifte Pracht herniederstrahlte. Der Tag und sein Licht sind demokratische Gleichmacher. Sie verkleinern das Große und Gewaltige und lassen so auch das Kleine und Geringere neben ihm zu Worte kommen. Aber Nacht und Mondlicht heben das Gewaltige und Große zu solcher Majestät empor, daß neben ihm alles Andere zusammenschrumpft. So versank mir auch neben dem Kolosseum der mächtige Konstantinsbogen zu zwerghafter Kleinheit, und seine Thoröffnungen erschienen vor der Masse der obern Theile wie in die Erde hinabgedrückt.

Durch die umschließenden Bogengewölbe des Kolosseums hindurchschreitend setzte ich mich auf einem Säulentrunk, um das Bild des Innern von einem bestimmten Punkte aus in mich aufzunehmen. Hier, wo man der vollen Einwirkung des mächtigen Baues in seinem ganzen Umfange ausgesetzt ist, mußte ich einen Augenblick die Augen schließen, um mich vor der überwuchtenden Gewalt dieses Eindrucks in mir selbst zu sammeln.

Die Nachtbeleuchtung hat auch das Wohlthätige, daß sie über alle Brandmale und Wunden, welche Jahrtausende der Zerstörung

diesem Werke geschlagen, ihren hüllenden Schleier wirft, das Zerstückte versteckt und die klaffenden Risse der Ergänzungen mit ihrem weichen Purpurgewande umkleidet. In der Versunkenheit meines sinnenden Hinbrütens gestaltete sich die Situation allmälig zu einer wunderbaren Phantasmagorie. Das Wechselspiel von Licht und Schatten, die hörbare Stille und Einsamkeit um mich her, der gedämpfte Ton ferner Klosterglocken, das Alles verschmolz zu einem einzigen wunderbaren Tönen, zu einer musikalischen Harmonie, die, allmälig immer stärker und stärker anschwellend, zuletzt wie das jauchzende Tosen des stürmischen Meeres mich umbraus'te, und als wilder Jubelruf des Volks dumpf donnernd über die Arena scholl. Aus allen Reihen, von allen Gängen, Stufen und Sitzen erhoben sich die tausende und abertausende der Zuschauer, mordfunkelnde, blutlüsterne Blicke hinabsendend, in die Mitte der Arena, wo an der Stelle, die sonst das Kreuz bezeichnete, der marmorne Leib des kapitolinischen Gladiators lag, von Todesschauern durchzuckt, langsam dahinsinkend im langhinstreckenden Tode neben der Leiche des Bruders, den er erschlagen zur Augenlust der Herren der Erde. Entsetzt schlug ich die Augen auf, und die Phantasmagorie war verschwunden. Mild und gnadenvoll blickte der Mond hinab durch die weiten Bogen in die stille Arena, und statt des mordjauchzenden Festjubels der Bürger des kaiserlichen Roms vernahm mein Ohr nur die klagenden Töne der ehernen Verkünder des Dienstes der Buße und Zerknirschung, in welchem jetzt das neue christliche Rom die Todsünden seiner heidnischen Mütter büßend zu sühnen scheint. —

Bei meiner Rückkehr hatte ich mit der noch spät aufgebliebenen Wirthin, der ich meinen nächtlichen Gang erzählte, eine sehr komische Scene, welche mir zugleich für die Entfernung der Italiener von aller romantischen Empfindung einen neuen Beleg lieferte. „Und was, per la Madonna, hattet Ihr da in der nächtlichen Einsamkeit zu suchen?“ fragte sie mit einem Gesichte, das

sich diese Frage auf eine ganz eigenthümliche Weise selber beantwortete. Ich betheuerte, daß nur der schöne Vollmondschein mich verlockt habe. „Giebt es denn bei Euch keinen Vollmondschein in Deutschland?“ Diese Frage war so ganz ernsthaft gemeint, daß ich fast Lust hatte, sie verneinend zu beantworten. Als ich die Gute etwas über meinen Nachtgang beruhigt hatte, schalt sie mich aus, daß ich mich so muthwillig in Gefahr begeben habe. Es sei nicht rathsam, in jene Stadttheile bei nächtlicher Weile unbegleitet und waffenlos zu gehen. „Ihr seid da,“ setzte sie hinzu, „in der Hand des ersten besten Birbone, der Euch hinter einer Mauer her anspringt.“ In der That begegnete mir auch auf der ganzen Wanderung vom Kapitol bis zum Kolosseum keine menschliche Seele. Einen kleinen Raubanfall könnte man sich der Romantik wegen allerdings schon gefallen lassen. Aber die Straßenräuber Roms sind, namentlich wenn sie ihre Erwartung hinsichtlich der Beute nicht befriedigt finden, oft von roher Grausamkeit. Seit der energische Monsignore Zacchia, welcher vor einigen Wochen gestorben, nicht mehr an der Spitze der Polizei steht, hört man wieder häufiger von Gewaltanfällen und Mordthaten. So sind vorgestern fünf Raubgesellen in die Villa Borghese eingebrochen, haben ein Haus ausgeraubt, die Frau des Kustoden ermordet, und ihren Mann, so wie einen andern zur Hülfe eilenden Diener des Fürsten tödtlich verwundet. Dergleichen geschieht in Rom, wenn auch nicht oft, doch nicht so selten als es dem Fremden vorkommt, welcher, da hier keine Presse dergleichen Dinge bespricht, gemeinhin nur selten davon erfährt.

Der zweite Abend, den ich im Sinne hatte, als ich dieses Blatt anfing, war der des zehnten December, an welchem ich zum ersten Male das vatikanische Museum bei Fackelbeleuchtung sah. Es war schon spät Abends, als ein Diener der Mad. M.-Sch. mir die Einladung brachte. Eine Stunde darauf war dort die aus etwa funfzehn Personen bestehende Gesellschaft beisammen, bei

welcher sich auch der dänische Bildhauer Jerichau und der berühmte Archäologe Welker befanden. Die Equipagen standen bereit, und gegen halb sieben Uhr rollten wir durch die dunkeln Straßen dem Vatikan und der Engelsbrücke zu. Mit einem wunderbaren Gefühle stieg ich denselben Weg, durch dieselben Gänge, Treppen, Höfe und Hallen, welche ich nun schon so oft bei Tageslicht durchwandert, jetzt in dämmernder Sternennacht hinan. Am Eintritt in die große Vorhalle der Inschriften wurden die Fackeln gezündet, und die Gesellschaft schritt in andachtsvollem Schweigen hinter den Führern her dem ersten großen Seitensaale des sogenannten Braccio nuovo zu. Es that mir wohl, diese kunstgeheiligten Räume, welche ich sonst nur von einem unruhigen Strome gaffender und plaudernder Fremden durchwogt gesehen hatte, jetzt in der nächtlichen Stille mit wenigen Personen zu betreten, von denen jede wohl den Genuß und Werth dieses Augenblicks zu würdigen verstand.

Hier nun bekam ich zuerst den vollen Begriff von der riesigen Größe der Räumlichkeiten, welche diese Welt von Marmorwerken umschließen. Der Saal des Braccio nuovo, welcher mir bei Tage weniger imponirt hatte, erschien jetzt einem gewaltigen Kirchenschiffe vergleichbar; und doch ist dies nur ein einzelner neuer Anbau. Aber welche Sachen stehen dort in diesen, von den herrlichsten Marmorsäulen getragenen Hallen! Der von zahllosen Genien umwimmelte kolossale Nil, der herrliche Silen mit dem jungen Bacchus auf den Armen, die göttliche Gewandstatue der Julia, deren Anblick mir erst einen Begriff davon gab, wie selbst in der strengsten Verhüllung des weiblichen Körpers die antike Plastik allen Adel, alle Schönheit und allen Liebreiz der menschlichen Gestalt auszudrücken verstanden hat! Ferner die kolossalen Medusenmasken, die beiden Kolossalstatuen des Euripides und meines geliebten Demosthenes, die Amazonen (die verwundete und die kämpfende), die Minerva Giustiniani, der Satyr des Praxiteles und die liebreizende Venus Anadyomene! In diesem einzigen Saale stehen drei und vierzig

Statuen und zwei und siebenzig Büsten (unter ihnen die kostbaren Barbarenköpfe russischer und sarmatischer Physiognomien), von denen jede die Zierde jeder deutschen Sammlung bilden würde.

Der größte Vortheil dieser Fackelbeleuchtung ist, daß sie die Betrachtung, von jeder störenden Ableitung frei, mit aller Energie immer nur auf ein einziges Kunstwerk concentirt. Was sonst Goethe mit Meyers Worten in der italienischen Reise darüber sagt, läuft alles ungefähr auf diesen Hauptpunkt hinaus. Aber er vergißt, wie mir scheint, ein Wesentliches.

Die Kunstwelt der Plastik hat überhaupt etwas Feierliches, Religiöses, und bringt bei dem Betrachter auf eine ähnliche Stimmung. Diese marmorne Götter- und Heroenwelt weiht jeden Ort, den sie bevölkert, zum Tempel, wie denn auch der Tempel der eigentliche Wohnsitz der Götterstatue war. Auch was wir jetzt an Kolossalbildern historischer Personen noch besitzen, nimmt durch die fernen Zeiträume, welche uns von ihnen trennen, seinen Theil an dieser feierlichen Erhabenheit, an diesem schweigenden, religiösen Ernste eines, der unruhigen Gegenwart entrückten Daseins. Nun aber erzeugt dieses Bedürfniß der gesammelten Andacht und in sich vertieften Betrachtung, wenn es am Tage mit einer störenden Welt zu thun hat, die sich um uns her in müssiggängerischer Unruhe gaffend, gleichgültig oder mit lautem forcirten Enthusiasmus durch diese Räume bewegt, einen beständigen Kampf und Widerspruch, und nicht immer hat man Festigkeit der Abstraktion genug, um sich der ärgsten Störung seiner Stimmung zu erwehren. Dagegen in der stillen Nacht, in dem magischen Halbdunkel dieser ungeheuren Räume, umgeben von einer kleinen Zahl andächtig gleichgestimmter Freunde und Bekannten, kann die ganze Gewalt der Poesie in dieser Welt der Schönheit eines Jahrtausende lang begrabenen Lebens uns mächtig ergreifen, und wir mögen ungestört den klagenden Zaubertönen lauschen, die aus der schönen Mensch-

lichkeit dieser helleniſchen Götterbilder, und aus der Göttlichkeit dieſer marmornen Menſchengeſtalten zu uns herüber erklingen. Der glücklichſte Menſch iſt es dann, wenn er ein Größtes und Schönſtes in ſeiner Art rein erlebt und ganz und ungeſtört genießt. Dieſe Gunſt des Glücks ward mir an jenem Abende zu Theil.

Ehe wir den Braccio nuovo verließen, machte mich der Bildhauer Jerichau noch auf zwei Beſonderheiten aufmerkſam, welche mir aufs Neue bewieſen, wie großartig dieſe Alten die endliche Realität und Wirklichkeit den Forderungen einer höheren Kunſtwahrheit aufzuopfern wußten. Da ſteht gleich rechts vom Eingange eine griechiſche Kanephore. Die Falten ihres Gewandes fließen in wundervollen Linien über die edlen Glieder hinab. Aber um dieſen Eindruck hervorzubringen, hat ſich der Künſtler nicht geſcheut, tief ins Fleiſch des rechten Beins hinein zu arbeiten. Und doch, — obſchon das hinterher der Verſtand als Fehler, als Unwahrheit verſchreit, — die erreichte Wirkung überſtimmt den vorlauten Schreier doch immer wieder. Eben ſo fehlt an der Geſtalt der Julia, der ſchönſten weiblichen Gewandfigur in Rom, offenbar die rechte Bruſt, über welche der lange, breite Streifen des Gewandes hinabfällt. Aber ſie mußte fehlen, wenn jene wunderbare Wirkung des leicht herabfließenden Gewandſtreifens erreicht werden ſollte. Auch ſieht man die Statue hundertmal, ohne dies Fehlen zu bemerken, und hat man es bemerkt, ſo glaubt man eigentlich doch nicht daran, daß etwas fehlt. Das iſt der Zauber der Kunſt! Ueberhaupt wurde es mir an dem heutigen Abende völlig klar, daß die ganze Auffaſſung der Kunſt, welche dieſelbe mit Hegel bloß als eine Stellvertreterin des Wiſſens betrachtet, an einem weſentlichen Mangel leidet. Die Kunſt ſagt nicht bloß in ihrer Sprache daſſelbe, was auch der Inhalt des wiſſenſchaftlichen Denkens iſt. Die Kunſt iſt vielmehr eine, unſerem Weſen und Geiſte weſentliche Ergänzung des wiſſenſchaftlichen Denkens, und verleiht einem Inhalte Sprache, den das Denken gar nicht hat. Die Kunſt iſt

selbstständig, kein bloßer Uebergang, so sehr selbstständig gegen das wissenschaftliche Denken, daß sie selbst Dinge verwirklicht, welche das Denken als Unmöglichkeiten, oder besser als Undenkbarkeiten zu betrachten gezwungen ist. Die Kunst hebt in gewissen Fällen sogar die Schranken des Begriffs, den Begriff selbst auf. Man sehe den vatikanischen Apoll in seiner „reizenden, von ewigem Frühlinge umkleideten Männlichkeit," wie der begeisterte Winckelmann es ausdrückt. Diese poetische Sprache ist nicht Redensart, sie ist die vollkommenste Wahrheit. Die Momente verschiedener Altersstufen sind in einen einzigen zusammengefaßt, sie haben dadurch aufgehört, Momente der Zeit, des Wechsels und der Vergänglichkeit zu sein. Dieser Apollo ist weder Kind, noch Jüngling oder Mann, wohl aber alles dieses zugleich: er ist Kind ohne die Schwäche der Kindheit, und Jüngling in der Kraft und Sicherheit des Mannes. Unserer Einbildungskraft ist es rein unmöglich, sich einen zeitlichen Entwickelungsgang dieser Gestalt zu denken, oder an die Möglichkeit eines spätern Niedersteigens in menschliche Vergänglichkeit zu glauben*). Das kann das wissenschaftliche Denken nicht denken, ohne sich selbst aufzuheben. Aber die Kunst vermag es, diesem Denken seinen eigenen Widerspruch greifbar und sichtbar vor die Augen zu stellen. Eben so erschließt die Sprache der Farben — dieser wahrhaften Musik der Sphären — dem Geiste eine Welt, die ihm das Denken mit nichts ersetzen kann. Das ist mir die gewisseste Gewißheit, seit ich die Harmonie der Farbenklänge von den tönenden goldenen und silbernen Saiten vernommen habe, mit denen Himmel und Erde dieses Landes der Schönheit überspannt sind. —

Es wird aber Zeit, daß ich meiner Gesellschaft nachkomme, die sich schon längst dem Raume des Torso durch die unabsehbaren Hallen des Museo Chiaramonti zubewegt. Auf Veranstaltung unserer Führerin war die Fackelbeleuchtung in dem runden Ein-

*) S. Feuerbach's vatikan. Apoll.

gangspavillon des mehrere Stufen über dem Museo Chiaramonti erhabenen Museo Pio Clementino vorangeschickt, und nun erstrahlte wohl anderthalbhundert Schritte vor uns der göttliche Torso in dem hellsten Glanze seiner weißen, leuchtenden Marmorglieder wie ein heller Stern durch die Nacht der dunklen Halle, die wir langsam durchschritten, immer mehr uns diesem Thore des Lichts nähernd. Dann zu dem Meleager und dem Hermes, zu dem schmerzenreichen Laokon und seinen Knaben, zu dem Apollo, dem „Silberbogner," der die Furien, die Ungethüme der Nacht von seinem Tempel scheucht; — denn dies ist die allein würdige Erklärung des vatikanischen Apolls, und nur weil Meister Feuerbach sie so unübertrefflich festgestellt, wie nie vor und nach ihm ein Werk des Alterthums erkannt und begriffen worden ist, sträuben sich die Archäologen, sie anzunehmen. Zu der Götterversammlung in der Sala Rotonda, wo der Jupiter von Otricoli, der Jupiter Serapis, die Juno Sospita von Lanuvium, und wie viel herrliches noch, im Kreise versammelt stehen. Dann weiter zur Venus im Bade im Gabinetto delle Maschere, zum Apollino Sauroktonos und endlich zur Sala della Biga, wo der Diskobol und der Phozion den Beschluß machten. Ich blieb in diesem Raume noch eine Minute zurück, um aus seinen Fenstern den Anblick des nahen St. Peter zu genießen, dessen Kuppel in der ruhigen Pracht des vollen Mondlichts sich in wunderbarer Majestät gen Himmel hob.

Nur Eins hätte ich bei diesem nächtlichen Kunstfeste zur Vollendung des Genusses wünschen mögen: ferntönende Musik, um in leise gedämpften Harmonien die festgebannte Schönheit des stummen Marmors von ihrem Schweigen zu erlösen!

Rom, den 12. Dezember.

In Rom ist Alles Geheimniß, von dem Privatleben und den Verhältnissen der Familie an bis zu den weiteren Kreisen, in welchen sich das ungeheure Räderwerk der Staatsmaschine dieses Ausnahmestaats bewegt. Man kann Jahre lang unter einem Dache mit einer römischen Familie leben, täglich mit ihr verkehren, sich gegenseitig in unaufhörlicher Mittheilung ergehen, und doch entzieht sich der eigentliche Kern, das Innere der Familienverhältnisse dem Blicke des Fremden. Und nun erst das öffentliche Leben!

Doch das ist schon gleich ein falscher Ausdruck! In Rom giebt es gar kein öffentliches, kein Staatsleben. Die ungeheuersten Zwecke, die gewaltigsten Vorbereitungen und Unternehmungen der hier konzentrirten hierarchischen Weltmacht bergen sich im tiefsten Geheimniß. Man vermuthet, ahnet, glaubt sie, aber man erfährt nichts von ihnen. Verbindungsfäden mit Allem, was Europa, was die gesammte Welt bewegt, laufen hier zusammen. Man glaubt sie zuweilen streifend zu fühlen, aber man sieht sie nicht. Ueberhaupt erfährt man mit einiger Sicherheit fast nichts, was selbst nur in dem täglichen Leben einer Weltstadt wie Rom vorgeht. Selbst Verbrechen, Unglücksfälle aller Art, wie sie in einer so großen Stadt nothwendig sich ereignen müssen, erfährt der Fremde nur selten und zufällig. Seit über einem halben Jahre habe ich z. B. außer einem grausamen Morde, welcher alle Welt von sich reden machte, weil er in der Villa Borghese geschah, auch von Vorfällen solcher Art nichts vernommen.

Das Leben in Rom scheidet sich in zwei Kreise, welche gesondert von einander und ohne alle Berührung selbst ihrer beiderseitigen Peripherie neben einander sich bewegen. Den einen bildet Rom mit seinen tausendfach verschlungenen Zuständen und Verhältnissen; den andern bilden die Fremden, welche in Rom mehr wie anderswo durchaus eine Welt für sich ausmachen. Rom ist

in Bezug auf die Fremden nur ein ungeheurer Badeort mit all dem Kleinkrame, welcher dem modernen Badeleben anhaftet. Diese Fülle von Fremden ist nun wieder je nach ihren Nationalitäten gesondert. Von dem Leben und Treiben der Heimath, von ihren Bewegungen in Politik und Literatur ist man so gut wie völlig abgeschieden. Wir Deutsche erfahren davon z. B. nichts als was die Augsburger Allgemeine Zeitung und das Morgenblatt uns davon in ziemlich homöopathischen Portionen zukommen lassen, und ich lese in beiden, was Deutschland betrifft, schon lange am andächtigsten neben den Ordensverleihungen und Inseraten die Bücheranzeigen, welche ich sonst kaum eines Blickes würdigte. Denn sie allein gewähren Einem in dieser Abgeschiedenheit einen Ersatz für das, was in manchen deutschen Artikeln jener Zeitung fehlt, sie geben gleichsam einen Nilmesser für den jetzt so lebhaft fluthenden Strom des deutschen Lebens. So abgeschnitten von der Heimath und ihren Interessen hat man ferner keinen Ersatz irgend einer Art in der Theilnahme an den Interessen des fremden, uns umgebenden Lebens. Denn, wie gesagt, ein öffentliches, ein Staatsleben existirt nicht. Für allgemeine Dinge, so weit sie nicht etwa die Kunst und deren geschichtliche Vergangenheit betreffen, kann sich der Fremde hier nicht interessiren. Denn auch die Presse ist völlig stumm. Die römischen Zeitungen besprechen nicht einmal das Theater, für dessen Besprechung doch selbst in den allerabsolutesten Staaten der Presse freies Feld gegeben zu werden pflegt. Man kann sagen, daß die Journalistik, die Zeitungspresse für Rom selbst noch nicht existirt. Es ist daher nicht möglich, über irgend einen Vorfall, ein Ereigniß, das hier geschehen, mit Sicherheit etwas Gewisses zu erfahren, wenn man nicht den Zugang zu den unmittelbarsten Quellen hat. Es ist buchstäblich wahr, daß die in Rom lebenden Fremden oft erst aus der Allgemeinen Zeitung nach drei oder vier Wochen erfahren, was z. B. heute in Rom passirt ist. Versteht sich, ich rede nur von den äußerlichsten und an sich unwichtigsten Vorfällen. Verläßt

ja ein Korrespondent einmal diesen Kreis, so kann er gewiß sein, daß die Polizei das Blatt unterdrückt. So erklärt sich denn, daß hier noch, wie im Alterthume, das Anekdotenartige, das Gerücht, das „man sagt“ (dicitur) ein vorherrschendes Element der Mittheilung bildet. Hier kann man lernen, welche Zaubergewalt zur Ermittelung und Feststellung thatsächlicher Wahrheit in der Freiheit und Oeffentlichkeit einer nur vom Gesetze abhängigen Presse liegt. Ein Irrthum, ein falsches Gerücht, eine geflissentlich verbreitete Unwahrheit haben hier das freieste Spiel. Die besten Quellen einer Nachricht sichern doch nicht ihre Richtigkeit und Wahrheit. Berichtigungen aber und Widerlegungen des Unrichtigen, Falschen, Entstellten, Uebertriebenen, der Lüge und des bösen Gerüchts sind gänzlich unmöglich. Rechnet man nun die südliche Lebhaftigkeit, Fabelsucht, Lust zu Konversiren, Freude am Auffallenden, Uebertriebenen und Wunderbaren hinzu, so begreift man, wie z. B. im Alterthume, besonders in der Zeit, wo die Sittlichkeit schon gesunken war, eine so ungeheure Masse der abenteuerlichsten und absurdesten Anekdoten sich an die Namen der bedeutendsten Menschen hängen und theilweise ihr Bild entstellen konnten; denn das Alterthum, welches so vieles besaß, entbehrte doch der großen Wohlthäterin der Menschheit, der Presse, die zwar auch der Wahrheit Wunden schlägt, aber sie auch, dem Speere in der griechischen Heroensage ähnlich, wieder heilt.

Im heutigen Rom erklärt eben jener Mangel an allgemeinen und öffentlichen Interessen, an einer mit ihnen vermittelnden Presse und an Literaturleben die ungeheure Kleinstädterei, Klatschsucht und das Gerüchthaschen, die sich in dem Rom der Fremden in einem Grade vorfinden, von welchem man gemeinhin bei uns gar keine Ahnung hat. So ist ferner Rom auch von allen europäischen Hauptstädten vielleicht vorzugsweise noch die Stadt der Glücksritter, der Abenteurer und Charlatane aller Art. Wenn man zuweilen sieht, was für Menschen sich hier Jahre lang in Credit erhalten,

so glaubt man seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Aber, wie gesagt, Rom ist nur ein ungeheurer Badeort, das Publikum jedes Jahr ein anderes, neues. Ein Abenteurer, der in dieser Saison einmal glänzend durchfällt, kann in der nächsten schon wieder oben auf sein. Denn eine Kontrole durch die Journalistik und die öffentliche Meinung existirt nicht, weil es weder eine Journalistik noch eine öffentliche Meinung giebt.

Gestern hat der heilige Vater in seiner Allokution an das Kollegium der Kardinäle die Hoffnung ausgesprochen, daß ein Konkordat zwischen dem päpstlichen Stuhle und Rußland zu Stande kommen werde. Inzwischen dauern die Nachrichten noch fort von katholischen Priestern, welche, um dem Glaubenszwange zu entgehen, aus Rußland geflohen sein sollen. Wer wird die Schmählichkeiten, welche in dieser Art in Rußland begangen sein sollen, wenn sie alle wahr sind, irgendwie zu vertreten wagen! Aber wunderlich kommt es mir doch vor, wenn ich so den römischen Geistlichen, welche von diesen Dingen erzählen, gegenüberstehe, und mir dabei einfällt, daß in Rom, wo jetzt so viel von Toleranz geredet wird, die Protestanten z. B. weder eine Kirche noch einen Geistlichen (der preußische Prädikant ist und nennt sich Attaché der Gesandtschaft, und seine Predigten sind nur als eines solchen geduldet), noch eine Schule haben oder haben dürfen, so daß hier wohnende deutsche Familien mit ihren Kindern in große Verlegenheit kommen. Von der Absperrung der hier lebenden Deutschen von aller deutschen Literatur der Gegenwart, soweit sie nicht streng katholisch ist, will ich gar nicht reden. Wenn es einmal gelingt, ein Buch wie Dahlmanns Revolutionsgeschichte oder Gervinus Mission der Deutschkatholiken durch die Zollsperre zu bringen, so ist das eine Erquickung für hunderte von lechzenden Herzen. Für sonstige Nachrichten helfen hier und da vereinzelte Winke aus, die in Privatbriefen über die Alpen kommen, und welche man sich begierig mittheilt. Denn jetzt kann einmal kein Deutscher, sei er

auch noch so fern vom Vaterlande, sich des beständig gespannten Hinblicks auf Deutschlands Gegenwart und nächste Zukunft enthalten. Die Ferne schärft und reizt nur noch das Verlangen.

Von römischen Dingen ist das Einzige, von dem ich mit vollkommener Sicherheit und Glaubwürdigkeit berichten kann, das Wetter. Seit vier Wochen haben wir das schönste gehabt, welches man sich in Rom wünschen mag, die hellsten, sonnigen Tage mit freilich kalten Morgen und Abenden, und heute ist der zweite Regentag dieser ganzen Zeit. So gut ist's den Römern schon seit mehreren Jahren nicht geworden! Als ich neulich auf den Trümmern von Roma Vecchia mich vom warmen Nachmittagssonnenscheine durchsonnen ließ, und auf der Heerstraße von Albano unter den Tritten einer Büffelschaar den Staub ganz sommerlich aufsteigen sah, streifte mein Blick über die schneeglänzenden Apenninen hinüber gen Norden, und ich dachte mit einem leisen Schauder, wie es jetzt wohl auf den heimathlichen Fluren aussehen möge. Ja, die Natur ist ewig schön in diesem Lande der Menschlichkeit, und ich sage mit meiner vortrefflichen Hauswirthin Signora Lucia: mondo e bello assai, ma gli abitanti sono cattivi, wenn ich auch das tutti, welches sie hinzusetzt, mit Ueberzeugung weglasse.

Ein römisches Volksbuch.

Rom, den 13. Dezember.

Ein in Italien sehr verbreiteter Volkskalender ist der im Kirchenstaate herausgegebene sogenannte Barba-Nera, der „Astronom der Apenninen," wie er auf dem Titel heißt, wo er zugleich in Holzschnitt mit Turban und langem Barte abgebildet ist. Als Umschrift dienen die Verschen:

Le stelle, il Sole ed ogni sfera
Col suo compasso Barba-Nera
Va misurando *per scoprire*
Tutto quello che ha da venire.

Da dieser Kalender das einzige weltliche Buch ist, welches ich in den Händen des Volks, auf dem Lande namentlich, gefunden habe, so ist es wohl der Mühe werth, dasselbe ein wenig nach seinem Inhalte zu untersuchen. Es wird sich daraus ergeben, wie sich die Pfaffen kein Mittel entgehen lassen, welches irgend ihrem Zwecke förderlich ist, das Volk in der Verdummung zu erhalten, um es desto besser ausbeuten zu können. Außer den nothdürftigsten gewöhnlichen Kalenderangaben, einigen dürftigen Notizen über Gegenstände des Ackerbaues und über ein Paar italische Städte bilden nämlich den Hauptinhalt dieses Volksbuchs zwei Dinge: Prophezeihungen über die Ereignisse des bevorstehenden Jahres im Ganzen und Einzelnen, und zweitens: Aufmunterung zum fleißigen Lottospiel.

Was die ersteren betrifft, so heißt es z. B. in dem discorso generale, der dem Kalender selbst voraufgeht, daß das Jahr 1845 von der Luna beherrscht und der Einfluß dieser Herrscherin auf die verschiedenen Ernten günstig sein werde. „Es wird also fast durchgängig das türkische Korn, der Waizen, die Gerste, das Haidekorn und ähnliche Getraidearten in Ueberfluß gedeihen. Freilich werden einigen Gegenden die atmosphärischen Einflüsse schädlich sein, aber im Ganzen wird Ueberfluß herrschen. Die Hülsenfrüchte und Gartengewächse (sie werden aufgezählt) werden gleichfalls in Fülle gerathen. Birnen, Aepfel, Nüsse, Kastanien und Eicheln nicht völlig so reichlich, aber doch genügend. Weinstock und Oelbaum werden fruchtbar sein. Die Viehzucht wird in den höheren Gegenden gut gedeihen, nicht so ganz in der Ebene. Bienen und Seidenwürmer werden einen ausreichenden Ertrag geben, und einen noch größeren denen, die gehörigen Fleiß auf ihre Zucht zu verwenden verstehen werden. Die Jäger werden mit ihrer Beute zufrieden sein.“

Von diesen Prophezeihungen kann man nun höchstens sagen, daß sie albern und kindisch, sonst aber unschuldig sind. Obschon doch nichts unschuldig heißen darf, womit man absichtlich ein Volk in der Region des Kindischen erhält. Ich rechne zu diesem Kindischen auch noch, wenn der Barba-Nera zu den Tagen und Wochen der einzelnen Monate Prophezeihungen macht, wie: daß ein Fürst eine Reise machen, Gesandte abberufen, Prinzen geboren werden, viele Bankerotte eintreten, Verläumder an den Tag kommen, brave Leute durch schlechte Menschen in schlimme Händel verwickelt, ein Stolzer gedemüthigt, ein Niedriger erhoben, Feuersbrünste ausbrechen werden und was dergleichen Possen mehr sind. Aber minder unverfänglich als diese Albernheiten ist der politische Theil dieser Prophezeihungen. Sie sind insgesammt darauf berechnet, erstens das Volk in der tiefsten Unwissenheit über den Weltlauf zu erhalten, zweitens ihm einen heilsamen Schrecken vor allen politischen Bewegungen einzuflößen, und drittens jede Nachricht von irgend einem Ereignisse in der politischen Welt, die auf irgend einem Wege zu ihm kommen könnte, von vorn herein zu verdächtigen. Ich will alle diese drei Punkte sogleich mit Belegen versehen.

Während die Gegenwart täglich die ungeheuersten Fortschritte macht, die Weltverhältnisse die wichtigsten Aenderungen erfahren, belehrt hier der Barba-Nera das Volk: daß die Weltangelegenheiten (le vicende del mondo) in dem alten Geleise ohne irgend eine wesentliche Veränderung fortgehen werden (procederanno nel solito piede, senza presentare cose insolite). Wie diese blasphemirende Prophezeihung zu verstehen sei, lehrt sofort der folgende Satz: freilich werden sich eine ziemliche Anzahl Verräther finden (traditori heißen Alle, welche jenes procedere nel solito piede etwa zu unterbrechen Lust haben sollten), aber sie werden ihrer verdienten Strafe nicht entgehen.

Was hier der Prophet in seiner Generalprophezeihung ver-

kündigt, das unterläßt er nicht, auch noch einzeln in den Specialprophezeihungen einzuschärfen, mit denen er einzelne Tage und Wochen auszustatten die Stirn hat. So heißt es z. B. am vierzehnten Februar: „Die bösen Anschläge von Projektenmachern (progettisti, könnte wohl ein Druckfehler sein für progressisti) werden verunglücken, die Schuldigen gerichtet werden. Arge Welt!“ Ebenso werden in der ersten Aprilwoche wieder Anschläge entdeckt und die Rebellen zerstreut, und in der dritten gleichfalls unruhige Köpfe bestraft werden, zum Trost aber stehen diesmal neue Gesetze und Reformen, welche der Menschheit nützen, daneben; doch ist zu fürchten, daß diese Reformen höchstens die Steigerung der bisherigen Beglückungsanstalten der Menschheit, wie z. B. Lotto und Prozessionen betreffen werden, da ja nach der Generalprophezeihung Alles auf dem alten Fuße bleiben soll. In der ersten Maiwoche wird vor Betrügern des Volks (impostori) gewarnt, die in Umlauf sind, vor argen Menschen, welche die Guten und Treuen in Unheil bringen werden, und dicht daneben steht das Unheil: discussione politiche! Jeder hüte sich vor Unzufriedenheit, denn in der vorletzten Augustwoche werden Unzufriedene bestraft werden (malcontenti puniti). Kurz, wo nur von politischen Dingen die Rede ist, fehlt neben der verdienten Strafe nie die Andeutung, daß all solches Wesen Betrügerei und Thorheit (inganni e folie) sei. Gegen Ende Novembers werden wieder Verschwörungen entdeckt werden, wodurch selbst verdiente Leute ins Unglück kommen. Aber die Ruhe wird zuletzt siegen (trionfa l'ozio). Im Dezember giebt es aber schon in der ersten Woche wieder Aufruhr in einigen Städten, und verdächtige Leute gehen um, aber schon in der zweiten Woche werden die Anschläge der Bösen zu nichte.

Man sieht: Lust zu Neuerungen giebt es überall, aber wehe dem, welcher sich auf dergleichen einläßt. Zum Ueberfluß wird noch gesagt, daß Angeber und Spione (delatori e spioni) umhergehen werden.

Ganz besonders hat es endlich der Barba-Nera auf die Zeitungsschreiber abgesehen. Freilich lies't das Volk keine Zeitung, theils aus dem einfachen Grunde, weil es nicht lesen kann; denn selbst die Leute aus dem Volke, welche etwa fähig sind, in müssigen Stunden ein Paar Prophezeihungen ihres gedachten Barba-Nera zusammenzubuchstabiren, können doch lange nicht soviel lesen, um damit eine Zeitung bewältigen zu können, selbst wenn ihnen zufällig einmal solch ein Blatt in die Hand fiele. Es ist mit dem Lesen des Volks wie mit den Schriftzeichen, die auch schon lange vorhanden waren, ohne daß darum schon geschrieben wurde. Zweitens aber lies't das Volk darum keine Zeitung, weil es keine hat.

In den kleinen Städten des päpstlichen Italiens fand ich nirgend, selbst nicht in den Café's, geschweige denn in Privathäusern, eine Zeitung, selbst nicht die über allen Begriff erbärmliche Zeitung von Rom. Dennoch aber versäumt der Barba-Nera nicht, Zeitungen und Zeitungsschreiber, welche denn doch hier und da dem Volke durch Hörensagen als die Verbreiter dessen, was in der Welt vorgeht, bekannt werden, auf alle Weise lächerlich zu machen und ihren Kredit zu untergraben. Wo sie in den Prophezeihungen genannt werden, geschieht es nur, um zu sagen, daß sie einander widersprechen (novellisti in contrasto), sich gegenseitig der Unwahrheit bezüchtigen (novellisti in contesa oder in contradizione), Luftschlösser bauen (castelli in aria dei novellisti) und so als Betrüger und Betrogene die allgemeine Verwirrung und Verwickelung, welche schon in dieser schlechten Welt herrscht, noch vermehren helfen werden. Denn schlecht ist die Welt, grundschlecht, und voll Verwirrung (mondo in generale intricato e confuso); die Heuchelei blüht und Heuchler giebt's zu Schaaren (ipocrisia commune ai giorni nostri, ippocriti a turme). Diese letztere Behauptung oder Prophezeihung ist die einzig glaubwürdige und unwiderlegliche. Barba-Nera hätte nur hinzusetzen können, daß die Lieblingsuniform dieser Geschwader

von Heuchlern meist von schwarzer Farbe sei. Ist nun schon die heutige Welt schlecht (mondo cattivo), die Bosheit in ihr herrschend, Treu und Glauben verloren (malignità commune nel mondo odierno, la buona fede perduta), die Jugend verderbt (gioventù scorrotta), die heutige Gesellschaft überhaupt voll Gefahren (odierna societa pericolosa), so ist es doch vorzugsweise schlimm bei den Völkern des Westens, bei denen alle Augenblicke Aufruhr, Empörung und blutige Kämpfe prophezeihet werden.

Bei jener Darstellung des Weltzustandes überhaupt und des italischen insbesondere, entgeht den frommen Vätern, deren Werk und Werkzeug der Barba-Nera ist, nur ein kleiner Umstand, der ihnen indessen sehr gefahrvoll werden kann, und auf den ich sie und ihre geistlichen Wahlverwandten aller Konfessionen daher in ihrem eigenen Interesse aufmerksam machen möchte. Gesetzt nämlich, die Gegner und Feinde dieses eures piede solito, dieses alten Geleises, in welchem die Weltereignisse sich bewegen, träten einmal zu den Lesern des Barba-Nera, zu euren Schafen hin und sprächen also: „Ihr guten Schafe, eure eigenen Hirten, Pfleger und Erzieher, deren Werk ihr denn doch seid, sagen täglich, daß ihr euch unter ihrer, so vielhundertjährigen Leitung und Erziehung von Jahr zu Jahr verschlechtert habt. Nun, wenn sie das selbst sagen, die es doch am besten wissen müssen, so gestehen sie damit, daß ihre Erziehungsweise eben nichts getaugt hat. Es wäre daher schon der Mühe werth, es einmal mit einer anderen zu versuchen, vorläufig aber diese schlechten Erzieher, welche selbst bekennen, daß sie mit ihrer Erziehung nichts, ja weniger als nichts ausgerichtet haben, zum Henker zu jagen, denn schlechter als sie ist kann ja die Welt nicht werden; das sagen ja eure Hirten selbst. Ihr profitirtet also jedenfalls beträchtlich, denn ihr behieltet alle eure Wolle, die jene euch abscheeren, für euch, alle eure Milch, die jene euch abmelken, für eure Kinder, und alle die Lämmer und Hämmel,

welche sie für sich einschlachten, blieben am Leben, und sprängen lustig umher auf der grünen Weide der Welt.“ Was meint Ihr, daß eure Schafe auf solche Rede zu erwiedern hätten?

Das Lottospiel im Kirchenstaate.

Rom, den 14. Dezember.

Das Lottospiel im Kirchenstaate und in Neapel erfüllt mich jedesmal mit tiefer Beschämung, denn es erinnert mich, so oft ich mich darüber empören möchte, daran, daß auch in Deutschland die Regierungen noch Spielbanken und Lotterien gegen den Strom des allgemeinen Unwillens schützen, daß man selbst in einer Sache, die sonnenhell wie der Tag daliegt, noch von oben her ansteht, dem allgemeinen Geiste der Sittlichkeit ein so geringes Zugeständniß zu machen. Aber bei uns spricht doch die allgemeine Stimme in Kammern und Petitionen, in Zeitungen und Broschüren ihr Schuldig aus. Keine Stimme der Vertheidigung wagt sich ans Licht, ohne sofort mit verdienter Schmach gebrandmarkt zu werden, ja selbst die zeitweiligen Entschuldigungs- und Beschönigungsversuche entgehen nicht den scharftreffenden Pfeilen der siegenden Widerlegung. Und daß es jetzt einer Regierung bei uns einfallen sollte, geradezu das Spiel in Schutz zu nehmen, ist eine moralische Unmöglichkeit.

Wie aber sieht es aus in dem Staate, dessen weltliches Regiment keinem geringeren als dem Statthalter Christi selbst anvertraut ist, im Kirchenstaate? Der Barba-Nera soll uns darauf die Antwort geben, denn so unglaublich es ist, so buchstäblich wahr ist es doch, daß dieses Regiment der Kirche selbst den von ihm herausgegebenen und privilegirten Volkskalender benutzt, um die schon übergroße Neigung des Volks zu dem Lottospiele noch mehr zu entflammen!

Gleich auf einer der ersten Seiten dieses Volkskalenders heißt es in dem prophetischen Avviso ai Giocatori del Lotto folgender-

maßen: Wenn die vielen sympathetischen Zahlen, welche in dem folgenden Kalender angemerkt sind, zusammentreffen werden, sei es mit der sympathetischen Zahl des Jahres u. s. f., oder mit der Zahl des Datums der Ziehung, oder den früheren Ziehungen des Ortes, für den man spielen will, oder endlich mit den algebraischen Mondzahlen jedes Trimesters, so werden diese Zahlen für die Liebhaber des Spiels (ai dilettanti) vortheilhaft sein, wie dies die Erfahrung für die Lotto's von Rom, Neapel, Toscana u. s. f. gelehrt hat, wo in den verflossenen Jahren beträchtliche Gewinnste gemacht worden sind und noch täglich gemacht werden."

Auf diese allgemeine Regel und Prophezeihung folgen dann in dem Anhange, welcher fast ausschließlich dem Lotto gewidmet ist, unter der Ueberschrift: Specchietti o cabbalette per i Lotti, in vier und zwanzig gereimten Strophen eine Anzahl kabbalistischer Spielregeln mit beigedruckten, eigends kombinirten Zahlen. Der Anfang dieser Art von privilegirter, eigends fabrizirter Volkspoesie lautet:

Son pien di speranza
Amici diletti,
Che gli ambi e ternetti
Vorrete scoprir.

Zu deutsch etwa:

Nur muthig, ihr Freunde,
Ihr nahen und fernen,
Die Amben und Ternen
Ihr trefft sie gewiß!

Darauf folgen für die Liebhaber des Lottospiels in den Lotterien von Rom, Neapel, Toskana und ganz Italien die Angaben gewisser kabbalistischer, oder, wie der Kunstausdruck lautet, sympathetischer Zahlen, und endlich eine Regel zur Kombination dieser und anderer Zahlen, deren Leichtigkeit, sagt der Barba-Nera, es den Liebhabern zur Pflicht macht, dieselben immer bereit zu haben und sie eifrig anzuwenden (a porre sempre in esecuzione), da ihnen

hiermit versichert wird, daß sie mit ihrem Resultate zufrieden sein werden, wie es schon viele vor ihnen gewesen sind. Zum Schlusse heißt es, daß es freilich auch von dieser Regel einige Ausnahmen gäbe, welche es aber dem Liebhaber nur um so mehr zur Pflicht machten, die Regel selbst möglichst oft anzuwenden (porre sovente in pratica) und zwar um die Ausnahmen kennen zu lernen, denn: audaces fortuna juvat timidosque repellit. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Hier haben wir also das jetzt in Europa wohl in seiner Art einzige Schauspiel, daß eine Staatsregierung, und zwar die des Statthalters Christi, in der einzigen, von ihr erlaubten und unter ihrem Einflusse verfaßten Volksschrift zu einem unsittlichen, verderblichen Thun, zum fleißigen Lottospiele ganz in der Weise eines Trödlers oder Würfelspielers aufmuntert, der mit seinem: Immer heran, immer heran! wer nicht wagt, der nicht gewinnt! auf Messen und Jahrmärkten Kinder und Narren in seine Bude lockt. Ja, dieses geistliche Gouvernement scheut sich nicht, zu seinem Zwecke selbst den Aberglauben der gemeinsten Art, den Aberglauben an Prophezeihungen zu nähren und zu unterstützen. Denn der Kalendermann gerirt sich von Anfang bis Ende als Prophet, und die kindisch alberne Weise, in welcher er es thut, schadet ihm bei einem Volke nichts, von dessen kindischer Wundergläubigkeit sich Niemand, der nicht in Italien lebte, auch nur den entferntesten Begriff machen kann. Damit aber auf jeden Fall der Rücken gedeckt sei, steht gegen das Ende der Prophezeihungen folgender ausdrücklicher Protest:

„In Gemäßheit der weisen, von den Päpsten Sixtus V. und Urban VIII. gegebenen Gesetze erklärt der Herausgeber des gegenwärtigen Büchleins, daß alles in demselben Gesagte nicht die Gränzen bloßer Vermuthungen, welche dem Irrthume unterworfen sind, überschreiten darf, da ohne den

göttlichen Willen die gesagten Dinge niemals in Erfüllung gehen können."

Gut gesprochen, Pater, um sich den Magen warm zu halten!

Den 13. Dezember.

Gestern Abend ist der Kaiser von Rußland auf dem Landwege von Neapel unter den furchtbaren Regengüssen, in denen sich seit gestern der Scirocco Luft macht, in der Hauptstadt der Christenheit eingetroffen, in der man ihn mit der größten Ungeduld erwartete. Seit einigen Wochen hat dieses bevorstehende Ereigniß hier in Rom fast ausschließlich die Unterhaltung in Anspruch genommen und alle übrigen Interessen zurückgedrängt. Man hat keine Vorstellung davon, wie die römische Industrie sich bereitet, die kurze Anwesenheit des goldausstreuenden nordischen Herrschers in der Cäsarenstadt möglichst auszubeuten. Hier habe ich gesehen, wie rührig diese arbeitsscheuen Italiener sein können, wenn es gilt, einen glücklichen Moment zu benutzen. Kunstausstellungen werden bereitet und die Ateliers der Mosaicisten, Steinschneider und Kunsthändler zeigen sich im festlichsten Glanze lockendster Anordnung. Man schmeichelt sich mit den fabelhaftesten Hoffnungen. Hieß es doch sogar gestern: der Kaiser habe eine ihm zu Ehren in Palermo veranstaltete Ausstellung ohne Weiteres vollständig gekauft. Sehr glaublich für die italienische Phantasie und nicht unmöglich für den Besitzer der Schätze des Czarenreichs. Aber schönes Zeug mag Allerhöchstderselbe da fürs Geld erhalten haben, denn wer nur etwas sich in Sizilien und Neapel umgethan, weiß, zu welchem Zustande des Kretinismus dort die Kunst herabgesunken ist. Aber auch die hiesige gelehrte Welt will von der Anwesenheit des Kaisers profitiren. Die Feier des Winckelmannsfestes ist verschoben, und wie es heißt werden die Herren Archäologen

den Kaiser einladen, dieser Feier auf dem Kapitole beizuwohnen und sich einige alte Vasen und Inschriften vorerklären zu lassen. Ernster ist das Gesicht, welches die anderen und namentlich die hiesigen höchsten und allerhöchsten Kreise zeigen. Man ist durchaus von dem Besuche des Kaisers noch immer überrascht, so lange und sicher er auch vorherverkündet wurde. Der Papst soll sogar der Ankunft mit einer Unruhe entgegensehen, an die ich nicht glauben würde, wenn mein Berichterstatter nicht allen Glauben verdiente. Es ist doch ein wunderbarer Umschwung irdischer Dinge! Rom, vor dem sonst die Kaiser sich in Zerknirschung beugten, sieht jetzt der Ankunft des gefürchteten gekrönten Gegners, welcher als Einzelner ihm naht, mit banger Befangenheit entgegen! Das Volk dagegen strömt der dem Kaiser zu Ehren veranstalteten Illumination zu. Ihm ist und bleibt diese Ankunft des Imperatore ein Fest, obschon man Sorge getragen hat, ihm beizubringen, welch ein gefährlicher Gegner des Katholicismus derselbe sei. Aber die Römer von heute sind nichts weniger als fanatische Katholiken, und denken bei weitem mehr an die unermeßlichen Quattrini des Russenkaisers als an seine Ketzereien. Das eigentliche niedere Volk endlich, und namentlich alle diejenigen, welche nichts von seiner Freigebigkeit erwarten zu dürfen meinen, kümmern sich gar nicht um den nordischen Barbarenkaiser. Diese Römer sind so des Größten gewohnt, daß dergleichen Erscheinungen, hinter denen unser Volk staunend herläuft, ihnen gar nicht imponiren. „Es ist der erste russische Kaiser, welcher Rom sieht," sagen sie, und damit gut. Unsere Hauswirthin ist so recht der Typus dieses römischen Wesens. Sie erzählte uns, daß sie den Kaiser, den wir noch nicht zu Gesicht bekommen, so eben auf dem Quirinal gesehen habe, aber mit einer solchen Gleichgültigkeit, als sei sie eben nur einem alten Bekannten begegnet. „Che volete! è un uomo come noi altri!" Das ist wirklich noch ein Rest der altrömischen Gravitas und des Horazischen

nil admirari, das wir Deutsche so verkehrt auffassen, als verböte der alte Römer die Bewunderung, da er doch nur die vatermichelhafte Verwunderung, das Vielgeschreimachen von kleinen Dingen gemeint hat. Der Deutsche verwundert sich tadelnd, lehrend, neidend, pharisäisch, gern über alles Mögliche, außer über sich selbst. Bewundern aber, das heißt ehrend anerkennen, ist für ihn, wie Niebuhr einmal von Rom aus schreibt, ein entsetzlich drückendes Gefühl. Und dabei halten wir uns noch für das vorzugsweise idealistische Volk, da wir doch, bei Lichte betrachtet, die kleinlichsten Realisten sind. Die Italiener, und insbesondere die Römer, mögen uns an Wissen und Gelehrsamkeit noch so sehr nachstehen, Eins haben sie vor uns voraus: sie sind des idealsten Aufschwungs fähig, denn sie sind keine Philister. —

Merkwürdig ist es, wie hiesige deutsche Korrespondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung seit dem unglücklichen Aufstandsversuche von Rimini in jener Zeitung, welche hier von allen deutschen Blättern allein gelesen werden darf, das Glück, die Verwaltung, den blühenden Zustand und die Zufriedenheit im Kirchenstaate preisen. Neulich sagte mir ein Römer, indem er mir ein Zeitungsblatt hinreichte: „weiß man denn wirklich bei Euch in Germania so gar nicht, wie es hier zugeht, daß man dort so etwas von hier aus zu schreiben wagt?“ Es war einer jener Artikel. Ich las ihn und fand, daß der Verfasser auf ein und derselben Seite die Behauptung aufstellte: daß die wahre Freiheit nirgends so vollständig wie im Kirchenstaate realisirt sei, und dieser Behauptung zugleich wenige Zeilen weiter mit der anderen ins Gesicht schlug, daß die Römer für die Freiheit noch nicht reif seien. Ich fürchte sehr, daß das mit dem Warten- und Reifwerdenlassen einmal ein schlimmes Ende nimmt. Die Früchte, welche man zu reif werden läßt, werden leicht endlich faul. Das sollte man eben so gut jenseit wie diesseit der Alpen bedenken. Italiens nächste Zukunft kann ohnehin kein menschlich Auge vor-

hersehen. Denn hier ist überall vulkanischer Boden, und unter den Blumen der Oberfläche lauert vielleicht schon die lang zurückgehaltene Gluth, welche sich einen Ausweg sucht.

Den 18. Dezember.

Diese Nacht hat der Kaiser von Rußland Rom verlassen. Ich sah ihn zuletzt gestern Abend auf der Passeggiata des Monte Pincio, wo er, wie auch an den früheren Tagen, in der schlichten Equipage seines hiesigen Gesandten, des Herrn von Butenieff, mit demselben in Civilkleidung einige Male in der Wagenreihe die Anlagen umkreis'te. Der Himmel gab ihm zu seinem Abschiedstage ein prachtvolles Schauspiel. Das Wetter, welches mit dem Tage seiner Ankunft sich zu strenger, klarer Kälte, wie man sie in Rom sehr selten erlebt (am Sonntage sah ich Eis noch Morgens nach acht Uhr), gesteigert hatte, schien gestern sich wieder zum Scirocco und damit zum Winterregen hinwenden zu wollen. Der Abendhorizont war mit milchigen Streifwolken bedeckt und über Rom lag ein leiser Duftflor gebreitet. Als sich nun die Sonne dem Untergange zuwandte, färbte sich allgemach das Gewölk zu goldener, gesättigter Rosengluth, an der nur die weißen Ränder wie Silber schimmernd emporleuchteten. Das Blau der Zwischenräume nahm jenen, im Norden ganz unbekannten, grünblauen Ton an, wie er sich nur auf altitalischen Landschaftsbildern findet, und während der Wiederschein der Abendgluthen sich allmälig rings um den ganzen Horizont verbreitete und das Blau des Himmelsgewölbes gleichsam mit einem glühend goldenen Diadem umschloß, schwamm die ewige Stadt, zu den Füßen des Berges sich unabsehbar hindehnend, im violetten Zauberdufte. Da kam der Kaiser zum letzten Male von dem Obelisken in der Mitte der Gartenanlagen hergefahren. Ich hatte Muße ihn zu beobachten. Eine stattliche Gestalt,

mit dem allervornehmsten Gesichte, das ich jemals in meinem Leben gesehen, imponirte er allen, die ihn sahen. Alles erstaunte und grüßte ihn, und er dankte, ohne Stolz und ohne Herablassung, nach allen Seiten. Außer Napoleon kenne ich kein Herrschergesicht unseres Jahrhunderts, welches so wie das seinige an die erzenen Charaktere altrömischer Imperatoren erinnerte. So straff und wie festgehämmert auch die Züge seines Gesichts erschienen, so kam es mir doch vor, als sei er innerlich angegriffen und leidend. Ein Wunder wäre es auch nicht, wenn man auch nur bedächte, daß er das ihm nächste Wesen auf Erden in Palermo, gefährdet durch Krankheit, zurückgelassen, und in Rom so eben einen fünftägigen Feldzug gegen alle Sehenswürdigkeiten dieser Stadt aller Städte, bestanden hatte. Schon um solcher Aufgabe: Rom in fünf Tagen zu sehen, nicht zu erliegen, gehört eine Konstitution von Eisen und Stahl, und wenn er vorgestern beim Heraustreten aus einem Atelier zu seinem Begleiter, der ihn noch in ein anderes führen wollte, ablehnend sagte: „Ich bin zu müde!“ so war das sicher zu glauben. Und doch hat er fast alles gesehen, vom Papste an, mit dem er eine Unterredung von einer Stunde und achtzehn Minuten, wie mein Freund, der kleine Abbate M., versichert, gehabt haben soll, bis zu den Ausstellungen, welche ihm die hiesigen Künstler veranstaltet. So ist er denn auch in der That vom Morgen bis in die Nacht nicht aus dem Wagen gekommen. Die Römer, denen schon die stattliche Schönheit seiner äußeren Erscheinung gefallen hatte, wissen nicht Gutes genug von ihm zu rühmen. Auch als Benefattore hat er sich großartig bewährt, und zugleich eben so umsichtig, indem er in den Leihhäusern alle Versatzstücke bis zu vier Scudi (sechs Thaler preußisch) hat einlösen lassen, eine wahrhaft kaiserliche Wohlthätigkeit, die eben just den Armen recht zu Gute kommt. Bei seinem Besuche im Vatikan soll er Kopien von zwanzig Statuen aufgetragen haben. Weniger erbaut sind die Veranstalter der Kunstausstellung, von

der er, so viel bis jetzt verlautet, wenig, und obenein eben das Beste nicht, anzukaufen befohlen hat. Doch läuft hier bei dergleichen Dingen gar viel Intrigue dienstbarer kleiner Geister mit unter. Von Animosität und Antipathie oder gar konfessionellem Fanatismus hat sich keine Spur gezeigt. Die Römer sind hierin toleranter als man in Deutschland denken kann, und Winckelmanns Worte: „Dieses ist ein Land der Menschlichkeit!" gilt immer noch in voller Kraft. Gott schütze dieses herrliche Land und Volk, bei aller ihm zu wünschenden Reform seiner Erziehungs- und politischen Institute, vor unserer herz- und geisttödtenden, chinesisch byzantinischen Lernerei und Wissenschafterei, die auch ihre barbarische und barbarisirte Seite hat. Sind sie doch bis jetzt vor dem Sklavenfutter der Kartoffel bewahrt geblieben, was auch ein Glück, und heutzutage ein doppeltes heißen muß, wo dieser Trost des Status quo der alten Europa in der Erde verfault.

Rom, den 18. Dezember.

Im Laufe der ersten Dezemberwochen haben wir einige der hundertzweiundsechszig größeren Kirchen Roms besucht. Als das Charakteristische des architektonischen Eindrucks bei der überwiegenden Mehrzahl aller erscheint mir Mangel an Einfachheit, Verschwendung großer Mittel zu kleinen Zwecken, Ueberladung mit unorganischen, willkürlichen und sinnlosen Zierrathen, namentlich in den Façaden, die fast alle durch ihre schwerfällige, verkropfte und verschnörkelte Bildung einen unerfreulichen Eindruck machen.

Auf einem Gange zu dem neuen Museum im Lateran besuchten wir die Kirche Santa Maria Maggiore, so benannt, weil sie von den dreiunddreißig Kirchen, welche die heilige Jungfrau in Rom besitzt, die älteste, größte und schönste, und im Range die erste ist. Ihre Lage, hoch oben auf dem Esquilin, ist die impo-

santeste von allen Kirchen Roms. Sie liegt bequem hingebreitet auf dem Rücken des Berges, zu dem man, von der Straße der Quattro Fontane kommend, hinaufsteigt. Zwei Kuppeln, je zu beiden Seiten, sind neueren Ursprungs, den alten Glockenthurm sieht man schon weit her von Monte Pincio aus in die Luft ragen. Fast alle katholischen Kirchen und Klöster haben ihre Entstehungslegende, welche die Erbauung derselben meist auf den ausdrücklichen Befehl des betreffenden Heiligen zurückführt. Hier war es der Papst Tiberius, dem im vierten Jahrhunderte die Madonna durch einen Traum den Befehl zur Erbauung ihrer Kirche gab. Zur Bestätigung des Traumes ließ sie am folgenden Tage auf dem Esquilin Schnee fallen, obschon es mitten im Sommer war. Ein altes Mosaik stellt dar, wie der Baumeister dem Papste den Plan zur Kirche in den frischgefallenen Schnee zeichnet. Die der Stadt zugewendete Hinterseite der Kirche macht einen höchst imposanten Eindruck. In der Mitte des großen freien Platzes vor derselben erhebt sich der ägyptische Obelisk, welcher einst den Eingang zu dem Mausoleum des August zierte. Auf dem Platze vor der Frontseite, die dem Lateran zugekehrt ist, steht eine der schönen Marmorsäulen des alten Friedenstempels, auf deren Kapitäl man die eherne Bildsäule der heiligen Jungfrau gestellt hat. Fast alle antiken Säulen und Obelisken in Rom sind durch irgend ein Zeichen des Christenthums, sei es ein Heiligenbildniß oder eine Inschrift, gleichsam getauft und exorzisirt. Acht schöne antike Granitsäulen stützen die untere Halle der Frontseite. Eine noch größere Säulenpracht zeigt das Innere, dessen achtunddreißig marmorne und vier Granitsäulen, so wie die marmornen Pilaster ebenfalls antiken Ursprungs scheinen. Die Mosaiken des Innern weichen zum Theil bedeutend von dem christlichen Typus ab, namentlich die an dem Bogen und über dem Seitengebälk des Hauptschiffes. Für den Reliquienfreund bewahrt diese Kirche die Reste der Wiege des Heilandes, und ein Marienbild, welches niemand anders als der

Evangelist Lukas selbst gemalt hat, und das sich deshalb auch vor acht Jahren gegen die Cholera sehr hülfreich bewies, als man es in Prozession durch die Stadt trug. Als Kunstwerk aber gab es mir freilich einen geringen Begriff von der künstlerischen Inspiration des heiligen Mannes.

Nicht weit von dieser Kirche, gleichfalls auf dem Esquilin, liegt die schöne Kirche, San Pietro in vincoli geheißen, weil in ihr die Ketten des Apostels aufbewahrt werden. Auch diesen christlichen Tempel muß das alte Heidenthum stützen. Denn die zwanzig kannelirten Marmorsäulen, so wie die zwei Granitsäulen, welche das Mittelschiff tragen, sind Werke antiker Skulptur. Nicht minder ist es ein marmorner Badesessel, der jetzt als Bischofsthron dienen muß. Auf einem Freskogemälde im Innern sah ich zum ersten Male den Teufel mit einem Engel associirt. Beide wandeln nämlich durch die Straßen des pestkranken Roms, und der schwarze Unhold thut auf Geheiß seines weißen Begleiters so viel Stöße mit seinem Speere an die Thüren der Häuser, als Menschen in denselben nach dem himmlischen Rathschlusse an der Pest sterben sollen. —

An dem Grabdenkmale Papst Julius II. befindet sich Michel Angelo's sitzender Moses, des großen Meisters gewaltigste plastische Schöpfung, das Höchste, was christliche Plastik der Blüthezeit christlicher Kunst hervorgebracht hat. In diesem riesigen Heros eines Volks, das auf die Weltgeschichte mächtiger als alle Völker der Erde eingewirkt hat, scheint mir der Meister gleichsam seinen eigenen gewaltigen Geist verkörpert zu haben. In übermenschlicher Größe sitzt er da, das rechte Knie vorgestreckt, über dem die Fülle der Gewandung in gewaltigem Gefält zum Schoße abwärts niederfließt. Der linke Fuß ist nach hinten weit zurückgezogen und nur mit den Zehen aufgestemmt, wie eines, der sich jeden Augenblick zu erheben gedenkt. Er stützt den rechten Arm auf die Gesetztafeln unter demselben; und während er die rechte Hand auf die oberen Kanten

der Tafeln ruhen läßt, deutet er mit der linken auf sie hin, und mir ist, als vernähme ich aus seinem Munde die Worte: „Dies ist das Gesetz Jehovah's!“ Und nun ließ ich von den gewaltigen Gliedern des Rumpfes den Blick aufwärtssteigen zu der Majestät des Hauptes, von dem die Fülle des Bartes wie ein Wassersturz bis zum Gürtel niederwogt. Der Kopf ist von rechts nach links gewendet, wie beim vatikanischen Apoll. Es ist etwas Uebermenschliches in diesen Zügen, die den nationellen Typus des alten Judenthums in seiner ganzen Strenge zeigen: eine wilde Erhabenheit, eine eiserne Unerbittlichkeit, die ganze Starrheit des Buchstabengesetzes ist hier verkörpert. Es ist der Heros, der Herrscher, welcher sein versklavtes Volk mit eiserner Hand aus der Erniedrigung emporriß, und der, um es in Elend und Noth zur Freiheit reifen zu lassen, selbst dem Glücke entsagte, das Land der Verheißung zu schauen. Wie er so dasitzt in seiner Gewaltigkeit, auf dem Haupte zwischen den Locken emporstarrend die Strahlenhörner, mit der Rechten den Bart in seiner Mitte fassend, die Brust und die gewaltigen Arme in voller, nackter Mächtigkeit, würde ein Hellene vielleicht in ihm einen der trotzenden, himmelstürmenden Riesen erkennen. Die Bekleidung der Beine ist die, welche wir an den antiken Statuen gefangener Barbarenkönige auf römischen Triumphbogen wahrnehmen. Bei der sitzenden Haltung mag dem Künstler der nach ihm benannte Torso vorgeschwebt haben. Sie ist von so überwältigender Macht, daß Goethe noch vierzig Jahre nachher gestand, daß er sich den Moses nicht anders als sitzend vorzustellen vermöge. So sehr hatte Michel Angelo's überkräftiges Werk sich seiner Einbildungskraft bemächtigt. —

Wunderbar! Wozu hat es die christliche Plastik hier in diesem Meisterwerke ihres Meisters gebracht? Zu einer Verkörperung des schaffenden Genius, der in dem Künstler lebte, nicht zu einem Götterbilde des Phidias, vor dem sich der Meister selbst auf's Knie gezogen fühlt. Als Michel Angelo sinnend vor seinem eben

vollendeten Werke stand, gab er ihm einen Schlag mit dem Hammer auf das Knie, indem er ihm zurief: perchè non parli! (warum sprichst du nicht!) Ein Frate, welcher sich zu uns gesellt hatte, zeigte uns die Stelle, welche der Schlag des Hammers getroffen. Dies Wort ist wie das Werk selbst sehr bezeichnend für den Unterschied der christlichen von der antiken Plastik.

Ich weiß es nicht anders zu sagen als: in diesem Werke der christlichen Plastik geräth diese Kunst mit dem christlichen Prinzip, aus welchem das Werk hervorgegangen, in einen schneidenden Widerspruch. Das Werk eines Künstlers, welcher in der Transcendenz christlicher Weltanschauung wurzelt, wird ihm unter der Hand Ausdruck der Immanenz. Michel Angelo portraitirt sich selbst in der ganzen wilden Mächtigkeit seines Geistes, während die antike Plastik, indem sie für den Gott nichts als die menschliche Urform der Schönheit und Erhabenheit erstrebte, sich aus der Immanenz zur Transcendenz des Götter- und Heroenideals erhob. Beide erreichen so das Gegentheil dessen, wovon sie ausgehen.

Aber Michel Angelo wurzelte nicht so fest in seiner transcendenten christlichen Weltanschauung, wie Phidias in der seinigen. Dieser Moses war ihm zu schaffen gleichsam nur ein Spiel, denn er mußte von vorn herein auf die Erreichbarkeit des Urbildes verzichten, von dem er nur ein menschliches Abbild lieferte. Dem Griechen aber lag nichts mehr zwischen seinem Werke und dem Urbilde. Abbild und Urbild waren Eins, sobald das erste vollendet dastand. Die sitzende Statue des olympischen Jupiters, den Phidias erschaffen, war der olympische Donnerer selbst. Was folgt daraus? Nur diejenige Kunst vermag das Ideal zu erreichen, in deren Weltanschauung Urbild und Abbild, das Ideal und seine künstlerische Verwirklichung in einander aufgehen. Darum aber ist auch eine spezifisch christliche Plastik in der Vollendung der antiken eine Unmöglichkeit.

Es ist schon oft bemerkt worden, daß der Stil des Michel

Angelo'schen Werks durchaus malerisch ist. Der Grund davon liegt in der vorwaltenden Subjektivität der christlichen Weltanschauung, welche mit ihrem steten Hinausdringenwollen in das Unendliche zu dem antiken Prinzipe objektiver Insichgeschlossenheit den schärfsten Gegensatz bildet. Der Künstler, welcher den Moses schuf, wollte eigentlich den Geist Gottes darstellen, dessen Gefäß die endliche Gestalt ist. Darum eben konnte er kein Mosesideal in dem Sinne eines griechischen Jupiter- oder Herkulesideals darstellen, denn das Unendliche und Uebermenschliche entzieht sich einer Weltanschauung, welche von vorn herein darauf verzichten muß, das Unendliche durch das Endliche auszudrücken. Wenn daher dem christlichen Künstler die Darstellung des Moses in dem für die christliche Weltanschauung vollendetsten Maße gelang, so war es nur deshalb, weil er seine eigene gewaltige Subjektivität in diese Grundgestalt des alten Gesetzbundes hineinlegen konnte. Sein Christus dagegen in der Kirche Maria sopra Minerva, der Gott der Liebe und Demuth, widersprach dem eigenen, innersten Wesen des Künstlers selbst, und dies ist der Grund, weshalb dieses Werk seines Meißels uns weit hinter der unendlichen Idee zurückzubleiben scheint, welche es doch vor unsere Augen hinzustellen bestimmt ist.

Aber welch ein Widerspruch liegt in der Aufstellung dieses Moses selbst in einem Tempel der christkatholischen Kirche, während dieselbe Kirche die treuen Bekenner seines Gesetzes mit der tiefsten Verachtung brandmarkt!

Nachmittags fuhren wir zur Porta Pia hinaus nach dem Mons Sacer, dem heiligen Berge der altrömischen Plebejerfreiheit. Auf dem Wege dahin besahen wir die beiden hart an der Straße der alten Via Nomentana liegenden Kirchen S. Agnese und S. Costanza, beide aus der Zeit Kaiser Constantins des Großen ihre Erbauung datirend, die letztere ursprünglich ein Mausoleum der kaiserlichen Familie. S. Agnese erscheint durch die allmälige Erhöhung des umgebenden Terrains fast zur Hälfte in die Erde ver-

sunken. Man steigt über funfzig Stufen hinab zu dem Seiteneingange. Werthvolle Reste antiker Plastik in Sarkophagen, Reliefs, Kandelabern, Sesseln und kostbaren Säulen, deren sechszehn größere von buntem Marmor das untere, eben so viel kleinere das obere Stockwerk tragen, verkünden das Alter des Baues und die Nähe alter Prachtbauten, auf deren Kosten er ausgeführt wurde. Eine unbeschreibliche Oede liegt über dem Ganzen dieser einsamen, von Trümmerschutt und wucherndem Gestrüpp umgebenen Kirche. Nur einmal im Jahre wird sie belebt, wenn der Papst hier am einundzwanzigsten Januar die Lämmer weiht, aus deren Wolle die Pallia gemacht werden, welche er den Bischöfen und Erzbischöfen verleiht. Die heilige Agnes selbst ist abgebildet auf einem Mosaik der Tribüne zwischen den Päpsten Honorius und Symmachus. Mir fiel ihre regelmäßig schöne Gesichtsbildung auf, die durchaus nichts von der typischen Starrheit der byzantinischen Mosaiken hat. Auch der Papst Honorius hat ein ausdrucksvolles, edles Gesicht. Aber über alles anziehend war mir die Betrachtung der Christusbüste von Michel Angelo, welche in einer Seitenkapelle steht. Die Kenner wollen sie ihm absprechen, weil die Ausführung Schwächen habe. Was ich sah war nur der unvergleichliche Ausdruck tiefer Innerlichkeit und spiritualistischer Begeisterung in dem jugendlich männlichen Kopfe, der mich lebhaft an den Tizianischen Christus auf dem Zinsgroschenbilde erinnerte. Stirn und Nase unbeschreiblich edel, das Ganze der Ausdruck reiner, geistverklärter Menschlichkeit. In dem Munde die höchste göttliche Milde, welche wunderbar den hohen Ernst der Stirn mäßigt. Das ist der Mund, welcher der Samariterin verzieh, und von der Ehebrecherin sagte: „wer wirft den ersten Stein auf sie?“ Für die Irrthümer, welche der helle Geist der Stirne als möglich, als natürlich erkannte, hatte der liebevolle Mund ein mildes, tröstendes Gnadenwort. Ach, wenn man die sündige Menschheit reformirend zur Freiheit erheben will, muß man selbst ein Mensch, kein strenger Gott sein, welcher

nicht selbst den Zwiespalt der Doppelnatur im Menschen empfunden hat!

Nur wenige Schritte von S. Agnese liegt der von vier und zwanzig granitnen Doppelsäulen getragene Rundbau der kleinen Kirche S. Costanza, ein wunderlich barockes Gemisch eines heidnischen Bacchustempels und einer christlichen Kirche. Auf heidnischen Ursprung deuten offenbar die, wie es mir schien, übermalten und schlecht restaurirten Mosaikdarstellungen der Weinlese, des Kelterns u. s. f.

Aber wie doppelt herrlich funkelte die Sonne in der erquicklichen Frische der klaren Herbstluft, als wir aus der modergrünen Feuchte der dumpfen Hallen und Gänge wieder auf die Heerstraße zurückgekehrt, der alten Nomentanischen Brücke (Ponte Lamentano nennt sie das Volk) zurollten, deren massiger Bogen sich mit einem kühnen Satze über den reißenden Teverone schwingt. Höchst malerisch liegt sie da mit ihrem alten Befestigungsthurme, das Werk des kühnen Narses, der die von Totila zerstörte wieder erbaute. In der Nähe uraltes Mauerwerk von Tuffquadern und halbzerstörte Grabdenkmäler, Baureste aus der römischen Republikzeit. Am Fuße des Mons Sacer, vor einer verfallenen Schenke, zu der ein altes Grabmal eingerichtet worden war, saßen zechende Carretieri aus dem Gebirge beim Wein. Wir bestiegen den Hügel und labten uns an der köstlichen Aussicht auf Campagna und Gebirge, von denen herab uns die wohlbekannten und geliebten Orte: Tivoli, Frascati, Marino und Castel Gandolfo entgegenglänzten. Diese Fahrten in die Campagna sind so schön, daß man gar nicht begreift, wie man sie später entbehren soll!

Beim Zurückfahren, als die Sonne nur noch so eben über dem Horizonte schwebte, fanden wir die kühle Straße, welche von der Fontanone di Termini zwischen hohen Gartenmauern der Porta Pia zuläuft, sehr belebt. Mehrere Kardinäle und Monsignoren, die sich in den besuchteren Straßen Roms nie spazierengehend zeigen, lustwandelten hier, von ihren Kavalieren und Dienern gefolgt.

Die schweren, rothen Staatskarossen mit den kolossalen, federbusch-gezierten Rappen hielten in einiger Entfernung. Auch andere Geistliche und vornehme Römerinnen hatten heute diesen Spaziergang gewählt, und doch war es zwischen diesen Mauern so unheimlich kalt und sonnenlos! und draußen lag die ganze entzückende Campagna offen, in der ich niemals noch einer spazierenfahrenden Equipage römischer Großen begegnet bin. Und auf dem Monte Pincio und seiner Passeggiata, wo wir die Sonne untergehen sahen, war alles so goldhell und klar! Es sind wunderliche Käuze diese Römer und die Schwarzröcke insbesondere. Die letzteren sieht man fast immer paarweise gehen und dann stets im eifrigsten Gespräche. Gehen sie einzeln, so lesen sie, selbst die höchsten Geistlichen, meist immer in ihrem Brevier mit mehr oder weniger lauter Stimme. Da sie nämlich für den Tag eine bestimmte Anzahl Gebete abzubeten haben, so gewinnen sie auf den Spaziergängen an Zeit und geben zugleich dem Volke ein erbauliches Beispiel. Christlich, im Sinne Christi, ist dieses öffentliche Beten freilich nicht, aber wie wenig hat auch das offizielle Christenthum, hier wie aller Orten, überhaupt noch mit Christus zu schaffen!

Den herrlichen Spaziergang, die Passeggiata des Monte Pincio, verdanken die Römer auch den Franzosen (benedetti siano! setzt Signora Lucia hinzu, so oft sie ihrer gedenkt), wie so manches andere, als z. B. die Erhaltung der Logen Raphaels, des Kolosseums und der Titusthermen Wenn man hier auf diesen hohen Terrassen auf und niederwandelt, ganz Rom unter sich, umgeben von Allem, was die Welt Schönes und Ausgezeichnetes hat, da verlernt man das kleinliche Sichverwundern. Man ist auf einem Spaziergange, den europäische Sommitäten allabendlich besuchen. Dort der kleine Mann mit dem feinen Gesichte, von langem Haar umwallt, im schwarzen Oberrocke, ist Cornelius, der grauröckige Sohn Albions hinter ihm ist der Chinesenbezwinger Sir Henry Pottinger, der junge Reiter dort neben der schwarzgewandeten Amazone ist ein

Enkel Napoleons, und keine fünfzig Schritte von ihm spaziert im hochzugeknöpften Oberrocke, nur von einem Adjutanten begleitet, der Kaiser von Rußland. Da wimmelt es um diese Sonnenuntergangsstunde von glänzenden Equipagen, in denen die schönen, stolzen Fürstinnen Roms sitzen, die Colonna und Borghese, die Rospiglioſi, Braschi, Doria, Piombini und wie sie alle heißen, neben sich nicht selten ihre Kinder mit den in Goldschmuck und Farben strahlenden Ammen aus den Gebirgen. Alle Nationen der Welt wimmeln, alle Sprachen der Erde schwirren durcheinander. Da kommen zwei und zwei die Zöglinge der Propaganda und des Collegio Romano einhergezogen in ihren brandrothen oder schwarzen und violetten Roben. Pfaffen und Mönche aller Arten, Grade und Trachten, von dem langbärtigen, demüthig schmutzigen Kapuziner in der groben, braunen Frieskutte und den nackten Füßen bis zu dem stolzen, fein in Weiß und Schwarz gewandeten, vornehmblickenden Dominikaner und den schlanken, feinen Jesuitengestalten mit den schlangenklugen Augen in den ausdrucksvollen bleichen Gesichtern. Welch eine Welt von Romantik und Poesie, die man im protestantischen Norden nur noch als eine verklungene Fabel kennt! Wie voll stolzen Selbstbewußtseins ist die Haltung dieser theokratischen Republikaner, deren jeder sich als einen Kandidaten der dreifachen Krone zu fühlen scheint. Denn die hierarchische Verfassung der katholischen Kirche basirt streng genommen auf den erdenklichst demokratischen Grundsätzen. In diesem geistlichen Janitschaarenstaate gilt kein Adel, kein Privilegium der Geburt, des Bluts, des Besitzes. Alle sind gleichberechtigt zum Höchsten. Der Katholizismus, gedacht als Katholizismus, d. h. als Allgemeinheit der Bildung, der Gesittung und der Humanität, ist die höchste Aufgabe, zu deren Lösung das Menschengeschlecht berufen ist. Eine allgemeine Kirche des Geistes, worin alle Priester und keine Laien mehr sind, — selig die Augen der Geschlechter, welche sie einst erblicken werden!

Auf dem Monte Pincio kommen dergleichen weltgeschichtliche Grillen von selbst, weil man sich von allen Elementen der Welthistorie und des Weltlebens umgeben sieht. Aber man hat darum auch noch Augen für die Schönheitspracht dieser herrlichen Weibergestalten, die in so stolzer Ruhe auf den Atlaspolstern ihrer Karosse sich wiegen und mit so vornehmer Fremdheit auf den unscheinbaren Fußgänger niederblicken.

Rom, den 20. Dezember.

Gestern feierte das deutsche archäologische Institut (L'Instituto di corrispondenza archeologica), welches seinen Sitz auf dem Tarpeischen Felsen des Kapitols hat, den Geburtstag seines ideellen Begründers, des unsterblichen Winckelmann, des Vaters der neueren Kunst- und Alterthumswissenschaft, in einer solennen Adunanz, der ersten dieses Winters. Alle Vorlesungen wurden in italienischer Sprache gehalten. Für einen guten deutschen Patrioten drängte sich dabei unwillkürlich die Betrachtung auf, daß wir doch auch selbst in der Wissenschaft noch nicht einmal dahin gekommen sind, dem Nationalgefühle irgend eine Konzession zu machen. Hier hatten wir eine wissenschaftliche Gesellschaft und eine Feier, deren wesentliche Bestandtheile deutsch sind. Ursprung und Stifter dieses Instituts sind deutsch. Der Protektor ein deutscher König (der König von Preußen), sein Präsident ein deutscher, gefürsteter Staatsmann (Fürst Metternich). Die besoldeten Beamten des Instituts sind Deutsche und von deutschen Mitteln unterhalten. Und doch ist für alle Vorträge, Reden und Schriften die deutsche Sprache ausgeschlossen! Ja, selbst an dem Tage, wo es galt, das Gedächtniß eines Mannes zu begehen, der, wie Winckelmann, Deutschlands Wissenschaft und Literatur mit unvergänglichem Ruhme geschmückt hat, der als Deutscher (wenn auch ausdrücklich nicht als Sachse

oder Preuße) ein Patriot war wie wenige, der, just wie Lessing, deutsche Nationalität in der Literatur und Sprache zu vertreten sich zur Aufgabe machte, — selbst an einem solchen Tage durfte kein einziger der Deutschen, welche hier Vorträge hielten, vor einer Versammlung, die zur guten Hälfte aus Deutschen bestand, in der Gegenwart eines deutschen Fürsten, welcher der Bruder des Protektors, unter dessen Schutze das Institut fortbesteht, ein Wort in deutscher Sprache, in der Sprache des Mannes hören lassen, dessen lorbeerbekränzte Büste allein daran erinnerte, welcher Nation hier eigentlich die Stimme von Rechtswegen gebühre. Die deutsche Sprache ist statutenmäßig ausgeschlossen. Nur die italienische und französische sind erlaubt neben der lateinischen. Giebt es ein Volk, ein großes Volk, dessen Gelehrte so alles Nationalgefühl verläugnen dürfen?! Auch die Vorträge selbst waren wenig erbaulich. Vergebens hoffte man irgend einen allgemeinen Gedanken zu vernehmen, einen Rückblick auf den großen Gründer und Eroberer der Kunst-Wissenschaft, dessen Diadochen diese Herren sein wollen; kein Wort, das mit Feuer und Leben dem Alterthume und seiner Kunst, der Schönheit und Idealität ihre Stellung, ihr Verhältniß und ihren Beruf in dem Leben und Thun der Gegenwart vindicirt und die Zuhörer erwärmt und begeistert hätte. Nichts von dem, was einer antiken Feier ähnlicher Art das Wesentlichste, was ein Beweis gewesen wäre, daß diese Studien des Lebens und der Kunst des Alterthums auch wirklich in Saft und Blut übergegangen und auf die Gestaltung unseres Lebens von Einfluß geworden wären. Diese kleinen Aufsätze über Vasenbildchen, wie es tausende giebt, in allen Ehren! Sie mögen in einer gewöhnlichen Versammlung der Mitglieder unter sich an ihrem Platze sein; an einem Feste zum Ehrengedächtnisse Winckelmanns, vor einer zahlreichen gemischten Versammlung waren sie es nicht. Diese Ablesereien waren theils wegen der Formlosigkeit des Vortrags, theils wegen der Gegenstände unverständlich und sterbenslangweilig. Ein deutscher Schulaktus ist

dagegen interessanter. Ueberhaupt ist es mit der Gestaltung der Archäologie, wie sie hier von den Deutschen in Italien gehandhabt wird, eine eigene Sache. Ich glaube, daß man sich darüber in Deutschland vielfach täuscht. Daß die Kunstgeschichte seit Winckelmann, d. h. seit fast hundert Jahren, keinen Fortschritt gemacht hat, gestehen selbst die Freunde des gegenwärtigen Zustandes in unbewachten Augenblicken. Die Thatsache aber ist die, daß sich das Interesse von dem eigentlichen Kunstgehalte, also von dem Wesentlichen der Kunstarchäologie, ab- und dem Wuste des Mythologischen zugewendet hat. Seit Winckelmann hat in Rom z. B. die bei jenem noch so in den Anfängen liegende Geschichte und Erkenntniß der römischen Kunst, über welche Winckelmann noch die irrthümlichsten Ansichten hatte, keinen Schritt weiter gethan. Und doch haben die Archäologen hier in Rom und Italien just ein Feld, wo die größten Denkmäler aller Perioden erhalten und ihrer Zeitbestimmung nach gesichtet vor ihnen stehen. Das einzige archäologische klassische Werk seit Winckelmann, Feuerbach's vatikanischer Apoll, ist in Deutschland von einem Manne geschrieben, der Italien damals noch nicht gesehen hatte! Mit dem Gehalte, der Gedankentiefe, ja selbst mit der Gelehrsamkeit dieses einen Buches läßt sich nichts von all den Schriften vergleichen, welche die Bände der Institutsannalen enthalten. Statt den Geist wahrer deutscher Wissenschaft und Gedankenbildung in Italien einzubürgern, haben die deutschen Archäologen in Rom sich vielmehr von dem Kleinkram italienischer, atomistischer, zusammenhangsloser Behandlungsweise überwältigen lassen, und haben sich so gerade von der Bahn desjenigen, den sie in Festen und Festreden feiern, von der Bahn Winckelmann's, völlig entfernt. Mit dem archäologischen Institute steht die unter Pius VII. gestiftete archäologische Akademie in einem Verhältnisse der Rivalität auf dem gemeinsamen Gebiete.

Rom, den 21. Dezember.

Wie ich meinen Tag eintheile und zubringe? Einfacher, als Ihr Euch vorstellen mögt. Von früh fünf oder sechs Uhr an bis gegen Mittag wird fleißig gearbeitet, dann ein zweites Frühstück im Hause eingenommen, und nach demselben beginnt der Besuch der Kunstwerkstätten der bedeutendsten Künstler, so wie der Museen und Gallerien. Montag und Donnerstag sind den Sammlungen des Vatikan und Kapitol gewidmet, welche an diesen Tagen allein für zwei Stunden geöffnet sind. Ist das Wetter günstig, so geht es auch wohl in die Campagna hinaus, welche wir nach allen Richtungen hin durchstreifen. Cäcilia Metella und Roma Vecchia, das Thal der Egeria und die Wasserleitungen an der Tavolata, Ponte Mammolo und die Steinbrüche der Cervera, Torre dei Schiavi, der heilige Berg und die Narsesbrücke, das einsame, falkenumflatterte Castell Giubileo in der Nähe des alten Fidenä, Torre del Quinto und Prima Porta sind die bliebtesten Punkte, welche wir in bester Gesellschaft zu besuchen nicht müde werden. Oder es lockt uns auch eine der zahlreichen Villen in und außer Rom mit ihren Naturschönheiten und Kunstschätzen in ihre grünen Schatten. Nach Ave Maria sind wir wieder zu Hause in unserer traulichen Casa Santini, und Signor Luigi, unser vortrefflicher Wirth, rüstet die Cena, die Hauptmahlzeit, bei welcher seine Gemahlin, Signora Lucia, die Konversazione macht. Durch letztere erweitere ich auf die angenehmste Weise meine Kenntniß der Sprache, während ich zugleich durch den täglichen genauen Verkehr mit den Leuten Weise und Charakter des Volks kennen lerne. Die Frau ist eine Römerin von guter Familie, der Mann ein vor mehr als zwanzig Jahren eingewanderter Provinziale aus Arezzo. Dadurch wird sogleich, wie in allen ähnlichen Fällen zu Rom, das eheliche Verhältniß zu seinem Nachtheile bedingt. Die Frau ist Gebieterin im Hause, der Mann ihr gehorsamer Diener und das im eigentlichsten

Sinne des Worts. Denn während Signora Lucia, die obenein kinderlos ist, sich um gar nichts bekümmert, versieht der treue Signor Luigi die gesammte Haushaltung in der musterhaftesten Weise. Er ist unser Aufwärter und Kleiderreiniger, er fegt die Zimmer, besorgt unser Frühstück, macht die Einkäufe zur Tafel und versieht zugleich die gesammte Küche, wobei Signora Lucia, die sehr spät aufsteht, ihm nur wenig zur Hand geht. Dafür aber macht sie uns bei Tische die vortrefflichste Konversazione, und zeigt sich in sehr vielen, namentlich religiösen Dingen, bei weitem aufgeklärter und freisinniger als ihr sehr streng gläubiger Gemahl. Wenn nun aber der letztere sich zu allen jenen Diensten und Verrichtungen für uns herabläßt, so verliert er doch dabei niemals das Bewußtsein menschlicher Würde, sondern fühlt sich stets als Galantuomo und durchaus als unseres Gleichen, und er würde es den Fremden übel empfinden lassen, der sich einbilden wollte, er sei mehr oder Besseres, weil er mehr Geld habe. Dies ist durchgehender Grundzug der Römer, und auf dieser, von aller Bedientenhaftigkeit freien Selbstachtung beruht die feine, formenvolle Art des Benehmens, welche mir im Umgange mit ihnen täglich lieber wird. Ihre Sprache, so voll graziöser und verbindlicher Wendungen, ist dafür der rechte Ausdruck.

Zuweilen kommt es bei der Konversazione auch zu religiösen Gesprächen. Unsere Wirthsleute wissen, daß wir Ketzer sind, aber nie lassen sie es uns auf eine Weise merken, welche irgendwie an Intoleranz erinnerte. Gestern z. B. sagte Frau Lucia, als die vielen verschiedenen Religionen zur Sprache kamen: „Wir sind alle Gott angenehm, wenn wir recht thun: far' l'obbligo del suo proprio stato c' è far' la purificazione dell' anima e la venerazione del spirito santo." — Aber sagen das Eure Priester auch? — „Ach, was Priester! Man muß nicht Alles glauben, was die Priester sagen." In demselben Augenblicke trat der Kapuziner des Hauses, Fra Cristoforo, ein, um seine Wochengabe zu empfangen.

Er hatte einen Zank mit einem andern Ordensgliede gehabt, von dem er sehr aufgeregt erzählte. Als er gegangen war, sprach Signora Lucia viel von dem Hasse und der Feindschaft der Mönchsorden und Priester untereinander, wobei sie mit den Worten schloß: nessun odio è simile all' odio de' preti e de' frati. Auf das weltliche Regiment der Pfaffen ist sie nun vollends schlecht zu sprechen und rühmt dabei fortwährend die vortreffliche Justiz und die guten Einrichtungen der französischen Zeit. Als ich sagte, daß der Anblick der widerwärtigsten Krüppelgestalten, welche die Polizei auf allen Straßen und Plätzen betteln lasse, für Frauen in gewissen Umständen sogar gefährlich werden könne, erwiederte sie mit komischen Zorn: Se i Cardinali e i Monsignori fossero una volta gravidi, la cosa sarebbe abbolita in un momento, ma altramento — mai! Kann man die Einwirkung des Cölibats auf die Polizeiverwaltung komischer bezeichnen? Vor dem Papste haben alle beide nicht eben große Ehrfurcht: er sei eben zu alt und schwach und gar zu sehr unter dem Einflusse seines Barbiers oder vielmehr dessen Hälfte, und seine Neigung zum Weine giebt zu manchem Scherzwort über den spirito divino Anlaß, welcher in der Aussprache von spirito di vino nicht zu unterscheiden ist. Dennoch ist die Frau schon als geborne Römerin viel freisinniger in allen religiösen Dingen als der Mann, bei dessen Eintritte daher auch oft ein ketzerisches Gespräch schnell abgebrochen wird. Denn Signor Luigi ist streng gläubig und sehr gut geschult. Wir haben oft die feste Geschlossenheit seines religiösen Systems zu bewundern. „Wer kann die heilige Dreieinigkeit begreifen?“ rief er einmal aus. „Ci vuol' fede e credenza! Wir sollen sie aber auch nicht begreifen, perchè Iddio non avrebbe piu niente per se, e noi saremmo i suoi eguali! (denn sonst würde ja Gott nichts mehr vor uns voraus haben!)“ Dabei erzählte er eine Geschichte: wie der heilige Augustinus einst über die heilige Trinität gegrübelt, da habe er ein Kind gesehen, welches mit einer Muschel Wasser aus dem Meere

schöpfte. Als der Heilige fragte, was es beginne, erwiederte das Kind: voglio vuotare il mare! (ich will das Meer ausschöpfen). Ma questo non è possibile, versetzte der Heilige. Just so möglich, versetzte das Kind, indem es plötzlich zu einem Engel ward, als dein Streben, das mistero della s. trinita zu ergründen.

Als es sich um die Wunder der Heiligen handelte, welche doch auch sterbliche Menschen gleich uns gewesen, belehrte er uns: „Nicht der Heilige thut die Wunder, sondern Gott thut sie durch ihn. Nicht das Messer schneidet, sondern die Hand, welche es führt. Darum," fuhr er fort, „kann auch Niemand heilig gesprochen werden wegen der Wunder, die er bei Lebzeiten verrichtet, sondern ci vuole tre miracoli di prima classe dopo la morte (dazu gehören drei Wunder erster Klasse nach dem Tode). Denn bei Lebzeiten kann dabei qualche inganno (irgend ein Betrug) Statt finden, was nach dem Tode nicht möglich ist. Denn da zeigt Gott selbst durch die Wunder, welche er von dem Todten geschehen läßt, daß derselbe ein Mann war, der ihm treu gedient hat (chi ha ben servito Iddio)."

Daß in dem Volke ein Bewußtsein lebt über den allgemeinen schlechten Zustand der Dinge geht oft aus seinen Scherzreden am deutlichsten hervor. Signor Luigi erklärte uns einmal, daß kein Schneider in Rom Kleider ausbessere, wenn er auch wenig Verdienst habe, und daß wir uns in solchen Fällen an die Bewohner des Ghetto wenden müßten. „Aber, wovon leben denn die Schneider," rief Freund H. aus, „sie können doch nicht immer nur Neues arbeiten?" „Wovon sie leben? Gerade so fragte auch der heilige Vater einmal den Kardinal Vicario, als sie beide zusammen auf der Loggia von San Pietro standen, und der Papst das arme Volk gesegnet hatte, von dem der Platz ganz voll war: Dite mi da che vivono questa povera gente?" Santissimo padre, antwortete ihm der Kardinal, l'uno buschera l'altro, e poi c'è uno, chi li buschera tutti (einer betrügt den andern, und zuletzt ist einer da,

der sie alle betrügt)! Diese und ähnliche kleine Züge haben jedenfalls den Werth, daß sie einen Blick in die Volksstimmung und Ansicht thun lassen. Von den Sprichwörtern, mit denen sowohl unsere Wirthin wie ihr Gemahl höchst freigebig sind, habe ich mir schon eine ganze Sammlung angelegt. Es ist viel Feines und Treffendes darunter, und viel Charakteristisches für Sinnesart und Lebensanschauung der Römer. Einmal, wie wir von schneller Beförderung im Staatsdienste sprachen, sagte Signor Luigi: dazu bedarf es: una brava conoscenza e un diavolo chi ti porti! Bei der Erwähnung eines ungerathenen Mitgliedes der fürstlichen Familie Piombini hieß es: non c'è casa senza tegola rotta. Unser spätes Aufsitzen bei den Büchern wird gescholten mit dem so bezeichnenden römischen Sprichworte: Chi troppo studia men' impara! Unpassende Neubegier bringt ein la gente ben nata non cerca li fatti d'altrui! zu Wege, und einer übereilten und daher öfters Verwirrung anrichtenden Ausläuferin ruft Signora Lucia wohl zu: fate piano, perchè io ho prescia! Als ich aber auch einmal ein deutsches Sprichwort, jenes bekannte: „Umsonst ist der Tod!" anbrachte, erhielt ich augenblicklich die Entgegnung: Perdoni, Signore, la morte è un tributo alla natura, ma li quattrini vogliono quelli, chi restono nel mondo. Es sind feine, gebildete und dabei wohlwollende Menschen, mit denen jeder vortrefflich auskommt, der sie rücksichtsvoll behandelt. Aber sie verzeihen keine Rücksichtslosigkeit, und daß große Gelehrsamkeit ein unbeholfenes Betragen entschuldige, davon haben sie nun gar keinen Begriff. Als ich einmal einen Freund, der das Mißfallen unserer Wirthin erregt, auf diese Weise entschuldigen und in ihrer Achtung wieder herstellen wollte, kam ich schlecht an. „Es ist eine schlechte Gelehrsamkeit," fuhr sie auf, „wenn sie die Menschen unhöflich macht. Chi studia troppo, men' impara! Pumfete!" Dies letztere Wort, das schwerlich in irgend einem Diktionär steht, ist der stärkste Ausdruck ihrer zornigen Ent-

schiedenheit, gegen welche es denn für Niemanden im Hause mehr eine Appellation giebt.

Unser nordischer Gespensterglaube hat bekanntlich in Italien keinen Boden. Da indessen nichts langlebiger ist, als der Aberglaube, so findet man auch in Rom nicht selten, daß sich zu der Fülle des modernen christlichen Aberglaubens noch Reminiscenzen an den des urältesten christlichen Heidenthums gesellen. So haben sich die alten römischen Hexen (strigae) selbst bis auf den Namen (streghe) erhalten, und unsere Wirthin glaubt an dieselben trotz ihrer Aufklärung. Bei den alten Römern gab es eine Göttin Carna oder Cardea, d. i. die Göttin der häuslichen Schwelle, des Familienlebens, deren Heiligthum unweit des Kolosseums auf dem Cälius stand, und welche die kleinen Kinder gegen die Zaubereien böser Hexen schützte. Jetzt stellen die Montigiani und Trasteveriner zu Rom in der Nacht vor San Giovanni Schüsseln mit Salz oder kreuzweise gelegte Besen vor ihre Hausthüren. Dann können die Streghe wenigstens nicht ins Haus kommen, ehe sie alle Salzkörner und alle Besenreiser gezählt haben, was denn doch selbst für Hexen eine langwierige Arbeit ist. Strega ist das schlimmste Schimpfwort, welches man gegen eine Frau brauchen kann, aber das Alter ist auch hier ein nothwendiges Erforderniß dazu, um Hexe sein zu können. Als ich einmal ein Mädchen, welches uns unverschämt bettelnd verfolgte, mit diesem Titel beehrte, erwiederte sie lachend: „Ihr irrt, Signor! sono troppo giovane per essere una strega.“

Die Gestalten seiner alten Geschichte haben sich im Volke zuweilen in wunderlicher Fabel erhalten. Besonders ist es Nero's blutige Gestalt, welcher man in der Erinnerung des Volks noch häufig begegnet. Die Gelehrten mögen sagen, was sie wollen, das Volk nennt den mittelalterlichen Thurm beim Kloster der Dominikanerinnen am Quirinal noch immer Torre di Nerone, und unsere Wirthin behauptet steif und fest, daß „der schreckliche Tyrann“ von

dort herab dem Brande Roms zugesehen habe. Das einsame Grabdenkmal an der Via Cassia heißt immer noch Sepolcro di Nerone, obschon die Inschrift sogar einen andern Namen nennt. In meinem Zimmer hängt eine Abbildung der Wasserleitungsbogen auf dem Wege nach Frascati. Als unser Wirth sie erblickte rief er aus: „Das sind die Condotti di Nerone!“ Und nun erzählte er Folgendes. Der Kaiser Nero wollte anfangs die Stadt durch Wasser zerstören und ließ deshalb eine Wasserleitung auf ungeheuren Bogen bauen und dem Kapitol zuleiten. Als nun der Bau das Kapitol erreicht hatte, rief er im Uebermuthe aus:

Che Dio voglia o che non voglia
L'acqua è giunta al Campidoglio.

Da aber strafte Gott den Uebermuth des Tyrannen; das Wasser strömte plötzlich zurück, zersprengte die Bogen und tödtete die noch bei dem Bau beschäftigten Arbeiter.

Die Landschaftsmalerei der Alten.

Rom, im Dezember.

Von aller italischen Landschaft — Palermo's göttliches Gestade ausgenommen — ist Rom und seine Campagne dasjenige, welches mich allein völlig befriedigt, zu Zeiten beseligt. Keine Schönheit der Natur darf sich dieser römischen Landschaft vergleichen, deren Lächeln selbst immer von jenem Zauber schwermüthigen Ernstes begleitet ist, wie ihn keine Gegend der Welt wieder zeigen kann. Neapel mag fröhlich flatternder Jugend behagen, und dem Leichtsinn der Oberflächlichkeit das Höchste zu bieten scheinen. Rom, römisches Leben, römische Naturschönheit wird ewig das Entzücken des ernsten Mannesalters, der tieferen Seele sein. Denn hier ist alles groß, selbst die Zerlumptheit des Elends von heute erscheint grandios, und die Schöpfer und Erhalter dieses Elends kann man

haſſen, aber nicht ſie verachten. Und die Landſchaft, welche ich kenne, weil ich ſie ſtudirt habe, Monate lang zu jeder Tageszeit, iſt darum ſo grandios, weil ſie durch und durch hiſtoriſch, weil ſie überall mit naturgewordenem Menſchenwerk — und welchem! — überſäet iſt. Ich ſpreche darum ſo viel von der Landſchaft, weil dieſe mich ſeit längerer Zeit vorzugsweiſe beſchäftigt, weil ich dem Geheimniſſe ihrer Geſchichte nachforſche, und dem Gegenſatze der beiden Welten, der antiken und modernen, auch hier auf die Spur kommen möchte. Was ich in letzterer Beziehung vorläufig herausgebracht habe, ſoll bei Dir um Zuſtimmung und Erweiterung anfragen. Es iſt Folgendes:

Warum hatten die Alten keine Landſchaft im modernen Sinne? „Weil ſie, was die Landſchaft ſagt, ſchon in ihrer Mythologie geſagt hatten.“ So ungefähr beantwortete Viſcher einmal in den Halliſchen Jahrbüchern dieſe Frage. Das iſt richtig, aber nicht ganz erſchöpfend.

Die Landſchaft im modernen Sinne beruht darauf, daß der menſchliche Geiſt der Naturgeſtaltung, wie ſie in Feld und Wald, Gebirg und Thal u. ſ. w entgegentritt, Individualität, und damit eine fühlende und empfindende Seele, unterlegt. Warum? Weil unſer Prinzip, das Prinzip der Freiheit und der Individualität, es nothwendig macht, daß wir, um uns mit der Natur in Harmonie zu empfinden, ihr wenigſtens den Schein der eigenen Freiheit und Subjektivität poetiſch beilegen. Durch das Chriſtenthum mit der Sinnlichkeit, der Natur, entzweit, ſehnen wir uns doch nach ihr zurück. Sehnſucht aber iſt Liebe, und Liebe kann nur Gleichartiges umfaſſen.

Der Unterſchied dieſer neueren Anſchauungsweiſe von der antiken iſt nun hauptſächlich folgender. Während jene das Empfindende, Fühlende, kurz das ſubjektiv Geiſtige in ungetrennter Einheit mit der Naturgeſtalt, der natürlichen Erſcheinung, beläßt, ſtellen die Alten dagegen in ſcharfer Unterſcheidung und Trennung das Geiſtig-Perſönliche der Dinge, plaſtiſch umgeſtaltet (als Perſon),

neben die natürliche Erscheinung hin, welche nur etwa noch höchstens als Attribut symbolisch beigegeben wird. Das heißt: während die Neueren mit dem Eichbaume, dem Bergesriesen, mit dem rauschenden Strome, kurz mit den Dingen selbst poetisch verkehren, Goethe den stillen Nebelglanz des Mondes singt, Immermann mit dem Eichbaume, dem Waldriesen, Gespräche führt, verkehrten die Poeten und Künstler der alten Welt mit den Dryaden und Nymphen, mit den Göttern der Ströme und Flüsse, mit der Luna, die auf ihrem Wagen der schlafenden Schönheit des Jünglings Endymion in Liebessehnsucht naht.

Diese Trennung brachte der alten Welt realistisch unsäglichen Vortheil und Genuß. Denn ganz ihrem Prinzip gemäß konnten nun die Naturdinge selbst, die ganze Natur mit ungleich freierer Unbefangenheit völlig zum Genusse des Menschen verwendet werden, der in weit energischerem Sinne als der heutige sich als den Herrn der Schöpfung betrachtete und erwies. Natürlich! wie hätte es einer Zeit und einem Volke, welches alle Bewohner des Erdbodens außer dem kleinen Häuflein Hellenen als dienstpflichtige Barbaren, als geborne Sklaven ansah, wie hätte es ihm in den Sinn kommen sollen, der Natur eine Ehre anzuthun, die es seiner eigenen Gattung mit Recht verweigern zu dürfen glaubte! Daher kommt es, daß die Alten, denen das sogenannte sentimentale Verhältniß zur Natur fehlte, die Landschaft im wahren Sinne weder in der Poesie noch in der Malerei haben konnten. Ihre Dichter singen die Natur nur, insofern sie dem Menschen etwas leistet und gewährt, was dienlich und nützlich, gesund und angenehm ist: labende Kühle, schattige Einsamkeit, erfrischenden Schlaf und Erholung von dem Lärm des arbeitvollen Marktlebens in behaglicher Villeggiatur. Ihre gesunde Sinnlichkeit genoß die Natur mehr sinnlich als geistig. An murmelnder Quelle gelagert zu zechen; der Sommergluth im kühlen Waldgebirge zu entfliehen; für Studien Einsamkeit zu suchen; am labenden Lüftchen, am schäumenden Wassersturze, am

munteren Geriesel der Quellen und Bäche auszuruhen, in der Werdelust des Frühlings, wie im starren Tode des Winters Aufforderung zum Genusse des ach! so schnell vorüber rauschenden Lebens zu finden; den Sinn am Blüthenduft zu letzen und mit der Blumenpracht das salbenduftende Haar zu kränzen, mit dem kühlen Epheukranze die heiße Stirn zu kühlen beim Becher in fröhlicher Runde: das sind die Genüsse, welche Leben und Poesie der Alten in der Natur suchte, fand und besang. Und das Verhältniß bleibt selbst da ein vorherrschend sinnliches, wo es, wie zuweilen bei Horaz, der in einzelnen Perioden seines Lebens schon zu moderner Weise neigt, sich minder realistisch zu gestalten beginnt: wenn sich das Auge an dem zitternden Lichtglanz der Sonne auf dem Wasser erfreut, oder wenn er, „vergessend der Seinen und auch von ihnen vergessen, hoch von Asiens Felsenküste hinausschaut auf die tosende See," Vergessenheit suchend für die furchtbaren Erfahrungen auf Philippi's blutgetränktem Schlachtfelde und Heilung von so vielen Wunden, welche die Zerstörung aller Jugendillusionen seinem Herzen geschlagen. Aber es ist bezeichnend, daß selbst in jener tief empfundenen Stelle doch das unendliche Meer, dessen wilde Bewegung ihm Ruhe geben soll, ihm nur als Person, als Neptunus furens erscheint.

Ganz dem hier Entwickelten gemäß gestaltet sich nun auch bei den Alten die Behandlung der Natur in der bildenden Kunst. Ich habe jetzt so ziemlich Alles gesehen, was wir von ihrer Malerei übrig haben. Zwar ist das im Ganzen nicht mehr als „eines Schattens Traum," um darnach ihre Leistungen in den übrigen Theilen der Malerei, namentlich der historischen, zu würdigen. Aber für ihre Behandlung der Natur reichen diese kargen Reste aus. Denn wir wissen, daß Landschaftsmaler im eigentlichen Sinne, und Landschaftsmalerei als selbstständige Kunstgattung, bei ihnen nicht existirten. So fand ich denn in der Malerei der Alten alles, was auch die geschriebenen Zeugnisse erwähnen: Blumen-, Frucht-

und Thierstücke, Stillleben, kleine Jagdscenen, landschaftliche Hinter- und Vordergründe zur Belebung der Architektur, welche dem Alten Feld und Wald und Garten in Haus und Zimmer versetzen sollten; aber keine Landschaft im modernen Sinne, d. h. keine Landschaft als selbstständigen Ausdruck von Stimmung und Empfindung. Wo sie einen Ansatz dazu machen, geschieht es ihrem plastischen Prinzip getreu so, daß sie das Naturleben und Weben in jenen wunderbaren Arabeskengestalten der Mythologie, in den abenteuerlichen Formen von Tritonen, Meerfrauen und Seepferden auf den pompejanischen Wandgemälden und auf den Mosaiken zu Rom darstellen. Wir malen das wild stürmende wie das lustig schaukelnde, Felsen umbrandende und Buchten und Busen wölbende Element selbst. Die Alten aber drückten all dies ruhelose Leben in seiner ganzen elementaren Lust und kummerfreien Seligkeit in besonderen Gestalten aus. Und wie herrlich gelingt es ihnen! Diese zierlich farbigen, bunten Wassergestalten, diese tanzenden Seemährchen der pompejanischen Bilder, diese kolossalen Seerosse mit den Schlangenleibern auf den Mosaikfußböden im Vatikan, die zum Schalle der Drommete des blasenden Tritonen in ihrer Mitte vor Wollust sich hoch aufschnellen, und auf deren Wogenwindungen, die wie eine zum Knall geschwungene Peitschenschnur sich in- und auseinanderschlingen, lustige Meermädchen reiten: wie so energisch drücken sie das mächtige elementarische Leben aus, als dessen bloßes Symbol sie der antike Künstler schuf. Man glaubt die Wogen des homerischen Meeres rauschen zu hören mit ihren Wundern auf und über der Tiefe. Und richtig, da ist er auch mitten darunter, der meerdurchirrende Held Odysseus, an den Mast gebunden rudern ihn die Gefährten, die Ohren mit Wachs verstopft, an den Sirenen, den schönstimmigen Meerjungfrauen und ihren Zauberliedern vorüber.

Aber alles, was von eigentlicher Landschaft vorkommt, soweit es nicht der Architektur auf dem Bilde, oder der mythologischen

Historiendarstellung dient, ist erstens an sich klein und von geringem Umfange — in der ganzen pompejanischen Sammlung findet sich nur eine einzige größere landschaftliche Darstellung — und dann in anderer Weise einem außerhalb liegenden Zwecke dienend, untergeordnet. Alle diese kleinen landschaftlichen Bilder dienen, sowie der architektonische Theil der Wanddarstellungen, vornehmlich dazu, die meist engen und kleinen Räume der Zimmer scheinbar zu erweitern. Daher ist die Landschaft selbst oft nur arabeskenartig oder auch vorwiegend architektonisch behandelt. Die einzige bedeutende Landschaft ist ein Bild etwa drei Spannen hoch und zwei und eine halbe breit: Hirtenleben mit Architektur, die auf Kultus anspielt. In der Mitte ein Thor, gebildet aus zwei viereckigten Mauerpilastern mit darüber gelegtem Architrav. Ein starker Baum, von dem ein Hauptast zur einen, und der andere zur andern Seite des Gebäudes sich aus der Mitte dieses Thors emporstreckt und dasselbe überschattet, ist vortrefflich in Zeichnung. Links eine Ara mit einem Götterbilde, und ein kleines niederes Gebäude. Rechts ein sitzender Hirt mit dem unten gekrümmten Hirtenstabe, wie ihn heute noch die Hirten tragen. Noch weiter oben zurück eine Figur, welche mir ein Lokalgott oder Flußgott schien. Im Vordergrunde an einem Wasser weidendes Vieh, Schaafe, Ziegen, eine saufende Kuh und der Hund des Hirten. In dem Ganzen ist schon ein Anflug von Stimmung, Sommerruhe, Mittagsschwüle auf waldiger Bergmatte, trinkendes und ruhendes Vieh, auch der Hirte ruht. Das Grün der Bäume spiegelt sich schon mit einem lieblichen Lichteffekte im Wasser. Die Baumzeichnung ist vortrefflich, die Behandlung des Laubes unausgeführt, leicht und lebhaft und voll Verstand. Aber der Götterhain, das Mythologisch-Religiöse im Architektonischen, tritt doch entschieden als Hauptsache auf. Vielleicht ist's Paris, der Hirt auf dem Ida, den wir hier sehen. Das Bild ist übrigens auch dadurch merkwürdig, daß es durchaus dem Style der Nikolaus Poussin'schen Landschaft verwandt ist; so viel ich

gesehen habe das einzige alte Landschaftsbild, von welchem sich dies mit Grund sagen läßt.

Blicke ich nun von den Alten auf ihre Nachkommen, die heutigen Italiener zurück, so finde ich, daß sie eigentlich zur Natur noch ganz dasselbe Verhältniß wie jene haben, wie denn dasselbe überhaupt wohl auf den Gegensatz des Nordens und Südens, der Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, der Reflexion und Unmittelbarkeit, ja vielleicht sogar auf den Gegensatz von Protestantismus und Katholizismus — beide Ausdrücke in ihrer schärfsten Pointirung als Schlagworte genommen — hinauslaufen wird. Diese Südländer leben in der schönsten Natur, wissen dieselbe auch in Betreff des sinnlichen Behagens, ihrer reichen Produkte u. s. f. gebührend zu schätzen. Aber von unserm nordischem Sinne für Naturschönheit ist keine Spur. Zunächst fehlt schon jeder Zug von Sehnsucht, denn der sichere Besitz schließt ja die Sehnsucht aus. Dann aber ist ihnen, just wie den Alten, die gesammte Natur um sie her nur eine Dienerin. Es hängt dieser Mangel an tieferem Sinne für die Natur und ihre Auffassung zusammen mit hundert und aber hundert Lebensäußerungen in Sitte und Gewohnheit. So dient gleich ihre Villeggiatura, ihr Landleben nur Gesundheitszwecken und ist streng durch Herkommen und Gewohnheit geregelt, beginnt und endet ohne Rücksicht auf die individuelle Verschiedenheit der einzelnen Jahre zu der einmal festgesetzten, hergebrachten Zeit wie ihre Seebäder. Mögen ferner draußen die schönsten Gegenden zu Spaziergängen und Fahrten laden, der Italiener geht, reitet und fährt dennoch nur in den engen, geräuschvollen Korso's zwischen himmelhohen Häuserreihen, tief wie in einem Brunnen, und genießt hier die „frische," durch Cigarrendampf und Menschendunst verschönerte Luft. Ihre Café's und sonstigen Genußorte suchen nicht wie bei uns das Freie — (um ganz Rom giebt's z. B. draußen keine solche Anlage, wo man in Gesellschaft zum Kaffee oder Wein die Natur genösse, wenige Spelunken ausgenommen) — sondern

vielmehr die geräuschvollsten, menschenbelebtesten Straßen. Die Café's dort sind den ganzen Tag gefüllt. Im Freien trifft man um Rom keinen Römer der feinen Welt, der Regel nach. Dies Alles, so wie die hohe Ummauerung ihrer Gärten, ihre Vernachlässigung der Holz- und Waldkultur, ja ihr Widerwille, ihr Haß gegen alles, was Wald heißt*), der sich selbst in ihrer Sprache ausdrückt (gente della macchia bezeichnet das elendeste Gesindel), ihre unglaubliche Hartherzigkeit gegen die Thiere, welche zur schauderhaftesten Thierquälerei ausartet, Alles dieses ist auf dieselbe Quelle zurückzuführen. Es ist ein antiker Zug darin, aber er ist verderbt, entstellt und karikirt, wie alles Heidnische bei ihnen. In gewisser Art kann man z. B. selbst sagen, daß ihre Heiligen die Stelle vertreten, welche die Naturgötter der Alten in der antiken Welt einnahmen. War das Meer günstig oder zeigte es Zorn, für meinen Sorrentiner, den alten Schiffer Vincenzo, war es doch eigentlich Sant Antonin, mit dem er es zu thun hatte. Und die Kirchen, Kapellen und Heiligenbilder an den Gestaden des Meeres, in Wäldern und auf Bergen sind es, welche die Theilnahme der Bewohner vorwiegend in Anspruch nehmen, und für sie die Hauptschönheit auch der Gegend ausmachen, wie sie denn auch Wohl und Weh für Vieh und Feld und Menschenleben bereiten.

Nach all diesen Prämissen komme ich nun zu dem Schlusse, daß die Italiener der Natur der Sache nach eigentlich keine freie Landschaftsmalerei haben können. Und so viel ich weiß, haben sie dieselbe auch wirklich nicht, und die Spanier ebensowenig. Salvator Rosa wird mir Niemand einwenden wollen, denn in dem, was von ihm hierher gehören könnte, bestätigt er als Ausnahme nur die Regel. Alles, was die älteren Meister von Landschaft haben, ist

*) Wo sie Wald schonen, ist es Eichwald, weil sie der Eicheln zur Viehmast bedürfen. Jeden Buchwald dagegen schlagen sie unbarmherzig herunter.

als Hintergrund sinnig dienend. Man kann sagen: die Landschaft dient diesen Italienern als Interpretation ihrer Staffage — der Hauptsache — während bei uns umgekehrt meist die Staffage nur zur Interpretation der Landschaft dient. So selbst bei Giorgione, Tizian und bei dem vortefflichen Zingaro von Neapel u. a. Was ich dann ferner von eigentlichen Landschaften italienischer Meister bis jetzt gesehen, geht meist auf landschaftliches Portrait hinaus. Und jetzt, in unseren Tagen, ist auch die letzte Spur von poetischer, tieferer Naturauffassung fast durchaus in die gemeinste, handwerksmäßigste Vedutenschmiererei übergegangen, deren unglaubliche Rohheit mich besonders in Neapel und Palermo auf Ausstellungen wie in den Fabriken dieser Schmierer in Erstaunen setzte. So war es z. B. nicht möglich, in ganz Palermo unter so vielen auch nur eine erträgliche Ansicht vom Monte Pellegrino, den Gebirgen der Conca d'oro und la Bagaria zu erhalten, die an Ort und Stelle wenigstens ansehbar gewesen wäre. Und ebenso in Neapel. Sie sind eben auf's Tiefste herunter. In Neapel malten sie Zeitungsgeschichten, Rettungen von Matrosen und Fischern, welche am so und so vielten dieses verunglückt waren. So sah ich ein großes Bild auf jener Ausstellung, welches einen solchen Vorgang darstellte, der nach einem beiliegenden Zettel erst vier Wochen vor der Ausstellung passirt war. Das ist ihre Genrelandschaft. Ueberall der krasseste Materialismus. „Come è possibile da far una si gran pittura in si poco tempo!" sagte verwundert ein Neapolitaner, welcher vor mir stand. —

Also: die Italiener haben keine Landschaft und haben sie auch eigentlich nie gehabt, selbst nicht in der höchsten Blüthe ihrer Kunst. Dies ist kein Zufälliges. Denn erst eine Weltanschauung, welche bewußt oder unbewußt schon den ersten Schritt zum Abfall von der Transcendenz gethan hat und sich auf dem Wege zum Pantheismus befindet, kann in der Natur die Verwandtschaft mit der eigenen Seele entdecken. Das streng aszetische Christenthum dagegen kann

in ihr nur entweder die Gottverlassenheit, welche indessen, im wunderbaren Widerspruche, doch wieder zu Gottes Ehre und Preise da ist, anerkennen; oder es muß, wo dieses Christenthum wie bei diesen Romanen noch ganz in heidnischem Boden wurzelt und demgemäß die Natur ganz von dem naiv egoistischen Standpunkte der Alten betrachtet wird, auch das antike Verhältniß, nur in gesteigertem Maaße, nothwendig wieder eintreten.

So ist es denn ganz in der Natur der Sache begründet, daß auch historisch die Landschaftsmalerei auf nordisch protestantischem Boden ihre Wurzeln getrieben hat, so bei Holländern und Belgiern, Franzosen und Deutschen, und daß sich in der Gegenwart eben bei uns Deutschen die begabtesten Talente — da aus bekannten Ursachen die Hauptgattungen der Malerei noch ohne Inhalt sind — so zahlreich der Landschaft zugewendet haben. Göthe und die Weimaraner, diese „W. K. F.'s, Mit ihren Treffs," wie der Alte einmal wohlgefällig meint, bewunderten noch ihren Hackert. Aber so tief jene ideenlose Behandlung der Kunstgeschichte, wie sie der bekannte Abriß in der ersten Ausgabe von „Winckelmann und sein Jahrhundert" zeigt, hinter der philosophischen und historischen Forderung und Einsicht der Gegenwart, so brunnentief steht der gepriesene Hackert, mein braver Prenzlauer Landsmann, unter der Landschaftsauffassung unserer Zeit. Hackert war ein Talent, aber seine Lohnbedienten- und Faktotumsnatur, welche für so viele in Italien einheimische Deutsche charakteristisch ist, ließ ihn die Kunst handwerks- und fabrikmäßig treiben. Er malte, was die Zeit, diese feine, parfümduftende, galante, leichtfertige Zeit, in ihrer Sünden höchster Blüthe vor dem Revolutionsgerichte Gottes, in der Natur sah und wollte, Veduten, liebliche Erinnerungen an beglückte Schäferstunden, geleckte, glänzende Oberflächlichkeiten, leichte Emotionen hervorrufend, in Speisezimmern und petites maisons der reichen Russen, Deutschen und Franzosen unbezahlbar.

Jetzt dagegen versenkt sich der Künstler in die Tiefen der Natur.

Nicht nur ihre Seele, die geliehene, sondern auch ihre Leiblichkeit, die ureigene, die Trägerin ewiger Gesetze sucht der Künstler zu erforschen und darzustellen. Denn Wissen und Erkenntniß heißt die Parole der Zeit! —

Atelierwanderungen.

Rom, im Dezember.

An der stillen Piazza Barberini, wo Bernini's herrlicher Triton aus seiner Muschel den Wasserstrahl in die Höhe bläs't, welcher in tausend Strahlentropfen niederstäubend ringsumher liebliche Kühle verbreitet, an diesem schönen, stillen Platze, wo die Karossen des Kardinals und der Fürsten Barberini an den krummhörnigen, silbergrauen Stieren vorüberfahren, welche neben der Fontaine ihre Verdauungsrast halten, sieht man vor vielen Thüren Marmorblöcke aller Größen und Formen liegen, die Wahrzeichen der Bildhauer, deren Ateliers vorzugsweise an und neben diesem Platze sich befinden. Hier schuf Thorwaldsen seine unsterblichen Werke in dem unscheinbaren Raume, den die schmutzige Geldgier des Principe Barberini jetzt in eine Remise zu verwandeln beabsichtigt. Hier sind die Kunstwerkstätten von Kümmel, Steinhäuser, Emil Wolf und Imhoff, der bedeutendsten deutschen Bildhauer, denen sich in nächster Nähe die Ateliers von Troschel, Wagner, Wohlbrück u. a. anschließen. Wenn ich zu diesen noch den Schweden Fogelberg und den Dänen Adolf Jerichau nenne, so haben wir die namhaftesten Bildhauer beisammen, welche sich gegenwärtig, von den Einheimischen abgesehen, in Rom befinden.

Es ist ein hoher Genuß, in diesen Werkstätten umherzuwandern und die Künstler bei ihrem Schaffen zu belauschen. Diese kühlen, hohen, vom Tageslärm abgelegenen Räume, so unscheinbar und

staubbedeckt, in deren Stille das Tageslicht nur durch hohe Fenster fällt, wo das Knistern des Marmorgerölls unter unsern Füßen und die pickenden Meißelschläge der Künstler die einzigen Laute sind, welche das Ohr vernimmt, umgeben den Besucher mit jenem Gefühle der Weltabgeschiedenheit, das so recht die Stimmung gewährt für die gesammelte Betrachtung der Werke, in denen Genius und Talent die Idee plastischer Schönheit zu verkörpern streben.

Die Plastik unserer Zeit ist in Bezug auf das Technische den übrigen bildenden Künsten entschieden vorangeschritten, seit Canova, dieser erste „revivifying ray, welcher Italiens Kunstverfall vergoldete," sie aus der Unnatur der Berninischen Geziertheit zur Eleganz des freieren Liebreizes und zur Annäherung an die Antike hinführte, und Thorwaldsens unsterblicher Genius ihr den reinen Styl ächt hellenischer Naturanschauung und Behandlung des Materials wieder gewann. Durch Thorwaldsen ist der plastische Styl, soweit derselbe in der freien Unterordnung unter die Forderungen des Materials besteht, für die neuere Kunst wieder erobert. Aber, und dies ist bis jetzt die Schranke jenes Fortschritts, diesem wiedergebornem Style fehlt, um eine neue Periode der Plastik zu beginnen, ein höchst Wesentliches: der im antiken Geiste erneute Inhalt, in dessen Darstellung sich die zweite Seite desjenigen, was man Styl nennt, das in Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit, ausdrückt. Das Christenthum kann diesen Inhalt nicht liefern, weil sein innerstes Wesen, der über die Körperlichkeit hinausweisende Spiritualismus, dem Wesen der Plastik, der absolut körperlichen Kunst, widerspricht. Damit ist aber der Kreis dieser Kunst als einer Darstellung des religiösen Ideals geschlossen. Eine Rückkehr zur Darstellung griechischer Götterideale wäre vergebliche Arbeit, weil hier das Vollendete bereits erreicht ist, und nur von einer Zeit und einem Volke erreicht werden konnte, dem diese seine Götterideale lebendige Wirklichkeit waren. Dadurch wird unsere Plastik unabweislich auf andere Bahnen hingedrängt. Sie hat

Versuche gemacht, aus der nationalen Mythologie und Heroensage Stoffe zu gewinnen, und der Schwede Fogelberg in Rom hat den nordischen Olymp zu bilden unternommen. Alles vergeblich! Denn diese Gestalten haben kein plastisches Leben im Bewußtsein der Gegenwart, und weder bei ihnen noch bei dem Cherusker Hermann, oder bei den personifizirten Volksthümlichkeiten einer Bavaria oder Borussia, oder bei den Darstellungen abstrakter Begriffe, wie Glaube, Liebe, Hoffnung, Gerechtigkeit, Demuth u. s. f., welche alle die neuere Plastik zu gestalten versucht hat, kommt es zu etwas anderm, als zu abstrakten Allgemeinheiten und frostigen Allegorien, beide der Tod der plastischen Kunst. Was bleibt also übrig? Nichts anderes, als was den Griechen übrig blieb, nachdem die Darstellung der religiösen Götterideale erschöpft war, der Schritt in die Wirklichkeit rein menschlichen Lebens, der Uebergang zur historischen und monumentalen Kunst auf der einen, und zur plastischen Reproduktion der Gestalten ihrer Poesie auf der andern Seite. Daneben bleibt noch ein drittes Feld übrig. Es ist das Feld der naiven Motive des unmittelbaren Lebens, welches als das Genregebiet der Plastik bezeichnet werden kann.

Ein Blick in die Werkstätten der heutigen Künstler kann beweisen, daß unsere Plastik mit ihren Stoffen diese drei Richtungen bereits eingeschlagen hat. Das einzige allgemeine Interesse, welches das gegenwärtige Volksbewußtsein an der Plastik nimmt, ist dasjenige, welches sich an die historisch monumentalen Stoffe knüpft. Davon zeugen die stets sich mehrenden statuarischen Denkmäler unserer Dichter, Denker, Künstler und Helden, in denen wir, wie alle kultivirten Nationen Europa's, die Heroen unserer Gattung erblicken, und denen wir — trotz aller pietistischen Gegenrede — den einzigen Kultus, welcher der Bildung geblieben ist, den Kultus des Genius zollen. Und so überwiegend ist dieser Zug, der die Menschheit treibt, das Göttliche innerhalb ihrer eignen Natur anzuschauen, daß er selbst die widerstrebenden Künstler zwingt, die Idealisirung

der äußeren Erscheinung aufzugeben, und die Unschönheit in Kleidung und Tracht der bestimmten Zeit als nothwendige Beigabe zur schärferen Charakteristik des Endlichen im Unendlichen mit in den Kauf zu nehmen. Von monumentalen Arbeiten sah ich bis jetzt in den Ateliers der deutschen Künstler nur zwei: die Statue des Astronomen Olbers und des Generals von Alten, mit deren Ausführung Steinhäuser und Kümmel, jener von Bremen, dieser von Hannover, beauftragt sind. Die zweite Richtung, welche die idealen Gestalten unserer Poesie für die Plastik auszubeuten versucht, ist erst im Entstehen begriffen. Hier in Rom hat Steinhäuser mit seiner herrlichen Gruppe Hero und Leander diesen Weg betreten. Aber die Anzahl der auszuführenden historischen Monumente ist gering, die Auswahl der Stoffe, welche unsere Poesie bietet, noch weit beschränkter, und so bleibt den Künstlern neben den poetischen Motiven der althelleniſchen Mythendichtung und Geschichte nur das Genre übrig, dem das unmittelbare Leben in seinen naiven Erscheinungen allerdings die reichste Fülle von Motiven bietet, während die Stoffe selbst die antike Behandlungsweise erlauben. Obenan stehen hier der Däne Jerichau mit seiner soeben in Thon vollendeten Gruppe des Jägers und der Pantherin, Kümmel mit seinem vortrefflichen Ballonschläger und Steinhäusers berühmtes Mädchen mit der Muschel, lauter Musterwerke ihrer Gattung.

Hat die plastische Kunst unserer Tage so mit den Stoffen ihre Noth, so hat sie von der allgemeinen Ungunst der Verhältnisse des Lebens eben so sehr zu leiden. Ist doch nun einmal die Kunst nicht mehr oder noch nicht wieder Sache der Völker, sondern der Laune einer bevorzugten Klasse, ein Spielzeug der Reichen und Großen, die Maitresse des exklusiven Luxus. Wer das noch nicht gewußt oder nicht geglaubt hat, kann es in Rom lernen. Zu keiner Zeit war das wahre schaffende Genie des Künstlers, und namentlich des plastischen, schlimmer daran, als in der jetzigen. Sonst wenn ein Künstler Großes und von seinen Genossen Anerkanntes hervor-

gebracht hatte, war sein Erfolg gesichert. Heute ist das anders. Ich sehe die oberflächlichste Mittelmäßigkeit, die baarste Geistesarmuth in der Kunst floriren, wenn es ihr nicht an derjenigen Gesinnung fehlt, welche die empfehlenden Kenner von Metier für sich zu gewinnen weiß. Und ich sehe das Genie, das ächte, wahre Künstlergenie sich in selbstquälerischer Melancholie verzehren, und buchstäblich mit der Noth den harten Kampf des Lebens kämpfen, ohne daß eine Hand sich regt, ihm dadurch zu helfen, daß man durch thätige Anerkennung und Förderung ihm den Glauben an den Sieg des Wahren und Aechten auch im Gebiete der Kunst wiedergiebt.

Man täusche sich nur nicht über die Wirksamkeit und den Einfluß der sogenannten Kenner. Im besten Falle sind sie ästhetische Feinschmecker, welche das einseitig formale Prinzip als ihr Banner renommirend vor sich her wehen lassen. Ihnen ist die Kunst selbst oft das gleichgültigste Ding von der Welt. Daß sie die Blüthe, der Gipfel und der höchste Ausdruck unseres menschlichen, sinnlich-geistigen Wesens und deshalb das unverbrüchliche Eigenthum der gesammten Menschheit sei, davon haben sie in ihrem exclusiven Hochmuthe keine Ahnung. Ihr Kunstinteresse ist meist nur das renommistische Aushängeschild ihrer exclusiv sein wollenden Geistesaristokratie. Wissenschaft und Poesie freilich, die sind für das „Volk." Jeder kann sie selbst bei den dürftigsten Mitteln auf seiner Stube kennen lernen. Der Sinn für bildende Kunst aber kann, wie jetzt leider die Sachen stehen, nur durch kostspielige Reisen oder, wenn man es recht billig haben will, durch nothdürftige und dabei immer noch enorm theure Kupferwerke geweckt und ausgebildet werden. Ist oder gerirt man sich daher als Kunstkenner, so zeigt man, daß man Aristokrat, daß man reich und also frei und unabhängig ist. Denn in unserer Zeit giebt Geld allein die Freiheit, d. h. „es paralysirt," wie der alte Göthe mit Bezug auf Byrons Wahlspruch: „Viel Geld und keine Obrigkeit!"

sagte, „die Obrigkeit.“ Es ist daher eine wahrhaft naive Enthüllung ihres unsittlichen Geheimnisses, wenn Leute dieser Art öffentlich die Frage: „wem die Kunst gehöre?“ damit beantworten, daß sie dieselbe zum ausschließlichen Eigenthume einiger wenigen Kenner machen. Die Kunst gehört der Menschheit, dem Volke, das sie erzeugt, und es ist Sache der Bildungsbevorzugten, dem Volke dahin zu verhelfen, daß es sein Eigenthum wieder erlange und genieße. Und das ist ein Streben, welches ohne Zweifel auch im edelsten und vollsten Sinne des Wortes christlich ist, denn Christus will: „daß allen Menschen geholfen werde!“

Rom, im Dezember.

Von den Bildhauern zu den Malern, unter denen ich besonders die Ateliers derjenigen, namentlich deutschen Landsleute, besucht, welche es sich zur Aufgabe machen, Leben und Natur Italiens wiederzuspiegeln. Die Art und Weise, wie uns der große Haufe unserer Maler Natur- und Menschenleben Italiens in ihren Bildern über die Alpen schicken, läßt sich am Besten mit der traditionellen Darstellung unseres Landvolks auf dem Theater vergleichen. So wenig ein Mensch von gesundem Sinne in diesen Bauernburschen mit den stehenden rothen Brustlätzen, den buntbebänderten Hüten und dem ganzen Geßner'schen Schäferapparat auf unsern Brettern wie in unserer Theater-Literatur Wahrheit und Natur finden wird, ebensowenig wird Jemand, der Land und Volk Italiens aus eigener Anschauung kennt, in dem Meisten, was sich für italienisches Genrebild ausgiebt, beide wieder zu erkennen vermögen. Gewöhnlich sieht man diesen Bildern die künstlerische Impotenz auf hundert Schritte an. Es hat sich ein Ungeist der Verkünstelung, eine traditionelle, typische Auffassungs- und Behandlungsweise gebildet, deren gleißendes, geschminktes und manierirtes Wesen den großen Haufen des

in Ausstellungen umherspazierenden Publikums besticht, während sich der wahre Freund der Kunst mit Widerwillen davon abwendet. Diese Hirten, Winzerinnen, Kärrner, Campagnabauern, Räuberhauptleute u. s. w. sind, wenn's hoch kommt, nichts als die sklavisch kopirten Modelle, wie sie Jahr aus Jahr ein an der spanischen Treppe zu finden sind: eine geleckte, frisirte, appretirte und verdorbene Natur. Die Kompositionen der Gruppen und Stellungen in diesen abstrakten italienischen Bildern, welche uns wohl gar unter den ebenso abstrakten Namen Frühling, Sommer, Herbst und Winter vorgeführt werden, sind nicht der Natur mit sinnigem Auge abgelauscht, sondern im Atelier ausgeklügelt, auf den gröbsten Theatereffekt berechnet, Portraitirungen gut abgerichteter Statisten. Daher herrscht in der Masse dieser Bilder ein so tödtlich langweiliges Einerlei. Hat man eins gesehen, so kennt man sie ungefähr alle. Von demjenigen, was uns das historische Genrebild — und ein jedes ächte Genrebild ist auch immer historisch — vorführen und zeigen soll, von dem ächten Charakter des Volks, von seiner Substanz, wie sie in Sitte und Lebensgewohnheit sich äußert, von seinen wahrhaften und wirklichen Zuständen, seiner Armuth und seinem Reichthum, Leid und Freude, Arbeit und Genuß wissen uns die meisten jener Pinselerzeugnisse nichts zu sagen. Aus ihren Modellarven spricht keine Seele, keine wahre Empfindung, keine Leidenschaft, kein Pathos, aus ihren Gruppen kein Leben, keine Handlung. Selbst das Aeußerliche des ganzen Habitus, bis auf Haltung und Gesichtsausdruck, Kostüm und Tracht, trägt den Stempel einer koketten, mit Affektation gesteigerten, gespreizten und daher unwahren Nationalität.

Niemals ist mir dies klarer geworden, als seitdem ich in den Arbeiten zweier begabten Künstler neulich den völligen Gegensatz gegen das so eben bezeichnete geistlose Treiben mir vor Augen gestellt sah. Diese beiden Bilder, ganz unabhängig von einander entstanden und beide noch nicht vollendet, ergänzen sich doch gegen-

seitig. Sie sind ächte Darstellungen des italischen, und hier insbesondere römischen National- und Volksgeistes, wie er in der von der Kultur noch nicht berührten Bevölkerung dieser Gebirge und Ebenen lebt. Das eine zeigt ihn in der einfach großartigen Ruhe einer idyllischen Scene, die uns an ähnliche Zustände homerischer Menschheit erinnert. Das andere entfaltet ihn in der höchsten Aufregung, deren er fähig ist, indem es einen historisch überlieferten Moment zum Vehikel der Darstellung benutzt. Zuerst von dem letzten. Elisabeth Baumann hat in ihrem großen Bilde: Brunnenleben im römischen Gebirge den glücklichen Griff gethan. Mit dem sicheren Blicke des Genius erfaßte diese Künstlerin während ihres Aufenthalts in dem einsamen Aricia das eigenthümlich Großartige, poetisch Erhabene, welches dieser kulturverlassenen, vielfach verwahrlosten Menschenwelt dennoch einen so wunderbaren Zauber, eine so imponirende Majestät verleiht, daß wir uns zuweilen in dieser Einsamkeit verfallener Gebirgsstädte, in dieser Einfachheit der ärmlichsten Lebenszustände von dem Geiste homerischer Dichtung angeweht fühlen. An diesen Brunnen und Fontainen der stillen Plätze verfallener Städte wie Aricia, Nemi und Marino glaubt man in den Gruppen wasserschöpfender Frauen und Mädchen, in dem hohen Gange, in der stolzen Haltung dieser adligen Gestalten, wie sie mit den antikgeformten Henkelgefäßen auf dem Haupte ab- und zuwandeln oder wartend und plaudernd da stehen und sitzen, wirklich jene patriarchalische Welt des Sängers der Odyssee vor sich aufsteigen zu sehen. Wie überall in einem politisch heruntergekommenen Volke hat sich die Größe seiner Natur am meisten in den Frauen des italischen Volkes erhalten. Diese schönen stolzen Leiber, dieser Adel des Ausdrucks und der Züge, diese Würde der Matronen und Greisinnen zeigen uns noch jetzt das Abbild der Mütter jenes Römervolkes, welches einst die Völker der Welt mit seinen Legionen niederwarf und seinen Fuß auf den Nacken aller Könige der Erde setzte.

In diesem Sinne und so mit großem Auge gesehen gestaltete sich nun unter den Händen der Künstlerin diese kleine Welt des Brunnenlebens der Weiber des römischen Gebirges zu dem vollständigen Ausdruck des wahrhaft Großen und Idealischen, welches allerdings noch in dieser Menschennatur vorhanden ist. Das Einfachste, so mit großem Blicke geschaut, erwuchs aber auch zugleich zu einem Bilde, dessen äußerer Umfang jener geistigen Größe gemäß sein mußte. Dieses „Brunnenleben römischer Weiber des Gebirges" ist eine Idylle, aber eine homerische. Die Gestalten überschreiten fast das Maaß der Lebensgröße, aber man sieht ihnen an, daß sie ein Recht haben, so aufgefaßt und dargestellt zu werden. Hier ist ein Gemälde, das uns in Gestalten, welche an die Urpoesie der Welt, in der Bibel des Orients wie in der des Occidents, erinnern, doch zugleich die lebensvollste Wirklichkeit und Wahrheit einer noch mit uns existirenden Gegenwart und Nationalität energisch vor Augen stellt, ein Bild, das sich an die berühmten Schnitter des genialen Franzosen Robert würdig anreiht.

In dem Robert'schen Bilde ist freilich noch immer ein leiser Hauch jener falschen Idealisirung, die der dargestellten Wirklichkeit alle und jede Spur ihrer eigenthümlichen, naturwüchsigen Rauhheit und Herbheit zu nehmen sucht. Selbst die Büffel in dem Robert'schen Bilde sind nicht frei geblieben von dieser falschen Verschönerungssucht, und in dem schönen jungen Manne, der zwischen ihnen hingelehnt steht, mag allerdings, wie der vortreffliche Vischer es ausdrückt, ein Cincinnatus verloren gegangen sein, aber eben so sehr ist in ihm auch das wahre Abbild von einem ächten und gerechten Bufaloro der römischen Campagna durch die Hand des Malers verloren gegangen. Hier geht nun das Baumann'sche Bild offenbar einen Schritt weiter und über den Vorgänger hinaus. Diese Gestalten sind im Geiste und in der Wahrheit Römerinnen, weil sie in und mit dem Geiste der Wahrheit aufgefaßt sind, mit

einem Geiste, welcher durchaus (ich rede nicht vom Kolorit) an Rubens'sche Auffassung erinnert.

Die Scene ist an dem Brunnenplatze einer römischen Gebirgsstadt. Da das Wasser an diesem Brunnen durch eine oder zwei metallene Röhren nur sparsam in die untergehaltenen Gefäße sprudelt, so bildet sich leicht zu allen Tageszeiten hier eine Gesellschaft schöpfender, wartender, verweilender Frauen und Mädchen, wie ich sie unter meinem Fenster zu Aricia im Albanergebirge oft genug beobachtete. Der Brunnen ist das Rathhaus dieser römischen Weiber. Alles, was in Liebe und Haß, in Leid und Freude diese enge Welt bewegt, von dem leichten Scherz der Liebeshändel bis zu den blutigen Tragödien, mit denen die heiße Leidenschaft dieser Menschen Haß und Feindschaft, und besonders Eifersucht, oft zu raschem Ende führt, wird hier besprochen und verhandelt, laut und leise, still oder heftig, kurz oder ausführlich, je nachdem Zeit und Gelegenheit und Freiheit von belauschenden Zeugen das gestatten. Eine solche Scene nun steht hier vor uns. Auf einem hochgelegenen freien Platze, an der Rückseite eines verfallenden Gebäudes, befindet sich der Brunnen mit seiner steinernen Einfassung. Rohe Steintreppen führen hinan zu ihm, eine steinerne Balustrade schließt die Hintergrundseite des Platzes ein. Ueber diese hinaus verliert sich der Blick in die rothbraune Ferne der Campagna und bis zum blauen Meeresstreifen abwärts am äußersten Rande des Horizonts. Nichts Architektonisches sonst, keine Vegetation hält unsere Aufmerksamkeit ab, sich völlig und ungetheilt den Gestalten der Menschen zuzuwenden, welche diesen Platz beleben. Ein halberwachsenes Mädchen, das sich so eben mit dem gefüllten Kruge in beiden Händen entfernt, hat einer Frau Platz gemacht, die hoch und stattlich, doch in bequemer Stellung, die linke Hand mit jener unnachahmlich stolzen Grazie der römischen Gebirgsweiber in die Seite gestemmt, mit der Rechten ihren Krug den herabfließenden Wasserstrahlen unterhält. Aber ihr Gesicht ist von ihrem Geschäfte abwärts

und zurück gewendet. Nieder und gleichsam in sich hinein blickend scheint sie eine, wenn auch nur halbe Aufmerksamkeit den Worten einer alten Matrone zu leihen, welche an der entgegengesetzten linken Seite, sitzend und augenscheinlich etwas Bedeutendes erzählend, den Abschluß der ganzen Gruppe des Gemäldes bildet.

In der Mitte um das Steinbassin herum stehen drei Frauengestalten. Die eine, am tiefsten zurückstehende, den Kopf behaglich auf den Henkel ihres auf dem Steinrande vor ihr stehenden Kruges gelehnt, lauscht aufmerksam auf die Worte der Alten. Minder aufmerksam ist die zweite, welche mit der Linken das gefüllte Gefäß auf dem Haupte festhaltend, ihrem, nur mit einem zerfetzten Hemde bekleideten Buben aus einer Schale zu trinken reicht. Aber die Krone von allen, in der Pracht und antiken Schönheit ihrer Figur nur mit der zuerst genannten Wasserschöpferin vergleichbar, ist die dritte, dicht neben ihr stehende oder vielmehr im Fortschreiten begriffene Frauengestalt. Im dunkelrothen Gewande, mit beiden kräftigen Armen das antike Wassergefäß auf dem Haupte haltend, ist sie ganz das lebendig gewordene Bild einer antiken Kanephore, wie ich sie oft genug in Genzano, Nemi und Velletri gesehen. Diese Gestalt würde einen Festzug zum Parthenon hinauf schmücken. Frei und stolz blickt sie unter den schöngeschwungenen Brauen des ausdrucksvollen Antlitzes hinab auf die Alte zu ihren Füßen, welche von einer neuen kühnen That des in die Berge geflohenen und Räuber gewordenen Camillo gegen die ihm auflauernden Carabinieri erzählt. Denn dieser Gefürchtete ist ihr Geliebter, und der, um dessentwillen er entflohen, weil er ihm das Messer ein wenig zu tief in die Brust gestoßen aus Eifersucht und Zorneswuth, war der Bräutigam der ihr gegenüber an der Brunnenröhre stehenden Giustina. Aber weder die erzählende Alte noch die zuhörenden beiden andern Frauen kennen diesen Zusammenhang und ermessen diesen Eindruck der Erzählung. Nur die zur Seite der Alten sitzende junge Frau schaut voll Mitleid auf die zuerstgedachte, in

sich versunkene Gestalt, und schließt so den Ring des Ganzen durch diesen Bezug der Theilnahme verbindend in sich zusammen. An der Erde halbnackte schlafende Kinder, denn der heiße Sommernachmittag neigt sich zum Abende. Die Sonne sinkt durch leisen Dunst- und Gluthnebel dem Meere zu, und ihr voller, warmer Schein spielt ruhig verklärend auf den edelsten Menschenbildern dieser ächt antik gefühlten homerischen Idylle, von deren Größe und Schönheit diese arme Beschreibung kaum einen Schatten wiederzugeben vermag.

Hat Elisabeth Baumann in ihrem Bilde uns die italienische Volksnatur in der vegetativen Ruhe ihres patriarchalischen Daseins vorgestellt, so läßt nun ein anderer Künstler, Rudolf Lehmann aus Hamburg, in diese Ruhe des Traumlebens den Blitz der aufgeregten Leidenschaft fahren, und dieselbe Volksnatur aus ihrer ruhigen Unbewegtheit herausgetreten wie ein mächtig aufgeregtes Meer vor uns erscheinen in seinem großen Bilde: „Sixtus V. die Pontinischen Sümpfe segnend.“ In diesem Bilde erscheint die ganze bisherige genrebildliche Darstellungsweise, in welcher die moderne Kunst uns Land und Volk Italiens vorzuführen versucht hat, zur historischen erhoben und auf den höchsten Punkt gebracht, den dieselbe ihrer Natur nach erreichen kann. Ich betone das kann absichtlich. Denn ein Volk, das selbst nur noch ein Genrevolk, kein historisches ist, ein Volk, welches in der völligsten Unfreiheit sein höchstes Bewußtsein außer sich, nicht in sich hat, kann dem Künstler keinen Stoff zu einem historischen Kunstwerke im höchsten Sinne des Worts liefern. Das höchste Pathos eines solchen Volks ist das religiöse, und zwar das religiöse Pathos, welches von der Verehrung seines höchsten geistlichen und zugleich weltlichen Oberhauptes seinen Impuls erhält, auf diesen Punkt sich selbst mit allen seinen zeitlichen und ewigen Interessen bezieht, von ihm, und von ihm allein alle und jede Erfüllung und Befriedigung erwartet. Die Geschichte eines solchen Volks ist die Geschichte

dieser seiner Oberhäupter und Beherrscher. Das Handeln und die Thaten der letzteren vertreten die seinen. Es selbst empfängt nur diese Thaten als Wohlthaten oder als Leiden. Und wenn seine Beherrscher die Welt sich zu ihren Füßen legen, so fällt doch auf ein solches Volk kein Strahl dieser historischen Ruhmesglorie zurück. Das ist der Unterschied der neuen christlichen von der alten heidnischen historischen Bedeutung und Weltherrschaft Roms. Einen solchen Zustand aber in einem bedeutsamen Momente uns vor die Augen zu stellen, bleibt immer eine würdige Aufgabe für den modernen Künstler und erhebt, wenn es ihm gelingt, sein Werk zu dem Range eines ächt historischen Bildes. Unserm Künstler ist dies gelungen.

Gelingen aber konnte es ihm nur, weil er mit der Bildung seines Bewußtseins über dem geschilderten Zustande steht. Diese Bedingung ist wesentlich, und darum ist es auch nicht zufällig, daß alle Künstlerindividuen, die uns Volk und Lebenszustände Italiens in bedeutenden Werken vorgeführt haben, nicht dem Lande und Volke selbst, sondern fremden Nationen angehören. Was jetzt in Land und Volk Italiens nach dem Verfall seiner mittelalterlichen Herrlichkeit im Lichte der neuen Zeit Stoff und Gegenstand für die Kunst geworden ist, dessen haben sich allein die Künstler fremder Nationen zu bemächtigen gewußt. Die ewige Schönheit seiner südlichen Natur in der Pracht und Herrlichkeit ihrer Landschaft, die unverwüstliche Größe seiner naturbegabten Menschheit, die künstlerische Gestaltung seiner Lebenszustände in der naiven Einfachheit ihrer Interessen und Bedürfnisse, in dem bunten Schmucke der Sitte und Tracht, in den Freuden und Genüssen der Feste, wie in der wilden Romantik, welche selbst die moralische Versunkenheit des geächteten Räubers mit ihrem Zauber umkleidete: wer hat es dargestellt, wer hat all diesen Wesen die stumme und doch so beredte Sprache verliehen? Nicht Italiener, sondern Fremde, Franzosen, Deutsche. Italien hat keine Maler mehr. Techniker wohl,

die in der Handhabung des Technisch-Aeußerlichen manchem Fremden voranstehen, aber keine Maler mehr. Alle, auch die besten, leiden unter dem Unglücke, das auf dem politischen und geistigen Leben ihrer Nation lastet. Sie haben Alles verloren, was ihre Ahnen zur Zeit der Kunstblüthe Italiens besaßen, und nichts dafür zum Ersatze wieder gewonnen.

Doch zurück zu dem Lehmann'schen Bilde. Zwischen Sezze und dem berüchtigten Räubernester Sonnino, auf einem Hügel der Volskergebirge, welche die Pontinischen Sümpfe gegen Osten begränzen, erhebt sich ein thronartiger Felsblock, noch heute im Munde des Volks unter dem Namen: Il sasso di papa Sisto bekannt. Von ihm aus beherrscht der Blick des Wanderers die meerbegränzten Sümpfe, die Berge von Terracina und das malerische Cap Circello, dessen wundervolle Formen sich steilabwärts ins Meer senken. Dorthin zog Papst Sixtus V. im Jahre 1590, dem letzten seiner Regierung, um, was er mit unendlichem Kostenaufwande zur Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe gethan, mit dem apostolischen Segen zu krönen. Dort, auf einer Wanderung, vernahm der Künstler aus dem Munde des Volks die Tradition dieses großen Ereignisses, sah er das steinerne Zeichen der Erinnerung an dasselbe, und beschloß, die Darstellung dieser Natur und ihrer Bewohner, zu welcher er schon lange eben so mühsame als für Leben und Gesundheit gefahrvolle Studien gemacht hatte, an diesen historischen Moment anzuknüpfen. Und in der That, er hätte keine glücklichere Wahl treffen können, als diese, durch welche sich ihm der bedeutungsvolle Gegensatz der Herrschenden und Beherrschten, des Geistlichen und Weltlichen, die sämmtlichen Elemente eines Staates, welcher der Kirche zum Schemel ihrer Füße dient, kurz, in welcher sich ihm alle Pracht und Herrlichkeit, alle Größe und Machtfülle, aber auch alles Elend und aller Jammer, alle geistige und materielle Armuth und Versunkenheit dieses Kirchenstaates so ungesucht in der Entfal-

tung eines einzigen Moments auf ihrem eigenen Grund und Boden dargeboten hätte.

Das höchste Oberhaupt aller Christenheit auf Erden und zugleich der weltliche Beherrscher des Landes naht, um einer seiner Provinzen, für deren leibliche Wohlfahrt er durch gewaltige Unternehmungen so eben Großes gethan hat, die weihende Gnade des himmlischen Segens zu ertheilen. Die Nachricht hat Alles aufgeregt, die ganze Bevölkerung in Bewegung gesetzt. Den heiligen Vater zu schauen, von der beglückenden Anwesenheit des Stellvertreters Christi auf Erden ihren Theil zu empfangen, drängen sich alle Stände, jedes Alter heran, denn für jeden gilt es, aus der höchsten Quelle zeitlicher und ewiger Wohlfahrt sich sein Theil zu schöpfen. Die Armen, die Verlassenen, die Leidenden und Kranken hoffen auf Trost und Hülfe, auf Linderung oder Heilung ihrer Leiden. Die innerlich und heimlich Gedrückten, ja selbst die Verbrecher, welche als Räuber und Mörder in offener Empörung gegen weltliches und göttliches Gesetz freveln, enthalten sich nicht, dem Spender der Gnade und des Segens in reuiger Zerknirschung zu nahen. Die Frommen und Guten sehen sich das höchste Freudenfest des Lebens bereitet. Die Glücklichen erwarten den schirmenden Segen zur Befestigung und Bewahrung ihres Glückes in Weib und Kindern, in Habe und Gut, für die Früchte ihrer Felder und Heerden. So drängt es sich wimmelnd heran, aus den Hütten wie aus den Schlössern, aus Bergen und Thälern, aus den Schluchten und Höhlen der Gebirge. Selbst Krüppel, Kranke und Sterbende wollen nicht zurückbleiben. Man sieht sie, gestützt oder getragen von liebenden Händen, dem heiligen Vater entgegen geleitet, den wir jetzt, im Mittelpunkte des Bildes, hocherhaben über Alle, auf dem teppichbedeckten und blumenbestreuten Felsblocke in hoch aufgerichteter Stellung erblicken. Um ihn her ist zunächst sein Gefolge, neun Kardinäle, davon zwei die Schleppe tragen, sechs Bischöfe, sechs Baldachinträger, zwei Flabellari mit ihren Pfauenwedeln nebst

der Schweizergarde, symmetrisch zur Rechten und Linken vertheilt. Vor ihm, etwas rückwärts, hält der Crocifero auf weißem, schwarzbehängtem Maulthiere. Die Schweizergarde, bemüht, die Würde der heiligen Handlung zu wahren, hat es zunächst mit dem Andrange einer Menschenfluth zu thun, welche aus einer Felsschlucht hinter der eben geschilderten Mittelgruppe des Papstes und seiner Umgebung, links vom Beschauer hervor und dem Vordergrunde zustürzt. Es ist armseliges, wüstes Räubergesindel, aber sie nahen, wie wir sehen, mit frommer, friedlicher Absicht, in Reue und Zerknirschung. Einige von ihnen, denen es gelungen, durch die Garden zu dringen, bilden die Schattengruppe des Vordergrundes. Zunächst auf einem Felsblocke knieet ein Räuberweib, halb nackt, mit Lumpen bedeckt. Hinter ihr kauert ihr Gatte, das Zeichen des Kreuzes machend. Vor sich hin hat sie ihre fast nackte Brut sammt den Mordwaffen des Mannes zur Erde geworfen. Ihr Blick, zum heiligen Vater gewendet, erfleht Vergebung für die Thaten der Eltern um der Kinder willen. Ebenso hält ein anderes Weib in der zweiten Gruppe das Mordgewehr ihres Mannes, auf ihn zurückdeutend, dem Papste entgegen, während der Räuber selbst, als Zeichen der Reue, sein Dolchmesser von sich wirft. Nur eine Alte, in der Verruchtheit und Sünde ergraut, selbst Enkelin, Tochter und Mutter von Räubern, in diesem freien Gewerbe durch lange Jahre Stolz und Ehre zu sehen gewohnt, blickt wie mißbilligend auf diese Bereuenden, deren Zerknirschung ihr Feigheit erscheint. Auf die Knie sich werfen vor dem Stellvertreter Gottes und seinen Segen hinzunehmen, scheint ihr nicht unvereinbar mit dem Verharren auf dem Wege der Väter. Ein ähnliches Gefühl mag in dem Raubgesellen hinter ihr wenigstens für den Augenblick die Oberhand gewinnen, dessen Weib mit andern von einem der übermüthigen Schweizer mit der Hellebarde so gewaltsam zurückgestoßen wird; denn es ist, als ob seine Hand unwillkürlich nach dem Messer zucke. Ueberhaupt ist in den Gruppen dieser Seite alles voll des

individuellsten Lebens. Rührend ist unter diesen Bildern des Elends und der Verworfenheit besonders ein halberwachsenes Mädchen, das, zur Seite der Mutter kauernd, mit einem ihrer kleinsten Geschwister im Arme gleichsam die Blöße ihres halbnackten Leibes zu decken sucht. Mit dem Elende und der Armuth dieser Gruppen bildet nun die Pracht und glänzende Herrlichkeit der in Gold- und Farbenschmuck der Prachtgewänder prangenden Umgebung des Papstes einen um so schneidenderen Gegensatz, da er durch die Figuren, welche den Papst und die Kirchenfürsten von diesem Theile des Volks trennen, einen auf seine Lanze gestützt sich spreizenden Schweizer und einen Uffiziale delle Corazze in voller Rüstung — beide am Fuße des Sasso di Sisto stehend — nur noch schärfer materiell und sittlich hervorgehoben wird.

Wenden wir uns jetzt von der düsteren linken zur rechten, lichtbestrahlten Seite des Bildes. Den Uebergang zu den Gruppen derselben bildet am Fuße des Felsthrones, gerade unter dem Papste, ein knieender Chorknabe, der aus einem vor ihm stehenden Korbe über den freien Raum, welcher beide Seiten des Vordergrundes wie eine Cäsur im Verse trennt, Blumen ausstreut. Hier begegnen unserm Blicke zunächst in einer Gruppe, auf welche das vollste Licht fällt, zwei knieende Mütter, deren eine in leidenschaftlicher Gluth der frommen Begeisterung dem Papste ihren Säugling hoch entgegenhält, daß er dem Segen näher sei, während die andere das Kind an ihrer Brust das Zeichen des Kreuzes machen läßt, ohne es in seinem Traumwachen an der Mutterbrust zu stören. In der nächsten Gruppe einige Kapuziner in Anbetung aufgelöst, dann Bürger aus dem nahen Sezze; ein Brautpaar, hinter demselben die Mutter, die Hände auf die Schultern ihrer Kinder legend, bittet den Papst, die Ehe zu segnen. Endlich, die Spitze dieser Gruppe bildend, ein fieberkrankes Mädchen, auf den Bruder und die Mutter gestützt, welche um ihre Heilung flehen. Weihrauchschwenkende Chorknaben, weiß gekleidet, am Fuße des Felsthrones bilden die

Verbindung dieser Gruppe mit der des Mittelpunktes. Hinter ihnen, halb im Schatten des Baldachin, eine bewegte Menge, theils auf dem Gesicht, anbetend, theils Hände emporstreckend, Feldfrüchte zum Segen hinhaltend. Ein Ruf ertönt von allen Lippen: La benedizione, Santo Padre! Die Spitze dieser Gruppe bildet eine eben auf die Höhe der Umgebung hinaufgelangte junge Frau, die Korbwiege mit dem jüngsten Kinde auf dem Haupte tragend, wie es noch heute in jener Gegend Brauch ist bei Kirchengängen und Wanderungen der Weiber. Sie winkt einem anderen, entfernteren Zuge, der, Pifferari voran, ein beladenes Saumthier in der Mitte, von einem der nächsten Hügel herbeizieht, zu größerer Eile. Hinter ihr erhebt sich ein büffelbespannter Erntewagen, und immer weiter und weiter hinaus erblickt man ein wimmelndes Gewoge, eine anbetende oder zur Anbetung herbeieilende Menge, welche sich endlich in die Fernsicht der Landschaft verliert, auf deren Gebirge und Flächen uns der Künstler in charaktervoller Abbreviatur die Aussicht bis zum fern herüber blinkenden Meere hin offen gelassen hat.

In solcher Umgebung nun, hoch emporgerichtet über diesen, in einem Gefühle der Anbetung vereinten Tausenden, die weit ausgebreiteten Arme majestätisch gen Himmel erhoben, öffnet das allerhöchste Haupt der Christenheit, verkörpert in der Person einer der kräftigsten und gewaltigsten Herrscher, welche je die dreifache Krone getragen, den Mund, und spendet im Namen des Königs der Könige, über alle diese Menschen, über Glückliche und Unglückliche, Frohe und Trauernde, über Gerechte und Ungerechte, ja über die Früchte dieser Felder, über die Heerden dieser Berge, über die ganze umgebende Natur, deren Verjüngung er zu schaffen unternommen, den gnadenvollen Segen.

Von den übrigen deutschen Künstlern, deren Ateliers ich besucht habe, nenne ich hier nur die ausgezeichneten Landschaftsmaler L. Gurlitt aus Altona, E. Willers von Oldenburg und Bromeis aus Kassel, denen sich in zweiter Reihe Werner, Frey, Töm-

ming, Helft u. a. anschließen. Unter den Genremalern ist Ernst Meyer von Altona der bedeutendste, doch hat er seit längerer Zeit nichts Größeres geschaffen. Ihm zur Seite stehen Nadorp, Pollack, Vogel und Van Muyden. Zwischen Genre und Historie in der Mitte steht Riedel, der Meister der Farbe, der Maler italienischer Frauenschönheit, das Haupt einer Schule, die indessen weniger seine Größe und Stärke erstrebt als seine Fehler nachahmend übertrifft. Der genialste aller in Rom lebenden Historienmaler, Karl Rahl, ist leider auf einer Reise begriffen. Seine Verfolgung der Christen in den Katakomben Roms sah ich nur in einer Skizze, sein großes Bild Manfred's Einzug in Nocera nur in der ersten Anlage.

Rom, den 31. Dezember 1845.

Solch ein längeres Reiseleben in der Fremde hat doch etwas Wunderbares. Wie ein Schneekügelchen, aus dem eine Lawine wird, rollt man anfangs einsam und unbelastet in die Fremde hinaus. Aber mit jedem Schritte vorwärts, mit jedem Tage, jeder Woche, hängt sich mehr Gewicht an uns an. Wir kommen in die mannigfaltigsten Verhältnisse und Verwicklungen, müssen andere in Anspruch nehmen und werden von anderen in Anspruch genommen. Bekanntschaften knüpfen sich an, schließen sich enger, werden innige Freundschaftsverhältnisse. Die Kürze der Zeit, die stets dräuende Trennung verstärkt das Bestreben, möglichst schnell sich gegenseitig im Austausche der Gedanken und Elebnisse zu genießen, das früher vom Geschick Versagte oder zufällig Versäumte nachzuholen. Daraus entsteht leicht ein unruhig überreiztes Wesen; das Blasen in die Kohle giebt einen schönen Flammenschein, aber die Kohle verzehrt sich dabei. Will man das innere und äußere Gleichgewicht wieder herstellen, so bleibt fast nichts übrig, als die Menschen

auf Reisen möglichst nur als Mittel zu seinen Zwecken zu betrachten, was denn freilich selbst einem Goethe nicht ganz und nicht immer gelingen mochte, wie viel weniger unser einem.

Ich habe Euch schon mehrmals von zweien der ausgezeichnetsten unter den hiesigen Künstlern, von Elisabeth Baumann und Adolf Jerichau erzählt. Seit gestern sind sie Verlobte, und unsere ganze deutsche Gesellschaft nimmt an dem Glücke dieser liebenswürdigen Menschen und ächten Künstlernaturen den herzlichsten Antheil. In der Nacht des scheidenden Jahres, die ich einsam auf meinem Zimmer verlebte, gab ich meiner Theilnahme an dem Geschick der mir theuer gewordenen Menschen Worte in den folgenden Zeilen, während ich mich in Andacht labte an der Majestät des göttlichen Hauptes meines Jupiter von Otricoli, vor dessen Kolossalabguß die Kerzen als Opferflammen der nächtlichen Festfeier leuchteten.

An

Adolf Jerichau und Elisa Baumann.

Viel des Schönen hab' ich gesehn, seitdem ich Italiens
Boden mit pochender Brust, ach! den ersehnten, betrat.
Was sich der Knabe geträumt, im Mährchentraume der Kindheit,
Was dem Jünglinge dann höher den Busen geschwellt,
Was der reifende Mann als Krone des irdischen Daseins
Oft in stillem Gebet heiß von den Göttern erfleht —
Endlich ward es gewährt: mit dürstenden Augen zu schauen
Himmel und Erde und Meer, die sich die Schönheit geweiht,
Seit aus der purpurnen Nacht der küstenumarmenden Fluthen
Einst Cytherea empor stieg zu dem rosigen Licht.
So aus kimmerischer Nacht des gestalt- und farblosen Nordens
Hub sich der Schönheit Land leuchtend dem Blick mir empor.
Dies ist dasselbige Meer, das der herrliche Dulder Odysseus
Heimathsuchend, im Kampf gegen die Götter durchirrt.
Sieh' und die Götter, sie leben noch jetzt, in marmorner Schöne
Wie sie der bildende Geist göttlicher Menschen erschuf.
Ist das nicht Jupiters Haupt, des gewaltigen Wolkenversammlers,
Dessen gewährendem Wink einst der Olympus gebebt?

Juno blickt sie nicht noch, die Herrscherin einst des Olympus
Wie sie von himmlischen Höh'n streng auf Aeneas geschaut?
Artemis schweift durch's Gebirg und der Fernhintreffer Apollon
Scheucht mit dem mächtigen Arm dräuend die Furien hinweg!
Venus entsteiget dem Meer, noch triefen vom Schaume die Locken,
Und schon regt Dir die Gluth flammender Liebe das Herz.
Ist das nicht Niobe dort, die unglückseligste Mutter,
Weil sie die glücklichste sich gegen die Götter gerühmt? —
Dann von dem Marmorsarge des schönen hellenischen Daseins
Schweifte der trunkene Blick hin zu der Blüthe der Kunst,
Die sich seit Golgatha's Kreuz in farbigem Leben entfaltet,
Bis sie durch Rafaels Geist voll sich zur Schönheit verklärt.
Ueber Jahrhunderten, so in denkendem Schauen durchwandert,
Ruhte endlich der Geist, still in die Klage versenkt:
Ach, daß der Schönheit Tag so kurzer und flüchtiger Dauer!
Daß uns die Sonne der Kunst tiefer und tiefer versank!
Aber siehe, sie lebt! in unvergänglicher Schöne
Leuchtet ihr rosiger Strahl morgenverkündend empor.
Jerichau's Herkules ruht von der Mühe der irdischen Arbeit,
Hebe, die göttliche, reicht liebend den Nektar ihm dar.
Und die Göttergestalt und den Adel homerischer Menschheit
Zeigt uns Elisabeth hier, wo sie das Urbild geschaut.
Schönes hab' ich gesehn, seitdem ich Italiens Boden,
Inniger Sehnsucht Ziel, klopfenden Herzens betrat —
Aber des Schönen Schönstes verlieh mir die Gnade der Götter:
Keimen und Wachsen und Blühn Euerer Liebe zu sehn;
Euch, die Ihr einig in Kunst, im Reiche der ewigen Schönheit,
Einig im kindlichen Sinn, — Eins auch in Liebe zu schaun.
Tief in der Feier der Nacht, die vom alten Jahre das neue
Scheidet, ruhet um mich Roma, die ewige Stadt.
Aber ich hebe die Hände empor zu dem Vater der Götter,
Dessen unsterbliches Haupt leuchtend die Kerze bestrahlt:
Vater Zeus, Kronide, Beherrscher der Götter und Menschen,
Kröne den Bund, der den Freund liebend der Freundin vereint.
Laß, Alkmenens Sohne an Kraft und Muthe vergleichbar,
Ihn zum Olympus der Kunst wandeln die mühvolle Bahn,
Und wenn die Stirn ihm heiß von der Arbeit Perlen bethaut,
Reiche ihm Hebe schon hier liebend den labenden Trank.

1846.

Rom, den 6. Januar 1846.

Das neue Jahr ist ohne deutschen Freudenlärm der Sylvesternacht angebrochen. Man wünschte sich Morgens ein buon capo d'anno, und damit gut. Heute, am alten Geburtstage des Heilandes, ist der Giorno della Beffana, der Tag der römischen Weihnachthexe, welche in dieser Eigenschaft unserm Knecht Ruprecht entspricht. Wie die heiligen drei Könige einst das Christkind beschenkten, so beschenken heute die Römer ihre Kinder. Gestern war auf St. Eustachio bei der Rotonda großer Kinderspielzeugmarkt, und der Lärm von Kindertrommeln, Trompeten und Tamburro's dauerte die halbe Nacht hindurch. Die Kinder der ärmeren Volksklasse hängen Abends Strümpfe über einen Stuhl, in welche die Beffana Nachts die Gaben steckt. Der römische Weihnachtsfestabend wird in den Kirchen durch prächtige Ausstellungen der Präsepien, aber unser Christabend wird nur von den hier lebenden Deutschen in deutscher Weise gefeiert. Lorbeerbäume vertreten dabei die Stelle unserer Weihnachtstannen, und zum ersten Male habe ich diesen traurigen Baum des Nordens hier mit einer gewissen Sehnsucht vermißt.

Ich habe Euch lange nichts von meinen römischen Galleriebesuchen erzählt, und will deshalb hier Einiges nachholen.

Im Palast Barberini sind nur noch Trümmer der früheren Schätze, aber auch diese enthalten Kostbares. So befindet sich dort das berühmte Portrait der unglückseligen Beatrice Cenci von Guido Reni, nach der Tradition von dem Künstler während ihrer Gefangenschaft gemalt, die Darstellung eines der lieblichsten Geschöpfe, das je die Natur hervorgebracht hat. Wen einmal der tiefe Blick dieser süßen braunen Augensterne getroffen, der kann ihn nimmer vergessen. Es ist ein bleicher Hauch über ihre Züge ergossen, sie scheint traurig und niedergeschlagen, und doch ist der Ausdruck der

Verzweiflung durch die Geduld der Sanftmuth gemildert. Ihr Haupt ist mit einer weißen Draperie umwunden, unter welcher ihr goldenes Haar hervorquillt und sich auf den Hals hinabringelt. Die Bildung des Gesichts ist äußerst zart, die Augenbrauen sind hervortretend und gebogen. Ihre Stirn ist hoch und klar, die Augen etwas vom Weinen angeschwollen. In der ganzen Miene liegt eine Einfachheit und Würde, die vereint mit ihrer Lieblichkeit und ihrem tiefen Grame unaussprechlich pathetisch ist. So ungefähr schildert auch Shelley den Eindruck dieses Bildes, das ihn zu seiner Tragödie begeisterte, der einzigen, die er gedichtet, und ich setze hinzu, der einzigen Tragödie, welche Englands poetische Literatur seit Shakspeare aufzuweisen hat. Sieht man von dem Grundfehler des Stoffes ab, der als grausige Ausnahme gegen alle Naturregel in das Gebiet des von Aristoteles verpönten „Gräßlichen" hinüberspielt, so ist Shelley's dramatische Behandlung desselben unübertrefflich und die Kunst, mit welcher er das Grausenhafteste desselben verschleiert hat, bewundernswerth. Ueber seine religiöse Auffassungsweise sagt der Dichter das Tiefste, was noch über das Verhältniß des katholischen Südländers zur Religion gesagt worden ist. Die Personen seines Stücks erscheinen als tiefreligiöse Katholiken. „Für eine protestantische Auffassungsweise," bemerkt er dabei, „wird in dem beständigen und ernsthaften Gefühle von dem Verhältnisse zwischen Gott und Menschen, welches diese Tragödie durchdringt, etwas Unnatürliches zu liegen scheinen. Vorzüglich wird sie die Verbindung einer festen Ueberzeugung von der Wahrheit der Volksreligion mit einem kalten und entschlossenen Beharren in ungeheuren Verbrechen nicht fassen können. Aber die Religion ist in Italien nicht wie in protestantischen Ländern ein Rock, der an bestimmten Tagen angezogen wird, oder ein Paß, den diejenigen, welche keine Unannehmlichkeiten haben wollen, bei sich tragen, um ihn vorzuzeigen, oder eine düstere Leidenschaft für die Durchdringung der undurchdringlichen Mysterien unseres Daseins. Die Religion coexistirt gleichsam in dem Geiste

eines Katholiken mit dem Glauben an das, wovon alle Menschen die sicherste Kenntniß haben. Sie ist Anbetung, Glaube, Unterwerfung, Buße, blinde Bewunderung, — keine Regel für das moralische Verhalten. Die Religion ist, den Temperamenten der verschiedenen Gemüther gemäß, eine Leidenschaft, eine Ueberzeugung, eine Entschuldigung, eine Ausflucht, — nie ein Damm gegen die Begierden. Sie hat keine nothwendige Verbindung mit irgend einer Tugend. Der abscheulichste Bösewicht kann sehr religiös sein, und ohne irgend gegen den bestehenden Glauben zu verstoßen, sagen, daß er es sei." So las ich selbst einmal, daß die neapolitanische Zeitung von einem Verbrecher und Mörder aus einer verworfenen Familie sagte: egli stesso di educazione neglettissima, ma allevato *cristianamente e nel timore di Dio!* und es ist bekannt, daß der gräßliche Cenci selbst im Hofe seines Palastes eine Kapelle baute, und Messen für den Frieden seiner Seele lesen ließ. Man darf nur nach der Engelsbrücke gehen und in die dort ausgebotenen Volksbücher, meist Raub- und Mordgeschichten, einen Blick werfen, um zu sehen, wie richtig jene obige Schilderung ist. Ich kaufte neulich so eine, in Todi con permesso gedruckte poetische (in rozzi carmi) Lebensbeschreibung des berühmten Banditen Giuseppe Mastrilli von Terracina. Giuseppe begeht eine Reihe der schaudervollsten Mordthaten, deren Details mit einer grausenhaften Naivetät erzählt werden *), aber er ist dabei durchaus ein guter Christ und

*) Hier eine Probe. Der Bandit, welcher immer als Galantuomo erscheint, bestraft einen Verräther, d. h. einen ehrlichen Mann, der ihn der Polizei ausliefern will:

Da di mano Mastrilli ad un coltello,
E gli occhi tutti i duo gli cava fuora
Poi la bocca tagliò anche con quello,
E la lingua gli cava per dolore,
Dopo come un porco allo macello
Gl' apre lo petto e gli strappa lo core,
E disse: cosi si fa alli tiranni
Che non portano rispetto a S. Giovanni!

frommer Verehrer der Madonna, und am Schluß erwartet der Volkspoet denn auch sicher, daß die Gottesmutter, „die mit dem Sünder immer mitleidsvolle," auch dem Pepe Mastrilli gnädig sein werde.

Neben dem Portrait der Cenci hängt das ihrer Mutter, ein kluges, fein berechnendes, aber nicht angenehmes Gesicht. Rafaels berühmte Fornarina, die dritte, welche ich nun gesehen (die zwei andern sind die Florentiner und die der Gallerie Sciarra) ist die häßlichste von allen. Unbegreiflich, wie sich manche hiesige Kunstkenner noch immer gegen die Ansicht des feinsehenden Rumohr sträuben mögen, der in diesem Bilde gewiß richtig ein bloßes Studium des Nackten von einem Schüler Rafaels nach dem bereits etwas veralteten Modelle erblickt. Aufrichtig gesprochen, es ist ein widerwärtiges Bild. Die übertrieben dicken Arme, das wie geschminkt aussehende, länglich schmale Gesicht mit den tiefliegenden kleinen Augen und starken Augenrändern, die Schlaffheit des Fleisches, der widrige Naturalismus in der Behandlung, — das Alles wird noch gesteigert durch die sitzende Stellung. Es gehört zur vollen Schönheit einer nackten weiblichen Figur durchaus, daß sie liegt oder steht, nicht sitzt. Das kann man an diesem Bilde lernen. Derselbe Kunstkenner, welcher in dieser Fornarina „die üppige Fülle weiblichen Reizes in der Blüthe des Lebens" erblickt, bezweifelt dem Tizian die unvergleichliche Schiava di Tiziano, welche daneben hängt. Wunderliche Käuze, diese römischen Kunstkenner! Erwähnung verdient noch eine Madonna Fr. Francia's, in welcher die halbverschleierte Stirn, die tief gesenkten Augenlieder, die ganze blumenhafte Stille der Physiognomie, wie wir dieselbe bei diesem Meister gewohnt, von unbeschreiblicher Anmuth sind. Joseph und Potiphar fehlen in keiner italischen Gallerie, aber dieser Joseph auf dem Bilde von Belivert wird große Mühe haben, seinen Rock zurückzulassen. Denn derselbe ist mit einer Schärpe fest um den Leib gegürtet, und obenein ist's ein Aermelrock. Wenn dieses

beleidigend widrige Sujet nicht ein biblisches wäre, wie würden die Zeloten dagegen eifern!

Auf der großen Palasttreppe steht eine der schönsten Thierbildungen des Alterthums, ein kolossaler, langsam vorschreitender Löwe, Marmorrelief, einem antiken Grabmonumente entnommen. Dies herrliche Werk zeigt, wie der alte Winckelmann sagt, „diesen König der Thiere in seiner fürchterlichen Großheit.“ Der Eindruck wird verstärkt durch die kühne, von der Natur mit Bewußtsein abweichende Bearbeitung der struppigen Mähne, welche an die Haarbehandlung des sterbenden Fechters erinnernd, wie ein aufgeregtes Meer erscheint, in welchem die Wellen übereinanderspringen.

Rom, den 7. Januar.

In der Gallerie Borghese zieht das Bildniß Cesare Borgia's von Rafael immer wieder meine Augen auf sich. In diesem Bilde hat uns der Künstler ein Menschenangesicht erhalten, das beredter wie ein vielbändiges Geschichtswerk zu uns spricht von jener Zeit Italiens, wo die heißblütige Leidenschaft der Macht die südliche Natur in „Thaten blutig, fleischlich, unnatürlich“ zu tiegerhafter Wildheit entfesselte. Es liegt etwas Vampyrhaftes in diesem Antlitze. In wilder Wüstheit sträubt sich das rothe Haar unter dem schwarzen Barett hervor. Man hat die Farbe getadelt, aber in diesem Bilde ist sie nur Mittel, die Zeichnung, die Contoure in ihrer ganzen Großheit und Sicherheit hervortreten zu lassen. Der Mund, wie eine leise geringelte Schlange geschwungen, spielt in einem halb matten, halb satten Lächeln festgefrornen eisigen Hohnes, das zu der tiefen, geisterhaften Starrheit der Augen den Kommentar giebt. Der Kinnbart spitzt sich an beiden Seiten lang zur Brust hinab über das schwarze, enge Sammetgewand, welches bis an den Hals hinan fest über Leib und Brust zusammengeknöpft ist. Die rechte

Hand wie angelöthet um den schwarzen Griff des Dolches an der rechten Hüfte, die linke, aus dem weiß und schwarz karrirten Aermel hervortretend, stemmt sich lässig in die linke Seite. So steht er da, der unerbittliche, scharfgeschliffene, giftige Mord Italiens aus jener Zeit.

Zu meinen Lieblingen in dieser Gallerie gehört noch ein Sassoferrato, die Kopie eines Bildes von Tizian in der Gallerie Manfrini zu Venedig. Der Katalog nennt es albern la vita del uomo, aber es ist vielmehr die sinnige Darstellung des Erwachens der Liebe in der Brust der Jugend. Ein Hirtenmädchen bläs't knieend vor einem sitzenden Hirtenknaben auf zwei Rohrflöten, und während der Gespiele sie mit leiser Bewegung an sich zieht, setzt sie die Flöten ab, und blickt in ahnender Verwunderung zu ihm auf in das sehnsuchtsvolle Antlitz. Rechts drei Amoren, zwei schlafend, einer erwachend. Ein Greis mit einem Todtenschädel ist von alberner Hand in die ursprüngliche Komposition hineingepinselt.

Die werthvollste unter den römischen Bildergallerien ist die des Hauses Sciarra. Ihre Perle ist Rafaels Violinspieler, ein Gesicht mit dem Ausdrucke tiefsten Seelenleidens. Er sieht aus dem Bilde heraus, als schaute er der Geliebten nach, die vorübergeht, ohne die Augen zu ihm zu wenden. Der leidende Ausdruck krankhafter Zartheit auf dem sehr jugendlichen, seelisch feinen Gesichte wird noch vermehrt durch das grüne, pelzverbrämte Gewand. In der Hand, die den Bogen hält, hat er einen Lorbeerstrauß mit einigen Veilchen. Das Bild ist fast ganz im antiken Farbenprinzip durchgeführt, indem Alles durch das Medium der grünen Grundfarbe gesehen erscheint. Tizians oft kopirte und nie erreichte bella donna hängt ihm gegenüber, das lieblichste Bild weiblicher Holdseligkeit und erwartender Liebesgluth. Sie ist im Entkleiden begriffen, und Julia's

„Komm Romeo, du Tag in Nacht!"

kommt einem bei ihrem Anblicke unwillkürlich auf die Lippen.

Bei einem Bilde Giorgione's, „die Enthauptung des Täufers," fiel mir eine Bemerkung ein, die ich bei einem anderen Bilde biblisch historischen Inhalts von demselben Meister in der Gallerie Borgheſe gemacht hatte. Wie dort der stattliche Ritter, welcher in voller Rüstung an das Riesenschwert gelehnt dasteht, hinter sich einen Pagen, der entsetzt das abgeschlagene Haupt auf der Balustrade betrachtet, so ist auch hier die edle Gestalt in Ritterrüstung, welche mit theilnehmendem Ausdruck das blutige Haupt der schönen Jungfrau überreicht, offenbar Portrait. Diese Darstellungen lassen das Portrait noch nicht selbstständig erscheinen, und wie die Landschaft zu derselben Zeit durch die biblischen Staffagen unselbstständig gemacht wurde, so erscheint in diesen und ähnlichen Bildern das Portrait in der Abhängigkeit von einer, vielleicht mit einer gewissen symbolischen Absicht gewählten, biblisch mythischen oder auch wohl mythologischen Handlung, zu deren Träger die zu konterfeiende Person gemacht wurde.

Die Gallerie Colonna besitzt einige vortreffliche Bildnisse, unter ihnen ein Knabenportrait, von Rafaels Vater gemalt, welches lange für das Portrait des jungen Rafael galt. Aber es ist ein junger Duca von Urbino, wie schon das Kordon um den Hals und der kostbare Edelstein an der rothen Sammetkappe beweisen. Ein Muster von historischem Portrait ist das Bildniß des Literaten Poggio Bracciolini von Girol. da Trevisi, einem Venetianer und Schüler Rafaels, gemalt. So feine, freie, fürstliche Haltung, voll jenes bewußten Anstandes, welcher damals ein Produkt des allgemeinen künstlerischen Schönheitssinnes war, findet man in keinem neueren Portraite. Wenn man diese Portraitbilder von Rafael, Tizian und Paul Veroneſe, welche alle hier sich finden, ansieht, so kommt es einem vor, als sei die Kunst, wahrhafte Bildnisse zu malen, welche den vollen Menschen zeigen, verloren gegangen.

Rom, den 12. Januar 1846.

Mit jedem Tage werde ich heimischer in Rom, und schon beginnt die Gewohnheit ihr Recht zu üben. Die Eindrücke verlieren an augenblicklicher Kraft und an Reiz, sie darzustellen. Man dämmert und schlendert so hin von einem Tage dem andern zu, das Erlebte ist oder scheint einförmiger, weniger bedeutend als früher, da doch nur unsere Weise des Anschauens und Aufnehmens sich unmerklich geändert hat. Die Wirkung davon werdet Ihr an meinen Briefen verspürt haben. Denn es bedarf jetzt beinahe einer Art von gewaltsamer Ueberwindung, um meine Berichte nicht ganz einschlafen zu lassen.

Bei der Zauberpracht des Wetters habe ich seit einiger Zeit das Gallerienbelaufen fast ganz aufgegeben, und benutze diese goldenen Sonnentage unaufhörlich zu Ausflügen in die Campagna, deren Schönheit jetzt erst in ihrem vollen Glanze der Formen und Farben strahlt. Auf den steinernen Fußböden der kalten Palastsäle Colonna, Doria, Sciarra u. s. f. habe ich mich ein Paarmal arg erkältet, und bin entschlossen, nicht eher wieder mit der Kunst mich einzulassen, bis die Temperatur gelinder wird. Freund H. begleitet mich getreulich auf allen meinen Fahrten, an denen auch wohl ein und der andere von den uns befreundeten Künstlern Theil nimmt. So hättest Du mich also an den Nachmittagen der letzten Wochen ziemlich regelmäßig in Villa Borghese oder in der Campagna vor Porta del Popolo oder Porta San Sebastiano suchen können. Ja, zuletzt sind wir drei Tage hintereinander zu demselben Thore hinausgefahren, nämlich nach Cäcilia Metella, und ein Paar Millien weiter nach Roma Vecchia. Was soll man auch wechseln, da man Schöneres nirgend schauen kann, als was hier sich dem Blicke darbietet! Jeden Tag glaubten wir immer, diese Beleuchtung sei die schönste, welche wir gesehen.

Keine Menschenrede reicht aus, von der Schönheit der Landschaft einen Begriff zu geben, in deren Anschauen versunken ich diese drei Tage her die Nachmittagsstunden verträumte. In meilenweiter Ferne ragt der Sorakte nördlich wie ein Vorgebirg aus den blauen Linien der wie Wellen sich hinschlängelnden Vorberge empor. Die Schneegebirge leuchten und glänzen, zu ihren Füßen auf Felsen und Klippen schimmern die Städte der Sabiner- und Albanergebirge, welche in allen Farbentönen hier röthlich, violett, dort blaugrün, dort in blauen und schwarzblauen Schatten das Auge entzücken. In tausendfachen Uebergängen harmonisch verschmelzend liegt die Campagna um uns her gebreitet, bald bräunlich gefärbt, bald gelblich weißgrün mit einzelnen hellgrünen Stellen. Der Himmel ist von einem Blau, welches hier ins grünliche, dort ins lichtweiße spielt. Mit dem sinkenden Abend ging das Silberlichtweiß des Horizontes allmälig über in das feinste Blau, von den Rosen einzelner Goldwolkenstreifen durchwebt. Die Gebirge hüllen sich in das tiefste Rothblau ihres violetten Abendduftes. Das Ohr vernimmt nichts als das ferne Blöcken einsamer Schaafheerden. Reiter nahen, Hügel auf und ab, zwischen den Gründen hervor und niedertauchend. Es sind Endländer und Engländerinnen, die grünen Schleier wehen, die schwarzen Gewänder flattern, im Galopp geht es dahin über Hecken und Gräben, durch Gestrüpp und kleines Buschwerk. Ein Paar Schimmel mit ihren schwarzen Reiterinnen verschwanden wie Silberstrahlen zwischen den Olivenbäumen zu unserer Linken, und wir waren wieder allein.

Am schönsten war es Sonntag Nachmittag. Vom Grabe der Cäcilia Metella an verläuft die neue Pflasterstraße in die alte Via Appia, deren alte Pflasterung noch stückweise mit ihren breiten Vielecken von graublauer Farbe die Jahrtausende überlebt hat. Links und rechts am Wege stehen die ihrer Marmorbekleidung beraubten Trümmerkerne der alten Grabdenkmäler, von denen diese Straße die Gräberstraße hieß. Einige sind dicht mit Epheu um-

wachsen, auf andern sind kleine Wohnhäuser wie Schwalbennester angeflickt, die Grabnische des Einen fand ich zu einem Backofen eingerichtet, wo in der uralten Behausung des Todes die Nahrung für die Lebenden bereitet wird. Ungefähr eine Viertelstunde weit von der Cäcilia Metella gewährt ein kleines Haus mit drei Pinien einen wundervollen Aussichtspunkt, dessen abschließenden Hintergrund der Monte Cavo bildet. Dann verliert sich die Straße in einen einsamen Feldweg der Campagna und man gelangt zu den Trümmermassen, welchen das Volk den Namen Roma Vecchia gegeben hat. Hohe Bogengewölbe, Mauern, Grabdenkmäler, Reste von Villen, Bädern und Tempeln erheben sich überall. Dazwischen hier und da Getrümmer mittelalterlicher Bauten oder auch zusammengestürzte Wohnhäuser von neuerem Datum, die allmälig wegen der bösen Luft von ihren Bewohnern verlassen wurden. Alles mittelalterliche und neuere Mauerwerk ist kenntlich an den unzähligen Marmorstücken, welche hier als rohes Baumaterial neben den Feldsteinen und Ziegeln benutzt sind, wie sie eben zur Hand lagen. Hier war die Fundgrube für die Neubauten des jetzigen Roms. Und doch ist noch alles Feld weit und breit bedeckt von Marmortrümmern, welche auf die Pracht der alten Bauwerke schließen lassen.

An einer Stelle, wo sich der Weg fast verlor, ließen wir den Wagen zurück und durchstreiften zu Fuß das weite Ruinenwesen. Zwei wunderschöne Kinder öffneten uns das Thorgehege einer Meierei, über deren Hofraum wir der größten der Ruinen zuwanderten. Zuerst über feuchten Boden schreitend und einzelne Gräben und Hecken überspringend, kamen wir an etwa zehn Fuß hohes Rundgemäuer, oben mit frischer Vegetation bedeckt, einem natürlichen Hügel ähnlich. Es waren drei lange nebeneinander fortlaufende Bogengewölbe, vielleicht Reste von Bädern einer Villa. Hier hörte ich ein Echo, welches in wahrhaft entsetzlicher Weise jedes laute Wort blitzschnell und in solcher Deutlichkeit und Nähe wiedergab, daß es uns war, als dürften wir nur die Hand ausstrecken,

um den höhnenden Sprecher zu ergreifen. So weiter kletternd und springend gelangten wir zu den beiden größten Ruinen, die sich auf den höheren Hügelzügen der Campagna, parallel der etwa eine Viertelstunde entfernten Straße von Albano, erheben. Von jener Straße aus hatte ich sie oft liegen sehen, wenn ich von Aricia nach Rom hin und wieder zurückfuhr. Jetzt zog nur eine Büffelheerde des Weges, eine Staubwolke hinter sich lassend. Staubwolken auf der Heerstraße im Januar, im Angesichte der schneebedeckten Gebirge, wie Euch das vorkommen mag!

Auf dem Rückwege besuchten wir die Hütte eines Campagnahirten, in welcher einer unserer Begleiter, der Genremaler Ernst Meyer, der vor zwei Jahren den äußersten Norden Europa's bereis't hatte, das vollständige Ebenbild einer Lappenhütte erkannte. Spitzzulaufend, zuckerhutförmig mit Rohr- und Strohwänden erhielt sie ihr Licht im Innern nur durch die niedrige, halbrunde Oeffnung, welche die Stelle der Thüre vertrat. Zwei Hirten aus dem Sabinergebirge, Vater und Sohn, saßen darin, der Alte mit der Ausbesserung lederner Beinschienen (gambali, scaffarotti), der andere mit Käsebereitung beschäftigt. Aber auch dieser ärmlichsten Menschenwohnung fehlte nicht das Bild der gnadenreichen Madonna, erhellt von einem Lämpchen, welches an einer dünnen Holzlatte vom Dache niederhing.

Die Wasserleitungen mit ihren riesigen Doppelbögen, die Städte und Landhäuser des Gebirgs glänzten im hellsten Sonnenlichte. Vom Sorakte aus bis dahin, wo der Monte Cavo in unsäglich schöngeschwungenen Linien allmälig gegen die Meeresküste hin abfällt, das Gebirge in entzückender Klarheit und in dem Zauberdufte seiner Farbenharmonien. Hinter uns, westlich der Küste zu, erschien die Campagna selbst am Horizonte wie ein dunkelblauer Meeresstreifen. Verzeihung, daß ich das alles wieder und immer wieder schreibe. Es liegt darin ein schmerzliches Vorgefühl einstiger unauslöschlicher Sehnsucht nach dem, was mir so bald unwieder-

bringlich verloren und dahin sein wird! In einem Trauerspiele, welches ich neulich las, rührten mir mehr als das ganze Stück zwei Verse das Herz:

„Man sagt: wer auch als Mann Italien sieht,
Wird nimmer glücklich, wenn er's lassen muß!"

Es kam mir vor, als wäre in diesen wenigen Worten mein ganzes zukünftiges Schicksal ausgesprochen!

Noch leuchtete und funkelte Alles im Glanze der letzten Sonnengluth, als schon die volle Scheibe des Mondes hell und klar über San Giovanni e Paolo und dem Kolosseum emporstieg, an dessen dunkelen Massen wir heimkehrend langsam vorüberfuhren. Niemals ist Rom heimischer anmuthend als so in seiner abendlichen Rührigkeit. In den Straßen am Forum flackerten die Feuer der Garküchen gar einladend. Verkappte Brüder klapperten mit ihren Büchsen, um Almosen für Seelenmessen bittend, in unsern Wagen hinein. Die vom Korso und Monte Pincio heimkehrenden Bettler lassen ihr letztes: povero stropiato, Signor! poverello cieco ertönen. Ausrufer schreien dazwischen. Lange Reihen von Jesuitenschülern ziehen paarweise von Villa Borghese heimkehrend über den spanischen Platz, der Propaganda zu. Auf dem Korso bewegt sich langsam noch der Wagenzug der schönen Welt auf und ab, Spaziergänger aller Nationen wandern beobachtend dazwischen. Die gefüllten Café's strahlen im Lichtglanze, und in ihnen sitzen plaudernd und rauchend die Künstler nach vollbrachter Tagesarbeit bei ihrer Tazza nero, und lassen sich von einem neuen Ankömmlinge etwas vom fernen Vaterlande erzählen.

Seit dem Beginne der Wintersaison bildet für einen großen Theil der hiesigen Fremdengesellschaft, namentlich der deutschen, der Salon einer reichen, Wissenschaft und Kunst liebenden deutschen Dame, der Frau Mertens-Schaafhausen, einen anziehenden Sammelpunkt, dem auch ich schon manchen genußreichen Abend verdanke. Fast alle Künste sind hier vertreten, und auch an Männern der

Wissenschaft, einheimischen und fremden, fehlt es nicht. Die ausgezeichnete Sängerin Kemble-Sartoris entzückt zum öftern die Anwesenden durch ihren Gesang, der selbst die, gegen fremde Sängerinnen so kritischen Römer zur Bewunderung hinreißt. Neulich ward ich dort durch Frau von Goethe einer deutschen Landsmännin vorgestellt, welche als Verfasserin mehrerer Romandichtungen sich bereits einen Namen in unserer poetischen Literatur erworben hat. Es ist Fanny Lewald aus Königsberg in Preußen. Ihrer äußeren Erscheinung nach hätte ich sie eher für eine Römerin gehalten. Wenn ihre Dichtungen nur halb so interessant sind wie ihre persönliche Erscheinung, deren ganzes Wesen den Stempel der edelsten Wahrheit und Natürlichkeit aufzeigt, so verdienen sie das Lob vollkommen, das ihnen von allen, welche dieselben kennen, gespendet wird. Daß wir Menschen und Dinge Italiens so ziemlich mit gleichem Auge sehen, hat uns bald einander näher gebracht, und die kleine Wohnung der Freundin in der Via de' due Macelli am spanischen Platze ist der Sammelpunkt geworden, von welchem aus wir die täglichen Streifzüge in die Schätze der Kunstsammlungen Roms und in die Schönheiten seiner Campagna unternehmen. Es giebt keinen reineren Genuß als den, welchen wir an der Freude eines andern über das uns werth gewordene Schöne in Natur und Kunst empfinden, und dieser Genuß wird mir jetzt in reichem Maaße zu Theil. —

Moderne Landschaftsmalerei.

Rom, den 14. Januar.

Der wiederholte Besuch der Ateliers zweier deutschen Landsleute, der Landschaftsmaler Gurlitt und Willers, hat mir allerhand Gedanken über Landschaftsmalerei durch den Kopf gehen lassen, die

ich an diesem Regentage Dir, liebster M., zur Vervollständigung meiner neulichen Bekenntnisse über die antike Landschaftsmalerei vorplaudern will.

Es ist nicht zufällig, daß von allen Gattungen der Malerei in unsern Tagen verhältnißmäßig die Landschaft den größten Aufschwung zeigt. Durch die Naturwissenschaft ist in neuerer Zeit das Größte geleistet worden. Von ihr aus bereitet sich mehr noch als durch die abstrakte Philosophie leise und unmerklich aber mit unentfliehbarer Sicherheit jene große allgemeine Umwälzung, die im Laufe der kommenden Zeiten das System des alten Weltgebäudes aus seinen Angeln heben wird. Was jener Grieche dazu verlangte mit seinem „gieb mir, wo ich stehen kann," diesen Boden, diese Operationsbasis hat zum Theil die Naturwissenschaft unserer Tage schon erobert. Damit steht die Kultur der Landschaftsmalerei unserer Zeit im offenbaren Einklange. Die strebendsten Kräfte unter den Künstlern haben vorzugsweise diesem Felde sich zugewendet. Denn hier allein finden sie, was ihnen in den übrigen Bereichen fehlt, volle Freiheit für den unverkümmerten Ausdruck ihres Innern, und was mehr ist, hier allein auf diesem, immerhin untergeordneten Gebiete hat sich ein Rest jenes gemeinsamen Aethers des Fühlens und Empfindens erhalten, der in glücklicheren Kunstperioden sich über alle Bereiche der schaffenden Kunst erstreckte. Ueberall sonst im Denken und Empfinden, in religiöser und geschichtlicher Weltanschauung, im Glauben und Wissen, in allen Erscheinungen und Verhältnissen des modernen Lebens ist jene Gemeinsamkeit, jenes einigende Band zerrissen. Abgrundtiefe Klüfte trennen die Fraktionen der Bildung. Dieselben Menschen, welche in einem Lande, an einem Orte und in scheinbar gleichen äußeren Verhältnissen mit einander leben, sind in dem letzten Grunde ihrer Weltanschauung durch Jahrhunderte und Jahrtausende von einander getrennt. Das Mährchen von der babylonischen Sprachverwirrung scheint erst jetzt, wie so viele andere ahnungsvolle Sagen des Alterthums, eine Wahr-

heit geworden. Und sein Ausgang wird auch eine Wahrheit werden: die Menschheit wird den Thurmbau aufgeben, der aus dem Diesseits das Jenseits über den Wolken erreichen soll, und sich in die Welt zerstreuen, sie in vollen Besitz zu nehmen nach dem Worte des Dichters:

„Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß!"

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder zur Natur und zu ihrer künstlerischen Verklärung in der Landschaftsmalerei zurück. Ich sagte: auf diesem Gebiete allein finde der Künstler noch, was ihm in den übrigen fehle, neben äußerer Freiheit einen Rest des für alle Kunst nothwendigen, verbindenden Gemeingefühls. Der Rationalist wie der Offenbarungsgläubige, der Absolutist und der Liberale, der Partisan der Vergangenheit und der Vorkämpfer der Zukunft: alle befinden sich dem Naturleben in Wald und Feld, Gebirg und Thal gegenüber in ein und demselben Banne des gewaltigen Naturgeistes, als dessen Theil sich zu empfinden sie jeder Athemzug zwingt. Es ist eine und dieselbe Grundsprache, welche aus den Schauern der Waldnacht und Gebirgseinsamkeit, aus dem Rauschen der Sturzbäche wie aus dem Wellenbrausen des Meeres, aus dem Gewittersturme, vor dem die tausendjährigen Eichen dröhnend sich beugen, wie aus der heimlichen Sommermittagsstille, in welcher Pan schläft, zu aller Herzen spricht. Es ist die eine Grundsprache, die Sprache der gemeinsamen Mutter, wenn sie auch in verschiedenen Dialekten zu erklingen scheint.

Die selbstständige Landschaftsmalerei ist ein Kind der großen geistigen Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts. Der protestantische Norden hat ihr die Selbstständigkeit erobert, und sie aus dem Dienste und der Abhängigkeit der historischen und Kultusmalerei befreit. Doch nicht so vollständig, daß ihr nicht zum Theil noch bis auf den heutigen Tag, wie Vischer es ausdrückt, gleichsam die Nabelschnur des historischen Gemäldes in der menschlichen

fremdartigen Staffage hier und da geblieben wäre. Ueber das Verhältniß der letzteren zur Landschaft nach Vischer noch reden wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Jedem wahrhaften Künstler, dem diese vortreffliche Entwickelung zu Gesichte gekommen ist, wird es wie Schuppen von den Augen gefallen sein. Wenigstens habe ich das in Rom mehrfach zu meiner Freude erlebt. Zwei der bedeutendsten unter den hiesigen deutschen Landschaftsmalern, L. Gurlitt und Ernst Willers, fanden in derselben durchaus ihre eigensten Anschauungen wieder. Besonders den ersteren hatte sein tiefer Naturssinn und die Weltanschauung, aus welcher derselbe seine Nahrung zog, schon lange die volle Selbstherrlichkeit der Natur als die Aufgabe seiner Kunst empfinden lassen. Eben darum aber war auch sein stetes Streben darauf gerichtet, jene Befreiung der Landschaft nach andern Richtungen hin zu vervollständigen. Hier steht auf der einen Seite der Naturalismus der Vedute, die, selbst mit dem größten Talente gehandhabt, doch nur auf dem niedrigsten Standpunkte des aristotelischen Kunstprinzips der Naturnachahmung stehen bleibt. Die Vedutenmalerei ist die Landschaftsmalerei der Neugier, des Tourismus, des grob materiellsten Interesses und des reinsten Egoismus, darum war und ist ihr Publikum ein ungemein zahlreiches. Der Maler malt die Lokalitäten und Landschaften, welche als gepriesene Schönheiten wie geprägte Münze den allgemeinsten Kurs haben. Er beläßt oder hält sie eben deshalb auch in ihrer möglichst allgemeinen Gestalt; denn nur auf das Allgemeine, nicht auf das Besondere, Individuelle, Einzelne der Stimmung und Färbung, nicht auf die Seelenschwingungen in dem Auf und Ab ihrer Töne kommt es ihm und seinem Publikum an. Das Allgemeine ist aber nicht zu erreichen, ohne in konventionelle Formen zu verfallen. Daher ist die Vedute durchaus konventionell, typisch, mehr oder weniger manierirt und charakterlos. Es erfüllt sich hier das durchgehende Gesetz, daß jedes Festhaltenwollen einer Abstraktion in sein Gegentheil umschlägt: die Vedute will nur geben,

was Jeder sieht, was greiflich für Jeden da ist; sie will die realste Realität, die wahrste Wahrheit, die natürlichste Natur und sie wird unwahr und unnatürlich, selbst in noch höherem Grade wie das Daguerreotyp, welches wenigstens nichts hinzuthut. Die Vedute dagegen, z. B. die neapolitanische, überblaut das Blau des Meeres, vergoldet das Gold der Sonnenlichter, verdichtet das zarte Luft- und Duftgewebe der Fernen zum amaranthnen Vorhange: kurz, legt allen Dingen die grelle Schminke der auf die Lampen einer realistischen Phantasie berechneten Dekoration auf.

Dem Naturalismus der Vedute gegenüber steht der abstrakte Idealismus der aus den großen Vorbildern Claude Lorrains und Nikolaus Poussins hervorgegangenen Ideallandschaft, welche zuletzt weniger auf die Darstellung der Natur selbst, als gewisser allgemeiner Gedanken, Empfindungen und Stimmungen hinausläuft. Selbst in den ausgezeichnetsten Landschaften dieser Richtung — ich rede hier vorzugsweise von landschaftlichen Darstellungen südlicher, italienischer Natur — kommt doch über dem Streben nach Einheit des Gesammteindrucks das Individuelle und Einzelne nicht zu seinem vollen Rechte. Bei aller Größe der Formen fehlt das liebevolle Eingehen auf das Detail des organischen Lebens. Daher in den fernen Gebirgsparthieen eine gewisse unterschiedlose Flachheit, ein Mangel der Formengliederung. Es sind ideale Felsen und Gebirgszüge, denen die klimatische Naturbestimmtheit fehlt. Die Bäume und Gebüsche leiden an demselben Mangel. Es sind mehr die allgemeinen Begriffe, schematische Gestaltungen und konventionelle Typen dieser Naturerzeugnisse, als die Dinge selbst, welche wir sehen. Die Materie selbst kommt nicht zu ihrem Rechte. Ja, sie leidet nicht selten offenbare Gewalt unter dem Streben nach dem geistigen Ausdrucke. Das Charakteristische einer Gegend in der gediegenen Bestimmtheit ihrer Erdformationen, ihrer Gebirgszüge und Felsen, Thalschluchten und Gründe, das individuell Eigenthümliche ihrer Vegetation in deren buntem, wucherndem Leben oder in ihrer

kargen Spärlichkeit, muß zurückstehen hinter dem Ausdrucke jenes Allgemeinen, das sich in den Umrissen und Linien, in dem Luft- und Duftweben der Atmosphäre freilich auch erreichen läßt, und allerdings auch von den Meistern jener Gattung erreicht worden ist. Den Charakter endlich einer Landschaft vollenden die „Spuren ordnender Menschenhand" in Architektur und Kultur des Erdbodens. Auch hier aber streift die Ideallandschaft nur zu leicht das Charakteristische hinweg, und ersetzt es durch eine willkürlich erfundene oder sonst zusammengeborgte architektonische Ausstattung oft der wunderlichsten Art. Um das Bedeutende, den Gedanken, die Stimmung zu erreichen, scheut sie sich nicht, das Kolosseum an's Meeresufer oder die Engelsburg in das Gebirge zu setzen. Zwischen diesen beiden Richtungen nun, d. h. also zwischen dem poesielosen Realismus der Vedute auf der einen, und zwischen dem überpoetischen Idealismus der abstrakten Stimmungs- und Gedankenlandschaft auf andern Seite liegt das Feld der Landschaft unserer Tage, zu deren Begründern der Künstler gehört, von welchem diese Bemerkungen den Ausgangspunkt genommen haben. Wie die Malerei auf ihrer höchsten Stufe, wo sie es mit der Darstellung des selbstbewußten Geistes zu thun hat, in der Historienmalerei, sich durch den unaufhaltbaren Gang der Geistesentwickelung immer mehr und mehr zu dem wirklichen und wahrhaften Leben der Geschichte, zu dem Thun und Leiden der Menschheit, also zu der Realität des Unendlichen im Endlichen hingedrängt sieht, ebenso fühlt sich auch der Landschaftsmaler, welcher ein wahrer Sohn seiner Zeit und von ihres Geistes Hauche berührt ist, unaufhaltsam zur Realität der Natur und ihrer leben- und seelenvollen Wirklichkeit hingezogen. Der Vedutenmaler steht auf einer Stufe mit dem gemeinen Portraitmaler; sein Werk entspricht etwa den Darstellungen derjenigen modernen Portraithistoriker, welche Revüen und Huldigungsakte unserer Zeit verewigen, oder im Genre sich zur Prosa des Eckensteherhumors versteigen. Die abstrakte Ideallandschaftsmalerei unserer Zeit findet ihre Ent-

sprechung in der nazarenischen Richtung der Historienmalerei, welche uns im besten Falle doch nur den schwachen Nachhall einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit künstlich wiedergiebt. Die ächte moderne Landschaft dagegen nimmt ihren Ausgangspunkt von den Niederländern, wie die wahrhafte Historienmalerei auf den Uebergang der Transzendenz in die Historie zurückgeht, welcher zu derselben Zeit in Rafaels Konstantinsschlacht geschah. Die moderne Landschaft endlich wird Portraitlandschaft in demselben Sinne, wie das wirkliche Portrait in seiner ächt künstlerischen Auffassung historisches Charakterbild wird. Das Unendliche ist im Endlichen, das Ideal in der Wirklichkeit, Gott in der Geschichte enthalten: diese Wahrheit, das Erwerbniß Jahrtausende langer Geistesarbeit der Menschengeschlechter, künstlerisch gestaltend zu verherrlichen, ist die Aufgabe des Historienmalers der Gegenwart und Zukunft. Aber das Göttliche ist auch in der Natur und ihrer Wirklichkeit, die Seele des Menschen ist auch Naturseele, die Stimmungen und Empfindungen, welche das Menschenherz bewegen, sie leben auch wirklich, nur in reflexionsloser und bewußtloser Gediegenheit, in der Natur. Sie werden nicht bloß untergelegt, hineingetragen, geliehen, sie werden nur erlöst aus ihrem stummen Zauberbanne durch den Menschen, welcher sich in der Natur mit seinem Empfinden wiederfindet, und der dann nur, um die Gemeinschaft noch enger zu schließen, auch der Naturseele liebevoll die Thätigkeit des eigenen Bewußtseins in einem poetischen Akte verleiht. Des Künstlers Auge aber sieht nun in der Wirklichkeit dieser bestimmten Natur, dieser bestimmten Landschaft auch das scheinbar Kleinste des individuellen Daseins als nothwendige Bedingung des allgemeinen seelischen Gesammtausdrucks. Wie das Blatt der Eiche oder der Linde, der Pappel oder des Oelbaums den gesammten Organismus des Baums in sich zusammenfaßt und wiederspiegelt, so wird für den modernen Landschaftsmaler das reiche bunte Leben des Details der bestimmten Natur zum nothwendigen Charakterzug des Ganzen.

Dieses Streben nun nach vollendeter scharfer Charakteristik des Einzelnen, nach möglichster Ausgestaltung des reichen Naturlebens, ohne dabei in ängstliche Kleinlichkeit und gestrichelte Ausführlichkeit zu verfallen, bezeichnet vor Allen die Arbeiten Louis Gurlitt's aus Altona. Unter allen jetzt in Rom lebenden deutschen Landschaftern wüßte ich keinen, welcher in dieser Lebendigkeit und Fülle des Einzellebens der landschaftlichen Natur es ihm gleich thäte. Mit der glücklichsten Schärfe und Feinheit des sinnlichen Auges begabt, vermag er die Dinge in der ganzen Reinheit und Klarheit ihrer Formen- und Farbenindividualität aufzufassen und wiederzuspiegeln. Das, woran so viele Maler italischer Landschaft scheitern: die lichte Helligkeit, die luftige Klarheit der Schatten, in welcher alle Gegenstände in dem reinen Medium südlicher Luft, scharf und bestimmt gesondert, in plastischer Klarheit ihrer Formen erscheinen, diesen wundersamen Zauber des Lichts im Dunkel des Schattens weiß er in seinen Vordergründen mit einer Meisterschaft darzustellen, die ich bei seinen Kunstgenossen nirgends bestritten fand.

Die Hauptwerke, welche ich von Gurlitt gesehen, sind landschaftliche Darstellungen der Natur des römischen Gebirgs und der Campagna. Der tiefe Ernst, die ruhige Größe, der unsagbare Frieden und die einsame Hoheit dieser Natur ließen Seele und Gemüth des Künstlers sich mit Vorliebe in sie versenken und ihrem Wiederausdruck in seiner Kunst vorzugsweise Begeisterung und Virtuosität zuwenden. Ich hörte seine Auffassungsweise hier und da eine naturalistische nennen, namentlich von solchen Seiten her, wo noch der alte abstrakte Idealismus seine Anhänger hat. Und sie ist es auch in dem Sinne, daß der Künstler in der Wirklichkeit dieser Natur das ihr spezifisch angehörige Ideelle, Geistige sucht und findet, und eben darum auch durch sie selbst wiedergiebt. Jedes seiner Bilder zeigt oder scheint doch diese und keine andere wirkliche bestimmte Gegend, Landschaft u. s. f. zu zeigen, und oft bedarf es erst selbst bei genauer Kenntniß jener Wirklichkeit der sorgfältigsten

Vergleichung, um die Punkte herauszufinden, wo der Künstler die Naturwirklichkeit verließ und freischaffend das für den Gesammtausdruck in ihr Fehlende ergänzte. So nähert sich Gurlitt's Landschaft oft völlig dem Portrait. Aber dies Portrait wird ein Kunstwerk, wird zur Darstellung eines Idealen, weil er die innerste Seele des Originals ganz an die Oberfläche der Erscheinung heraufzuzaubern verstand. So verbindet er in seiner Landschaft den Reiz der charaktervollen Naturwirklichkeit in ihrer bestimmtesten Individualität mit dem Zauber jener inneren Wahrheit und geistigen Freiheit der Stimmung und Gedankenempfindung; er verbindet, was die Vedute auf der einen und die Ideallandschaft auf der anderen Seite erstreben, ohne es zu erreichen, weil jene die Wirklichkeit auch in ihrer seelenlosen Form für genügend hält, diese umgekehrt die Wirklichkeit völlig in eine abstrakte Idealform aufhebt und verflüchtigt. Laß mich das Gesagte an ein Paar der besten Bilder des Künstlers deutlich zu machen versuchen.

Das erste Bild: eine Landschaft im Sabinergebirge bei Civitella, ist erst kürzlich vollendet. Aus dem Thore des einsamen Gebirgsstädtchens tretend, blickt man in das wunderbarste Auf und Ab einer Gebirgswelt, deren ernste Einsamkeit und aussichtslose Abgeschlossenheit nur durch den Wechsel und die Schönheit der Linien und durch die sanfte Magie der Farbentöne gemildert wird. Wir sind hoch oben, mitten in dem Berggewimmel der Apenninen. Der Sommertag neigt sich dem Ende zu. Seine glühenden Strahlen verklären mit ihren hellsten Goldlichtern die breite Rückenfläche des braunbemoos'ten, kahlen Kalkfelsens zu unserer Rechten und die ausgeflachte Abdachung, mit der er sich gegen den im Schatten liegenden Vorgrund hin verläuft. Zur Linken webt um die tieferen Berghänge, deren Züge sich über einander erheben, der vielfarbige Abendduft, welcher vom schwarzen Nachtblau durch die ganze Skala der Farbentöne hin zum hellen Violett hindurchläuft, bis er in dem orangegoldenen Glanze, welcher die

höchsten Bergeshäupter umstrahlt, und in dem weißlichen Gelb der Silberwölkchen in der Luft, welche sie umschweben, harmonisch ausklingt.

Wer, der jemals einen Spätsommer im römischen Gebirge erlebte, hat nicht die Magie eines solchen Anblicks, den Zauber einer solchen Wirklichkeit empfunden. Ohne eigentliche Aus- und Fernsicht, ja umgeben von den Schranken einer ringsum von aller Ferne der Ebene abtrennenden Gebirgswelt, scheint sich dennoch der Blick in gränzenlose Weite zu verlieren. Eine breite, sonnenhelle Schlucht reißt sich vor uns auf, wir blicken in sie hinein wie in das innerste Herz dieser Gebirgsnatur. Ueber die Kastanienwälder der hellen Bergzüge, welche wie Vorgebirge in dieses versteinerte Meer hineinspringen, streift der Blick weiter nach dem einsamen Gebirgskegel, auf dessen Gipfel das Städtchen Rocca San Stefano wie ein Adlerhorst herüberglänzt. Weit und hoch über ihm erhebt sich das Zwillingspaar der Mamellen in die Luft, nach rechts und links mit seinen Ausläufern den Horizont schließend. Der Gesammteindruck aber des Ganzen ist der einer unendlichen Ruhe, eines unaussprechlichen Friedens. Die Geschichte von Jahrtausenden hat diesen Charakter nicht verändert, und als die Römer das Gebäude ihrer Weltherrschaft aufthürmten, hatte sicher diese Gebirgswelt dieselbe Gestalt, in welcher sie uns, den Kindern der unruhigen, zerrissenen Gegenwart, erscheint. Hier allein fühlen wir, daß wir diese Gegenwart und alles, was uns mit ihr verbindet, vergessen können. Es wird uns in derselben, nicht als seien wir nur geschieden von der Unruhe des wild durcheinander wogenden Lebens, von dem ewig weiterfluthenden Strome der Geschichte, nein! als könne auch außerhalb dieser Natur überhaupt keine Unruhe mehr sein, als könne nichts geschehen, als was wir hier sehen und erleben. Alles steht mit diesem Grundgefühle der Sicherheit dieser Ruhe und dieses Friedens im Einklange. Die Spuren menschlichen Daseins, wie sie in diesem Hirten, der dort drüben am fernen Berghange seine

Heerde eichelfressender Thiere weidet, oder in diesen heimkehrenden Gebirgsbewohnern begegnen, ja selbst die einsamen Gebirgsstädtchen in der Ferne, welche, nur Wanderern und Saumthieren zugänglich, auf schroffen Felsenspitzen schweben, vermehren nur noch jenen Eindruck der weltfernen Abgeschiedenheit. Und wie liebevoll ruht das Sonnenlicht auf diesen einsamen Felsenrücken, wie verklärt es mit dem Ganzen seiner Glorie selbst das Unscheinbare und Kümmerliche der dürftigsten Vegetation zur Schönheit! Wie frisch und labend duftet uns aus dem klaren Schatten dieses steinernen Vorgrundes mit der halbzerstörten Felsmauer, durch welche ein regenerzeugtes Gebirgswässerlein hindurchrauscht, die Kühle des Sommerabends entgegen. Wie würzig dringt der Berg- und Waldgeruch von Thymian und Myrthe in unsere Sinne. Wie glühen die rothen Glocken des wilden Mohns dort an dem grünen Rain, die Lieblingsblume des Künstlers, welche ich auf allen seinen Bildern fand, die Farbe der feurigen tiefen Liebesgluth, mit der es ihn von früh auf zur Natur hinzog. In dieses Bild vor allen hat der Künstler mit allen Mitteln seiner Kunst die eigene Seele gelegt, weil ihre Stimmung ihm aus dieser Natur, wie er sie schaute, laut und vernehmlich entgegenklang. —

Zu Gurlitt's besten Bildern gehört eine Landschaft in der Sammlung des Herrn Landsberg zu Rom, zu welcher der Künstler das Motiv aus der Gegend von La Cava und Vietri genommen hat. Es ist ein Spätnachmittag, in dessen stillen Sommerzauber hier die reizende Berg- und Waldnatur jener entzückenden Gegend versunken erscheint. Ueber der von immergrünen Eichen halb umschlossenen breiten Fläche des hohen Vorgrundes hinweg schweift der Blick weit über die hellen Gebirgszüge, auf deren Ausläufern am Meere sich das ferne Vietri erhebt. Es ist ein Ort, wo der Wanderer gern rastet, um sich das Bild der unendlichen Schönheit dieses Landes in stundenlangem müssigen Träumen unauslöschlich in die Seele zu prägen. In dieser schattigen Klarheit des Vorder-

grundes ist es so duftig und kühl, und draußen auf den Gebirgen und in den Thälern drückt die heiße Sommergluth, welche selbst das kühle Element des fern herüberblitzenden Meeres zu durchdringen scheint. Keine Zudringlichkeit menschlicher Staffage stört hier den Genuß des Sichversenkens in das Leben und Weben der Natur. Ueberhaupt bemerkte ich schon, daß nach dieser Seite hin der Künstler allen seinen Landschaften die vollste Selbstständigkeit zu erhalten verstanden hat. Was aber dies Bild vor allen andern Landschaften neuerer Künstler, deren gedachte Sammlung mehrere, sehr tüchtige (von Poser, Bromeis, Castelli, Achenbach u. a.) besitzt, überwiegend auszeichnet, ist wieder die herrliche Klarheit, in welcher alle Schattenpartieen des Vorgrundes dem Beschauer den ganzen Reichthum ihrer charakteristischen Formen entfalten. In dem liebevollen Ausgestalten der spezifischen Gestalt jedes Einzelnen, in der Individualisirung der Physiognomie jedes Steinblocks, jedes Busches und Baumes, wie sie just unter diesen zufälligen Bedingungen des Lichtes und Schattens, der Lage und des Standpunktes erscheinen, ist dieses Bild zu den schönsten Werken moderner Landschaft zu rechnen. Und doch ruht über dieser Fülle des Individuellen der einigende Zauber einer Harmonie, welche nirgends Unverbundenes, Widerstreitendes, nirgends Sprünge und unvermittelte Schroffheiten zeigt. Das Motiv selbst, welches der Künstler der Natur entnommen, gehört keineswegs irgend einem renommirten Punkte, irgend einer weltbekannten Aussichtsschönheit jener neapolitanischen Gegend an. Es ist vielmehr in dieser Hinsicht durchaus untergeordneten Ranges. Aber um so mehr Freiheit gewährt es dem Maler für die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte: die Anziehungskraft zu vergegenwärtigen, mit welcher jene südliche landschaftliche Natur eben durch die inwohnende Lebendigkeit ihrer tieferen charaktervollen Gesichtszüge unser Herz ergreift.

Rom, den 15. Januar 1846.

Als ich heute Morgen von einem Frühgange nach dem Koloſſeum über das Forum zurückſchlenderte, um ein Paar Alterthümer in deſſen Nähe, den ſogenannten Bogen der Goldſchmiede und den dicht dabei belegenen Janusbogen zu beſehen, fiel mir bei der Via dei Cerchi ein Zuſammenſtehen von vielen Menſchen auf, das in dieſen verödeten Gegenden auf etwas Außergewöhnliches ſchließen ließ. Neugierig näherte ich mich dem Platze. Ein ſchäbig ausſehendes Holzgerüſt in fahlrother Tünche ſtarrte mir entgegen, und die Strahlen der Morgenſonne funkelten in hellem Blutroth auf etwas Glänzendem, welches oberhalb deſſelben ſchwebte. Es war eine Guillotine, die ihres Opfers harrte. Ein junger Hirt aus La Scarpa, einem Gebirgsflecken bei Tivoli, der ſeine ſchwangere Frau ermordet hatte, ſollte hingerichtet werden. Kavallerie und Fußvolk umſchloß das Gerüſt im weiten Kreiſe, und ſperrte die Zugänge der Gaſſen, welche auf dieſen verödeten, nur von Schuppen und Scheunen umgebenen Platz mündeten. Wann wird die Hinrichtung vor ſich gehen? fragte ich einen neben mir ſtehenden Montigianen, der, den Mantel umgeſchlagen, theilnahmlos auf das Blutgerüſt ſchaute. „Chi lo sa!“ (wer weiß es) war die Antwort. „Die Stunde iſt ſchon vorüber, und das iſt ein Zeichen, daß der poverino noch nicht gebeichtet hat, und da kann es noch lange dauern.“ Wie das? „Ehe er nicht gebeichtet hat, wird er nicht hingerichtet. Erſt wenn der Tag ſich neigt, und er ſich fortwährend weigert, führen ſie ihn aus dem Gefängniſſe ab, und wenn er auch dann unterweges nicht beichten will, wird er abgethan ohne Beichte.“ Ich verweilte einige Zeit, um das Betragen der verſammelten Menge zu beobachten. Sie beſtand faſt nur aus Menſchen der unterſten Volksklaſſen, aus Landleuten und Hirten in blauen Jacken und Spitzhüten. Nur innerhalb des Kreiſes, dicht an den Stufen der

Mordmaschine, standen einige Engländer in Gesellschaft von drei bis vier jungen römischen Nobili's, Cigarren rauchend und schwatzend und laut den Deliquenten verwünschend, der sie so lange warten ließ. Es war das erste Schauspiel dieser Art, welches ich erlebte, und um so mehr psychologisch merkwürdig der Eindruck, den der Anblick und die längere Erwartung auf mich selber machte. Die Theilnahmlosigkeit der immer mehr sich vergrößernden, schwatzenden, gaffenden und lachenden Menge bildete einen grellen Kontrast gegen die Erschütterung, welche ich bei dem Gedanken empfand, daß hier in kurzer Zeit ein Menschendasein enden sollte. Aber diese Stimmung hielt nicht aus, und als ich ein Paar Stunden gleich den andern auf die Ankunft des Verurtheilten gewartet hatte, ertappte ich mich in meinem Innern bei der Regung derselben verdrießlichen Empfindung über das verstockte Zögern des Deliquenten, deren Ausdruck von Seiten jener Italiener mir anfangs so grausam erschienen war!

Die Scene wurde indessen, je näher die Mittagsstunde heran kam, immer belebter. Ambulante Verkäufer boten Cigarren und Eßwaaren, Orangen, Bohnen und Kastanien, Wein und Aquavite feil. Man rauchte, aß und trank, man lachte und scherzte, Buben rauften sich oder bettelten einzelne Forestieri an, und ein halberwachsener Bursche zeigte eine große Neigung zu meinem seidenen Taschentuche, das ich ihm aus der Jacke, unter die er es geschoben hatte, nicht ohne Mühe wieder hervorzog. Ein Verkäufer von Volksschriften und Branntwein hatte in der Nähe einer kleinen Kirche eine Bude improvisirt, und bot dem Volke beide Arten geistiger Nahrung feil. Ich kaufte einige der ersteren, es waren die Geschichten glorioser Räuber und Mörder, welche aber alle selig gestorben waren, weil sie stets die Madonna verehrt, und zuletzt Beichte gethan und Absolution empfangen hatten. Pepe Mastrilli's Geschichte und die Anweisung zum Lottospiele fehlten auch hier nicht. Das sind die Elemente, mit denen hier der christliche Staat den

feierlichsten Akt seiner souveränen Macht umgiebt, um den sittlichen Eindruck des gesetzlichen Mordes auf das Volk zu verstärken!

Ich verließ den Platz, ohne die Ankunft des armen Sünders abzuwarten. Auf dem Rückwege sah ich vor einer kleinen Kirche in der Nähe des Kapitols lebhaftes Menschengedränge und die Equipagen einiger Kardinäle. Hier fand eine andere Art von Hinrichtung statt: die Einkleidung einer jungen Spanierin, der Gräfin F., welche gegen den Willen der Ihrigen den Klosterschleier zu nehmen sich entschlossen hatte. Die Sonne schien so frühlingshell hier draußen, so lebenweckend wehte die milde Luft um die verwitterten Klostermauern, und da drinnen begruben sie einen Frühling von Jugend und Schönheit in die finstere Nacht menschenopfernder Entsagung, während von fernher der Gesang der Mönche erscholl, welche ein anderes menschliches Wesen dem Henkerbeile entgegen geleiteten!

Rom, den 17. Januar.

Auf dem Wege nach Palazzo Farnese traten wir heute in die Kirche S. Andrea della Valle ein, wohin seit einigen Tagen Alles strömt, um die von Torlonia veranstaltete Esposizione zu sehen und den Padre Ventura, den gefeiertsten Kanzelredner Roms, predigen zu hören. Die Kirche hat beiläufig die größte Kuppel nach dem St. Petersdome. Die Ausstellung war auf einer Art von Bühne errichtet, auf welcher die kolossalen Figuren der heiligen drei Könige dem Christkinde auf dem Schooße der Jungfrau ihre Geschenke darbrachten. Das Ganze sehr theatralisch und pomphaft, und doch mit Geschmack ausgeführt, sah von fern aus wie ein lebendes Bild. Ein junger französischer Geistlicher predigte gerade als wir eintraten (der Padre Ventura sollte erst eine Stunde später die Kanzel besteigen) in französischer Sprache. Man muß es den

französischen Geistlichen nachsagen, daß sie sich die Bildung ihrer Sprache durch die großen Meister ihrer Literatur nicht haben entgehen lassen. Keine langen, athemversetzenden Perioden, alles kurz, Frage und Antwort, Satz und Gegensatz voll Leben und Bewegung. Um so auffallender war mir der Widerstreit der Sprache mit dem Inhalte. Der Mann predigte den starrsten, bigottesten Glauben, und das in der Sprache, in welcher ich immer nur die Sache des klarsten Verstandes zu hören gewohnt gewesen war. Dieselben Phrasen, dieselben feinen, lebensvollen Wendungen hier benutzt, um Dinge zu behaupten, welche die Männer, die diese Sprache geschaffen, ein Voltaire, Rousseau, Diderot, mit allen Mitteln derselben zu stürzen versucht hatten. Jede andere Sprache erschien mir geeigneter zur Vertheidigung der christlichen Hauptdogmen gegen den Einspruch der Vernunft, als eben die französische. Das Publikum war im Ganzen nicht viel aufmerksamer auf die Predigt, als es bei der Aufführung einer schon bekannten Oper zu sein pflegt. Die meisten hatten sich mit ihren Stühlen und Rosenkränzen der Ausstellung in der Seitenkapelle zugewendet, und die Predigt wurde fast verschlungen durch das flüsternde Geplauder, welches durch die ganze Kirche ging. Nicht viel besser fanden wir es bei unserer Rückkehr in der Predigt des Pater Ventura.

Der Palast Farnese, ein ganz freistehendes regelmäßiges Viereck, ist der majestätischste Schloßbau von Rom. Seine Vorderfronte nimmt fast die ganze Breitseite des herrlichen viereckten Platzes ein. Er ist mit seinen drei Stockwerken der höchste aller römischen Paläste, und doch wirkt die ruhige Harmonie der gewaltigen Verhältnisse so mildernd auf die Phantasie, daß man, so lange man den Palast für sich allein ins Auge faßt, keine über das gewöhnliche Maaß hinausgehende Erscheinung zu erblicken glaubt. Dann aber sieht man plötzlich mit Staunen, wie ein anderer, fünfstöckiger Palast an der linken Ecke des Platzes eben nur wenig über das Gesims reicht, welches das zweite Gestock des riesigen Baues von dem dritten

scheidet. Und nun erinnerte ich mich an die Notiz in Fernow's römischen Studien, daß der bronzene Baldachin im St. Peter diesem Kolosse der römischen Paläste an Höhe gleichkommt!

Wenn man diesen Palast ansieht, so kommt es einem in der That vor, als hätten diese alten Baumeister Sangallo, Michelangelo und wie sie weiter heißen, nicht für Menschen wie wir, sondern für ein Geschlecht von Giganten gebaut. Die kolossalen, zwanzig Fuß langen Granitwannen, welche die Springbrunnen des großen Platzes vor dem Palaste zieren, stehen mit demselben in einer solchen Harmonie, als wären sie eigends zu diesem Zwecke komponirt, und doch sind sie antik, und in den Thermen des Caracalla gefunden. Der viereckte, rings mit Colonnaden umgebene Schloßhof ist nicht minder erhabenen Eindrucks als die Frontseite. In einer Ecke desselben steht der aus dem Grabdenkmale der Cäcilia Metella entnommene Sarkophag von weißem Marmor. Er ist etwa sechs Fuß hoch. Akanthusblätter von feiner Ausführung umgeben den Fuß des gereiften Sargkastens. Zwei Thierköpfe ragen wie Handgriffe an beiden Enden der Vorderseite hervor, den Deckel schmücken Arabesken mit Büffel- und Löwenköpfen in Blätterwerk. Das Ganze macht bei aller Kolossalität doch einen angenehmen und leichten Eindruck. Aber dies ehrwürdige Alterthum wäre doch unendlich besser an seinem Platze in dem gewaltigen Grabthurme selbst, dem es die rohe Neugier der Plünderer entriß, als hier, wo es vernachlässigt in einem verlassenen Winkel der Schloßhalle in würdeloser Tageshelle einem Brunnentroge ähnlicher erscheint, als der letzten Behausung der sterblichen Reste einer alten Römerfürstin.

Prachtvolle Marmortreppen von sanftestem Anstieg führen zum zweiten Stockwerke, in dessen Räumen noch manches werthvolle Alterthum bewahrt wird, obschon die Farnesischen Kunstschätze längst nach Neapel gewandert sind. Doch freute es mich, den Herkules Farnese im Gypsabgusse hier wiederzusehen, und neben ihm seine

von della Porta gefertigten marmornen Beine, welche die „Beschreibung von Rom“ für die ächten ausgiebt. In der sogenannten Gallerie sind die berühmten Fresken von Hannibal Caracci, das größte Werk dieses Künstlers. Es sind zumeist Deckengemälde, in mythologischen Darstellungen die Allgewalt der Liebe aufzeigend, Kompositionen und Ausführung voll Geist und Feuer, die Karnation zum Theil vortrefflich. In einigen Bildern, z. B. in denen aus der Perseussage und in den sechs tragenden Figuren fand ich den Michelangelesken Styl der Leiber zu sehr vorherrschend. Und weil hier Architektur und Malerei den organischen Zusammenhang und das harmonische Ineinandergreifen entbehren, so erhält das Ganze, im Vergleich zu Rafaels Farnesina, etwas Unruhiges, Heftiges, gewaltsam Bewegtes. Aber in den Bildern selbst lebt und webt ein Reichthum der Fantasie und eine schöpferische Lust, der man es anfühlt, wie der Künstler und seine Zeit in dieser poetischen Welt althellenischer mythologischer Lebensfülle und Daseinslust ungleich heimischer waren, als wir um Vieles gelehrteren, aber auch um Vieles trübseligeren Epigonen. Wie begeistert hat dieser geniale Schneidersohn von Bologna das große Liebeskarneval der antiken Göttermährchenwelt in diesen Fresken vor die Sinne gezaubert! In der Mitte des Deckengewölbes der Triumphzug des Bacchus und der Ariadne. Um sie her in andern Bildern Jupiter, welcher die geschmückte Juno auf dem göttlichen Lager empfängt, Aurora mit dem geliebten Cephalus auf ihrem Wagen, Luna, die den Endymion umarmt, Omphale mit Herkules, welcher ihr Keule und Löwenhaut überlassen hat (ein schon von der antiken Plastik gern behandeltes Symbol der allsiegenden Liebesgewalt), und Galathea, die, von Tritonen, Nymphen und Liebesgöttern begleitet, das Meer durchrauscht, während drüben der verlassene Polyphem seinen Liebeskummer den Tönen der Syrinx vertraut. Anchises und Venus, Leander zur Hero schwimmend, Jupiter die Europa entführend, Orpheus, welcher seine Eurydice aus der Unterwelt zurückruft,

Perseus, der die Andromeda befreit, und so unzähliges andere aus der heiteren Götterwelt der griechischen Dichtung blüht hier auf in der reichen Farbenpracht dieser herrlichen Fresken, aus denen man recht die Größe dieses Genius erkennen kann, den die Laune des Schicksals nur um ein halbes Jahrhundert zu spät geboren werden ließ. Acht Jahre arbeitete Hannibal Caracci an diesem größten Werke seines Lebens. Als er es vollendet hatte, betrog ihn die Niederträchtigkeit eines Elenden um den wohlverdienten Lohn seiner Arbeit. Seitdem umdüsterte Schwermuth seinen Geist, der schon so vielen Widerwärtigkeiten Trotz geboten hatte. Er verfiel in Krankheit. Vergebens sandten ihn die Aerzte nach Neapel, dort Heilung zu suchen. Er kehrte mißmuthig und gebrochen nach Rom zurück und starb dort in der Blüthe des Mannesalters (1609).

Rom, den 18. Januar.

Heute bei dem Feste des heiligen Antonius Abbas, des Schutzpatrons der Thiere, welches Göthe so reizend beschreibt, fiel mir der Unterschied des Jetzt gegen das Sonst wieder einmal so recht in die Augen. Göthe's Schilderung weiß noch nichts von den Gensdarmen, dieser bewaffneten und berittenen Vorsehung, der man jetzt überall in Rom begegnet. Mir fiel die rohe und brutale Weise auf, in welcher sich diese Schergen gegen das Volk betrugen, das ganz friedlich im großen Halbkreise den weiten öden Platz vor der Kapelle des Heiligen in der Nähe von S. Maria Maggiore umstand, wo das Besprengen der Pferde, Esel und Maulthiere mit Weihwasser vor sich ging. Die Ceremonie selbst war langweilig ernsthaft, und von Schalkheit und gutem Humor des Priesters, der die Segnung verrichtete, nichts zu spüren. Der Geistliche stand in weißem Gewande, einen schwarzen Laienbruder neben sich, auf der obersten Treppenstufe, den Sprengwedel in der Hand. Die

Wagen fuhren vor, Landleute ritten oder führten ihre buntbebänderten Thiere heran, entblößten das Haupt, und der Priester, seinen Wedel in das Weihwasser tauchend, sprengte, während er sein: in nomine patris etc. hersagte, von demselben einige Tropfen auf Fuhrwerk und Thiere, die sich dann rasch entfernten, um andern Platz zu machen. Doch war der Zudrang keineswegs groß, und meistens waren es nur zufällig in Rom anwesende Landleute und Kärrner aus den benachbarten Orten, und nur ein Theil der Thiere war festlich geputzt. Einige Leute, welche eine Kleinigkeit spendeten, empfingen außer dem Weihwassersegen noch einen besonders wirksamen Gnadenzettel mit dem Bilde des Heiligen, dem ein Schwein zur Seite steht, und einem kleinen Amulette in der Form eines messingenen Kreuzes. Die Thiere hatten aber alle insgesammt augenscheinlich den Segen des Heiligen sehr nöthig. Denn die Jammergestalten der Pferde, welche wir hier sahen, überstiegen zum Theil selbst die kühne Phantasie des Schöpfers der unsterblichen Rosinante. Mir fiel dabei recht auf, wie der gegen seine Thiere fast durchweg grausame Italiener sich auch hier in diesem originellen Feste durch Hülfe seiner Religion mit seinem Gewissen abzufinden weiß. Er führt sein Thier dem Heiligen zu, welcher für das Wohlergehen desselben ex officio zu sorgen hat, läßt es mit Weihwasser besprengen und mit der Zauberformel des lateinischen Gebets segnen, und traktirt es dann nach wie vor mit der gewohnten herzlosen Grausamkeit. Der Deutsche, besonders der protestantische Norddeutsche, weiß freilich nichts von der Romantik eines solchen Festes, hinter deren buntem Scheine sich die grausamste Rohheit verbirgt, aber er behandelt seine Thiere gut, und sucht durch Sorgfalt und Pflege Gebet und Weihwasser zu ersetzen. Und wenn er dieselben auch zumeist aus Eigennutz schont und pflegt, so thut er es doch auch, weil er die ihm so nützlichen Thiere lieb hat und ihnen Mitgefühl zu Theil werden läßt, während der Italiener diese lebendigen Geschöpfe nicht anders betrachtet und behandelt

wie die unbeseelten Naturerzeugnisse in Wald und Feld. Hier stehen also der deutsche Volksgeist und die sittliche Kultur offenbar höher. Bei uns ist die Wirklichkeit dessen, was hier nur als Schein vorhanden ist: stete Pflege und Sorgfalt, entsprungen aus einer Art Mitgefühl, Neigung und Dankbarkeit gegen die nützlichen, dienenden Geschöpfe, hier ein einziger, buntbeflitterter Saturnalientag, und selbst der ist nur Schein. Denn was Göthe erzählt, daß heute die Thiere einen Feier- und Rasttag haben, und alle Herrschaften heute zu Hause bleiben oder zu Fuße gehen müssen, ist längst nicht mehr wahr. Nur sehr wenige selbst von den Anwesenden führten ihre Thiere frei und ungeschirrt heran, die meisten nahten sich reitend oder fahrend, Stachelstab und Peitsche in den Händen. Und bei den Equipagenbesitzern in Rom selbst gilt jene alte Sitte vollends gar nicht mehr, die meisten bekümmern sich nicht einmal mehr um die Ceremonie, und der Priester klagte uns, daß die Zeiten schlecht und die Welt im Argen sei. Der Heilige, San Antonio delle bestie genannt, führt übrigens Namen und Amt von seiner Geschicklichkeit, mit welcher er als Anachoret die reißenden Thiere zu zähmen und unschädlich zu machen wußte. Davon muß indessen auf seine Nachfolger nichts übergegangen sein, denn der gute Priester, welcher den Sprengwedel führte, sah sich einmal durch das heimtückische Ausschlagen eines Maulthiers hart bedroht, und sprang mit einem derben Fluche aus der Schlagweite der boshaften Bestie, die vor dem Stellvertreter ihres Schutzpatrons so wenig Respekt bezeigte. —

Rom, den 19. Januar.

Heute gelang es uns, für gute Worte und besseres Geld in die dem Lateran gegenüber gelegene Villa Massimi einzudringen und die Fresken zu sehen, mit denen vor einigen zwanzig Jahren

mehrere der namhaftesten deutschen Künstler die Zimmer des anmuthigen kleinen Gartenpalastes geschmückt haben. Zwei derselben enthalten Darstellungen aus Ariost's Orlando furioso von Julius Schnorr, und aus Tasso's befreitem Jerusalem von Overbeck. Hier sah ich nun mit eigenen Augen, welch ein Genie in Overbeck für die moderne Kunst verloren gegangen ist. Seine Sachen sind ohne Frage die schönsten von allen, und es fehlt diesen Freskobildern nichts als ein freierer Vortrag, wie es die Künstler nennen, d. h. größere Gewandtheit, Leichtigkeit und Sicherheit, um sich dem Schönsten gleich zu stellen, was die Freskomalerei überhaupt hervorgebracht hat. Es lebt und blüht in diesen Kompositionen der ganze Zauber jener Romantik, die uns aus dem Gedichte selbst so wunderbar anmuthet. Man glaubt beim Anblick dieser Bilder in den aufgeschlagenen Blättern jener Poesien selbst zu lesen. Wie wundervoll ist auf dem einen die Kampfscene, in welcher Gildippe und Odoardo von der Hand Argante's fallen, während von der fernen Bergeshöhe herab ein Fähnlein Reiter im sausenden Jagen vergeblich zu Hülfe eilt. Solche Gestalten, wie die edelkräftige Heldengestalt Gottfrieds von Bouillon oder wie die blühend schönen nackten Leiber des an den Pfahl des Scheiterhaufens gefesselten Liebespaares Sophronia's und Olinth's vermag der heutige Legenden- und Heiligenbildermaler Overbek in seiner einsamen Klause am Judenghetto schon lange nicht mehr zu schaffen, selbst wenn er es auch nicht für eine Entweihung seiner Kunst hielte, sich mit solchen Weltlichkeiten einzulassen. In diesen Bildern ist auf's Glücklichste verwirklicht, was als eine Aufgabe der modernen Kunst angesehen werden muß, daß sie den dichterischen Gestaltungen der Poesie sichtbares, sinnliches Leben gewähren soll, wie es die bildende Kunst der Alten ihren Dichtungen verlieh. Wie siegreich, frisch und jugendkräftig ist das Auftreten dieser beiden Meister in diesen frühen Werken ihres Pinsels gewesen, mit denen sie den ächten, historisch romantischen Styl auf's Neue ins Leben riefen. Alles, was ich

von neueren Fresken gesehen, bleibt zurück gegen den Schwung und Adel dieser Sachen. Prachtvoll sind besonders die Köpfe in dem Schnorr'schen Bilde, auf welchem Karl der Große dargestellt ist, wie er aus Paris zieht, die Stadt von den anstürmenden Heiden zu befreien. Wie schön kontrastirt die angstvolle Hast des jugendlichen Bogenschützen, welcher von der Mauer herab den Heranziehenden pantomimisch die Nähe der Gefahr von den feindlichen Heidenschaaren andeutet, mit der Ruhe des langsam dem Kampfe entgegenziehenden alten Heldenkönigs und seiner ritterlichen Genossen. Unten nimmt eine Mutter den letzten Abschied von ihrem kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohne, welcher sich den Schaaren der aus dem Thore ziehenden Befreier anzuschließen eilt. Herrlich ist auf einem andern Bilde Orlando dargestellt, wie er mit beiden Händen zum Todesstreiche gegen Agramant ausholt.

Ein drittes Zimmer enthält Scenen aus Dante's göttlicher Komödie von Veit und Koch. Hier konnte ich mich nun freilich weder mit den meisten der dargestellten Gegenstände selbst, noch namentlich mit der Koch'schen Weise der Darstellung befreunden. Scheußlichkeiten wie die Höllenscene, wo Ugolino seinem Feinde Ruggieri das Haupt zernagt, Menschen wegen ihrer Sünden von Teufelsfratzen zerkratzt, gepeitscht, zerrissen, von Schlangen zernagt, in glühenden Särgen schmorend, bleiben ekelhafte und kindische Vorstellungen, die ich vielleicht zu lesen über mich gewinne, welche aber Niemand, der von der Aufgabe wahrer Kunst ein Bewußtsein hat, sichtbar gestaltet sehen mag. Auch haben die Koch'schen Sachen alle etwas Ueberderbes, welches selbst ans Rohe und Gemeine streift. Es war Ueberschätzung seiner selbst, daß er, der Landschaftsmaler, die Ausführung solcher Aufgabe übernahm, als Cornelius an derselben durch seine Berufung nach München (1819) verhindert wurde. Die Deckenbilder von Veit sind ungleich milder. Koch hatte die Rohheit begangen, Paul und Franzeska als „Sünder der Wollust" unter die Verdammten zu stellen, aber der Fürst Massimo

ließ sie ausstreichen und mit andern Figuren von einem italienischen Maler bedecken.

Overbek, man sage was man will, hat allein unter allen neueren Malern das mit Rafael gemein, daß durch alle seine Gestalten ein sympathischer Zug hindurchgeht. „Dies Gesicht ist mir sympathisch," oder „es ist mir antipathisch" sagen die Italiener in ihrer feinen Sprache, um auszudrücken, daß etwas in demselben liegt, was sie entweder anmuthet oder abstößt. Diesen charakteristischen Ausdruck des Sympathischen, das uns unmittelbar zu sich hinzieht und einnimmt, uns mitfühlen und mitlieben, leiden, hoffen, kurz, alle ausgedrückten Empfindungen sofort theilen läßt, haben alle Gestalten, welche Rafael geschaffen hat. Und darum heißt er mit Recht der göttliche, denn hierin liegt das Spezifische, in welchem er allein erhaben und unübertroffen von Mit- und Nachwelt dasteht. An Studium und Korrektheit haben ihn andere übertroffen, aber seine Mängel und Fehler verschwinden in Nichts unter dem allgewaltigen Zauber der Liebenswürdigkeit, des Liebreizes und der Holdseligkeit, die alles von ihm Geschaffene verklären und an denen selbst das Schönheitlose und Verkümmerte noch Theil hat. Alle seine Gestalten treten unserm Herzen nahe, und wir fühlen uns, so wie wir sie erblicken, in liebevoller Theilnahme zu ihnen gezogen. Selbst auf den armen Besessenen in der Vatikanischen Transfiguration fällt noch ein Strahl dieser liebevollen Verklärung und wir erkennen auch in seinen verzerrten Zügen und in dem verrenkten Ganzen dieser Glieder die ursprüngliche Schöne seiner Jugend. Da hängt gegenüber jener Verklärung Domenichino's berühmtestes Gemälde, die letzte Kommunion des heiligen Hieronymus, welches lange Zeit als eins der fünf Hauptbilder von Rom galt. Wie naturwahr ist hier die nackte Gestalt des sterbend zusammenbrechenden Heiligen, aber auch welche durchaus antipathische Fratze! Das Alter ist wie hier so auch bei Giulio Romano und anderen nur selten frei von dem Widerwärtigen und Häßlichen

hinfälliger Bedürftigkeit. Bei Rafael aber ist die letztere immer von dem milden Sonnenscheine der Schönheit so liebevoll beleuchtet, daß alles Antipathische sogleich verschwindet. Dies Innerste, Eigenthümlichste wird durch kein Studium, durch keine Kunstfertigkeit ersetzt, denn es ist die Blüthe der eigenen Seelenschönheit. Rafael und Giulio Romano haben dieselben Modelle benutzt, aber der erste hat himmlische Gestalten daraus geschaffen, weil sein liebevolles Auge immer nur das Göttliche in der irdischen Erscheinung sah. Was Giulio Romano aus seinen Modellen gemacht, bezeugen gar manche seiner Werke in den Gallerien Italiens.

Von diesem Spezifischen des Rafaelischen Geistes ist nun wirklich ein Hauch über jene Gestalten Overbeks verbreitet, wie denn auch das jugendlich schöne Portrait des Künstlers in dem Bilde, wo Gottfried von Bouillon zum Kreuzzuge aufgefordert wird, an Rafael erinnert. Neulich besuchten wir sein Atelier, um seine neuesten Zeichnungen zu sehen: Christus als Knabe sein Kreuz zimmernd, während die Eltern ihm zuschauen, Christus das Kreuz tragend, vom Volke vor Pilatus verspottet, auf dem Oelberge betend, während ihm ein Engel das Kreuz zeigt. Eine Zeichnung stellte den Tod des heiligen Joseph dar, von dessen Ende nicht einmal die christliche Sage etwas weiß, eine andere zeigte den Heiland mit dem offenen, brennenden Herzen. Alles voll jener hektischen Aszetik, welche einem gesunden Menschen unserer Tage gespensterhaft erscheint, wie die Erscheinung des Meisters selbst, der ein Paar eintretenden Geistlichen demüthig die Hand küßte! Overbek in seiner keuschen Grazie, seiner seelenvollen Schönheit, er hätte, das beweisen diese Fresken, der Rafael des neunzehnten Jahrhunderts werden können, wie Cornelius mit seiner schwungvollen mächtigen Kühnheit den Michel Angelo dargestellt haben würde. Der vollendete Theil der Cartons des letzteren zu dem Berliner Campo santo haben mich neulich zur innigsten Bewunderung dieses Genius hingerissen. Aber die Stoffe selbst! Und doch bleibt

dieſer Phantaſtik noch unendlich mehr poetiſches Leben und reale Wahrheit, als in der ſchemenhaften Aszetik der letzten Arbeiten Overbek's. —

Rom, den 26. Januar.

Im Theater Metaſtaſio ſah ich geſtern Jelva, die Stumme. Das Stück fiel durch, trotz des vortrefflichen Spiels der beliebten Riſtori. Das drei Akte lange Geſtikuliren, Geſichterſchneiden und Stöhnen beleidigte den äſthetiſchen Sinn des Publikums, welches ſich durch Lachen bei den am meiſten auf Rührung angelegten Stellen hier eben ſo wie in dem andern Stücke „La Pazza" (Sie iſt wahnſinnig) von dem widerwärtigen Eindrucke befreite. In dem letzteren Stücke war es den Italienern ganz unerklärlich, daß ein Menſch darüber Gewiſſensbiſſe haben, ja den Verſtand verlieren kann, daß er einen Mord aus Eiferſucht begangen hat.

Bei einigen Luſtſpielen, welche ich geſehen, fiel mir die durch den Nationalunterſchied bedingte Verſchiedenheit des Spiels von dem unſrigen auf. Bei den Frauen iſt es die Heftigkeit äußerlicher Leidenſchaft, welche ſich namentlich in den Darſtellungen naiver Mädchenrollen oft bis zur Unweiblichkeit ſteigert. Die Deklamation der Männer hat in allen pathetiſchen Stellen für uns etwas Kanzeltonartiges, Monotones. Dabei machen auf den Fremden gewiſſe Ausdrücke des Italieniſchen ſelbſt in tragiſchen Stellen leicht eine komiſche Wirkung, und ſo oft ein Liebhaber im Schmerz ſein: mi hanno ingannato! (man hat mich betrogen!) ausruft, kann ich mich des Lachens kaum enthalten, ſo gerecht auch der Schmerz des armen Schelmen ſein mag. Das macht: die italieniſche Sprache iſt auch im Munde des gemeinen Mannes in Rom ſo ziemlich die allgemeine Sprache der Bildung. Hört man nun Ausdrücke, die im gewöhnlichen Leben durchaus etwas Komiſches und Aergerliches

haben, auf Verhältnisse edlerer Art angewendet, so entsteht daraus bei dem Hörer eine widersprechende Empfindung. So ist ingannare in Rom und Italien das dritte Wort, denn die Nation hat an schlauem Betruge eine Lust, und sucht nicht bloß Fremde, sondern auch sich unter einander gern bei jeder Gelegenheit über's Ohr zu hauen. Dadurch wird es dem Fremden unmöglich, dem Worte in einer andern Sphäre jenen Beigeschmack abzustreifen, und die Wirkung wird so nothwendig eine komische.

Nicht minder komisch war es aber auch für uns Deutsche, als das Orchester zur Bezeichnung russischer Nationalweisen deutsche Walzer aufspielte. Aber hat doch der französische Verfasser sich dasselbe Manöver mit deutschen Worten erlaubt, die er seinem französischen Publikum für russische verkauft!

Auch das Puppentheater im Palast Fiano besuchten wir neulich, und ergötzten uns gründlich an Polichinells gutem Humor und an dem Schlußballette, welches die kostbarste Satire auf das moderne Ballettunwesen lieferte. Die tollen Verrenkungen menschlicher Springerei hier mittelst Drath und Bindfaden auf ihrem eigenen Felde überwunden zu sehen, gab einen komischen Hochgenuß, dem wir uns in zahlreicher Gesellschaft von Künstlern mit wahrem Jubel überließen.

Das römische Karneval von 1846.

I.

Die Juden auf dem Kapitol zu Rom.

Rom, den 14. Februar.

In seiner unübertrefflichen Schilderung des römischen Karnevals hat Göthe gleich zu Anfang eine Feierlichkeit mit Stillschweigen übergangen, die doch für Rom und römische Zustände zu charakte-

ristisch ist, um bei der Darstellung einer solchen bedeutenden Lebensäußerung, wie der römische Karneval, unbeachtet gelassen zu werden.

Es ist dies das Erscheinen der Deputation der unglücklichen Bewohner des römischen Ghetto auf dem Kapitol im Palaste der Konservatoren, um vom Senate und Volke von Rom die Erlaubniß ferneren Aufenthalts in der Stadt für sich und ihre Glaubensgenossen unter Darbringung eines Tributs zu erflehen. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Göthe trotz seiner ruhigen Objektivität weder sich noch andern den heiteren Einklang der poetischen Festlust in seiner Schilderung durch Aufnahme eines Zuges stören wollte, der wie ein schneidender Mißton in den Anfang derselben hineinhallt. Denn, daß die Ceremonie selbst auch zu seiner Zeit und zwar in noch verstärkterem Grade der Demüthigung für dies Volk des alten Testaments stattfand, ist außer allem Zweifel.

Ich hatte so viel von der Sache reden hören, daß ich beschloß, mich durch den Augenschein zu überzeugen, was von alle den mannigfaltigen Erzählungen, in denen mir ältere und neuere Zeiten und Sitten wunderlich in einander gemengt erschienen, denn eigentlich noch wahr sei. Manche Personen meiner Bekanntschaft, die ihr halbes Leben in Rom zugebracht hatten, wußten nur zu sagen, was sie darüber von andern gehört hatten. Einige stellten gar die Sache selbst, als nicht mehr vorhanden, in Abrede. Man muß Rom kennen, um solche Behauptungen zu begreifen. Denn in Rom ist und wird alles fabelhaft, dämmerig ungewiß, namentlich für den Fremden, und genau genommen ist an keinem Orte bei Aufnahme der mündlichen Ueberlieferung, selbst von wahrheitsliebenden Personen, größere Vorsicht nöthig als hier, wo man eigentlich nur das von Sitten, Gewohnheiten, Vergnügen, Gebräuchen, Einrichtungen u. s. w. glauben darf, von dessen Dasein und Art und Weise man sich mit eigenen Augen überzeugt hat.

So schritt ich denn etwa anderthalb Stunden nach Mezzo giorno gestern in Begleitung einiger befreundeten Römer dem

Kapitole zu, wo jenes Schattenspiel uralter Barbarei aufgeführt werden sollte. Der heiterste, sonnigste Himmel eines italischen Frühlingstages blaute herab auf die Stadt, in welcher die noch geschlossene Blumenknospe der Festlust des Karnevals ihrem duftigen Aufspringen schon entgegenzitterte. Es schien, als rollten selbst die Wagen noch rascher und lustiger wie gewöhnlich vom spanischen Platze die Via Condotti hinab durch die Straßen, Fremde und Heimische zu den gemietheten Balkonen am Korso zu führen. Am Hügel des Kapitols, zu dem ich vom Trajansforum aus hinaufstieg, begegneten wir in einer der engen Winkelgassen den ersten Masken; Eminenten der ächtesten Art, Hauptbursche von der Lungara in Trastevere. Zwei spielten die Mandoline und Zither, ein Dritter sang, und schlug das Tamburin. Sie standen vor einem Hause, umringt von neugieriger Jugend, und brachten ein Ständchen am hellen Tage. Ein wunderbares Gefühl ergriff mich bei diesem Anblicke, so unscheinbar er war. Das mir so vertraut und heimathlich gewordene Rom ward wie mit einem Zauberschlage mir wieder ins Ferne, Fremde gerückt. Und just das erste Aufblühen der Karnevalsromantik in dieser düsteren, ärmlich verfallenen, spelunkenhaften Umgebung vermehrte nur noch seinen Reiz und verstärkte seinen Eindruck auf das Herz.

Oben auf dem Platze des Kapitols, vor dem Palaste der Konservatoren, wimmelte es schon bunt durcheinander von Wachen und Garden, bunten Livreien, glänzenden Equipagen und einem Zudrange Neugieriger, welche theils das Erscheinen der Konservatoren und ihre Abfahrt zum Korso in den reichen, goldenen Staatskarossen anschauen, theils das Erscheinen der Judendeputation abwarten wollten. Durch eine Hinterthür im Hofe des Konservatorenpalastes, da wo die Trümmer der Kolossen und die Statuen der Barbarenkönige mit den abgehauenen Händen stehen, gelangte ich, durch den letzteren Anblick für das mich Erwartende würdig vorbereitet, in den großen, zu der bevorstehenden Feierlichkeit festlich ausgeschmückten

Saal, wo uns durch die Güte eines Freundes Plätze der ersten Sitzreihe aufbewahrt worden waren, um das Schauspiel, welches sich uns darbieten sollte, in seinem ganzen Umfange zu genießen. Vorsäle und Thüren des Hauptsaales waren besetzt mit der Dienerschaft des Senates, die Getreuen des Senats (i fedeli del Senato) genannt, und mit der Guardia Senatoria, den sogenannten Capottori. Die letzteren sind alle römische Bürger und nahmen sich in ihren rothen, gelb besetzten Offiziersuniformen, Federhüten, mit reichen, silbergestickten Bandelieren und silbernen Epauletten recht stattlich aus. Die Fedeli dagegen in ihren mittelalterlichen, roth und gelbgestreiften Livreien haben durchaus etwas Kunstreiterartiges.

Der Saal war gefüllt mit Neugierigen, unter denen die meisten Römer und Römerinnen; auch Kinder fehlten nicht. Endlich verkündete Trommelwirbel und Pfeifenklang vom Platze unten die Ankunft der Konservatoren, und bald traten sie durch eine Seitenthür ein, vier an der Zahl, hohe, stattliche Männer, aus alten römischen Familien, die jetzt dieses Ehrenamt bekleiden, alle in der stattlichen Amtstracht, in langen, gelb und weißen Mänteln (veste senatoria). Sie nahmen Platz auf den großen vergoldeten, rothsammetnen Armsesseln, welche auf einer, um mehrere Stufen erhöhten Estrade standen; ihnen zur Seite der Fiskal in schwarzer Amtstracht.

Jetzt erschienen auf ein gegebenes Zeichen aus einem Seitenzimmer die dort harrenden drei Abgesandten der römischen Juden, ein Rabbine und zwei Unterbediente, schwarz gekleidet, in seidenen Unterkleidern, mit seidenen, hinten herabfallenden Mäntelchen, wie die römischen Abbaten. Sie nahmen unter tiefen Verbeugungen ihre Stellung an den Stufen der Estrade ein, der Sprecher (der Rabbi) in der Mitte, ihm zur Seite links derjenige von seinen Begleitern, welcher in der Hand einen großen Blumenstrauß nebst einem in demselben befindlichen Zettel trug.

Nach wiederholter tiefer Verneigung nahm der Rabbine auf den gewährenden Wink des einen der Konservatoren das Wort. In formulirter Rede, mit den vorgeschriebenen und hergebrachten Ausdrücken der tiefsten Unterwürfigkeit, erbat er von der hohen Gnade des römischen Volks und Senats für sein „armes, allerdemüthigstes Volk der allergetreuesten Ebräer der Stadt Rom" die Gewährung fernerer Duldung und ferneren großmüthigen Schutzes auch für das nächste Jahr. Zugleich verband er damit die erneuten Gelübde des unterthänigsten Gehorsams gegen alle und jede Verordnungen und Gesetze des Staates, und die ausführlichsten Segenswünsche für das Haupt der römisch-katholischen Christenheit, für die heilige Kirche, für Staat und Stadt, Senat und Volk von Rom, und bat zum Schlusse um die Gnade, den Tribut seines Volkes mit jenem Blumenstrauße überreichen zu dürfen.

In ähnlicher, hergebracht-formulirter Weise lautete nun die Antwort des ältesten der Konservatoren, Conte Cardelli, welcher jetzt das Wort nahm, und den Bittenden, unter nochmaliger Aufzählung aller Bedingungen, bei welchen die prompte und willige Zahlung aller Steuern und Tribute nicht vergessen war, den Schutz und die Duldung für das folgende Jahr zusagte.

Es war mir interessant, den Ausdruck der Handelnden beobachtend zu vergleichen. Der jüdische Rabbi sprach fest, sicher, obschon ohne lebhafte Betonung, wie einer, der gewaltsam eine Bewegung seines Innern niederkämpft. Das Herz bebte ihm in der Brust vor Empörung über die ungeheure Schmach, aber sein Gesicht und der Ton seiner Sprache verriethen dieselbe durch kein Zucken, durch kein Schwanken. Er sprach seine ganze Rede mit geschlossenen Augen, die er nicht einmal aufschlug, zu Ende.

Der Entgegnende sprach, als sei er verlegen, stockte hie und da unsicher, und schloß ohne jenes übermüthige: Andate! (Geht!), welches noch vor wenig Jahren, sobald es den Lippen des Konservators entflohen war, von allen Seiten des Saales aus dem Munde

der Menge wiedertönte, und die Armen in die Finsterniß ihres Ghetto zurückbegleitete. Aber selbst dies Andate! war schon eine Milderung. Es vertrat den Fußtritt, mit welchem sonst der christliche Redner, als Bekenner des neuen Testaments der Liebe, den Bekenner des alten Testaments, welcher sich vor ihm zur Erde beugte, entließ. Diese Bestialität wenigstens hat der Geist der Humanität verschwinden machen. Aber dennoch! welch eine tiefe, bodenlose Schmach bleibt dieser ganze Auftritt! Bei diesem Anblicke der albernen, kindischen und muthwilligen Demüthigung eines wehrlosen Unterdrückten, bei diesem Schattenspiele uralter Barbarei, das zur Befriedigung der jämmerlichen Eitelkeit des Senatus populusque Romanus von heute sorgfältig erneuert wird, erneuert inmitten der Hauptstadt des weltbeherrschenden Christenthums, unter den Augen und mit Genehmigung der Kirche Christi und ihres sichtbaren Oberhauptes, habe ich ein brennendes Gefühl der Schaam empfunden, mich in den Reihen derer zu sehen, die als Christen, und just weil sie Christen sind, die Religion dessen entehren, der seinen Bekennern das Gesetz gab: Liebet selbst Eure Feinde!

Ueberall in allen civilisirten Ländern des christlichen Europa's sind wenigstens diese äußersten Spitzen der alten Marterwerkzeuge, welche das Christenthum nun bald anderthalbtausend Jahre lang gegen seine Mutter, das Judenthum, in christlich liebevolle Anwendung gebracht hat, abgebrochen worden. Aber Rom genießt allein das Vorrecht, dieselben in der noch irgend möglichen Schärfe zu erhalten. Wie die Vorfahren dieses Senatus populusque Romanus von heute nie die Großmuth gekannt haben, wie sie ihre tapferen, kriegerischen Gegner, überwunden und gefangen sich zur Augenlust mit den wilden Thieren kämpfen, oder die Schwerter im grimmen Brudermorde einen auf das Herz des andern zücken, Sohn gegen Vater, Vater gegen Sohn, Bruder gegen Bruder kämpfen ließen, wie sie die gefangenen Könige und Feldherren im Purpurgewande erst durch die Triumphstraße schleppten, ehe sie die tausendfach geistig

Gemordeten in den Gewölben des Kerkers erwürgten, so haben auch diese ihre letzten Nachkommen an den unglücklichen Juden wenigstens ein Schattenbild solcher Hochgenüsse sich vorbehalten. Freilich giebt es jetzt keine deutschen Kaiser mehr, denen man den Fuß auf den Nacken setzen, keine Ketzer mehr, die man in majorem Dei gloriam auf dem Scheiterhaufen als Feuerwerk verbrauchen kann; und so muß auch hierfür das Volk des Ghetto zu Rom einen leider dürftigen Ersatz gewähren. Ist es doch schon Humanität genug, daß man seine abgesendeten Geistlichen, nachdem man sie gezwungen hat, den Segen ihres Gottes auf die heilige Kirche Christi und deren sichtbares Haupt herabzuflehen, nicht mehr mit einem Fußtritte entläßt! Ja noch mehr, ist man jetzt nicht christlich genug, sich bloß damit zu begnügen, daß man die Juden die Preise des Pferderennens, mit welchem jeder Karnevalstag geschlossen wird, bezahlen läßt, und sich begnügt, ihnen dadurch die Erinnerung immer frisch zu erhalten, daß in früheren Zeiten, wie mir der feine, liebenswürdige Monsignore L.... erzählte, statt der jetzt zu Tode gehetzten barberi, die Juden selbst aus ihrer Mitte die wettrennenden Menschen stellen mußten?

Nun aber, ihr Juden selbst, ihr Rothschilde, ihr geadelten, baronisirten, mit christlichen Ritterorden geschmückten Banquiers und Millionairs, warum duldet Ihr diese Verhöhnungs-Schmach, diese jährlich erneute Beschimpfung Eurer Glaubensgenossen! Warum knüpft Ihr nicht an das nächste Anleiheal mosen, womit Ihr dem christlichen Rom unter die Arme greift, als conditio sine qua non die Aufhebung dieser Entwürdigung Eures Stammes und Geschlechts, auf welches Ihr doch, und mit Recht, als auf das älteste Adelsgeschlecht der Menschheit, so stolz seid? Ihr könnt die Makkabäer Eures Volkes sein, ohne ein Schwert zu ziehen, bloß durch die Skala Eurer Prozente. Ich habe das Meinige gethan, thut Ihr das Eurige.

Rom, im Februar 1846.

III.

Wer das römische Karneval von heute mit der Göthe'schen Beschreibung des Karnevals zu Rom vergleicht, der wird sich gestehen müssen, daß jene Musterschilderung, ihrer hohen Vortrefflichkeit unbeschadet, doch dem Titel, den sie führt, nicht mehr entspricht. Wer sich, ohne selbst Rom und sein originellstes Fest gesehen zu haben, jetzt noch nach Göthe's Beschreibung eine Vorstellung von dem letzteren bilden wollte, würde ein in vielen Hauptzügen mangelhaftes, in anderen falsches Bild erhalten, und sich, wenn er in den Fall käme, sein Bild mit dem gegenwärtigen Originale zu vergleichen, in mehr als einer Beziehung sehr getäuscht finden.

Die Ursache liegt nicht in der Beschreibung selbst, sondern, wie schon bemerkt, in dem Titel, den sie führt. Nicht „das römische Karneval" schlechtweg, sondern das römische Karneval im Jahre 1788 sollte sie heißen. Zwischen 1788 und 1846 liegt ein Zeitraum von achtundfünfzig Jahren, lang genug, um selbst in der allerstabilsten Stadt der Welt wesentliche Veränderungen ihrer Lebensäußerungen erklärlich zu machen, selbst wenn man nicht in Rechnung bringen wollte, daß diese achtundfünfzig Jahre die französische Revolution und Napoleon umschließen.

Unter den Bedenklichkeiten, welche Göthe selbst zu Anfange seiner Schilderung gegen die Möglichkeit eines solchen Unternehmens aufstellt, findet sich auch das Geständniß: daß das römische Karneval einem fremden Zuschauer, der es zum ersten Male sehe, und nur sehen wolle und könne, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergötze noch das Gemüth befriedige.

An dieses Geständniß läßt sich am bequemsten das unsrige anknüpfen, aber freilich nur in der Art, daß wir jenes geradezu auf den Kopf stellen. Ich selbst befand mich dem römischen Kar-

neval von heute gegenüber in dem von Göthe bezeichneten Falle, und mein Geständniß lautet, daß von aller Festlust, welche ich je gesehen, nichts mir einen vollständiger in sich abgeschlossenen und zugleich erfreulichern Eindruck gemacht, nichts das Auge mährchenhafter entzückt und das Gemüth wunderbarer befriedigt hat, als das Karneval von 1846. Und mit diesem Geständnisse stehe ich nicht etwa allein. Es ist auch dasjenige aller meiner römischen Lebensgenossen.

Allein, wie gesagt, dieser Widerspruch ist keineswegs die Folge einer verschiedenen Auffassung ein und derselben Sache, sondern die Sache selbst, welcher beide Geständnisse gelten, ist jetzt eine andere als zu Göthe's Zeit. Und zwar ist diese Veränderung, wie die des Volkes selbst, wesentlich eine vortheilhafte zu nennen. Das römische Volk und seine Festlust sind feiner und gebildeter geworden, als beide vor sechszig bis siebzig Jahren sich darstellten. Göthe ist nirgends auf das römische Karneval gut zu sprechen. Es ist ihm eine unerträgliche Seccatur; und so sehr er sich auch in seiner Beschreibung bemüht, die Lichtseiten der Sache herauszustellen, so fühlt man es doch in derselben überall durch, daß der Geist einer bis zur Rohheit übermüthigen, meist gemüth- und sinnlosen, nirgends aber poetischen Ausgelassenheit damals der vorherrschende war. Und das begreift sich auch bei dem damaligen sittlichen Zustande des Volks in Rom vollkommen. Winckelmann, der doch sonst gewiß nichts auf Italien und sein geliebtes Rom kommen läßt, gesteht doch zuweilen, daß ihm die polizeilose Ausgelassenheit und Wildheit des Volks in Rom fast den Kopf verrücke. In den ersten Jahren konnte er vor dem nächtlichen Spektakel fast nie Schlaf finden. „Unter Sachen, die mir in Rom abgehen," schreibt er einmal an seinen geliebten Freund Berendis, „ist der Schlaf. Bei Tage ist es ziemlich ruhig in Rom, aber des Nachts ist der Teufel los. In der großen Freiheit und Impunité, die hier herrscht, und bei der Nachlässigkeit aller Polizei, währt das Schreien, Schießen,

Schwärmerwerfen und Lustfeuer auf allen Gassen die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen. Der Pöbel ist ungezähmt und der Gouverneur ist müde geworden, verweisen und hängen zu lassen. Wenn ich schlafen will," setzt er in komischer Verzweiflung hinzu, „ist es nöthig, mich beinahe zu besaufen;" findet aber doch, „daß dieses Mittel in der unerträglichen Hitze nicht das beste sei." Und diese Schilderung Winckelmanns galt nicht nur etwa für die belebtesten Stadttheile des damaligen Roms, sondern auch von den entlegeneren Gegenden, in denen es, wie er sagt, nur etwas stiller zuging. Auch Göthe klagt hier und da über nächtliche Ausgelassenheiten ähnlicher Art. Ganz besonders charakteristisch aber ist wohl der Umstand, daß Winckelmann in keinem seiner Briefe aus den ersten Jahren seines römischen Aufenthalts das Karneval auch nur mit einem Worte erwähnt, da er doch sonst so gern und ausführlich über dergleichen Fremdartigkeiten nach Hause berichtet.

Von alle dem aber ist in dem heutigen Rom auch keine Spur mehr zu finden. Ja, ich behaupte, daß Rom verhältnißmäßig unter allen großen Städten die stillste und ruhigste in Europa ist. Nicht nur an ruhigeren Plätzen, wie Piazza Barberini und Piazza di Poli bei der Fontana Trevi, an welchen beiden ich während eines Jahres wohnte, sondern auch in den allerbelebtesten Stadttheilen, auf dem spanischen Platze, in der Via Condotti und in dem unendlich langen, Tags von Menschen wimmelnden Korso ist es Abends nach zehn Uhr so still, wie in einer kleinen deutschen Residenz. Von gröblicher Ausgelassenheit, wildem Geschrei und sonstigem wüsten, nachtschwärmerischen Wesen aber habe ich in Rom zu keiner Stunde und an keinem Orte etwas der Rede werthes vernommen, und in dieser Hinsicht jedenfalls möchte Rom, dessen größter Reiz doch immer noch in der liebenswürdigen Polizeilosigkeit in unzähligen kleinen und großen Dingen besteht, die am meisten mit Polizei gesegneten Städte Deutschlands übertreffen.

Aber die römische Polizei hat es auch nicht allein gethan, das

römische Volk selbst ist ein anderes geworden. Es ist freilich, gegen uns gehalten, noch immer unendlich viel Naturwuchs darin, aber mit seinen Vätern und Großvätern von 1788 verglichen, ist es fast völlig civilisirt und polizirt zu nennen. Ich glaube nicht, daß die italienischen Gelehrten von heute just gelehrter sind als die damaligen, oder daß sich die Kunst von heute über die Kunst jener Zeit gehoben hat. Vielleicht ist das Gegentheil eher anzunehmen. Ich glaube auch nicht, daß jetzt für Schulen, für Volksbildung und Erziehung von Seiten der Inhaber und Besitzer des Landes und der es bewohnenden Seelen mehr als damals geschieht, und dennoch behaupte ich, daß der Italiener, der Römer von heute, im Durchschnitt genommen, gebildeter, ernster, selbstbewußter und vor allen Dingen in seinen Lebensformen feiner und kultivirter geworden ist, und daß er einen großen Theil der Naturrohheit, mit welcher sein Wesen, wie aller Naturwuchs, noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts behaftet war, von sich abgestreift hat. Diese Veränderung zum Besseren mußte auch einer Hauptlebensäußerung des Volkes, wie das Karneval, vielfach zu Gute kommen. Und so ist es auch wirklich geschehen. Man kann sagen, daß Göthe's Beschreibung alles Aeußerliche, gleichsam das Gerippe und Gerüst des Ganzen, vollständig enthält, und in unübertrefflicher Klarheit sowohl alle Grundbedingungen der Existenz eines solchen Festes überhaupt, wie auch alles Schematische der einzelnen Erscheinungen zu Tage stellt. Den Geist aber, der das Ganze belebt, den Zauberduft der Poesie, der die innerste Seele dieser wunderbaren Festlust bildet, konnte er nicht schildern, weil sie nicht oder doch nicht in dem Maaße, wie heute, vorhanden waren.

Die Charakteristik des Ganzen bei Göthe drängt sich in den Satz zusammen: das römische Karneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern welches sich das Volk selbst giebt. Sähe und schriebe er heute, er würde vielleicht vervollständigend hinzusetzen: das römische Karneval ist mehr als ein

Fest, es ist ein Kunstwerk, das ein ganzes Volk improvisirt und bei dem es Künstler und Kritiker, Akteur und Zuschauer in einer Person vorstellt; ein Kunstwerk, welches den angebornen künstlerischen Schönheitssinn des wunderbar von der Natur begabten Volkes wie keine andere Lebenserscheinung herausstellt.

Denn von dem Anstande, der ordnungsvollen und selbstbewußten Haltung, von der Urbanität, Feinheit und Grazie, kurz von der diesen Südländern eigenthümlichen Gentilezza kann man nur im Karneval einen genügenden Begriff erhalten, in welchem jene Eigenschaften sich zu ihrer höchsten Blüthe entfalten. Das Unschöne und Rohe, das Gemeine und Tölpelhafte, Trunkenheit, Rauf- und Händelsucht und was sonst sich wohl von Bestialität bei Gelegenheit großer Volksvergnügen bei uns im Norden störend und beleidigend einzustellen pflegt, muß hier selbst dazu dienen, den Reiz des Festes zu erhöhen. Denn in der Wirklichkeit völlig ausgeschlossen und verbannt, erscheinen diese wüsten Elemente hier als Kunstdarstellungen. Masken sind es, die das Walten derselben mit komischer Virtuosität zu allgemeiner Erlustigung darstellen. Man fühlt sich dabei unmittelbar an die Alten erinnert, welche gleichfalls, um in ihrer plastischen Kunst die Bestialität und Trunkenheit darzustellen, nicht das Ebenbild der Göttlichkeit selbst herabwürdigten, sondern zu jenem Behufe die komischen Spottgeburten ihrer Faune und Satyrn mit gutem Humor erschufen. Dennoch aber sind in dem römischen Karneval von heute die Masken überhaupt nicht etwa mehr die Hauptsache, wie das ohne allen Zweifel zu Göthe's Zeit, nach seiner Schilderung zu urtheilen, der Fall gewesen sein muß. Auch hierin liegt ein großer und wesentlicher Unterschied des Sonst von dem Heute. Die Masken und ihr Treiben und Behaben sind vielmehr jetzt nur Nebensache, gleichsam die heitere, überlieferte Staffage des großen Bildes, einzelne Blumen und Blüthen, welche der Frühling der lustigen Narrheit ans Licht treibt. Die Hauptsache aber sind die wirklichen Blumen, die Kinder des

Frühlings der Natur, welche in diesem glückseligen Lande schon um diese Zeit aus ihrem leisen Winterschlummer völlig wieder zum fröhlichen Leben erwacht ist. Das römische Karneval ist ein großes Blumen- und Frühlingsfest geworden, in welchem der Südländer auf die anmuthvollste Weise das Erwachen der Natur, den Beginn der Primavera feiert. —

III.

Das Karneval ist ein Fest, in welchem alle Welt die Blumensprache spricht, und in derselben Alles das laut und öffentlich zu sagen sich erlaubt und erlauben darf, was sonst nur im engsten Geheim Mund zu Mund sich auszusprechen erkühnt.

Beide Geschlechter erlauben sich in diesen Tagen der Festfreude des Frühlings laut an den Tag zu legen, was jedes beim Anblick der Schönheit, Grazie und Anmuth am andern empfindet. Wenn das ganze Jahr hindurch einem für Schönheit so empfänglichen, so viel im Freien und Oeffentlichen sich bewegenden Volke die Gesetze des Anstandes und der Sitte strenge Zurückhaltung der Empfindung oder doch ihrer Aeußerung auferlegen, so darf heute jeder durch Blumen- und Zeichensprache aller Art laut und öffentlich vor aller Welt bekennen, was er beim Anblick eines schönen Mädchens, einer reizenden Frau empfindet, und jedes Mädchen und jede Frau darf sich gegen diejenigen Personen des andern Geschlechts, welche ihr gefallen, ohne irgend einen Anstoß zu geben, das Gleiche erlauben. Und hier ist es gleichviel, ob Bekannte oder Unbekannte, Einheimische oder Wildfremde, Vornehm oder Niedrig, Hoch oder Gering: alle diese Unterschiede sind ausgeglichen und überwunden für die kurze Frist des schönsten Festes. Der Eminente von der Lungara und die Principessa und Ducchessa vom Korso, die auf ihre römische Bügerschaft so stolzen Cittadini von Rom und die herbeigeströmten

Provinzialen, alles steht heute auf gleichem Boden, fühlt sich frei in demselben Elemente reiner Menschlichkeit, in welchem die Neigung und Liebe das Vorherrschende ist, und ihre Widersacherinnen Abneigung und Feindschaft nur als harmlose Neckerei mit den unschuldigen Konfettiwaffen auftreten dürfen. Was sonst im Leben als unschicklich verboten ist, sich zu sagen und zu zeigen, daß man sich lieb hat, daß man sich schön und liebenswürdig findet, das ist in dieser glückselig heitern, verkehrten Welt erlaubt, ja Pflicht; und was in der wirklichen Welt, und namentlich in ihren auserwähltesten Kreisen, zum besten Tone gehört, sich das zweischneidige Stilett des Hasses und der Feindschaft in den Rücken zu bohren, und das ätzende Gift der Bosheit und Tücke, der Verläumdung und Medisance lächelnd auf einander zu spritzen: das allein ist hier für die Dauer von acht kurzen Tagen als Verbrechen verpönt, und der einzige Ersatz dafür, das Konfettiwerfen, wird sorgfältig überwacht und bei jeder Uebertreibung sofort von dem allgemeinen Geiste der heiteren, liebevollen Duldung auch des Unangenehmen und Widerwärtigen in seine Schranken zurückgerufen.

Denn, und dies ist ein zweiter wesentlicher Zug des veränderten Charakters am römischen Karnevale, auch das Werfen und die oft sehr ins Rohe ausartenden Kämpfe der Konfettischleuderer sind in dem heutigen römischen Karnevale durchaus in den Hintergrund getreten. Die Würfe mit diesen Gypskügelchen dienen jetzt der Regel nach nur noch dazu, von Balkonen und Fenstern herab die unten zu Fuß oder zu Wagen auf der Straße vorbeipassirenden Bekannten und Freunde, oder auch Fremde und Unbekannte, denen man irgend etwas Anderes zuzuwerfen, ihnen irgend eine Aufmerksamkeit, einen Gruß, eine Schelmerei, eine Ueberraschung zu bereiten beabsichtigt, auf das, was folgen soll, aufmerksam zu machen. Oder auch, man bedient sich derselben, um Unaufmerksame, Nichtachtende, Indolente und Theilnahmlose scherzhaft zu bestrafen. Dagegen die Hauptgaben, welche man einander grüßend und schenkend zuwirft,

bestehen neben Blumen und Sträußen, Kränzen und Kronen aller Art in wirklichen Konfetti's mit scherzhaften, mehr oder minder sinnvollen Devisen, in kleinen Arbeiten und Zierlichkeiten, Nippeständeleien und tausend andern artigen Allerliebstheiten, oder auch in den großen, goldglühenden Kindern des Orangenbaumes, die hier so recht ihre Bestimmung, Aepfel der Schönheit zu sein, erfüllen. Denn immer ist es eine besondere Auszeichnung, wenn man eine Orange zugeworfen erhält, so wie es für eine Auszeichnung gilt, von Zeit zu Zeit gemachte Blumen statt wirklicher zu schenken. Die Römer selbst enthalten sich des alten Konfettiwerfens, von dessen Gewaltsamkeiten Göthe so viel Verdrießliches erzählt, fast völlig. Wie sie nirgend knickern und knausern, wo es Genuß und feine Sitte gilt, so sind auch ihre Grüße im Karneval immer dadurch ausgezeichnet, daß sie nur feine, zierliche und erlesene Sachen: frische Blumen, feine Konfetti u. s. w. zuwerfen. Und wo das alte Konfettischleudern noch von einem Balkone, einem Fenster oder von einem Wagen herab mit geistloser Ungezogenheit geübt wird, da kann man sicher sein, daß Forestieri, und namentlich die blonden Kinder Albions die Akteure sind, welche hier den ihnen von den Bewohnern des Mittelreichs der Intelligenz gegebenen Namen der rothhaarigen Barbaren zu verdienen die erfolgreichsten Anstrengungen machen. Doch davon weiterhin Näheres.

Das diesjährige römische Karneval begann am vierzehnten Februar, am Tage des heiligen Märtyrers Valentin, und endete Dienstag den vierundzwanzigsten desselben Monats. Die dazwischen liegenden beiden Sonntage, so wie der Freitag unterbrachen die Festlust, und gaben sehr wünschenswerthe Ruhepunkte, deren es für Menschen von minder starken Nerven, als die Römer sie haben, denn doch allerdings bedarf, um den Andrang und das Gewoge dieser jauchzenden Erregtheit auszuhalten.

Das Wetter konnte für höchst günstig gelten, und entsprach so ganz diesem unvergleichlichen römischen Winter, den ich zu dem

Glücklichsten rechne, was mir in Italien begegnen konnte. Seit langen Jahren kann man sich hier keines ähnlich schönen, milden Winters entsinnen, der, wenige kurze Tage ausgenommen, uns Nordländern auch keine Spur von unsern heimischen Winterlichkeiten zeigte, sondern uns vielmehr fast durchgehends unsere schönsten deutschen Frühlings-, Spätsommer- oder Herbsttage während derjenigen Monate zu genießen gab, in welchen wir daheim, von Eis und Schnee umgeben, kein anderes Grün und selbst keine andere Erde als die in unsern Blumentöpfen zu sehen bekommen. Allein, wie gesagt, solch ein Winter ist auch in Rom jetzt Ausnahme. Die beiden letzten waren sehr schlecht, und in den Monaten vom Oktober 1844 bis April 1845 regnete es in Rom so ununterbrochen, daß alle Fremden in Verzweiflung geriethen, und manche wirklich auswanderten.

Mit welchem Entzücken begrüßte Alles am Sonnabend den blauen, sonnig goldenen Himmel, der seinen Baldachin über den allgeliebten Herrscher Karneval breitete, welcher heute nach so langer Trennung fröhliche Auferstehung und Wiedereinzug in seine allergetreuste Hauptstadt halten sollte! Dem frühlingsathmenden Glücke, mit dem die sommerlinden Lüfte mir wie leise Wellen an das Herz schlugen, als ich vom Kapitol die breite Cordonata hinabstieg, war nicht zu widerstehen. Ich vergaß das bittere Gefühl der Empörung, welches der Anblick schmählicher Demüthigung eines unterdrückten und verhöhnten Volkes dort oben beim Empfange der Judendeputation in mir erweckt hatte. Ich vergaß auch das Mitleiden, welches ich dabei mit diesen traurigen Repräsentanten des alten Imperium Romanum empfunden hatte, welche hier das Schauspiel altrömischen Uebermuths, der die Könige und Fürsten aller Völker der bewohnten Welt vor sich knieen ließ, mit diesem kläglichen Schattenspiele aus seinem Grabe hervorriefen. Das Ganze gestaltete sich in meinem Kopfe vielmehr selbst zu einer lustigen Karnevalsposse. Dieser Senat des römischen Volks mit den armen,

ihm huldigenden Abgesandten des Ghetto kamen mir im Vergleich zu dem Sonst vor wie ein alter, von ungeheurem Reichthume auf ein Nichts herabgekommener Seigneur, in der Art und Weise von Immermann's Baron von Münchhausen, der nun, da er keine Parforcehirschjagden und Sauhetzen mit Jägern und Piqueuren, Hörnerklang und Hundegebell in den längst verkauften Wäldern mehr veranstalten kann, allein in seinem verfallenen Burgsaale einen zahmen Hasen von seinem Podagrarollstuhle aus umherhetzt, während der einzige, ihn auf dem letzteren herumrollende Diener Peitschenknall und Hörnerklang, Hussaruf und Hundegebell abwechselnd nachahmt. Damit stand es sehr gut in Einklang, daß mir Signora Lucia das alte stolze S. P. Q. R. an den Wänden des Saales unter den Sitzen dieser Senatoren des heutigen Roms, auf meine Anfrage, was die Buchstaben bedeuteten, durch ein scherzhaftes: Cio vuol dire: Senato povero quereloso rovinato! erklärte.

Durch die kleine Straße der Ripresa dei barberi — so geheißen, weil hier die von Porta del Popolo auslaufenden Rennpferde wieder eingefangen werden — traten wir auf den Platz vor dem Palaste Venezia in den Korso ein.

Es mochte etwa gegen drei Uhr sein, und schon war die ungeheure Straße ungewöhnlich mit Menschen gefüllt, und zu einem einzigen riesigen Festsaale umgewandelt. Von allen Balkonen und Fenstern der hohen Häuser und Paläste strahlte die Pracht der bunten, besonders rothen Teppiche hernieder. Schon die Heiterkeit dieses Farbenschmucks setzt uns gleich in die rechte Feststimmung, bei der einem, wie das gute alte Wort heißt, das Herz im Leibe lacht. Allmälig füllen sich die Fensteröffnungen, deren Glasthüren alle ausgehoben sind, und die Balkone mit Mädchen und Frauen im festlichen Putze. Die Forestieri eilen ihre Plätze einzunehmen, welche schon lange vorher zu hohen Preisen gemiethet sind. Wer aber irgend rüstig genug ist, der benutzt, wie ich, den Balkon während des Karnevals nur als Zufluchtsort zum Ausruhen, wenn

ihn das Schwimmen unten in dem Menschenstrome allzu sehr ermüdet hat. Denn die rechte Hauptlust kann man doch hier, wie überall, nur dadurch genießen, daß man sich zum thätigen Theilnehmer und Mitspieler bei dem bunten Faschingsdrama macht.

Nun denken wir freilich bei dem Worte Karneval sogleich und zuerst an vorberathende Comité's, Festpräsidenten, Festordner, Sitzungen, Berathungen, Programme, einstudirte Reden, vorbereitete Aufzüge, fein zugespitzte Satiren und Anspielungen, und an tausend andere langweilige deutsche Schwerfälligkeiten und Pedantereien. Nichts aber von alle dem ist hier zu finden, nichts was wir unter diesem Namen in der Vorstellung haben, ist mit dem Charakter des römischen Karnevals irgendwie zu vergleichen. Alles ist leicht, luftig, arabeskenhaft, wie ein Tempelbau aus zierlich in einander geschlungenen Blumengewinden aufgerichtet. Das römische Karneval ist unter den Volksfesten, was Shakespeare's Sommernachtstraum in der dramatischen Poesie. Oder es ist wie ein Epos, welches der dichtende Volksgeist erzeugt und immer fortbildend und umgestaltend bewahrt.

IV.

Schon hat die große Glocke des Kapitols das Zeichen zum gesetzlichen Beginne der Karnevalslust gegeben, und der Zug des Senators von Rom bewegt sich in den gold- und farbenstrahlenden Staatskarossen langsam durch den Korso hinauf und hinab. Während aber der erstgenannte, jetzt der Fürst Korsini, in den Korso einziehend so die heiterste Weltlust eröffnet, begiebt sich seine Gemahlin, die junge, schöne Fürstin Torlonia, Schwester des Don Alessandro, Herzogs von Bracciano, an der Spitze der frommen Schwesterschaft des Kolosseums, deren Haupt sie ist, im unscheinbaren Bußgewande in die einsamen Räume dieser, zum Tempel

geweihten, größten Ruine der Welt, um in dieser menschenverlassenen Einsamkeit des alten heidnischen Roms mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Festlust zu erflehen, welche aus dem neuen christlichen Rom über das stille Forum hin in einzelnen dumpfen Tönen, wie das Geräusch ferner Wogenbrandung zu den frommen Beterinnen herüberklingt. Dieser Gegensatz, welcher sich an jedem der acht Karnevalstage wiederholte, giebt ein recht schlagendes Bild von dem Kontraste der beiden Weltanschauungen, welche der Katholizismus scheinbar versöhnt in sich birgt. Die Fürstin und ihre frommen Mitschwestern betreten nie den Korso zur Karnevalszeit. Aber sie verdammen auch nicht die Lust, welche auf ihm daher wogt, wie so manche protestantischen Eiferer, welche die Schaale ihres Zornes von den Kanzeln herab sonntäglich auf die Häupter aller Weltkinder ausleeren; sie bestreben sich vielmehr nur, mit eigener Entsagung und frommen Gebeten, für die Seelen jener den Genuß der Weltlust möglichst unschädlich zu machen. Ich kann nicht leugnen, daß mir ihre Weise in jedem Sinne als die der Religion Christi würdigere erscheint.

Wenn durch diese und ähnliche Veranstaltungen, zu denen denn auch die spätere lange Buß- und Trauerzeit der Quaresima gehört, dem Religiösen zu genügen versucht wird *), so vergißt auf der andern Seite auch der Staat nicht, Vorkehrungen zu treffen, um jede Wiederholung ähnlicher Ereignisse, wie sie das Karneval vom Jahre 1831 mit sich führte, unmöglich zu machen. Mein Wirth zeigte mir neulich einen großen Kupferstich, auf dem die Scene jenes schreckhaften Abends des neunzehnten Febrajo verewigt war, an welchem das auf der Piazza Colonna zusammengeschaarte Militair unter die jungen Tollköpfe feuerte, welche mit Stilett und

*) Il Carnevale santificato heißen die oben erwähnten Prozessionen der Sacconi del Kolosseo.

Pistole in Harlekins- und Pulcinellenmasken die Pariser Julirevolution am römischen Karnevale aufführen zu können gemeint hatten. Die neuesten Ereignisse in der Romagna, die blutigen Aufstände vom Jahre 1845 hatten in jüngster Zeit die Besorgnisse ohnehin auf den höchsten Grad gesteigert. Man befürchtete sogar eine Zeit lang, daß die Regierung das Karneval diesmal ganz verbieten würde. Dahin kam's nun freilich nicht. Allein es waren zahlreichere Truppenmassen als sonst versammelt, und ganz imposante Streitkräfte auf der Piazza Colonna entfaltet. Zur Abwechselung war mir's doch eine ordentliche Lust, als dieses kriegerische Wesen einmal wieder an die soldatische deutsche Heimath erinnerte, und statt des ewigen Glockengebimmels das lustige Geschmetter der Musikbanden von Porta del Popolo her durch den Korso herauf dröhnte. Man hört so häufig über das päpstliche Militair spotten. Was man hier davon sah, verdiente solchen Spott keineswegs, und die bärtigen Sappeurs, und vor allem die Reitergeschwader der Dragoner und Karabinieri, konnten sich überall sehen lassen. Uebrigens will ich hier gleich vorgreifend bemerken, daß das Militair, namentlich die den Dienst im Korso und den anstoßenden Straßen versehenden Dragoner, mit großer Geschicklichkeit, und bei aller Strenge und unerbittlichen Einhaltung der Vorschriften, namentlich für die Wagenordnung, doch ohne alles unnütze Aufheben, ihrer Aufgabe, die Ordnung zu erhalten und Unglück möglichst zu verhüten, Genüge zu thun wußten.

Ecco fiori! ecco fiori! ist jetzt der Ruf, der uns im ganzen Korso überall umtönt, das Losungswort, welches der junge König Karneval während seines kurzen Regiments ausgegeben zu haben scheint. Erst seitdem ich den römischen Karneval gesehen, verstehe ich, wie die Alten keine Festlust, keine Freude ohne Blumen genießen mochten, verstehe ich das Horazische:

Nunc decet aut viridi nitidum caput impedire myrto,
Aut flore, terrae quem ferunt solutae!

mit welchem die Seele des Dichters dem Wehen des milden Favonius, des lebenerweckenden Frühlingswindes entgegenjauchzte.

Ecco fiori! ecco fiori! Es ist als wenn der Karneval alle Frühlingsblumen der Welt in seinen Dienst genommen und nach Rom gezaubert hätte. An allen Straßenecken des Korso haben Blumenverkäufer ihre farbenstrahlenden und duftspendenden Vorräthe aufgestellt. Der ganze spanische Platz und die Via Condotti wimmeln von Frauen und Mädchen, Knaben und Burschen aus dem Volke, welche uns ihre Blumenkörbe mit dem Ecco fiori Signor, fiori, fiori! fiori freschi! o che belle fiori! entgegenhalten. Hunderttausende von Blumensträußen, von den gering geachteten Feldblumen, den Primeln und Maaßliebchen an, bis zu den kostbaren, in dunklem Purpurroth glühenden oder in marmorner Weiße strahlenden Kamelien und den jungen Frühlingsrosen hinauf, werden von ihnen in kleineren und größeren Körben umhergetragen. Aber am beliebtesten sind, und mit Recht, die süßen, duftigen Veilchen, die Lieblingskinder des römischen Frühlings, deren Zauberduft schon lange die Villen der römischen Großen füllt. Die Menge dieser Veilchensträuße war in der That ungeheuer. Ja, man begreift überhaupt kaum, wo bei der Armuth an eigentlichen Blumengärten in und um Rom diese ungeheure Masse von Blumen eigentlich herkommt. Aber die Landleute an den nächsten Hügeln und Gebirgen helfen aus, und auch die Campagna liefert ihre Flora, welche anmuthiger und mannigfaltiger ist, als die Touristen meinen. Diese Karnevalstage sind wahre Festtage für die povera gente von Rom und der römischen Campagna, die während derselben alles schöne Unkraut ihrer Vignen, alle Blumen und Blüthen aus den wiesigen Thalgründen und den welligen Hügeln der Campagna, von den Ufern der Flüßchen und Bäche, und absonderlich die ganze Flora der Ruinen, obenan den lieblich duftenden Goldlack des Kolosseums und der Titusthermen, wenn auch nicht in Gold, doch in gute römische Münzen, Grossi und Bajocchi, verwandeln. Und zwar ist

eine einmalige Ernte für die meisten vollkommen hinreichend, ihr Verkaufsgeschäft, selbst wenn es in der ersten Stunde des ersten Tages schon beendet sein sollte, doch während des ganzen Karnevals hindurch in vollem Gange zu erhalten, ja seinen Flor, bei nur leidlichem Glücke und einiger Geschicklichkeit, an welcher letzteren es keinem dieser zerlumpten Quiriten gebricht, obenein noch bedeutend zu steigern. Wir werden weiterhin sehen, wie dies ohne alle Zauberkünste, auf dem natürlichsten Wege von der Welt und dem primitivsten und naturwüchsigsten Naturrechte gemäß, geschieht.

Ein Vorrath von Veilchensträußen ist für ein Paar Paul eingekauft, und das Café belle arti im Korso hat unsere Taschenmagazine mit süßen Konfetti's aller Art gefüllt. Wir haben beim Einkauf von dem betrübten Wirthe dieses, mit dem Greco rangirenden Künstlercafé's die schon oft gehörte Trauerkunde vernommen, daß der Bottega aller Bottegen, der wohlbekannte Pietro des Belle arti, mit seinen Affenpossen wohl auf immer für Rom und das Café belle arti verloren bleiben wird. Denn trotz aller der vielen angewendeten Scudi's ist es diesmal doch nicht möglich gewesen, das Governo zu erweichen. Pietro ist nach überstandener Engelsburg aus Rom gebracht, und angewiesen worden, seine Heimath, irgend ein Nest der Provinz, nicht mehr zu verlassen. Die Geschichte Pietro's und seiner so grimmen Verfeindung mit dem Governo von Rom ist komisch genug, so tragisch sie auch für das Café delle belle arti zu werden droht, um wohl als Zugabe zu einem römischen Karnevalsbriefe zu dienen. Aber leider ist die Hauptpointe nicht wohl anders als mündlich mittheilbar.

Wir überließen also den Signor Cafetiere seinem gerechten Schmerze, und eilten, uns wieder in das Gewoge der heitersten Festlust zu stürzen, deren Jubel immer lauter und fröhlicher aufjauchzte.

Die Wagenreihen sind bereits in den Korso eingerückt, und fahren, ganz in der von Göthe beschriebenen Art, die eine von

Porta del Popolo langsam aufwärts dem venetianischen Palaste zu, die andere von dort zurück durch das immer stärker anschwellende Menschengewühl. Freunde und Bekannte begegnen und begrüßen sich, Sträuße und Konfetti wechselnd, und im Nu sind sie durch den unaufhaltsam fluthenden Strom von einander getrennt. Jetzt gilt es nun, Bekanntschaften anzuknüpfen unter den Schönen, die alle Fenster und Balkone erfüllen. Wenn man diese Fülle von hunderten und tausenden schöner Weiber und Mädchen sieht, so mag es einem armen Nordländer zu verzeihen sein, wenn ihm Kopf und Herz ein wenig schwindeln. Freilich hat aber auch nicht nur Rom selbst, sondern auch die ganze Umgegend, ja selbst ferne Provinzialstädte ihren Beitrag zu dieser reichen Flora italischer Schönheit geliefert. Trotz des ewigen: si guardi! si guardi! der Kutscher kommt man doch hundertmal in Gefahr, von Pferdehufen getreten, von Rädern gestreift zu werden, oder gar einen noch gefährlicheren Deichselstoß zu erhalten, namentlich an dem ersten Tage, wo man in einer Art von Trunkenheit umherschwankt, und noch nicht gewohnt ist, mit dem einen Auge immer vorsorglich nach der stets nahen Gefahr hinüber zu schauen, während das andere die Fenster und Balkone, die Sitzreihen auf den erhöhten Estraden und den Inhalt der vorüberfahrenden Wagen Revue passiren läßt.

V.

Nachdem wir uns durch ein Paarmal Auf- und Abwandern in den belebtesten Theilen des Korso bereits über die anmuthigsten und schönsten Fenster und Balkone orientirt hatten, begannen die Vorbereitungen zu den kleinen liebenswürdigen Liaisons und Abenteuern, welche dem römischen Karneval einen so unglaublichen Reiz gewähren. Zuerst gilt es, durch mehrmaliges Wiederkehren und Zuwerfen von Blumen, Sträuschen und Konfitüren die Aufmerksamkeit

zu erregen, seine Erscheinung, sei man maskirt oder nicht maskirt, zu einer bekannten zu machen. Der Balkon oder das Fenster dürfen dabei nicht zu hoch sein, weil sonst der Verkehr mit einander und die gegenseitigen Erklärungen durch das Zuwerfen von Karnevalsgeschenken zu sehr erschwert, wo nicht unmöglich gemacht werden. Da man endlich solcher kleinen poetischen Liebeshändel der unschuldigsten Art mehrere zu gleicher Zeit anzuknüpfen und fortzuführen hat, ist eine andere Vorsicht die, daß die schönen Kinder, deren Dienste wir uns für das Karneval zu weihen gedenken, nicht allzunahe bei einander sich befinden, damit keine aus der Illusion komme, sie allein sei die von uns in solcher Weise ausgezeichnete Herzenskönigin.

Man beginnt mit dem Zuwerfen geringerer Sträuschen, die meist sofort mit Antworten gleicher Art dankend erwiedert werden. Nur einzelne, besonders verwöhnte, stolze Schönheiten nehmen von solchen geringern Aufmerksamkeiten keine Notiz. Nun aber steigert man dieselben. Dem Buchsbaum, Myrthen, blühenden Lorbeeren, den Maßliebchen und Anemonen folgen die allbeliebten Veilchen in größeren und kleineren, mehr oder minder zierlichen und kostbaren Sträußen. Kleine Kästchen mit verzuckerten Drageen, gebrannte Mandeln, Bonbons und anderes dergleichen Naschwerk fliegt gleichfalls auf und nieder. Gemachte Blumen und kleine zierliche Arbeiten weiblicher Hand von Seide und Atlas, Stickerei und allerhand kleiner puppenhafter Scherzkram muß demselben Zwecke dienen. Allerlei kleine Zuschriften, gereimt und ungereimt, geschrieben und gedruckt fördern das fröhliche und freie Entgegenkommen, und ehe man sich's versieht, wird man so bekannt und vertraut, als hätte man schon Monate lang mit einander verkehrt. Und dies Alles, ohne daß außer einigen Dankesworten, die nur zu oft vom Tosen des Jubels ringsumher verschlungen werden, irgend ein Wort gesprochen wird. Augen und Mienen reichen vollkommen aus, die Blumensprache, wo sie mangelhaft sein sollte, zu vervollständigen. Die freie

Anmuth und Schönheit, mit der die Römerinnen im Karneval jede solche Huldigung entgegennehmen, die verbindliche Grazie, mit welcher eine jede, auch das Mädchen der untersten Volksklassen, uns den Dank für dieselbe auszudrücken weiß, sind wahrhaft bezaubernd und unwiderstehlich. Man kann nicht aufhören, sich den Genuß immer wieder zu erneuern, dieses holdselige: Grazia Signor! mille grazie! aussprechen zu hören, und sich an der Zierlichkeit der Haltung und Neigung zu entzücken, mit welcher sie uns dankend die Gegengabe, sei es im Vorübergehen zureichen, oder aus Fenstern und Wagen, von Estraden und Balkonen herabwerfen. Die stolze Hoheit und das Selbstbewußtsein, welche im übrigen Leben den Grundzug der weiblichen Erscheinung in Rom ausmachen, sind im Karneval gemildert durch die allgemeine Freude und Fröhlichkeit, deren Rosenschein auf allen Gesichtern glänzt. Das ganze südliche Wesen in seiner freien, lebensvollen Sinnlichkeit erscheint schwungvoll gehoben und poetisch verklärt in dem durch und durch poetischen Elemente eines Festes, welches uns in seiner mährchenhaften Schönheit wie ein Zaubertraum aus einer fremden Wunderwelt umspielt.

Schon ist der ganze Korso ein unabsehbar durch einander fluthender Menschenstrom, in welchem sich die Wagenreihen, oft gänzlich stockend, nur langsam und mit Mühe gegen einander fortbewegen. Am dichtesten wogt aber das Leben in demjenigen Theile, welcher sich von San Carlo und der Mündung der Via Condotti in den Korso bis zur Piazza Colonna und noch ein wenig darüber hinaus, etwa bis zum Palast Sciarra, erstreckt.

Wie müde Schwimmer dem Lande zustreben, suchten auch wir endlich den Ruhehafen unseres Balkons zu gewinnen, dessen Mitgenuß uns für die ganze Dauer des Karnevals durch die Liebenswürdigkeit unserer Sorrentiner Freunde, der Familie Bourcardt, gesichert war. Schon unten bei unserem Streben, die Fila der Sitzreihen zu durchbrechen, welche auf gemietheten Stühlen zu beiden Seiten die Trottoirs der Straßen einnehmen, begrüßte uns von

oben herab ein neckender Konfettiregen von den zahlreich versammelten Freunden und Freundinnen, zur Strafe für unser verspätetes Erscheinen.

Oben angelangt, ward ich durch die Neuheit des Anblicks in noch höherem Grade überrascht. Denn hier bot sich allerdings ein Schauspiel dar, dem die kühnste Phantasie kaum nachzukommen vermag. Unser Balkon befand sich unweit San Carlo, der von der Via del Babuino einmündenden Via della Croce gegenüber in der ersten Etage eines vierstöckigen Hauses, und gewährte den vollständigen Ueberblick links bis zum Obelisken von Piazza del Popolo hinab, rechts bis dahin, wo sich der Korso jenseits der Piazza Colonna dem venetianischen Palaste fast unabsehbar zustreckt. Nun denke man sich diese ungeheure Festhalle, deren Gewölbdecke der sonnige Frühlingshimmel und deren Seitenwände die mit tausenden von Teppichen buntgeschmückten, himmelansteigenden Paläste bilden, durchfluthet und durchjauchzt von dem bunteſten und mährchenhaftesten Menschengewimmel; alle Häuser bis zu den höchsten Mansarden mit fröhlichen Menschen an Fenstern und Balkonen Kopf an Kopf gefüllt, unten tausende der lustigsten Masken im bunteſten Gemisch mit einfachen Domino's, oder den auf und ab Wandernden in gewöhnlicher Kleidung. Griechen und Türken, Mohren und Perser, Pulcinellen beiderlei Geschlechts, rothe, gehörnte Teufelchen, Doktoren, Advokaten und Quacksalber in altmodiger Treſſentracht, mit Puderzopf und Haarbeutel, riesige Klistierspritzen schwingend, und fußlange Uhrschlüssel an den zolldicken Uhrketten: das alles rennt und springt, oder windet und drängt sich, je nach Gelegenheit, unter tausend Scherzen und Späßen neckend durcheinander. Sehr oft haben unter den Masken die Geschlechter die Rollen gewechselt, manchmal mit solchem Geschicke, daß man das wahre nur schwer erräth. —

Je weiter übrigens das Karneval vorrückte, desto bunter, lustiger und reicher entfaltete sich das Maskenleben. In den Pracht-

Equipagen der vornehmen Welt sah man hier und da die verschiedensten Kostüme römischer Gegenden von den schönen Frauen der römischen Großen anmuthig dargestellt, während von den Originalen wenigstens Bewohnerinnen der nächsten Ortschaften um Rom, wie Albano, Genzano und Frascati sich eingefunden hatten, und, auf den Stuhlreihen längs der Häuser sitzend, zum Vergleich herausforderten.

Sonst nimmt die vornehme Welt eigentlich wenig mehr an den Maskendarstellungen Theil. Maskirt zu Fuß im Korso erscheint keine vornehme Römerin mehr. Wenigstens hörte ich dies zum öfteren von römischen Damen aussprechen. Wollte ich dagegen dem Monsignore L., einem der feinsten Welt- und Lebemänner Roms, Glauben schenken, so wäre jene Behauptung fast umzukehren. „Es ist," meinte er, „in Rom kaum eine Dame von Welt, die nicht im Karneval einmal wenigstens ihre Tour im Korso machte, wäre es auch nur, um ungestörter das Behaben ihres Gemahls oder Liebhabers beobachten zu können. Aber sicher ist keine zu finden, die es Wort haben wird, daß sie es thut." Ich habe alle Ursache zu glauben, daß seine Behauptung die richtige ist, und bei manchen wohlverwahrten braunseidenen und violetten Domino's, die meist paarweise schnell und schweigend an mir vorüberhuschten, und um das Getreibe umher unbekümmert, irgend einem Ziele, vielleicht einem Wagen, nachfolgten, mußte ich seiner Worte gedenken, wenn ich die blitzesprühenden Augen aus der Maske hervorstrahlen sah.

VI.

Rom und das Gebirge sind reich genug, um durch die Tracht der verschiedenen Stände und Provinzen allein schon fertige, gern benutzte Masken zu liefern. So sieht man denn auch den Carretiero von Genzano und Velletri, den Maulthiertreiber vom Gebirge, den

Hirten der Campagna gerne nachgeahmt. Auch der römische Mi-nente selbst, in der weiten blauen, am Knie engen Hose, wie wir sie in der frisch-fromm-frei-fröhlichen Turnerzeit als deutsche Gym-nasiasten mit Selbstgefühl unsere Beine umbauschen sahen, die Sammetjacke kokett nachlässig über die Schulter geworfen, kann hier seinen Doppelgänger finden. An römischen Räubern und Banditenhauptleuten in der so äußerst malerischen, weltbekannten Tracht fehlt es auch nicht. Aber alle wirklichen Waffen sind aufs Strengste verboten, und so sieht man sie denn mit hölzernen Sti-letten und Pistolen in den seidenen Schärpen, die lange Flinte von Holz im Arm, mit der sie Blumensträuße auf ihre Schlachtopfer abschießen, durch die Straßen ziehen.

Mein guter Freund Signor Nicola Giacinto, der Modellunter-händler und Kostümverleiher von Via San Claudio — derselbe, welcher dem großen Horace Vernet bei seinem berühmten Räuber-bilde zu dem am Halstuche vom Karabinier ergriffenen Briganten Modell gestanden zu haben sich rühmen darf — bot mir zu dem Künstlerball im Karneval ein vollständiges Räuberhauptmannskostüm an, dessen sämmtliche Hauptbestandtheile, wie er empfehlend ver-sicherte, einem vor noch nicht gar zu langer Zeit besiegten Bri-gantenhäuptlinge zugehört hatten.

Verboten sind nur alle Masken geistlicher und Ordenstrachten, deren man daher auch keine im Korso sieht. Auch vermeiden es die Geistlichen selbst, sowohl Priester als Mönche, sich während des Karnevals auf dem Korso blicken zu lassen. Passirt einmal ein Einzelner durch das Getümmel, so regnen hageldichte Konfettischauer auf ihn von allen Seiten, bis er entweder in eine Seitengasse ent-weicht, oder in irgend ein Haus schlüpft. An den Fenstern dagegen und auf den Balkonen sieht man die Schwarzröcke zahlreich offen und frei an der harmlosen Lust theilnehmen. Ob sie auch wohl verkleidet ihre Korsotour machen? Frati? no! Preti? si! meinte ein Römer, den ich darum befragte.

Unter den Masken der ersten Tage zeichnete sich ein Wagen in Form eines Schiffes aus. Die Schiffsmannschaft, in der kleidsamen Tracht der französischen Marine, der Schiffskapitain mit dem großen Sprachrohre an ihrer Spitze, wechselte mit allen vorüberfahrenden Wagen die vollen Ladungen ihrer Breitseiten. Es waren die Pensionaire der französischen Akademie auf der Villa Medici, welche auch in diesem Scherze ihre Nationalität zu repräsentiren nicht vergaßen.

Vorzugsweise sind es jedoch die niedern Stände des römischen Volkes, welche sich es angelegen sein lassen, das Maskenwesen des Karnevals zu kultiviren. Sie sind dabei unglaublich erfinderisch, mit dem geringsten Aufwande einen solchen Maskenanzug herzustellen. Sehr viele sparen selbst die Ausgabe für die Gesichtsmaske, und beschmieren sich bloß auf gut antike Weise aus der Zeit des alten Thespis das Gesicht mit allerlei Farbe. Ich sah deren, bei denen das Gesicht durch rothe und gelbe Farbe in zwei regelmäßige Hälften getheilt war. Bei manchen dieser possenhaften Gestalten, bei ihren Geberden, Stellungen und ganzem Behaben wird man unwillkürlich an gewisse Darstellungen auf alten Vasenbildern erinnert.

Noch bewundernswürdiger aber ist das Talent, mit welchem ein Jeder, selbst der Allerniedrigste, seine Maskenrolle nicht nur äußerlich in Haltung, Geberden und Mimik, sondern auch mit Wort und Rede durchzuführen versteht. Vieles von diesen Scherzen, namentlich von den versifizirten, wird stehend, oder doch als Schema fertig vorhanden sein, und bedarf wohl nur der stets neuen Anwendung auf Personen und Verhältnisse. Allein das Meiste bei Weitem ist improvisirt, Erzeugniß des Augenblicks und jenes federkräftigen Mutterwitzes, der den Italiener nie um eine geistreiche Wendung oder um eine treffende Antwort verlegen sein läßt. Mag ihr positives geistiges Besitzthum gering sein, aber sie haben, was sie besitzen, stets bei der Hand, sie tragen ihr ganzes Vermögen immer bei sich, und sind so im Stande, stets augenblicklich baare

Zahlung zu leisten, während wir erst nach Hause gehen müssen, um unsere, vielleicht weit reichlicher gefüllten, Truhen aufzuschließen.

Die reizendsten und anmuthigsten von allen männlichen Masken sind die Giardinieri, welche mit den langen, scheerenartigen Zangen, Scalette genannt, Blumen und Blumensträuße, Kränze, Kronen, Früchte, feine Konfitüren und andere Geschenke zu den Fenstern und Balkonen ihrer Auserwählten zwei, ja selbst drei Stock hoch hinauf reichen. Ich sah nur feine, schöne, jugendliche Gestalten, welche sich in der überaus saubern und knappen Gärtnertracht, im kurzen, engen, weißen Beinkleid mit farbigen Bändern und Schärpen, breiten Strohhüten, reizend ausnahmen. Ein Gärtnerknecht trägt ihnen in Körben die oft sehr kostbaren Gaben und die Scaletta nach. Es gehört große Geschicklichkeit, Uebung und Körperkraft dazu, die letztere sicher zu handhaben. Wo sich solch ein Giardiniero zeigte, war immer die Aufmerksamkeit der nächsten Umgebung auf ihn gerichtet, und mehr als einmal hörte ich von schönen Lippen das: o quanto e bello! ausrufen. Man schloß meist einen Kreis um ihn, wenn er Halt machte, und schützte ihn, während er seine Scaletta in die Höhe steigen ließ, gegen Störung durch Wagen und Gedränge. Die Scaletta ist übrigens sehr alten Ursprungs. Auf einem uralten Gemälde in der kleinen Kirche des heiligen Urban vor der Porta San Sebastiano sah ich dasselbe Instrument in der Hand des Soldaten, welcher dem Heilande am Kreuze damit den Essigschwamm zureicht.

Blickt man nun vom Balkone auf dieses Treiben hinab, so ist der Anblick in der That einzig zu nennen. Am meisten entzückten mich die tausende und abertausende der schöngeschwungenen Linien, welche zwischen Fenstern und Balkonen, Straße auf- und abwärts durch die unaufhörlich erneuten Konfettiwürfe und Blumenzusendungen in der Luft gebildet werden. Da hier tausende von Menschen in einem fort die Sache betreiben, entsteht die Illusion, als sei das Ganze ein festgezaubertes Bild. Die Luft erscheint belebt

durch die blüthenweißen Konfettischauer, deren Schimmer man sieht so weit das Auge reicht; durch die unzähligen Blumen, Sträuße, Kränze, Kronen, durch all das Duftende, Bunte, Glänzende, was von Balkon zu Balkone, von Fenster zu Fenster und von unten nach oben auf und nieder schwebt und wirbelt.

Mir war bei dem ersten Genusse dieses Anblicks zu Muthe, als erschlösse in meinem Innern sich alles, was von Poesie darin geschlummert, zu flammender Blüthenpracht.

VII.

Heute habe ich von verschiedenen Balkonen herab, sowie auch unten auf meiner Korsowanderung, die verschiedenen Schicksale verfolgt, denen die Blumen-, Frucht- und Konfettiwürfe und die sonstigen Karnevalsgeschenke unterliegen, und habe dabei allerlei Bemerkungen gemacht.

Wie schon gesagt, wird und kann das Wenigste von diesen Geschenken und Liebesbezeugungen von Hand in Hand gereicht werden, sondern man muß es aus größerer oder geringerer Ferne einander zuwerfen, und sich dabei auf Geschicklichkeit und Kraft des Armes, Gunst des Zufalls, Aufmerksamkeit und Gewandtheit des Empfängers u. s. f. verlassen. Aber diesen wenigen begünstigenden stehen hundert andere ungünstige Umstände vereitelnd im Wege, und so kann man mit Sicherheit behaupten, daß bei weitem der größte Theil aller Karnevalsgaben, daß an neun Zehntheile all der schönen und duftenden Blumen, Früchte und sonstigen Huldigungen ihre eigentliche Bestimmung verfehlen.

Zunächst ist es wohl begreiflich, daß ein Wurf von oben nach unten, eben so gut wie umgekehrt, nur gar zu oft sein Ziel verfehlen muß, weil das ewige Gedränge weder ruhiges Zielen noch aufmerksames Erhaschen und Auffangen erlaubt. Tausende fremder

und eigener Würfe gaben die wunderlichsten Resultate, indem sie fast nie den Rechten trafen.

Oft prallen die Würfe, selbst gut gezielt, von Fenstern und Balkonen zurück, eben durch die übergroßen Bemühungen eines oder mehrerer, sie aufzufangen und sich zuzueignen.

Blumensträuße und Konfitüren fallen dann nieder auf die Straße, wo sich die Industrie der römischen Gassenjungen ihrer auf tausend Arten zu bemächtigen weiß. So wird die zierlichste Liebesgabe oft Ursache zu einer herzinnigen Balgerei, wird auch wohl gelegentlich zerrauft und unter die Füße getreten, just wie im Leben auch, was wir den Liebsten zugedacht haben, ungenossen vorüberfliegt, oder gar in fremde Hände gelangt und in den Staub getreten wird.

Sehr Vieles fällt in die offenen Hüte und Körbchen der Blumen- und Konfettiverkäufer und Gassenbuben.

Gar oft trifft man freilich im Wagen und Balkon die Rechte, aber im Augenblicke des Wurfs hat sie ihr Gesicht nach anderer Richtung gewendet und merkt es nicht, daß ein anderer die ihr bestimmte Gabe sich zueignet.

Oder sie sieht zu spät auf, sieht uns nicht, und dankt wohl mit Gruß und Gegengabe einem andern, Fremden, der, des guten Glückes froh, den unverdienten Dank vergnügt dahin nimmt.

Oder die Schöne, der unsere Huldigung gilt, wird erschreckt, wo nicht gar ein wenig verletzt durch den wohlgemeinten Wurf, der nach vielen verfehlten sie endlich erreicht.

Oder unsere Gabe trifft einen Fremden, Unbekannten, erregt als beabsichtigt Befremden, Verwunderung, knüpft aber auch wohl eine Bekanntschaft, und veranlaßt eine reiche und freundliche Gegengabe.

Aber auch die Angriffswürfe mit den Konfetti's verfehlen gar oft ihr Ziel und treffen den oder die Unrechten, überraschen und erschrecken wohl gar Bekannte und Wohlwollende, welche uns eine

verwunderte Frage nach dem Warum solchen Angriffes in ihren Mienen zeigen, ohne daß es uns möglich ist, die erklärende Antwort und Auskunft zu geben.

Materiell am besten haben es hier, wie im Leben selbst, diejenigen industriellen Seelen, welche inmitten solcher in die Luft gehenden poetischen Ueberschwänglichkeiten sich und ihre Aufmerksamkeit der Erde zuzuwenden und im Trüben zu fischen verstehen. Ich erwähnte schon zu Anfange dieser Karnevalsschilderung flüchtig der Bestrebungen eines nicht unbedeutenden Theils der angehenden römischen Bürger, sich den Karneval aufs Beste zu Nutze zu machen, und will jetzt diese Andeutungen weiter auszuführen versuchen. Von Taschendieben ist natürlich die Rede nicht, denn diese verstehen sich bei solchen Gelegenheiten von selbst, wie das meine seligen Taschentücher klärlich bezeugen, die jetzt bis auf zwei mir bereits sämmtlich ein Alibi bewiesen haben, seit ich Hesperiens Gefilde betreten habe. Es handelt sich hier um ganz etwas anderes. Doch zuvor sei eine Bemerkung gestattet.

Zur Physiognomie des römischen Lebens gehört wesentlich, daß man es auch dem ärmsten Lumpen ansieht, wie er seiner vollen Berechtigung sich bewußt ist, hier zu leben und wo möglich das Leben zu genießen, so gut wie der reichste und vornehmste Bürger von Rom. Dieser Zug freier, bewußter Menschlichkeit macht einem vorzugsweise das römische Menschenwesen behaglich, und das Leben in seiner Mitte wohlthuend. In unsern großen Städten sind die Vornehmen und Reichen immer mehr von den Armen zurückgewichen. Sie haben sich für sich mit ihren Prachtwohnungen in besondere Stadttheile, Straßen, Quartiere, versteht sich in die gesundesten, hellsten, anmuthigsten zusammengethan. Das arme Volk ist weit ab zurückgedrängt und in seine elenden Spelunken zusammengepfercht, deren Anblick man vor den Besitzenden, Reichen, Glücklichen möglichst zu verstecken sucht. So entwöhnen sich diese des Anblicks der Armuth und Noth, und pflegen in sich auf die Sinnpflanze

jener eklen Scheu, die vor jeder Berührung mit der Niedrigkeit und dem Elende ihrer Mitbürger zusammenschrickt. Das arme Volk aber, welches so allmälig zum Pöbel gemacht wird, blickt mit Neid aus seinen Spelunkengassen hinaus auf die Quartiere des Reichthums. Ganz anders ist es in Rom, wo sehr oft in den Palästen selbst, neben und mit dem reichen Principe, alle Abstufungen der römischen Bevölkerung unter einem Dache wohnen. Als der Kaiser von Rußland im Palast Colonna zum Besuch der berühmten Gallerie erwartet wurde, waren zwar für den mächtigsten Herrscher der Welt einige schwache Veranstaltungen zum Empfange getroffen, d. h. man verwies uns andere Erdenkinder, die wir die Gallerie zufällig an demselben Tage besuchen wollten, auf den nächsten Tag. Die Marmortreppen schienen gefegt, Portier und Kustoden hatten bessere Livreen an, und irre ich nicht, so war in den Sälen gar etwas Räucherwerk gezündet worden. Das war aber auch Alles. Sonst war nichts geändert. Im Schloßhofe über dem Portale, durch welches der Kaiser kommen mußte, hing die Wäsche armer Insassen des Palastes an Trockenleinen, Kinder spielten zerlumpt umher, eine Alte beschäftigte sich damit, den Kopf ihres Buben in Ordnung zu bringen, kurz es war eben alles wie gewöhnlich, römisch behaglich.

So verkehren also die verschiedenen Klassen weit mehr als bei uns mit oder doch neben einander. Die Reichen verlieren nicht den Anblick der Armuth, und diese gewöhnt sich, das, was sie nicht besitzt, freundlicher an Andern, welche es haben, zu betrachten. So findet man denn auch, daß die Römer durch die Bank auf ihre reichen Mitbürger, ihre Borghese, Piombini, Braschi und wie sie heißen, ordentlich stolz sind, und nur auf Parvenüs wie die Torlonia, deren Vater, wie mir Signora Lucia sagt, noch Aquafrescaro und Limonaro gewesen, und Stringhe und Fetuccia verkauft hat, mit Verachtung herabsehen.

Dieser Art und Weise zu fühlen und zu empfinden ist es denn

auch ganz gemäß, daß der ächte Römer eine Karnevalserscheinung ganz in der Ordnung findet, über die sich der Foreſtiere, ſei er auch ſonſt gut römiſch geſinnt, oft genug in Aerger verſetzt fühlt.

Alles Lumpengeſindel von Rom iſt nämlich in dieſen Karnevalstagen auf den Beinen, um durch Geſchicklichkeit und Induſtrie ſich den Tag hindurch ſeinen Theil an den tauſenden von guten römiſchen Scudi's zu verſchaffen, die hier in Blumen und Naſchwerk in und aus den Fenſtern geworfen werden. Alles, was an Geſchenken dieſer und anderer Art vorbei dem Ziele fliegt, jeder Fehlwurf iſt auf der Stelle gute Beute dieſer hunderte und tauſende von kleinen und großen Schnapphanski's aller Art und jeden Alters. Aber damit begnügen ſie ſich nicht. Sie beobachten jeden Wurf, ſie ſpioniren jede Schwäche aus, ſie hemmen Dich im Zuwerfen, ſie hindern Dich im Auffangen, ſie ſchnappen Dir das für Dich beſtimmte Geſchenk vor der Naſe weg, ſie fangen Deinen eigenen theuern Hyazinthenſtrauß, den Du der ſchönen Römerin da oben in dem weißen, ſchimmernden Gewande zugedacht haſt, bei dem erſten Fehlwurfe ſo gewiß auf, als der Teufel eine verſchriebene Seele, und bieten Dir in demſelben Augenblicke mit der entzükkendſten Unverſchämtheit Dein Eigenthum mit einem: volete per un paolo? zum Kauf an. Ja, ſie ſpringen ſelbſt auf die Wagentritte, und nehmen aus den in den Kutſchen ſtehenden Körbchen was ſie ergreifen können, wenn man nicht aufpaßt. Mehr als einmal paſſirten mir ſelbſt alle dieſe Dinge, und mehr als einmal ertappte ich mich bei einem ſanften Stoßſeufzer nach der löblichen nordiſchen Polizei, welche uns das arme Geſindel ſo prächtig vom Leibe hält, daß ſelbſt bei öffentlichen Feſten der Zutritt nur anſtändig Gekleideten erlaubt iſt, die bekanntlich wiſſen, was ſich ſchickt. Hier aber miſcht ſich die ſonſt ſo aufmerkſame Polizei in dieſe Armſeligkeiten nicht. Sehe Jeder zu, wie er zurecht kommt. Dieſe Barbaren ſcheinen zu glauben, dies arme Lumpengeſindel ſeien auch Menſchen und dürfe ſich's erlauben, auf gut karnevaliſch alles, was aus der

Hand oder noch nicht in die Hand gelangt ist, als Freigut anzusehen. Wie Haifische sich auf eine Beute stürzen, welche über Bord geworfen wird, so stürzen sich diese römischen Schnapphähne auf alles, was noch herrenlos in der Luft fliegt oder auf der Erde liegt, und es hilft nichts, mit ihnen sich auf Streit einzulassen. Kein Römer thut es auch, denn es ist wider seine Begriffe von Gentilezza.

VIII.

Heute war ich Zeuge von einem Akte karnevalischer Gerechtigkeit, welcher an einigen Engländern vollzogen wurde. Ein halb Dutzend dieser Kinder Altenglands, deren Rohheit im Karnevale ich schon früher erwähnt habe, hatte sich auf einem Balkone, gegenüber der Kirche San Carlo, versammelt, und bemühte sich, den Lord W. an ihrer Spitze, in gedachtem Artikel das Aeußerste zu leisten. Aus großen Körben und anderen Gefäßen, die ihnen von geschäftigen Dienern unaufhörlich frisch gefüllt überreicht wurden, ließen sie von ihrer unangreifbaren Höhe herab nicht etwa einzelne Würfe, sondern ganze Ströme von gemeinem weißen Gypskonfetti auf die vorbei Gehenden und Fahrenden niederprasseln. Niemand, auch nicht die anmuthigsten Damen, blieben von solcher Ungezogenheit verschont, welche es zuletzt widerwärtig und gefährlich machte, jenen Balkon zu passiren, da die unaufhörlichen Sturzbäche der schweren, staubigen Gypsmassen Anzüge verdarben, Wagen beschädigten, Pferde scheu machten, und wenn sie hier und da ein Gesicht ohne vorgehaltene Drathmaske trafen, unangenehme und gefährliche Verletzungen herbeiführten. Alle Welt war über diese Rücksichtslosigkeit entrüstet, mit alleiniger Ausnahme der betriebsamen Gassenjugend, welche dabei in der schon früher geschilderten Art gute Geschäfte machte. Sie fegten nämlich die in dicken Lagen die Straße bedekkenden Gypskonfetti in ihre Körbe und Säckchen, und boten die so

umsonst bezogene Waare sofort dem Publikum mit heller Stimme zum Verkaufe an.

Eine Gesellschaft junger Künstler, meist Deutsche, welche von einem andern Balkone aus das Unwesen eine Weile mit angesehen hatten, beschlossen plötzlich, als dasselbe seinen höchsten Gipfel erreicht hatte, und die Söhne Albions ganze Körbe und Fässer ihrer Gypsmassen niederzuschütten nicht aufhörten, dem allgemeinen Unwillen Sprache und Nachdruck, und der Brutalität eine Lehre zu geben. Bald waren ihre Taschen bei dem nächsten Fruttarolo mit halbreifen Limonen und Orangen gefüllt, und so gerüstet zogen sie den Korso hinauf, und postirten sich hinter die Fila der äußeren Zuschauerreihe am Platze von San Carlo, dem Balkone der Engländer gegenüber. Eben fuhr ein Wagen mit weiblichen Masken in den reizenden Kostümen der Mädchen von Albano und Nettuno vorbei. Als nun die Ehrenwerthen und sehr Ehrenwerthen mit den impassibelsten Gesichtern von der Welt wieder den schweren Inhalt ihrer großen Gypskörbe auf den Wagen und seine Insassen niederschütteten, sahen sie sich plötzlich in weniger als einer Minute von nahezu hundert, zum Theil sehr gut gezielten Fruchtwürfen begrüßt. Der Sinn, in welchem dies geschah, blieb den feinen Römern keinen Augenblick zweifelhaft. Das ganze in der Nähe befindliche Publikum gab mit lautem Jubel und vielfachen Bravi's seinen Beifall über diesen Gerechtigkeitsakt zu erkennen. Man verhöhnte die Engländer, welche zum Theil mehr oder minder stark getroffen, alle aber über das Unerwartete solcher Entgegnung außer ihrer gewöhnlichen fischblütigen Kontenance, einen Augenblick sprachlos auf die Menge niederstarrten, unter der sie ihre Angreifer herauszufinden sich bemühten. Seine Lordschaft riefen einem der unten zu Pferde haltenden Karabinieri unverständliche Worte zu, welche sehr augenscheinlich die Verhaftung eines oder des andern der kühnen Schützen beabsichtigten. Allein die sonst so thätige Polizei rührte sich nicht. Die Karabinieri waren selbst zu gute Römer,

um nicht der englischen Brutalität diese Züchtigung von Herzen zu gönnen. Sie blieben daher taub gegen alles Zurufen von oben, und blind gegen unsere, freilich auch gegen die Bestimmungen der Karnevalspolizei verstoßende Thätigkeit von unten, welche uns unter anderen Umständen leicht auf die Engelsburg gebracht haben dürfte. Die Sache machte indessen Aufsehen in der römischen Gesellschaft. Im Palaste Fiano, dem Versammlungsorte der deutschen Künstler, wurde noch an demselben Abende beschlossen, am nächsten Karnevalstage in zehnfach stärkerer Anzahl die Beschießung des Balkons der Beafsteak's zu erneuern, falls die erste Lektion von heute nicht gefruchtet haben sollte. Dahin kam es aber nicht. Mochten nun die Engländer von dem Vorhaben der deutschen Künstler durch den gutmüthigen Cavaliere L.....g unterrichtet worden sein, wie die Einen sagten, oder mochte die an dem ersten Tage gemachte Erfahrung sie gewitzigt haben: genug das übermüthige Treiben von jenem Balkone hörte auf, und erneuerte sich während des ganzen Karnevals nicht wieder.

Ein Haupttheilnehmer desselben aber, Lord W., sollte seiner Strafe dennoch nicht entgehen. Am nächsten Tage versuchte er mit seinem Wagen auf einem verbotenen Wege in die Wagenreihe des Korso einzulenken. Der dort postirte Dragoner weis't ihn zurück. Weder Goddam's noch vi prego's helfen, selbst ein dargebotener Scudo oder Napoleon wird zurückgewiesen, denn was man auch sonst sagen möge von italischer Bestechlichkeit, die Dragoner, welche im Karneval den Dienst versehen, sind unbestechlich, wie ihre Vorfahren aus der Zeit der Fabrizier. Da schleudert der stolze Engländer, über solche Standhaftigkeit und unchristliche Gewissenhaftigkeit des verachteten Italieners empört, dem Dragoner das Goldstück ins Gesicht. In demselben Augenblicke aber ist er auch schon von diesem und seinen herbeigeeilten Gefährten aus seinem Wagen gehoben und einem Piket übergeben, welches ihn sofort auf die Engelsburg

brachte. Hier blieb er sitzen, bis mit dem anbrechenden Aschermittwoch der letzte Ton des römischen Karnevalsjubels verklungen war.

Genau ebenso erging es, wie mir mein Berichterstatter über den obigen Vorfall erzählte, vor zwei Jahren einem andern Sohne Albions, welcher bei Gelegenheit einer Funktion in der heiligen Woche sich mit ächt britischer Insolenz an einen abgesperrten Platz zu drängen versuchte. Die Schweizer wiesen ihn zurück, erst mündlich, dann mit ihren Hellebarden. Er führt einen wohlgezielten Boxerstoß nach der nächsten dieser herkulischen Gestalten. Der aber kehrt im Nu die Hellebarde um, und bearbeitet unter gefälliger Mitwirkung eines Kameraden Kopf und Schultern des Angreifers mit solchem Erfolge, daß man ihn halb besinnungslos, wiewohl nach tapferer Gegenwehr, in die Engelsburg brachte. Es war gerade der erste Tag der Settimana santa, und der Engländer war von Paris nach Rom nur gereiset, um den Herrlichkeiten derselben und namentlich der Kuppelbeleuchtung von St. Peter und der Girandola auf der Engelsburg beizuwohnen. Statt dessen hatte er nun das Vergnügen, die ganze heilige Woche in einer Zelle des Kastell San Angelo hinzubringen, aus welchem man ihn mit ironischem Humor erst in dem Augenblicke entließ, wo die letzte Rakete der großen, über seinem Kopfe aufprasselnden Feuergarbe verpufft war.

Abends besuchte ich mit einigen Freunden noch ein Paar Osterien, in welche sich nach Beendigung der Lustbarkeiten auf dem Korso noch ein Theil der Masken zurückzieht, theils um sich von den Anstrengungen des Tages beim kühlen Orvieto oder dem feurigen Genzano- und Frascatiwein zu erfrischen, theils aber auch, um die Scherze und Ausgelassenheiten des Tages in die Nacht hinein fortzusetzen.

Die bekannteste dieser Weinkneipen ist die Palombella unweit des Pantheons. Allein ihr früherer Ruf unter den Freunden eines guten Trunks ist bedeutend im Sinken. Sie hat schon einen

Anstrich von europäischer Weinstubencivilisation angenommen, und der zahlreiche Besuch von Fremden hat der römischen Originalität und damit auch der Güte des Weins und den wohlfeilen Preisen Eintrag gethan. Der Wirth versteht es schon, sich eine Flasche schlechten Orvieto's für veritablen Est! Est! von Montefiascone mit der für römische Weine enormen Summe von drei Paul bezahlen zu lassen. Ueberhaupt ist es mit diesen ächten römischen Weinschenken eine eigene Sache. Der Augenblick ihrer Entdeckung durch die Forestieri ist auch zugleich der des Todes für ihre naturwüchsige Unschuld. Man erzählt sich unter den in Rom heimischen deutschen Künstlern, wie der selige Gaudy, welcher sich wie keiner auf die Entdeckung solcher Spelunken verstanden, in seine Lieblingskneipe unweit Piazza Montanara niemals einen Fremden eingeführt, und nur ein einzig Mal ausnahmsweise einen Freund dahin mitgenommen habe, doch nicht ohne ihm zuvor das Wort abzufordern, dieses reine Heiligthum des Bacchus keinem Dritten zu verrathen.

Unweit Fontana Trevi, in der ziemlich engen und dunklen Straße, welche von derselben aus auf den Korso zuführt, sind zwei ächte, von der römischen Gasthofkultur noch nicht angestreifte Osterien, deren eine unter dem Namen der Sabina (richtiger i Sabini), die andere unter der Bezeichnung il Facchino bekannt ist. Dorthin lenkten wir Abends unsere Schritte, um das karnevalische Treiben in diesen Spelunken mit anzusehen. Wir fanden sie von Besuchern beiderlei Geschlechts so gefüllt, daß wir nur mit Mühe an einem Winkeltischchen einen unbesetzten Platz ausfindig machten. Im nächsten Pizzicarolgewölbe hatten wir unsere Abendkost, bestehend aus Schinken, Salami, Radieschen und gesottenen Eiern eingekauft, und bald standen einige Foglietten des hellen vino dolce von Genzano vor uns, denen die durstigen Gefährten wacker zusprachen. Es währte nicht lange, so traten einige Masken ein, welche sofort die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Es waren zwei Doktoren der Medizin in der bekannten Tracht, von mehreren

sehr geschickt als Frauen kostümirten jungen Männern begleitet. Ein Tisch ward in die Mitte gerückt, die Masktn traten vor denselben, und sahen sich sogleich von einem zahlreichen Zuhörerkreise umgeben, welcher zu den jetzt folgenden dramatischen Recitationen gleichsam den antiken Chor bildete, indem er bald mit Ausdrücken des Beifalls, bald mit einem kurzen Gesange oder mit Zwischenreden und Antworten Einzelner aus seiner Mitte, an welche sich einer der Darstellenden gewendet hatte, den Vortrag der letzteren unterbrach.

Soviel ich verstehen konnte, gab die Medizin und ihre Praktikanten, so wie das Verhältniß beider zu dem schönen Geschlechte und dessen Leiden und Bedürfnissen, den Haupttext zu diesen, oft sehr witzigen und humoristischen Vorträgen, die sich denn meist auf den Rath des Göthe'schen Mephistopheles:

Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen ꝛc.

zurückführen ließen. Hier, wie überall bei den sprechenden und dramatisch agirenden Masken, bemerkte ich zunächst eine erstaunliche Sicherheit des Gedächtnisses, welche unsern Schauspielern als Muster dienen könnte. Denn die poetischen Vorträge waren ohne Zweifel einstudirt und zum Theil von solcher Länge, daß z. B. der eine der Redner fast ununterbrochen eine halbe Stunde lang sprach. Demnächst aber mußte ich die blitzschnelle Geistesgegenwart bewundern, mit welcher der Sprechende mitten in seiner poetischen Deklamation einen Einwurf, ein Witz- oder Spottwort, das ihm von einem der Zuhörer entgegengesetzt wurde, auf der Stelle und ohne Stocken, in dem Metrum seiner Rede aus dem Stegreife zu beantworten wußte. Deklamation, Ausdruck, Betonung und Reinheit der Aussprache setzten mich bei diesen Thespisjüngern, welche doch augenscheinlich der niederen Volksklasse angehörten, nicht minder in Erstaunen. Es ist in der That in diesen Südländern ein Talent sprachlicher und rednerisch-dramatischer Darstellung, von welchem man bei uns keinen Begriff hat.

Sah man nun auf die Zuhörerschaft, und bedachte, daß dieses Publikum ebenfalls dem Volke angehöre, so war der Eindruck ein nicht minder wohlthuender. Es war Karneval, an dem jede Ausgelassenheit für erlaubt gilt, es war in einer Weinschenke, wo dem feurigen Rebensafte tüchtig zugesprochen wurde, es waren Leute der untersten Volksklassen, Minenten und Facchini, aber nirgends eine Spur von Rohheit, nirgends eine Verletzung des wahren geselligen Anstandes. Die Ausdrücke für natürliche Dinge waren hier und da etwas derb und ungeschminkt; aber das ist in der Sitte und Ansicht begründet, und erregte niemals, wie bei uns, jenes rohe, schallende Gelächter, mit welchen bei ähnlichen Gelegenheiten unter uns dergleichen aufgenommen zu werden pflegt. Jenes feine Gefühl für geselligen Anstand zeigt sich aber auch namentlich in der Art und Weise des Zuhörens überhaupt. Denn während das Gelungene, Treffende, Scherz- und Witzreiche schnell und sicher aufgefaßt, belobt und erwiedert wurde, war man doch weit entfernt, das minder Gelungene und weniger Gefallende mit Unaufmerksamkeit oder mit Spott zu bestrafen. Dabei sah ich recht, wie viel der Italiener auf seine Sprache hält. Einer der Agirenden machte einen, für jeden nicht genauen Kenner der Sprache unmerklichen Fehler, indem er ein Wort im Verse unrichtig betonte. Sogleich ward er von einem der Zuhörer korrigirt; doch geschah auch dies ohne Härte und ohne allen Anstrich von Verhöhnung.

Andere Masken kamen und lös'ten die ersten ab, welche sich, nachdem sie ihre Kehlen mit einem frischen Trunke gekräftigt hatten, hinwegbegaben, und unter Zitherklang und lustigem Gesange einem andern Schauplatze ihrer künstlerischen Thätigkeit zueilten. Man hätte glauben sollen, sie seien von dem vor unsern Augen Geleisteten ganz erschöpft. Aber das war keineswegs der Fall. Im Facchino, wo wir später noch einen Augenblick eintraten, fanden wir sie aufs Neue in voller Aktion. Es ist überhaupt unglaublich, was diese, aller und jeder Arbeitsanstrengung so feindlichen, Italiener für

Vergnügensstrapatzen ertragen können. Ich habe Neapolitaner in Sorrent, Amalfi und Salerno gesehen, die einen stundenweiten Weg zu Fuße zurückzulegen nicht für drei oder vier Karlin bereit gewesen wären, welche aber für den zehnten Theil einer solchen Belohnung, ja für ein Paar Zigari oder eine Fogliette Wein eine Stunde lang ununterbrochen in glühender Sommerhitze uns ihre Tarantella vortanzten, eine Anstrengung, die das höchste Maß menschlicher Kräfte zu überschreiten scheint. Hier ist aber auch, neben der bacchischen Tanzlust, das Ausdauern ein Ehrenpunkt, und ein bewunderndes siete stati bravi! am Schlusse gespendet, ist eine Zugabe, welche sie neben der Bottiglia sehr zu schätzen wissen.

Die gute Sitte, das natürliche Anstandsgefühl der Römer im Karneval muß ich immer mehr bewundern. Ich habe mich nun während dieser Tage überall von früh bis spät in die Nacht umhergetrieben, und nirgends habe ich Trunkene, nirgends grobe Zänkerei oder gar Thätlichkeiten wahrgenommen. Es wohnt etwas unverwüstlich Edles in diesem Volke, gleichsam das Vermächtniß einer großen Vergangenheit. Es scheint, als wäre es sich bewußt, daß es eine weltgeschichtliche Trümmer darstelle.

IX.

Die römische Polizei ist im Karnevale von einer unerbittlichen Strenge. Vergehungen und Verbrechen, während dieser Zeit verübt, werden mit verdoppelter Härte bestraft, versteht sich, wenn die Thäter Leute sind, welche nicht mächtigen Einfluß für sich geltend machen können. Vorzüglich werden Angriffe gegen Leben und Eigenthum unverhältnißmäßig schwer geahndet. Auch unterläßt man nicht, in der Zeit kurz vor dem Beginn des Karnevals durch Vollziehung einiger Todesurtheile an verurtheilten Verbrechern, mittelst der Guillotine, dem Volke die Lehre einzuschärfen, daß die Gerech-

tigkeit nicht mit sich spaßen lasse. Und das ist in der Ordnung! sagt mein braver Hauswirth bei dieser und bei andern Gelegenheiten, wenn zwischen uns die Rede auf die außerordentliche Strenge der römischen Justiz oder der heiligen Inquisition kommt; denn „ci vuole un po' di timore per li malfattori!" Signor Luigi ist durchaus für die Straftheorie der Abschreckung.

Am Giovedi grasso sollte ich davon ein Beispiel erleben. Es war just während der Stunden, in welchen der Karneval im Korso und den daneben laufenden Straßen am ausgelassensten brauf'te, als ich von einem Besuche aus einem der entlegeneren, und wegen der allgemeinen Karnevalslust fast ganz verödeten Stadttheile nach dem Korso zurückkehrend, in einer der Gassen unweit Palazzo Borghese das Geschrei: ladri, ladri! ajuto, ajuto! vernahm. Zwei maskirte Bursche suchten sich vergebens aus den nervigen Armen einiger Karabinieri loszumachen, während ein dritter, welcher schon das Ende der Straße gewonnen hatte, so eben einem herbeieilenden Kameraden der Polizeileute in die Hände fiel. Sie hatten in die Wohnung eines Advokaten einzubrechen versucht, waren aber durch Verrath oder Zufall bei der Ausführung ihres Vorhabens unterbrochen worden. Das herbeigelaufene Volk zeigte, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten, Sympathie mit den ertappten Verbrechern. Povera gente! avranno un' bell' carnevale! hörte ich hier und da ausrufen, als die Malefikanten unter starker Begleitung abgeführt wurden.

Es war um Mittagszeit am Tage vor meiner Abreise, den achtundzwanzigsten April, als ich ihnen wieder begegnete. Aus dem Palaste Simonetti tretend, wo ich die Ausstellung des deutschen Künstlervereins zum letzten Male besucht hatte, fand ich den ganzen Korso ungewöhnlich voll Menschen. Alle Fenster waren mit Neugierigen besetzt, welche ihre Blicke nach der Gegend des venetianischen Palastes hinrichteten. Auf meine Frage, was diese Aufregung bedeute, antwortete mir ein kleiner, brauner Franziskanermönch, der

mit seinem über den Arm gehängten Zwerchsacke gleichfalls die Zahl der Neugierigen vermehren half: man erwarte den öffentlichen Aufzug der drei Ladroni, welche während der Karnevalswoche einen Einbruch zu machen versucht hätten. Gestern haben sie ihr Urtheil empfangen, und da ist es denn Sitte, setzte er hinzu, daß sie am Tage ihrer Abführung auf einem Karren durch die Hauptstraßen der Stadt geführt werden, um dem Volke als Exempel zu dienen. „Und welches ist ihr Strafurtheil?" Der gute Frate zuckte mitleidig die Achseln. Duro, Signor, molto duro! la galera per la vita e dieci anni dopo la morte! (Galeere auf Lebenszeit und noch zehn Jahre darüber!) Man hatte bei ihnen, als man ihre Taschen durchsuchte, verbotene Einschlagmesser mit den bekannten langen und starken Klingen gefunden, und so galt es für einen Einbruch mit bewaffneter Hand. Das brach ihnen bei den Gerichten vollends den Hals. Aber was bedeutet das dieci anni dopo la morte? Auch darauf gab mir der gesprächige alte Mönch Bescheid. „Dieser Zusatz," meinte er, „will sagen, daß für sie auch dann keine Verkürzung ihrer Strafzeit zu hoffen ist, wenn für alle anderen bei gewissen Gelegenheiten allgemeine Erlasse von einigen Jahren oder sonstige Gnadenakte erfolgen, wie sie beim Regierungsantritte eines neuen Papstes verkündet zu werden pflegen."

Unterdessen machte eine allgemeine Bewegung der Menge uns aufmerksam, daß sich der erwartete Gegenstand der Schaulust nahe. Auf einem Karren, von Karabinieren umgeben, standen die modernen Triumphatoren. Der eine, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, ein schöner, hochgewachsener Jüngling, seines Metiers ein Kalzolajo, mit prächtigem dunkelblonden Bart- und Haupthaar, so recht ein Modell zu einem Waldrinaldini. Ihn bedauerte das Volk am meisten, welches immer dem Eindrucke äußerer Schöne und Wohlgestalt offen ist. Auch zeigte er sich keineswegs gedrückt und niedergeschlagen in Haltung und Geberde, sondern blickte stolz und gleichsam seines Eindruckes bewußt auf die Menge nieder. Meine

Nachbaren wußten ihm Gutes nachzusagen. Er sei das erste Mal in solch ein Unternehmen verwickelt gewesen, und zum Unglück habe das gerade im Karneval sein müssen. Povero giovane! è tanto bello! hörte ich von mehreren Seiten wiederholen. Weniger Theilnahme fanden seine Kameraden, ältere Sünder, der eine ein entlassener Miethkutschenführer, der andere ein Domestiko di Piazza.

Als der Zug vorüber war, ging ich mit meinem Fra Giuseppe noch ein Stück Weges zusammen, seinem Kloster zu. Wir kamen auf den Sittenzustand von Rom zu sprechen, und ich hatte Gelegenheit, aus seinem Munde die aufrichtigsten Urtheile zu vernehmen, deren ungeschminkte Wahrheit und Treuherzigkeit mich in Erstaunen setzte. Er war ein Lombarde, war in savoyischen und oberitalischen Klöstern gewesen, und hatte ein Stück Frankreich gesehen. Von der Frömmigeit der Römer wollte er gar nichts halten. Laßt Euch nicht verblenden, Signor, sagte er, wenn Ihr hier in der Pasqua die Kirchen voll findet, und in Frankreich nicht. Hier in Rom besuchen sie die Kirchen aus Furcht vor der Strafe. In Frankreich steht keine Strafe darauf, wenn einer nicht die Pasqua feiert. In Francia li pocchi chi fanno la pasqua, la fanno liberamente e di buon cuore. Ma in Roma *minchionano il nostro Signore, lo burlano.* (In Frankreich feiern die Wenigen das Osterfest aus freiem Antriebe und von Herzen, aber hier in Rom machen sie unserm Hergott ein X für ein U, und haben ihn zum Besten.) In Frankreich, fuhr er fort, haben die Menschen Erziehung, aber hier in Rom und in der Gegend umher sind die Leute ohne Erziehung. Das heißt, fuhr er sich selbst verbessernd fort: i Cardinali, i Monsignori sono boni e bravi, ma li altri, la bassa gente — lei e forestiere, dunque si guardi da loro. Sono ladri, birboni — tutti, ma tutti. Diese kleinen Diebe, setzte er mit einem Rückblicke auf die vorbeipassirten Spitzbuben hinzu, sind lange nicht die schlimmsten. Auch ist ihr Metier gar nicht so verachtet. Denn: in Roma c'è tre *mestiere nobili*, spie, ladri, ruffiani. In

dieſer Weiſe ging es noch eine geraume Weile fort. Es war in ſeinem ganzen Weſen und Behaben, in ſeiner ſchlichten Ausdrucksweiſe und vertrauenden Einfalt durchaus etwas, welches mich an einen alten Bekannten erinnerte. Und das war er auch: der leibhaftige Kloſterbruder aus Leſſings unſterblichem Nathan. Freilich hat auch Leſſing die Studien zu dieſem unübertrefflichen Charakterbilde in Italien gemacht.

X.

Der Moccoliabend.

Am Morgen des letzten Karnevaltages trat mein vortrefflicher Wirth, Signor Luigi Santini, mit einem ſehr ernſten Geſichte in mein Zimmer. Er ſetzte das Frühſtück, ohne das gewöhnliche buon appetito, Signor Adolfo! hinzuzufügen, ſtillſchweigend vor mich auf den Schreibtiſch, und richtete ſodann die bekümmerte Frage an mich: Signor Professore, non saprebbe lei indicarci un' bravo medico di sua conoscenza per un povero amico, chi sta molto ammalato?

Erſchrekt fuhr ich auf, und war eben im Begriffe, ſeine Frage mit der Adreſſe meines Arztes, des unter den älteren deutſchen Künſtlern in Rom mit Recht beliebten Doktor de Domenicis zu beantworten, als mir ein leiſer komiſcher Zug um Signor Luigi's eingekniffenes linkes Auge Verdacht erregte, und mich zu der vorläufigen Frage veranlaßte: Ma chi e quell' povero disgraziato, chi sta tanto male?

Lächelnd verſetzte er: È il povero Signor *Carnevale*, chi senza dubio morira sta sera, se lei non sapra trovare un rimedio bastante.

Es war wohl ein stehender Scherz und Signor Luigi nicht sein Erfinder, aber mir war dabei gar nicht scherzhaft zu Muthe, und fast wäre mir's lieber gewesen, es hätte sich um den zu fürchtenden Tod irgend eines wirklichen, mir unbekannten Menschen gehandelt. Es überlief mich mit einem leisen Schauder, wenn ich bedachte, daß heute wirklich der Begräbnißtag all der bunten, jubelnden Lust angebrochen sei, für mich ein Scheiden ohne Hoffnung des Wiedersehens. Ich konnte auf den wohlgemeinten Scherz keine heitere Antwort finden.

Auch heute, wie schon an einzelnen vorhergegangenen Karnevalstagen, empfand ich das Bedürfniß, mich durch Ruhe und Einsamkeit einiger Stunden für die bevorstehenden letzten Anstrengungen des Festes zu sammeln. So gingen wir denn am Nachmittage in die Villa Medici. Dort ließen wir uns die Terrasse der Boccage aufschließen und erstiegen das Belvedere, auf welchem in einem vergitterten Häuschen ein verstümmelter Abguß der reizenden Diane des Museo Chiaramonti durch das Grün der umgebenden Gebüsche schimmert. Von diesem Punkte aus genießt man die erquickendste Aussicht, ostwärts über die ganze Campagna und das Gebirge, dessen höchste Spitzen, schneebedeckt, im hellen Sonnenglanze leuchteten, westwärts über die Stadt, aus welche von Zeit zu Zeit in leisen Tönen das Gebrause des hin und her fluthenden Karnevals wie fernes Meeresrauschen aus der Tiefe zu uns heraufdrang.

Stunden und Situationen wie diese sind auch nur in Rom möglich. Vollkommene Einsamkeit unmittelbar neben dem bewegtesten Leben, die ahnungsvolle Stille des Gebirgswaldes inmitten einer von dem lautesten Festjubel durchbraus'ten Weltstadt.

Gegen die Zeit des Pferderennens begaben wir uns wieder hinab auf den Schauplatz der Lust. Schon in den beiden letzten Tagen war der Zudrang der Kutschen ungeheuer gewesen. Einige Freunde, welche eine Fahrt zu Wagen durch den Korso machen wollten, hatten sich genöthigt gesehen, nach mehrstündigem Warten

in den Nebengassen, auf die Ausführung ihres Vorhabens zu verzichten, und den theuer bezahlten Wagen im Stiche zu lassen. Heute nun schien die Fülle ihren Gipfel erreicht zu haben, denn während im Korso selbst die Wagenreihen nur selten und nach langen Pausen ein Paar Schritte weiter fortrückten, bildeten die in der Via del Babuino haltenden Wagen einen Zug, welcher sich über den ganzen spanischen Platz, durch Via dei due Macelli um die Propaganda herum wieder auf die Piazza di Spagna zurück erstreckte. Ich glaube schwerlich, daß viele derselben heute das Ziel ihres Strebens, den Korso, erreichten.

Auf das gegebene Signal haben die Wagen den Korso verlassen, der jetzt nur noch von Fußgängern eingenommen ist. Eine Kavallerie-Abtheilung durchsprengt zu dreien Malen, zuletzt im gestreckten Galopp, den Korso der ganzen Länge nach, um für den Wettlauf die nöthige Bahn zu machen. Aber nur auf einen Augenblick bildet sich eine Art von Gasse in dem dichten Menschenstrome, welcher sich unmittelbar hinter den weiterjagenden Reitern wieder zusammenschließt. Dann donnern die Kanonenschüsse, der Ruf: i barberi, i barberi! geht von Mund zu Munde, und ein ungeheures Jauchzen, ein immer mehr anschwellendes Halloh und Hussageschrei verkündet das Ablaufen der Pferde von dem Obelisken des Volksplatzes. Wie ein Blitzstrahl sausen die wunderlich aufgeputzten, mit Knistergold und allerhand buntem Geflitter bedeckten Thiere an uns vorbei; wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, theilt sich die Menschenmasse immer eben nur so weit, um ihnen für die nächsten Sätze und Sprünge ihres wilden Laufes Raum zu geben, und schließt sich dann gleich hinter den letzten wieder zusammen. Aber da kommen noch ein oder ein Paar Nachzügler, begleitet von dem Hohngeschrei der Menge; die Gasse öffnet sich aufs Neue, und es regnet Würfe und Hiebe auf solch eine arme Bestie, die dann gelegentlich auch wohl ein Unglück anrichtet, wie im vorigen Jahre, wo an der Seite eines meiner Freunde ein

Römer von einem, auf solche Weise scheu gemachten, zurückgebliebenen Rennpferde auf der Stelle todtgeschlagen wurde.

Ein sehr beliebtes komisches Intermezzo dagegen gewährt es den Römern, wenn, wie oft geschieht, einer von den vielen Hunden, welche die römischen Straßen bevölkern, in die vor dem Abrennen geöffnete Gasse geräth. Augenblicklich schließt Alles fest aneinander, und dem armen Thiere bleibt nach vielen vergeblichen Versuchen, die Menschenmauern links und rechts zu durchbrechen, nur der Ausweg, in gestrecktem Laufe den ganzen Korso hinabzurennen. Solch ein Vorspiel des darauf folgenden Wettrennens ereignete sich jeden Tag und ward jedes Mal mit großem Jubel begrüßt.

Heute, nachdem das Rennen der Barberi vorüber war, rückten alle Wagen sogleich wieder aufs Neue in den Korso ein, auf dem sich nun Alles bereitete, den Schlußakt des Festes würdig zu begehen.

Ehe wir uns dessen versahen, war die nächtliche Dämmerung niedergesunken, rasch und plötzlich, wie sie hier im Süden den geschiedenen Tag abschließt. Da blitzt es auf aus dem Menschengewühle unter uns. Hier, dort, an den Fenstern, auf den Balkonen, von den höchsten Mansarden und Dachöffnungen herab zucken kleine Flämmchen empor. Sie mehren sich in Blitzesschnelle, bald sind es hunderte, bald tausende. Wir eilen von unserm Balkone in die anstoßenden Zimmer, in welchem durch Freund B.'s Vorsorge zahlreiche Bündel und Päckchen der dünnen zerschnittenen Wachskerzen zum beliebigen Gebrauche neben den brennenden Lampen aufgestapelt sind, um uns mit den nöthigen Moccoli zu versehen. In einer Minute sind wir wieder auf dem Balkone. Aber welche Veränderung ist unterdessen vor sich gegangen! Das geblendete Auge ist kaum fähig, den ersten Eindruck eines Schauspiels zu ertragen, welches ich in aller Hinsicht dreist über Kuppelbeleuchtung und Girandola setzen darf.

Der ganze Korso in seiner vollen Ausdehnung vom Obelisken

auf der Piazza del Popolo bis zum venetianischen Palaste hat sich in einen einzigen bewegten Lichtstrom verwandelt, in eine Milchstraße von Lichtflammen, welche wie Sterne in der Luft zu wandeln scheinen.

Hunderttausende von Lichtern winken aus allen Fenstern, von allen Balkonen, schweben von den Schaugerüsten und selbst von den Dächern herab, schwanken auf zehn bis zwanzig Fuß langen Cannen, hoch über der Straße, mitten in der Luft. Oft trägt eine solche Canna deren über ein Dutzend, die auf derselben festgeklebt sind. Unten im Korso sind alle Wagen mit Lichtern und Wachsfackeln besteckt, alle Insassen tragen Lichterchen in den Händen, die sie durch Vorhalten der Drathmasken oder in Papierlaternchen gegen den Angriff aller derjenigen zu schützen suchen, welche sich von allen Seiten unermüdet, und oft mit Gefahr, herandrängen, um ein Lichtchen auszulöschen. Der sternbedeckte Nachthimmel erscheint in tiefster Schwärze gegen das flammende Lichtmeer unten, vor welchem selbst der glühende Schein der Sterne zu einem matten, kaum sichtbaren Flimmern verbleicht.

Die bunten Masken, die schönen Anzüge der Frauen, all die Farbenpracht und Schönheit, das Bunte, Blitzende und Glänzende des Schmuckes, die prachtvollen Equipagen, in denen sich, vor Jubel und Lust strahlend, die schönsten Mädchen und Frauen in den entzückendsten Kostümen und Trachten dem Blicke zeigen, die schnaubenden Rosse, das ganze farbenbunte Durcheinander der sich auf und nieder drängenden, springenden, tanzenden und rennenden Tausende und Abertausende, hier und da vom wahrhaft bacchantischen Jauchzen durchtönt: das Alles erscheint in diesem wogenden und fluthenden Lichtmeere tausendfach gehoben und verschönt von den wunderbarsten Reflexen und Streiflichtern. Alle Farben treten kräftiger, alle Formen plastisch bestimmter hervor. Roms Karneval im Glanze des Moccoliabends ist was der Vatikan und seine Marmor-

welt bei Fackelbeleuchtung. Hier erlahmt jede Hand, welche eine Beschreibung versucht.

In dieser kurzen Stunde des Moccoliabends, denn viel länger währt die Herrlichkeit nicht, kann man mit vollem Rechte sagen, daß alle Römer, ja alle Anwesende, seien sie sonst im Leben auch noch so ernsthaft, zu Kindern geworden scheinen. Denn es ist ganz unmöglich, sich der Ansteckung dieser allgemeinen Kinderlust zu entziehen, die in nichts mehr und nichts wenigerem besteht, als seinem Nachbar, sei er uns befreundet oder wildfremd, alt oder jung, groß oder klein, das angezündete Moccolo, welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöschen. Menschen, die ich das ganze Jahr hindurch ernst gesehen, denen das ganze vorhergehende Karneval kaum ein Lächeln der Theilnahme entlockt hatte, sah ich von dieser allgemeinen Kinderlust hingerissen, jenen Zweck mit einem Eifer, mit Anwendung so kindischer Listen und Schliche verfolgen, daß sich deren der ausgelassenste Knabe nicht zu schämen gehabt hätte. Es ist, wie wenn Alles, was von Jugend- und Kindheitserinnerung in dem Erwachsenen schlummert, plötzlich durch einen Zauber aus seinem Banne entbunden würde.

Ein bellum omnium contra omnes, ein Krieg Aller gegen Alle hat begonnen. Jeder ist Angreifer und angegriffen zugleich. Wo der stärkste Athemzug zum Ausblasen des Moccolo nicht hinreicht, erfindet die List alle möglichen Arten von Löschmaschinen. Hüte und Taschentücher werden in Bewegung gesetzt, und nicht genug, daß man auf den Balkonen sich der nächsten Nachbaren zu erwehren hat, entspinnt sich auch zwischen den über einander befindlichen Stockwerken ein lustiger Kampf. Tücher an lange Cannen gebunden werden von oben herab und von unten hinauf wie Fahnen geschwenkt, um die Moccoli auszulöschen. Man erwehrt sich ihrer so gut man kann, sucht sie mit Stöcken und langen Rohrstäben abzupariren, oder mit den Händen zu erhaschen und abzureißen, und das Gelingen solcher Bemühung ist stets von dem

lautesten Jubel begleitet. Keinem Worte, keinem Versprechen ist zu trauen, denn keines wird gehalten, und der, welchem Du so eben auf seine dringende Bitte erlaubt hast, seine ausgelöschte Kerze an der Deinen anzuzünden, bläs't Dir in demselben Augenblicke, in welchem er seinen Zweck erreicht hat, mit einem lauten senza moccolo! senza moccolo! triumphirend Dein Lichtstümpfchen aus. Und dieses kindische Spiel scheint gar nicht zu ermüden. Es ist, als ob eine Art von Trunkenheit sich Aller bemächtigt habe. Um die Flamme zu verstärken und durch ihre Kraft gegen die stärksten Lungen zu sichern, dreht man ein Dutzend solcher dünnen Wachskerzchen zu einer starken Fackel zusammen. Aber auch sie erliegt dem allgemeinen Geschicke. Ein geschickt geschwungenes Tuch, eine Fahne, eine Mütze oder ein Hut löscht sie aus.

Kleine Unglücksfälle erhöhen nur noch den allgemeinen Jubel. An den Fenstern unserm Balkone gegenüber schlägt plötzlich gewaltiger Flammenschein empor. Die großen Fenstervorhänge, welche man abzunehmen versäumte, sind bei dem allgemeinen Kampfe in Brand gerathen, und flackern flammenrauschend in die Höhe. Ein allgemeines Bravo erschallt. Ein Paar Schwarzröcke, Geistliche, welche an diesem Fenster postirt gewesen, bemühen sich vergebens, mit augenscheinlicher Gefahr für ihre weitfaltigen Roben, die brennenden Gardinen herabzureißen. Ein Augenblick und alles ist vorbei.

So geht es an den Fenstern, auf den Gerüsten und Balkonen zu. Aber nun erst unten im Korso selbst!

Ich versuchte es, mich auf einige Augenblicke hinab zu begeben, und stürzte mich mit einem Freunde in das brausende und flammende Getümmel. Aber um hier lange auszudauern und die Besinnung nicht zu verlieren, muß man ein Römer und an diese Dinge gewöhnt, oder mit stärkeren Nerven begabt sein, als diejenigen sind, deren ich mich zu erfreuen habe. Es war mir wie einem Schwimmer, der machtlos in starker Brandung kämpft.

Alle Wagen sind im Belagerungszustande. Die darin befindlichen sitzenden oder auf den Sitzen stehenden Damen sind umgeben von beschützenden Herren, welche alle Angreifer von den Lichtchen der ersteren abzuwehren und dabei zugleich ihre eigenen Moccoli zu schützen unablässig bemüht sind. Man steigt auf die Tritte, erklettert die Räder, klimmt auf die Bedientensitze, und wo ein Angriff gelingt, ertönt das ewige: senza moccolo! triumphirend durch die Nacht. Die rohe Verwünschung des zu Göthe's Zeit üblichen: sia ammazzato chi non porta moccolo! (es werde ermordet, wer kein Lichtchen trägt!) ist so gut wie ganz verschwunden, und hat dem zierlichen o che vergogna, senza moccolo! (o welche Schmach, ohne Moccolo!) Platz gemacht. Dieses langgezogene, in drei Accentstößen, mit dem Haupttone auf der letzten Silbe des letzten Worts, ausgerufene senza moccolò! durchtönt den ganzen Korso. Man hört fast nur diesen vollen, tiefen Ton des langgezogenen Vokals, der wie nächtliches Meeresbrausen den ungeheuren Korso durchhallt. Es liegt etwas Betäubendes, Fascinirendes und Sinneverwirrendes in diesem Tongebrause. Aber die ächten Römer und Römerinnen bewegen sich in diesem elementaren Aufruhr wie Fische im Wasser. Sie eilen an Dir vorbei, löschen Dir im Umsehen Deine Kerze, so hoch Du sie halten magst, entreißen sie Dir wohl gar mit einem blitzschnellen Griffe, und ehe Du Dich noch besinnen kannst ist auch die zweite, unterdeß schnell wieder angezündete, denselben Weg gegangen, und überall empfängt Dich von schönen Lippen das anmuthig neckende und verhöhnende senza moccolo! senza moccolo! o che vergogna, senza moccolo! von der so eigenthümlich reizenden Hand- und Fingerbewegung begleitet. Ich hatte über ein halbes Dutzend solcher Moccoli als Reserve zu mir gesteckt, aber in weniger als zehn Minuten waren sie bis auf das letzte verschwunden, und ich ergab mich lieber in mein Schicksal, überall mit einem senza moccolo! begrüßt zu werden, als daß ich es versucht hätte,

den fruchtlosen Kampf meiner nordischen Unbehülflichkeit mit der federkräftigen Gewandtheit der Römer zu erneuern.

Dort um jenen Wagen, gegenüber der Kirche von S. Carlo, entbrennt der Kampf am heftigsten. Es sind Damen darin in den beliebtesten Opernmasken, eine als figlia di regimento besonders reizend. Allgemeiner Beifallsruf erhebt sich. O che bella figlia di regimento! Eine andere in altpreußischer Offizierstracht ward mit einem o che bello rè Federigo! von dem jubelnden Volke begrüßt, ohne daß darum das Bestreben, ihrer Fackel das Lebenslicht auszublasen, im Mindesten nachgelassen hätte. In dem Augenblicke, wo es einem der kühnsten Angreifer gelang, hatte ich das Hinterrad des Wagens erstiegen, und reichte der Schönen ein schnell dem Nächsten entrissenes brennendes Kerzchen zum Wiederanzünden dar. Sie lüftete die rosafarbene Drathmaske mit einem reizenden mille grazie! Signor! und reichte mir einen Veilchenstrauß, den sie vom Karnevale noch im Knopfloche trug. Aber in demselben Augenblicke blies sie mir verrätherisch mit einem fröhlichen o che vergogna, senza moccolo! meine Kerze aus. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Ich schleuderte die ausgeblasene Kerze in das Gewühl und sprang mit einem galanten: l'avete acceso nel mio cuore! vom Wagen hinunter, um wieder den sichern Hafen meines Balkons zu erreichen.

Mitten in diese hellflammende Lust des reizenden Wahnsinns, mit welcher der fröhliche Held Karneval unter Fackelschein zu Grabe getragen wird, ertönt plötzlich das Ave Mariageläute von den zahllosen Kirchthürmen der ewigen Stadt, und schnell, wie er begonnen, endet all der strahlende Glanz des heitersten Festes, „ausgelöscht wie eine Kerze mit einem Hauche."

Vergleicht man diesen schwachen Versuch mit der Göthe'schen Schilderung des Moccoliabends, so dürfte auch hier das Ergebniß

sein, daß auch dieser Theil der römischen Festfreude des Karnevals, so bacchantisch sie immerhin einem Nordländer erscheinen mag, sich zu ihrem Vortheile verändert hat. Schon das Verschwinden jenes rohen, zu Göthe's Zeit allgemeinen Zurufes, den ich wenigstens nirgends mehr vernommen habe, scheint dies zu beweisen. Ist doch auch das Ammazziren selbst in Rom bei weitem seltener geworden, als zu jener Göthe'schen Zeit, wo alle Woche ein Paar Mordthaten vorfielen.

Ich habe schon zu Anfang meines Berichts über das heutige Karneval von Rom bemerkt, daß Göthe eigentlich nirgends auf das römische Karneval gut zu sprechen sei, daß man diese Stimmung seiner Beschreibung überall anmerke. Wenn er dessen ungeachtet auf dieselbe die größte Sorgfalt verwendet, und die Erscheinungen bis ins kleinste Detail schematisirt, so geschieht dies nur zufolge jenes ihm eigenthümlichen realistischen Tik's, welcher ihn eine ähnliche Sorgfalt der Beschreibung selbst den widerwärtigen Ungeheuerlichkeiten des verrückten Prinzen Pallagonia zuwenden ließ. Wo er aber im Zusammenhange seine Herzensmeinung in den Briefen ausspricht, da sieht man recht, daß er an dem so fleißig und mühsam Geschilderten in der Wirklichkeit keine Freude gehabt hat. „Nun ist der Narrheit ein Ende," ruft er am Aschermittwoch, den zwanzigsten Februar 1787 aus. „Die unzähligen Lichter gestern Abend waren noch ein toller Spektakel. Das Karneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig los zu werden, es je wieder zu sehen."

In mir hat das Karneval von 1846 den entgegengesetzten Wunsch zurückgelassen, und wenn Euch die eben gelesenen Blätter eine ähnliche Stimmung hervorgerufen haben, so ist ihr Zweck vollkommen erfüllt.

Hier scheide ich von dem freundlichen Leser, der bis hierher meine Briefe und Tagebuchblätter theilnehmend begleitete. Sie schilderten Rom und Italien im Lichte einer Zeit, welche, so nahe sie uns auch noch liegt, doch für das schöne und bisher so unglückliche Land schon zu einer historisch abgeschlossenen Vergangenheit geworden ist. Italien ist, seitdem ich es im Mai 1846 verließ, ungeahndet schnell zu neuem Leben erwacht. Es ist in die Reihen der handelnden Nationen der Weltgeschichte wieder eingetreten, und der sehnsuchtsvolle Wunsch seines Dichters:

Italia, Italia, o Tu, cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza, ond' hai
Funesta dote d'infiniti guai,
Che in fronte scritti per gran doglia porte:
Deh! fosse Tu men bella, o almen piu forte,
Onde assai piu Ti paventasse, o assai
T'amasse men, chi del Tuo bell' ai rai
Par che si strugga, e pur Ti sfida a morte!

— dieser Klageruf der brennenden Sehnsucht begeisterter Vaterlandsliebe scheint endlich Erhörung gefunden zu haben bei dem Gotte der Geschichte. Und so ist dieses Buch wohl das letzte, welches italienische Eindrücke derjenigen Art wiedergiebt, wie wir sie in dem Lande der Schönheit seit einem Jahrhunderte zu suchen und zu finden gewohnt waren. Haben diese Blätter einigen Werth, wie mich gütige Freunde überreden möchten, so danken sie es vielleicht jenem Zufalle, so wie dem Umstande, daß der Verfasser seine Eindrücke, so wie er dieselben empfing und niederschrieb, rein und und unvermischt mit denen der nächstfolgenden Ereignisse zu lassen die Selbstverläugnung besaß.

Mit zaudernder Hand trenne ich mich von diesen Blättern, deren idyllischer Frieden mitten in den wilden und heißen Kämpfen einer rastlos vorwärts strebenden Zeit vielleicht für manchen Leser etwas Befremdliches haben mag. Mögen sie dafür manchem andern auf kurze Augenblicke eine Erholung gewähren, wie sie der

Verfasser selbst oft empfand, wenn er bei ihrer Durchsicht aus der Unruhe der Gegenwart zurückschaute auf die Erinnerungen einer Zeit, welche die glücklichsten und friedenvollsten Tage seines Lebens umschließt.

Mögen sie aber auch dazu beitragen, Hoffnung und Sympathie für Land und Volk Italiens bei allen denen zu stärken, welche ein Herz haben für die Gottesstimme, die aus der Brust des lange mißhandelten und geknechteten Volkes in unsern Tagen nach Freiheit rufend an das Ohr der europäischen Menschheit erschallt.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01451 3804